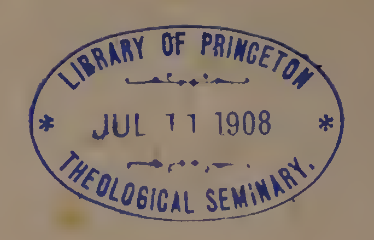



LIBRARY OF PRINCETON
JUL 11 1908
THEOLOGICAL SEMINARY.







Geschichte

der

Berliner Missionsgesellschaft

und ihrer Arbeiten

in

Südafrica

mit vielen Bildern

von

Dr. Wangemann,
Missionsdirector.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)

Vierter Band,

enthaltend:

Die Geschichte der Berliner Mission im Bassutolande.

Berlin 1877.
Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin,
Friedenstr. 4.
Im Buchhandel zu beziehen bei J. A. Wohlgemuth's Verlagsbuchhandlung.
(Max Herbig.)

Die Berliner Mission

im

Bassuto-Lande

(Transvaal-Republik)

mit Bildern

von

Dr. Wangemann,
Missionsdirector.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)



Berlin 1877.
Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin,
Friedenstr. 4.
Im Buchhandel zu beziehen bei J. A. Wohlgemuth's Verlagsbuchhandlung.
(Max Herbig.)



Seinen drei lieben Freunden

Gustav Knak,

Pastor an Bethlehem in Berlin,

Moritz Görcke,

Pastor zu Zarben in Pommern,

Carl Straube,

Pastor zu Falkenhagen in der Mark,

als Zeichen innigster Liebe und dankbarer Verehrung

von

dem

Verfasser.



Als eine besondere Gabe der Freundlichkeit meines Gottes erachte ich es, daß er es mir vergönnt, Euch Dreien, die Ihr in besserem Sinne, als der Dichter von solchen singt, als drei freundliche Sterne in mein inneres geistliches Leben hineingeleuchtet habt, dieses Zeugniß meiner Dankbarkeit öffentlich geben zu können.

Während mein treuer Freund und Camerad Carl Meinhold in Cammin und mein unvergeßlicher Ferdinand Schultze Bethanicus es mir, wie kein Dritter, vorgelebt haben, wie ein Christ schwere Leiden ohne Bitterkeit in kindlichem Glauben ertragen muß, habe ich zu Euch durch natürliche und geistliche Verwandtschaft untereinander eng verbundenen lieben Dreien in meinem Leben allzeit hinauf geschaut, und Euch mir zum Vorbild gesetzt, nur das Eine beklagend, daß ich so weit hinter Euch zurückbleiben mußte in den Stücken, um die ich Euch, wenn um christliche Güter Neid gestattet wäre, wirklich beneidet hätte.

Du, mein lieber Bruder Gustav Knak, hast dem Spott der Welt nie etwas anderes entgegengesetzt, als ein in Jesu kindlich fröhlich Herz. Während Freunde sogar zeitweilig sich von Dir wandten, hast Du an der Freundschaft Deines Heilandes Dir genügen lassen, und darum ist Seine Gnade in Dir so mächtig geworden, daß auch die herbsten Schläge und das tiefste Leid an dem allzeit gleichen Frieden und Deiner Freude im Herrn machtlos abprallen mußten. Darum hast Du auch zeugen können mit Macht von den großen Thaten des Herrn unter den Heiden und im innersten Herzensheiligthum, und darum werden Deine Heimwehs- und Heimathslieder auch gesungen bis an die Enden der Erde.

Und Du, mein lieber Bruder Moritz Görcke, bist vom Herrn gewürdigt worden, mit unverwüstlicher pommerscher Nüchternheit und Wahrheit, Wärme und Dringlichkeit, im Zwiegespräch und von den Kanzeln des ganzen Pommerlandes und über seine Grenzen hinaus

den Leuten die zur Natur gewordene Gnade des Herrn anzupreisen, also daß, wohin Du kamst, Deine Fußtapfen von dem Segen des Herrn zeugten, und das Feuer sich entzündete, von welchem der Herr nichts lieberes wollte, denn es brennete schon überall.

Und Du, mein lieber Bruder Carl Straube, hast in Lied und Ton das verklärt, was Dein einfaches, schlichtes Wort und Zeugniß mit Wärme bekannte, und wer mag ermessen, was das singende Pfarrhaus in Falkenhagen und die Psalmgesänge seines Hausvaters und die geflügelten Boten in Bibelwort und Flugschrift, die von demselben in alle Welttheile ausgegangen sind, überall für Samen ausgestreut haben, dessen Ernte Deiner vor dem Thron des Lammes wartet.

Nun, Ihr lieben Drei, von all dem reichen Segen, den der Herr durch Euch Vielen gespendet hat, habe ich mein reichlich Theil bekommen, und freue mich, daß ich's mit Dank gegen den Herrn auch öffentlich bekennen darf, daß Ihr gerade in den Zeiten, wo das jugendliche Gemüth zur Entscheidung gedrängt wird, mir, dem Jünglinge, sehr viel gegeben habt, wofür ich Euch in Ewigkeit danken werde.

Lange wird's ja, so Gott will, nicht mehr währen, dann preisen wir mit einander vor Gottes Thron, daß Er gnädig und barmherzig ist und Seine Güte und Gnade kein Ende hat. Bis aber dies geschieht, möge der Herr Euch selbst, und durch Euch Euern ganz geringen Bruder, ferner segnen, und uns mit Seiner Langmuth tragen, vollbereiten, kräftigen und gründen, bis wir erwachen nach Seinem Bilde.

Das ist das Gebet

Eures in Jesu eng verbundenen

Berlin, 22. März 1877. T. Wangemann.

Vorrede.

Sollte ich dies Buch critisiren, so würde ich daran viel zu bemängeln finden. Würde aber ein Freund mich fragen: „Warum hast du die Mängel nicht abgethan, die dir doch nicht unbekannt geblieben waren?" so würde ich antworten: Weil ich nicht gewollt habe, ja im Gegentheil die Mängel gewollt habe.

Um dies zu verstehen, bemerke ich, daß dies Buch durchaus nicht für ein lesendes Publikum geschrieben ist. Wers lesen mag, der lese es, und wer nicht, lege es bei Seite. Das Buch ist nur für Missionsarbeiter und Missionsbeter und zwar ganz speziell für solche Freunde unseres Berliner Missionswerkes geschrieben, die nicht blos an demselben naschen, sondern ganz ernstlich mitarbeiten wollen. Solchen Freunden soll es eine — so viel als möglich photographisch genaue Anschauung geben von dem Lande, in dem wir arbeiten, von seinen Bewohnern, deren Sitten, von unsern einzelnen Arbeitern selbst, ihren Freuden und Leiden, ihrem Ringen und Kämpfen, ihren Früchten und Erfolgen — und zwar das Alles nicht blos zu dem Zweck, daß sie es kennen lernen und ihnen Rechnung abgelegt wird über das, was geschehen ist durch ihre Hülfe, sondern vielmehr und vornehmlich zu dem Zweck, daß sie sich lebendig hineinversetzen können in die Lage unserer Arbeit und unserer Arbeiter, daß sie sie lieben, dafür innerlich erwärmt werden, daß sie für sie beten und mit erneuertem Eifer das Werk weiter betreiben. Wenn einer der Leser dieser Blätter dies nicht will, dann

gebe ich nichts drum, daß er sie lieset, aber auch nichts drum, wie er sie beurtheilt.

Um aber gedachten Zweck zu verfolgen, mußte in der folgenden Darstellung nicht blos mit Thatsachen allein gearbeitet werden, statt mit den bei solchen Werken sonst so beliebten Reflexionen und Uebergüssen, sondern die Thatsachen mußten auch so viel als möglich mit den eigensten Worten derer, die sie erlebt und berichtet haben, wiedergegeben werden, und selbst die Beschreibung der Gegenden mußte in dem thatsächlichen Rahmen von Reiseerlebnissen gegeben werden. Wo es irgend thunlich war, habe ich, während der Geschichtsschreiber von Fach gruppenweis arbeitet und minder wichtige Punkte ganz übergeht, allzeit Abschnitte aus den Tagebüchern und Berichten der handelnden Personen mit deren eigenen Worten wiedergegeben, einestheils weil ich die Theilnahme des Lesers nicht blos für die dargestellten Thaten, sondern auch für die Arbeiter selbst zu erwecken wünschte, und anderntheils weil gerade in den eigensten Worten des Augenzeugen eine Menge kleinster, für das Verständniß des Ganzen höchst wichtiger Details dargeboten wird, welches bei der noch so sorgsamen Ueberarbeitung leicht vernichtet und verwischt wird. Dadurch hat die Darstellung ab und zu etwas mosaikartiges erhalten. Doch das wollte ich eben. Das Ueberarbeiten größerer Massen von Stoff habe ich auf diejenigen Abschnitte beschränkt, die nothwendig waren, um den das Ganze durchgehenden Faden, die Uebersichtlichkeit und den pragmatischen Zusammenhang zu seinem Recht kommen zu lassen. Die Wiederholung von ähnlichen und verwandten Situationen habe ich aber nicht immer vermeiden können, weil eben es mein Plan war, jedes Arbeiters Werk auch in einem in sich abgeschlossenen Gesammtbild zu zeichnen, wobei es bei der Aehnlichkeit der Umgebungen, in denen sie arbeiteten, natürlich nicht immer thunlich war, Aehnlichkeiten in den verschiedenen Situationen der Arbeiter bei der Darstellung zu vermeiden.

Eine besondere Schwierigkeit bot sich mir dar in dem Umstande, daß etliche, und zwar hervorragende Ereignisse bereits in Spezial-Darstellungen (Maleo und Sekukuni, Lebensbilder aus Süd-Afrika, Missionsberichte) durch mich verarbeitet worden waren. Die Wichtigkeit dieser Episoden für das Gesammtbild, das unsere Geschichte geben soll, gestattete weder, sie mit Verweisung auf jene Einzelarbeiten ganz zu übergehen, noch sie stiefmütterlich zu behandeln in diesem größeren Werke, das doch schließlich die geschichtliche Hauptquelle der Berliner Missionsarbeiten für weitere Kreise bleiben wird. Da galt es, einen taktvollen Mittelweg zu finden. Mancher Spezialzug aus der denkwürdigen Märtyrerzeit in Sekukunis Lande, der sonst in diesem größeren Werke mit zur Verwendung gekommen wäre, mußte und konnte durch Verweisung auf jene Einzeldarstellungen hier übergangen werden, aber was charakteristisch war, mußte wieder aufgenommen werden. Der geneigte Leser wird übrigens bald heraus finden, daß erst jetzt ein wirklich den pragmatischen Zusammenhang der einzelnen Ereignisse klar ins Licht stellendes Geschichtsbild — durch Benutzung und Vergleichung anderer Quellen — entstanden ist, und daß, während die Benutzung jener früheren Bearbeitungen auf kaum den achten Theil des vorliegenden Buchs sich beschränken dürfte, in letzterem doch eine große Anzahl neuer Details auch in die Darstellung der früher bearbeiteten Episoden mit verarbeitet und eingegliedert sind.

Unbefangener habe ich die Bearbeitungen benutzt, die ich selbst in den Berichten der Berliner Missionsgesellschaft früher geliefert habe. Wo ich einmal die Mühe mir genommen hatte, durch Benutzung sämmtlicher vorhandenen Quellen dem Stoff die möglichst vollkommene Form zu geben, hielt ich mich nicht verpflichtet, von dieser Form abzuweichen, nur um nicht dasselbe zweimal zu sagen; zumal das was in Zeitblättern abgedruckt wird, zumeist in kurzer Zeit vergessen und bei Seite gelegt zu werden pflegt.

Vorstehende Bemerkungen glaubte ich zum Verständniß des Ganzen voraufschicken zu müssen und schließe diese Bemerkungen mit der herzlichen Bitte an den geneigten Leser, daß, wenn er wirklich ein geneigter sein will, er diese Geneigtheit damit bekunden möge, daß er recht oft das Buch bei Seite legen möge, um für die in demseben beschriebenen Personen ein Gebet zu thun. Denn sie leben ja noch fast alle, und sind auf die Fürbitte der Missionsgemeinden angewiesen, ja, würden ohne dieselbe ihr Werk nicht vollbringen können.

Pastoren, die um Stoff zu Missionsstunden verlegen sind, wird hier eine sehr reiche Fundgrube eröffnet; für die habe ich nur den Wunsch, daß sie dieselbe sehr fleißig ausnutzen mögen.

Wangemann.

Geschrieben in Berlin an meines vielgeliebten Königs **Wilhelm**, deutschen Kaisers, achtzigstem Geburtstag, 22. März 1877.

Uebersicht.

Erster Abschnitt.

Leute und Land.

Zweiter Abschnitt.

Erstes Eindringen in das Bassuto-Volk.

Dritter Abschnitt.

Zerstreuung und Sammlung.

Vierter Abschnitt.

Entwickelung der Missionsarbeit im Distrikt Lydenburg.

Fünfter Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Distrikt Zoutpansberg.

Sechster Abschnitt.

Die Missionsarbeit auf den Stationen der Verbindungskette.

Siebenter Abschnitt.

Vorwärts zum Zambesi.

Erster Abschnitt.

Leute und Land.



1. Carl Trichard's Zug.

„Slachterskamm werden wir nie vergessen!" Das Wort konnte man in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts vielfach aus dem Munde holländischer Bauern in der Cap=Colonie vernehmen. — Was war Slachterskamm? Wir müssen etwas weiter ausgreifen.

In dem Kriege der Engländer gegen die französische Republik, der damals auch Holland einverleibt war, hatten die Engländer 1795 das Capland erobert, und nach vierjähriger Unterbrechung (1802—1806), während welcher die Holländer noch einmal Herren im Lande wurden, wieder eingenommen. Der Pariser Frieden 1814 sicherte ihnen den Besitz für immer.

Der alte Cap=Bauer konnte sich in die fremde Weise der neuen Herrscher nicht finden. Da ging alles so ungestüm, so rücksichtslos zu, die einflußreichen Stellen kamen in Besitz von Fremden, die gar nicht einmal im Lande blieben, sondern sich möglichst schnell bereicherten, um dann nach wenigen Jahren fortzuziehen. Mit der alten Gemüthlichkeit, vermöge deren ein Jeder ein kleiner König auf seinem Bauerhof war, und vorkommenden Falles, da wo er es zu arg getrieben hatte, in eine Geldstrafe verurtheilt wurde, die aber mit Hülfe der Familienparthei auch bald niedergeschlagen wurde, war es zu Ende. Straffes Gesetz wurde eingeführt und oft unsanft durchgeführt. Und das Alles von Leuten, die nichts getragen hatten von den unsäglichen Beschwerden, durch welche mit zäher Beharrlichkeit der Capbauer seit 150 Jahren das Land erobert und allmählich ein wenig cultivirt hatte. Solcher Zustand wurde dem alten freiheitsgewohnten Capenaar unerträglich. Etwa um 1815 war es, daß ein Bauer Frederic Bezuidenhout, welcher der englischen Obrigkeit wiederholten Ungehorsam entgegensetzte, durch einen englischen Soldaten erschossen wurde. Das schlug ein, wie der Blitz. Der froschblütige Bauer ermannte sich zu einer Verschwörung, deren Ziel war, die Tyrannen aus dem Lande zu vertreiben. Der Aufstand wurde bald unterdrückt. Auf derselben Stelle, wo die Aufrührer den Tyrannen den Tod geschworen hatten, einem entlegenen Bergrücken, der das Rütli der Cap=Colonie sein sollte, wurden ihre Rädelsführer hingerichtet. Die Bauern nannten

den Platz von jetzt ab Slachterskamm; der Same zu einem unversöhnlichen Nationalhaß des alteingeborenen südafricanischen Bauers gegen die Engländer war gesät.

Dieser Haß fand bald reichliche Nahrung. Die neue englische Weise, die neuen Gesetze, die neuen Ordnungen — alles das war dem Denken und Fühlen des Capbauers diametral entgegengesetzt. Daß die Obrigkeit sich unterstehen konnte, dem freien Bauer zu verbieten, seine Sklaven nach Belieben zu mishandeln oder todtzuschlagen, erschien ihm als ein unerhörter Eingriff in die Menschenrechte. Daß gar ein Hottentott auf richterlichem Wege einem Weißen gegenüber sein Recht suchen und finden konnte, war noch unerhörter. Völlig entsetzlich war es dem Bauer, daß 1828 die Hottentotten von allem Zwangsdienste freigesprochen, ja daß am 1. December 1834 gar alle Sklaverei verboten wurde.

In dem Lande solcher gräulichen Neuerungen konnte ja kein ehrlicher Christenmensch länger bleiben. Waren denn die Farbigen wirklich Menschen? Stammten sie nicht vielmehr von dem Affen ab? Und wenn sie wirklich Menschen waren, so waren sie doch aus dem verfluchten Ham's Geschlecht, das von Gott selbst zu ewiger Sklaverei bestimmt war. Und in diese Gottesordnung griffen die gottlosen Fremdlinge frevelhaft ein! — Ja, und wenn sie nun noch wenigstens Schutz verschafft hätten gegen die räuberischen Kaffern! Aber diese machten sengend und brennend einen Kriegseinfall nach dem andern, dem gegenüber die englische Regierung dem holländischen Ansiedler, nachdem sie ihm durch ihre Weise, die Farbigen zu behandeln, die Hände gebunden hatte, nicht einmal die nöthige Sicherheit zu verschaffen im Stande war.

Eine allgemeine Gährung entstand, namentlich in Albany und den übrigen Grenzdistrikten des Caplandes nach dem Kaffervolke zu (Uitenhagen, Cradok, Sommerset). Plötzlich schlugen die dortigen Bauern ihre Plätze zu beispiellos billigen Preisen los. Die englische Regierung publicirte die Gesetze wider die Auswanderung. Aber da war kein Haltens mehr. Der freie Capbauer wollte im Innern des großen Africa, — möglichst tief hinein, an einem Ort, den noch kein Engländer betreten hatte und so leicht keiner betreten würde, — eine neue Heimath suchen.

Der erste, der (1835?) aufbrach, war Carl Trichard, ein wohlhabender Bauer in Albany. Man hatte von den reichen Weidegegenden in Natal gehört, von denen ein gewisser Dr. Smith, der Anfangs der dreißiger Jahre eine Entdeckungsreise machte, berichtet hatte. An Tausend Bauern waren bald zum Trecken bereit. Aber sie konnten sich nicht über den zu nehmenden Weg einigen. Etliche wollten die Küste entlang dem Wege Dr. Smiths folgen, die andern wollten quer durchs Land. Darüber brach Carl Trichard, den sein ungestümer Unternehmungstrieb nicht länger daheim bleiben

ließ, auf eigene Hand auf mit 90 Häuptern und bedeutenden Viehheerden. Um der letzteren willen schieden sie sich von einander, Trichard behielt 50 Mann um sich, Rendsburg 40 Mann, Eine Tagereise weit blieben sie von einander entfernt, marschirten aber allzeit nebeneinander her, um sich nöthigenfalls gegenseitig helfen zu können.

Sie zogen über den Orangefluß, den Caledon hinauf durch das Land der südlichen Bassuto, über den oberen Vaalfluß. Da sie über die Lage des Natallandes sichere Nachricht nicht erhalten konnten, auch keinen Durchbruch durch das mächtige Drakengebirge entdecken konnten, zogen sie immer weiter nördlich und waren längst an Natal vorbei, als sie erfuhren, sie seien jetzt näher an der Delagoabai als an Natal. Das war ihnen aber ganz recht. Waren sie doch um so ferner von den verhaßten Engländern; mit den Portugiesen der Delagoabai, die ja auch Sklavenhalter waren, hofften sie leichter fertig zu werden. Zu versäumen hatten sie auch nichts. Ihrem Vieh war es ganz heilsam, Wochen und Monate lang zu lagern. War keine Seife mehr vorhanden und die Ochsenriemen verbraucht, so lagen sie einen Monat still, kochten Seife und machten neues Lederzeug. Jahre vergingen über Trichard's Treckzug. Er war bereits in den nördlichen Gegenden des heutigen Transvaal angekommen, wo er an einer großen Salzpfanne (Soutpansberg) Halt machte. Hier erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß schon vor ihm Capbauern bis hierher gekommen waren. Er traf die schwarze Frau und die Kinder eines solchen Bauern; sie hatten das Holländische verlernt, erzählten ihm aber in der Betschuanensprache von ihrem Vater, der am gelben Fieber gestorben sei.

Da unterwegs andere Treckbauern sich mit Trichard vereinigten, verlor er die Fühlung mit Rendsburg, der bereits mehrere Tagereisen mit den Seinen voraufgeeilt war. Trichard, der dies erfuhr, eilte ihm nach bis zum Limpopo. Dort fand er im Besitz der Farbigen einen Spiegel und ein Fernrohr. Sie sagten, sie hätten es von farbigen Leuten jenseits des Limpopo bekommen, die einen Trupp weißer Reisender umzingelt, gänzlich niedergemetzelt und ihre Wagen verbrannt hätten. Die Reisenden waren nämlich bisher durch das Land der Bassuto gezogen, welche durch den Verheerungszug des Moselekazzi (Band I, 156 f.) geschwächt, und überhaupt von Natur friedlicher geartet, ihnen kein Leides gethan hatten; jenseits des Limpopo aber wohnten die Makoapa oder Knopneusen*), ein wilder

*) Die Portugiesen an der Delagoabai pflegten ihre Sklaven so zu kennzeichnen, daß sie ihnen vom Stirnscheitel bis zur Nasenspitze eine Reihe von knopfartigen Warzen einimpften. Die Leute des Stammes fanden darin eine Schönheit und behielten den Gebrauch auch in der Freiheit bei. Daher der Name Knopneusen; der Stamm gehört zu der Sippe der rohen und tapfern Kahlkaffern.

kriegerischer Kaffernstamm, welche vorzogen, die weißen Endringlinge niederzumetzeln, bevor sie ihnen gefährlich werden könnten. Aber auch in die Region der Fieber und der gefährlichen Tsetse waren sie gekommen, deren Stich viel Vieh und fast alle Pferde hinweggerafft hatte.

Trichard entschloß sich kurz, Rendsburg zu suchen. Er ließ seinen Trupp am Limpopo Halt machen und sattelte seine letzte Stute; zwei Mann folgten ihm auf Packochsen. Sie fanden eine seichte Fuhrt, setzten über den Strom und erreichten nach einigen Tagereisen einen Häuptling der Makoapa, der sie freundlich aufnahm, ihnen eine Hütte anwies und ihnen auch erzählte, daß Rendsburg bei ihnen gewesen war. Aber wie erschraken die drei, als sie am andern Morgen erwachend, Haufen von bewaffneten Kaffern um die Hütte her versammelt fanden. Aus ihren Reden hörten sie so viel heraus, daß der Häuptling sprach: „Wir müssen diese drei auch todtschlagen, sonst gehen sie und holen mehr Leute und rächen sich."

Als die Bauern aus der Hütte traten, fragte sie der Häuptling, ob sie nicht lieber umkehren wollten, Rendsburg sei schon zu weit, den würden sie doch nimmer einholen. Trichard antwortete: „Nein, wir müssen ihn suchen und haben, aber heute nicht. Jetzt wollen wir aber erst unsere Wagen und unser Vieh holen. Die wollen wir bei dir stehen lassen und den Mann suchen!" — „Wann werdet ihr wieder hier sein?" — „Uebermorgen!" — Damit hatte der kluge Bauernführer den Kaffer überlistet. Derselbe gab ihm Wegweiser mit zu seinem Wagen. Die spannte er schnell ein und rettete sich eilig nach Soutpansberg zurück.

Dort erfuhr er, daß weiter südlich ein Durchbruch durch das Drakengebirge sei, durch welchen man nach der Delagoabai kommen könne. Nach diesem trachtete er zurück, schickte aber zuvor durch einen farbigen Boten einen Brief an den portugiesischen Gouverneur, den dieser auch richtig erhielt, aber nicht lesen konnte, weil er in schlechtem Holländisch geschrieben war. Derselbe entsandte sofort einige Soldaten, die ihn herangeleiten sollten. Inzwischen hatte aber das Fieber unter den Menschen, und die Tsetse und Seuchen aller Art unter dem Vieh gewüthet. Die Männer waren sämmtlich todt, nur noch 22 Frauen und Kinder erreichten im kläglichsten Zustande die Bai, und wurden von ihren Stammesgenossen zu Schiff nach Natal zurückgeholt. Das war (etwa um 1838) das Ende des berühmten Trichard'schen Zuges, soweit sich die Nachrichten über ihn noch heute feststellen lassen. Die trekboers nämlich warfen gern den Schleier des Geheimnisses über ihn, und suchten die Schrecken und Gefahren der Reise möglichst grell zu schildern, damit nur kein Engländer ihnen nachfolgen möchte.

Rastplatz eines Treckbauern im Jagdfelde.



2. Die Entstehung der Transvaal-Republik.

Dem kühnen Trichard folgten schon in dem Jahre 1836 eine große Anzahl anderer trek-Bauern. Den zweiten Haufen führte Hendrik Potgieter. Er fand unter den Barolong unweit Taba Nschu gute Aufnahme und fette Weiden, und berichtete über dieselben so günstig, daß noch in demselben Jahre große Haufen anderer Auswanderer (man spricht von 1800 Seelen) unter tüchtigen Führern (Gert Maritz, Jacobus Uys, Carel Landman, Gert Rudolf, Hans de Lange, Stephanus Rudolf 2c.) den ersten nachfolgte. Das Land der Barolong war zu klein, um alle zu fassen. Ein Theil von ihnen zog also weiter über den Vaalfluß.

Hier stießen sie aber auf andere Fremdlinge, die sich bereits im Quellgebiet des Limpopo niedergelassen und soeben ein mächtiges Reich gebildet hatten. Der Zulu-Capitän Moselekazzi hatte sich vor dem furchtbaren Tschakka (Bd. I, p. 156. 158) geflüchtet, vor sich her die Bassutostämme besiegt, und sie theils mit Brennen und Sengen ausgerottet, theils seinem Heere einverleibt, so daß die Bauern überall Brandstätten und Leichenhaufen antrafen.

Arglos hatten die Bauern sich auf den weiten Weideflächen zerstreut, als Moselekazzi seine Commando's aussandte und zuerst (1. Sept. 1836) 28, dann 25 Leute, Männer und Weiber, ermorden und ihre Wagen ausplündern ließ. Sechs Wochen später rückte er mit starker Heeresmacht heran, um die weißen Eindringlinge völlig auszurotten. Dieselben hatten aber diesmal sich besser vorgesehen, hatten eine Wagenburg gebildet und schossen aus derselben so tapfer unter die Angreifenden, daß Moselekazzi seine besten Krieger verlor. Freilich alles Vieh der Bauern, 6000 Haupt Rindvieh und 40000 Schafe, schleppte er als Beute mit sich fort. Die Bauern selbst retteten mit genauer Noth ihr Leben mit Hülfe ihrer Brüder, die von den Barolongs aus ihnen Zugochsen sandten. Darnach aber sammelte Gert Maritz 200 der Tapfersten und ging über den Vaalfluß, um an dem Matebelenfürsten blutige Rache zu nehmen. Er griff ihn in seiner Hauptstadt Mosika an, tödtete ihm 1000 Mann seiner besten Krieger, zerstörte die Hauptstadt nebst 14 nahegelegenen Matebelendörfern und schleppte eine Beute von 7000 Haupt Vieh mit hinweg. Moselekazzi zog es vor, dem Feuergewehr und der berittenen Mannschaft der Bauern, die aus sicherer Ferne ihm seine Kerntruppen niederstreckten, aus dem Wege zu gehen, verließ seine neuen Wohnplätze, zog über den Limpopo und bildete zwischen diesem und dem Zambesi-Fluß das mächtige Matebelenreich, welches noch heute eines der größten Reiche der Farbigen Südafricas ist (vgl. Bd. I, p. 156 f.).

Die dem Moselekazzi abgewonnenen bedeutenden Landstriche

umfassen fast das ganze Gebiet der heutigen Transvaal-Republik; die Bauern sahen das also eroberte Land als ihren rechtmäßigen Besitz an; die Reste der von Moselekazzi zertretenen Bassutostämme waren zu schwach, um ihnen das Recht zu bestreiten, und waren ohnedies den Bauern dankbar, daß sie die furchtbare Ruthe des Treibers, die Macht des Moselekazzi zerbrochen hatten.

Wie der weißen Einzügler in dem nun sich bildenden Staate immer mehr und mehr wurden, wie sie den mächtigen Dingan demüthigten (Bd. III Abth. 2, p. 56), wie sie den Oranjefreistaat bildeten, und sich zunächst unter Overholster dort organisirten (Bd. II Abth. 1, p. 67), wie dann die Engländer ihre Macht in Natal (Bd. III Abth. 2, p. 58) und im Freistaate (Bd. II Abth. 1, p. 105) brachen und selbst sich in den durch die Bauern den Farbigen abgenommenen Landstrichen festsetzten, haben wir in den ersten Theilen dieses Werkes näher beschrieben, und auch schon dort darauf hingewiesen, wie auch in diesen Ländern der Bauer dem mächtigeren Engländer wich, und massenweis über den Vaalfluß hinaus neue Wohnsitze suchte. Während Hendrik Potgieter (1844) vom Süden aus eindrang, trafen seit 1842 fünf Jahre lang zahlreiche Zuzüge von Osten aus Natal ein. Letztere gingen nördlich bis Ohrigstadt und fanden dort ein höchst fruchtbares, aber so ungesundes Land, daß der größte Theil der Einwanderer binnen kurzem dem Fieber erlag, und der Rest sich in ein anderes gesunderes Thal zurückzog, um ein Dorf zu begründen, welches zum Andenken an alle ausgestandenen Nöthe den Namen Lydenburg erhielt.

Das Jahr 1848 kam heran. Der Zulu-König Panda drohte die einzeln und zerstreut in dem großen Lande nur von 500 englischen Soldaten beschützten, also fast wehrlosen in Natal wohnenden holländischen Bauern zu überfallen. Sie beschlossen, lieber das Weite zu suchen. Vergeblich bemühte sich der englische Gouverneur, den tapfern und höchst unternehmenden Führer dieses Zuges, Andries Pretorius, von seinem Vorhaben abzubringen. Derselbe vereinigte sich vielmehr mit Willem Jacobs, dem Landdrosten von Winburg, zu einem energischen Bündniß, welches nichts geringeres bezweckte, als die Macht der verhaßten Engländer im Norden des Oranjefreistaats zu brechen. Sie brachten auch wirklich ein Heer von 1400 Bauern zusammen, vertrieben die schwache englische Besatzung aus den Hauptorten Winburg und Blumfontein, und zogen der durch den Gouverneur schnell gesammelten Hauptmacht der Engländer zur Entscheidungsschlacht entgegen. Dieselbe fiel (29. Aug. 1848 bei Boomplaats, s. Bd. II Abth. 1, p. 105) ungünstig für die Bauern aus, deren Armee nach einem Verlust von 50 Todten völlig zersprengt wurde. Andries Pretorius floh als ein Geächteter, auf dessen Kopf 1000 Pfund gesetzt waren,

mit dem ebenfalls geächteten Willem Jacobs und vielen der englischen Herrschaft erbittert feindlichen Bauern über den Vaalfluß, um im Norden desselben die ersehnte Freiheit zu finden, während südlich von demselben bis zum Oranjefluß herab die Engländer die Sovereignty errichteten (s. Bd. II Abth. 1, p. 100 f.). Willem Jacobs war später, als wir Botshabelo gründeten, noch Jahre lang unser Nachbar. Der Herausgeber traf ihn 1867 als einen altersschwachen, kranken, gebrechlichen Mann.

Die mit der Errichtung des neuen englischen Staates beauftragten Persönlichkeiten waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Sie verwickelten sich mit dem mächtigen Bassutokönig Moschesch in einen Krieg, der so unglücklich verlief (Bd. II Abth. 1, p. 167 f.), daß Andries Pretorius den Zeitpunkt herangekommen erachtete, wo er die Engländer demüthigen und seine eigene Herrschaft befestigen könne. Er brach mit einer bewaffneten Macht auf und besetzte Winburg in der Sovereignty, zunächst unter dem Vorgeben, daß er den Frieden zwischen den Engländern und Moschesch zu vermitteln gekommen sei. Dem englischen Commandirenden blieb in seiner Noth kein anderer Ausweg, als daß er mit Andries Pretorius am 16. Jan. 1852 einen förmlichen Vertrag schloß, kraft dessen diesem gestattet wurde, nördlich vom Vaalfluß eine eigene Bauernrepublik zu gründen. Andries Pretorius und seine Gefährten wurden völligst begnadigt und auf einem großen Gastmahl in Blumfontein als Märtyrer der Freiheit hochgepriesen. Von den acht Punkten des Vertrags, in welchem die Engländer den neuen Staat als einen unabhängigen förmlich anerkannten, waren die hauptsächlichsten, daß den Engländern freier Handel und freier Durchzug durch die Republik gewährt würde, daß die Verbrecher gegenseitig ausgeliefert werden sollten, und daß es den Bauern untersagt sein solle, Sklaven zu halten. So entstand 1852 der neue Staat, der sich selbst die „südafricanische Republik“ nannte. Andries Petrorius wurde ihr erster Präsident. Ihm folgte nach seinem Tode 1853 sein Sohn Martinus Wessel Pretorius.

Dadurch daß im Jahre 1854 die englische Sovereignty aufgegeben (Bd. II Abth. 1, p. 173), und an ihrer Statt der zweite holländische Staat, der „Oranje-Freistaat“ errichtet wurde, kräftigte sich das holländische Element in diesen Gegenden zu einer respektablen Macht.

---

3. Die farbige Bevölkerung des Landes

besteht aus Kahlkaffern, Matebelen, Bassuto und Betschuanen. Die Kahlkaffern sind zumeist die im Nordosten wohnenden Makoapa oder Knopneusen, und in einzelnen, neuerlichst der Karte von

Transvaal hinzugefügten Landesstrecken Swazikaffern. Sie wohnen fast ausnahmslos östlich vom Drakengebirge, nach der Küste zu, und haben nur etliche Bruchtheile über dies Gebirge vorgeschoben. Ihnen zunächst wohnen, westlich am Drakengebirge die Matebelen, im Innern des Landes die Bassuto, und an der Westgrenze die Betschuanen.

Die Bassuto und Betschuanen hat man als „Bantu-Völker" bezeichnet und die Bassuto mit dem Namen „Sotho-Neger" der großen Sippe der Negervölker zugetheilt, beides ohne Berechtigung. Der Namen Bantu-Völker ist eine Erfindung des um die Erforschung und Feststellung von Sprache und Sitten der südafrikanischen Völker im Uebrigen sehr verdienten, verstorbenen Dr. Bleek in der Capstadt, der Name Sotho-Neger ist erst in neuerer Zeit in die Literatur eingeführt. Der Name Bantu-Völker soll die ganze Sippe der Völker bezeichnen, welche für den Begriff „die Menschen" das Wort bantu haben. Zu dieser Völkersippe sollen auch die Bassuto und Betschuanen gehören. Die Bassuto gehören aber faktisch einfach schon aus dem Grunde nicht dazu, weil in ihrer Sprache „die Menschen" gar nicht bantu, sondern batu heißen. Neger aber sind die Bassuto eben so wenig, als man die Kahlkaffern (Swazi, Zulu, Xosa &c.) als Neger zu bezeichnen pflegt.

Es bilden nämlich in mancherlei Abstufungen die Kahlkaffern (Xosa, Tembu, Fingu, Zulu, Swazi, Makoapa oder Knopneuzen) mit den Matebelen, Mapulana, Bassuto und Betschuanen eine große Völkersippe, die durch Religion und Sprache, Sitten und Geräthschaften, Charakter und Physiognomie, und auch schon durch die Hautfarbe so unzweifelhaft als eine einheitliche Völkersippe gekennzeichnet sind, daß die Boers sie insgemein als „Kaffern" bezeichnen, und daß es durchaus Willkühr sein würde, ein einzelnes Glied dieser Sippe aus der Gesammtheit herausnehmen und der Neger-Race zuweisen zu wollen. — Etwas anderes wäre es, die Gesammtheit aller dieser Völker in die Race der Neger zu verweisen. Hiergegen sprechen aber schon die alten egyptischen Denkmäler, auf welchen, scharf gesondert durch Hautfarbe, Körperbildung und Physiognomie, d r e i Völkertypen sich darstellen, die Weißen, die Rothbraunen und die Schwarzen, wobei, wenn die ersteren die Japhetiten und Semiten, die letzteren die Mohren und Neger darstellen, die mittleren — wie schon ein Gang durch das Berliner egyptische Museum dem Kundigen darthut — auf die Kaffern und Bassuto hinweisen, für deren Einwanderung von den egyptischen Grenzländern her auch manche andere Beweise sprechen.

Die dialektische Verwandtschaft der Sprachen dieser Völkerschaften möge folgende Tabelle als vereinzeltes Specimen veranschaulichen:

Einzahl.	Mehrzahl.	
um-ntu	aba-ntu	Mensch, Menschen in der Kahlkaffersprache;
mo-tu	ba-tu	Mensch in der Bassutosprache;
um-zulu	ama-zulu	Zulukaffer in der Zulusprache;
le-tebele	ma-tebele	Matebelenkaffer in der Matebelensprache;
mo-ssuto	ba-ssuto	Bassutokaffer in der Bassutosprache;
mo-tschuana	be-tschuana	Betschuanenkaffer in der Betschuanensprache.

Die dialektische Stufenleiter von den Pluralpräfizien aba, resp. ama, durch ma, ba, be hindurch ist greifbar. Der Abstufung in den Dialekten entspricht eine ähnliche Abstufung in Charakter und Sitte. Die Kahlkaffern sind ein ungezügeltes, rohes, kriegerisches Volk, wild, grausam; die Betschuanen dagegen arbeitsam, betriebsam, mit gemilderter Roheit und weicherem, unterwürfigem Charakter. Die Zwischenglieder der Kette zeigen die Abstufungen und Vermischungen dieser beiden Endpunkte. Der Letebele hat vieles gemein mit dem Kahlkaffer an Energie, Tapferkeit, Roheit; der Mossuto manches gemein mit den weicheren, zugänglicheren, aber auch schlafferen, dabei der Betriebsamkeit und der Geistesbildung geöffneteren Betschuanen. Die Bassuto möchte ich ihrem Charakter und ihrer Eigenthümlichkeit gemäß als die richtige Mitte der großen Kaffersippe bezeichnen, und eben darum auch als diejenige Völkerschaft, bei der die Missionsarbeit am erfolgreichsten einsetzen wird, und deren Gewinnung für das Christenthum von der größten Bedeutung für die gesammte Kaffernsippe ist. Ich kann es daher nur als eine providentielle Fügung vom Herrn erkennen, daß er den Plan des seligen Wallmann, mit unseren 1859 neuaufgenommenen Missionsarbeiten bei den nördlichen Kahlkaffern (Swazi) einzusetzen, durch die Widerwilligkeit des Königs Um-Swazi vereitelte, und die Schritte unserer Missionare der zweiten Epoche zu den nördlichen Bassuto lenkte, nachdem in Bezug auf die südlichen Bassuto die französischen Missionare unsern erstausgesandten Missionaren, die für sie bestimmt waren, nur um ein Jahr zuvorgekommen waren.

Wir geben, da dieser Band unserer Geschichte sich — außer auf etliche Anfänge der Missionsarbeit bei den Matebelen — vornämlich auf die Bassuto bezieht, zunächst von diesen speziellere Nachrichten über ihren Charakter, Eigenthümlichkeit, Lebens- und Denkweise, Religion, Sitte und Recht.

4. Charakter, Lebens- und Denkweise der Bassuto.

Der Mossuto hebt sich von den eigentlichen Negerstämmen vortheilhaft ab durch einen edlern Leibeswuchs, einen geistigeren Gesichtsausdruck, die röthlich braune Hautfarbe, — durch größere Energie des Charakters und geistige Beweglichkeit. Sichtlich erkennbar ist in seinen Sitten und seiner Denkweise die Vermischung mit semitischem Blute, zu welcher der durch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende hindurch sich ziehende lebhafte Verkehr mit den Arabern, ja vielleicht mit den israelitischen Goldgräbern Salomos in Ophir*) die Gelegenheit darbot. Was wir an einem anderen Ort von den Kaffern insgemein ausgeführt haben, daß wir sie für eine Vermischung von Ismaeliten und Negern (oder vielleicht Mohren) halten, dasselbe gilt auch von den Bassuto, in welchen auf diese Weise ebenfalls Abrahams Samen zu erkennen uns eine besondere Freude ist.

Die vornehmliche Nahrung des Mossuto ist ein aus Mais oder Kafferkorn (eine Art Riesenhirse) bereiteter Brei, zu welchem Milch, Fleisch, Brühe oder Gemüse als Zukost gegeben wird. Das Fleisch besorgt der Mann, der vornämlich mit Jagd, sowohl des eßbaren Wildes als auch der Löwen, Tiger, Hyänen, die er mit der Assagai erlegt, und mit Viehzucht, oder daheim mit Bereitung der Felle, Nähen der Karosse, oder mit Biergelagen seine Zeit ausfüllt, während der Regel nach das Weib allein**) die Feldarbeit thut und in der Zubereitung der Speisen ihre Hausfrauenwürde so zu behaupten versteht, daß sie nicht selten ihren Mann, wenn er ihr nicht zu Willen ist, durch Hungernlassen straft. Sonst aber servirt sie die sehr sauber und reinlich zubereitete Kost in blankweiß gescheuerten Holzschüsseln mit vieler gastlicher Freundlichkeit, und der Mann und seine Gäste essen die Speise ohne Löffel, Messer und Gabeln mit den Händen, die aber vorher sauber gewaschen sind. Fehlt dem Mossuto diese seine gewöhnliche Kost, so läßt er sich auch Heuschrecken und eine gewisse Art Raupen wohlschmecken, verschmäht auch das verdorbene Fleisch oder das erkrankte oder gefallene Vieh nicht. Dagegen ißt er keine Fische und Eier, kein Fleisch vom Schwein oder reißenden Thieren, die er für unrein hält, kann es auch nicht begreifen, daß der Europäer verfaulte

---

*) Anm. Wir halten nach Merensky's schlagender Nachweisung die Frage, wo Ophir zu suchen sei, für erledigt. Wir sind überzeugt, es ist in den von Mauch 1871 entdeckten Ruinen von Zimbabye, einem der Quellpunkte des Kaffernvolkes, zu suchen. Vielleicht haben dort die Jahre lang nach Gold grabenden Leute Salomo's und die arabischen Goldhändler aus Saba sich mit den Eingeborenen vermischt und ist also die Kaffernnation entstanden.

**) In einzelnen Stämmen thun auch Männer die Feldarbeit.

Milch (Käse) oder junge Hühner (Eier) essen kann; denn das Huhn, weil es Würmer verschluckt, rechnet er ebenfalls zu den fleischfressenden Thieren. — Das eigentliche vielgeliebte Getränk des Mossuto, das aus Milis oder Kafferkorn, oder auch aus Morula und anderen Baumfrüchten gebraute, leicht berauschende Kafferbier, dient ihm zugleich als Speise und Trank.

Sein Kleid bietet dem Mossuto das Fell des erlegten Wildes oder des großgezogenen Viehes, welches er viel schmeidiger als ein deutscher Gerber zu gerben und viel feiner als ein deutscher Kürschner zu nähen versteht. Der Mann trägt um die Lenden ein besonders zugerichtetes Stück Fell, und über die Schultern einen Fellmantel, das Weib trägt vorn ein kürzeres, hinten ein längeres in zwei Zipfel auslaufendes Schurzfell, die Kinder gehen ganz unbekleidet. Doch wenden Männer, Weiber und Kinder in neuerer Zeit auch Decken, und wenn sie es beschaffen können, Hemden und andere europäische Kleidungsstücke an. An Schmucksachen tragen sie nur das, was national üblich ist, Perlenschnüre und Ohr- und Haarverzierungen, Arm- und Beinringe von ganz besonderem Stoff und Gestalt, wobei die Armringe aus Eisendraht vornehmer sind, als die von Messing. Von der eitlen Putzsucht der Neger, die sich mit allerlei Glaskorallen und Tand behängen, weiß der Mossuto absolut nichts. Den Kopf trägt er unbedeckt, und so, daß das kurze wollige Haar von beiden Seiten an den Schläfen abgeschoren wird und nur ein Stück vom Haarwuchs etwa in Gestalt einer breiten Schuhsohle von hinten nach vorn übrig bleibt. Der Häuptling trägt als Zeugniß seiner Häuptlingswürde gern einen Karoß (Fellmantel) von Löwen- oder Tigerfell, und sendet, um einen solchen zu erlangen, seine tapfern Jäger aus, die den Löwen umstellen und mit Assagaien erlegen, unbekümmert darum, ob auch drei oder vier von ihnen unter den Klauen des Ungethüms erliegen. Die Uebrigen werden schließlich doch Meister und bringen triumphirend unter Gesang die abgezogene Löwenhaut ihrem Häuptling, welcher ihre Tapferkeit nach Gebühr belobt und durch ein Gelage belohnt und den Tapferen gestattet, ihre Füße mit weißer Erde zu bestreichen. In neuerer Zeit aber bedient sich der Mossuto zu dieser Jagd doch lieber des Feuergewehrs.

Zur Aufbewahrung des Korns bedient sich der Mossuto entweder großer — bis 100 Scheffel fassender, geflochtener Körbe, oder aus Thon, der mit Kuhmist gemengt ist, künstlich geformter Gefäße, oder er gräbt eine tiefe Grube im Viehkraal, stellt in dieselbe einen seiner riesigen Kornkörbe, stampft rings um denselben eine 6—12″ starke Lage von Kaff und bedeckt das Ganze mit Kaff und diesen mit Dünger. Das Vieh lagert hierauf zu dem Zweck, daß der Dunst desselben die Kornwürmer abhalte. Seine metallenen Geräthe, Picken, Lanzenspitzen, Beile, macht der Mossuto

aus Kupfer, Messing und Eisen, und weiß das Metall in (etwa 4 Fuß hohen) Hochöfen zu schmelzen und in geschickter Schmiedearbeit zu allerlei Geräthen bis zum feinsten Draht hin zuzurichten. Die auf den Feldern wachsende wilde Baumwolle verstehen die Männer zu spinnen, woraus dann die Weiber ebenso wie aus Gras und Rohr allerlei Kleidung oder Schmuck flechten. In der Bearbeitung der Metalle zeigt der Bassutoschmied so viel Geschick, daß er die saubersten Gewehrschlösser herzustellen und zu repariren im Stande ist.

Den Acker bauen die Bassuto mit der Picke und wissen fleißig auch den kleinen zwischen den Felsbänken vorkommenden Fleckchen fruchtbaren Landes Milis und Kafferkorn, Bohnen, Erbsen, Linsen, Kürbisse und Wassermelonen abzugewinnen. Die zum Ackerbau geeigneten Flächen sind im Transvaal größer, als im Kafferland und Freistaat. Daher sieht man oft Acker an Acker gereiht, jeden zum Schutz gegen Wild oder Vieh mit großen Hecken umgeben, die aus aufgehäuften Dornzweigen bestehen, und die insonderheit auch die durch solches Ackerfeld führenden Wege abgrenzen. Zur Zeit der Erndte wachen auf hohen Gerüsten sitzende Wächter, um durch Schreien und Steinwerfen die nur allzu zudringlichen Vögel zu verscheuchen.

Die zahlreichen Viehheerden werden von Knaben zur Weide geführt. Diese kleine muntere Schaar ist auch schon mit kleinen Schildfellen und Assagaien, daneben aber mit Flöten und Schalmeien und Signalhörnern versehen, und versteht es, mit Hülfe des letztern das Vieh so zu elektrisiren, daß es beim Einbruch der Feinde in schnellstem Tempo dem Horn des flüchtigen Hirten folgt, ja, wenn bereits gefangen, durch diesen Schall zum Ausbrechen und Fliehen gelockt wird.

Sein Haus baut der Mossuto also, daß er auf eine etwa 12′ im Durchmesser messende, kreisförmige, niedrige Lehmmauer ein aus Dachsparren und Gras und Rohr verfertigtes, kegelförmiges Dach setzt, dessen überhängender Theil noch Raum zu einer gegen Sonnenstrahlen und Regen Schutz gewährenden Veranda beläßt. In dasselbe kriecht er durch eine niedrige Oeffnung, die durch eine vorgestellte Thür verschlossen wird. Diese Thür ist das werthvollste Stück am Hause, da große Bäume sehr selten sind, und das Brett in Ermangelung von Sägen dadurch gewonnen wird, daß man einen Baumklotz spaltet und die beiden Hälften so lange mit dem Beile bearbeitet, bis je ein Brett übrig bleibt. Die Hütte wird zumeist aber nur als Schlafgemach und als Vorrathskammer für die Geräthe und die Vorräthe benutzt, der gewöhnliche Aufenthaltsort der Familie ist die lapa, ein von einer Rohrwand umschlossener, mit einem festen, geschlagenen Fußboden versehener Vorhof, in welchem der Feuerplatz ist, die Arbeiten verrichtet und die Mahl-

zeiten gehalten werden. Hat ein Mann mehrere Frauen, so gebietet jede einzelne derselben über eine besondere Hütte in der Weise, daß jeder Hüttencomplex eines Mannes ein geordnetes Ganzes, eine Art Hoflage ausmacht. Diese Hoflagen reihen sich eine an die andere, bis ein Dorf entsteht. Denn der Mossuto liebt es nicht, wie der egoistische Kahlkaffer, sein Gebiet in abgesondertem Kraal für sich zu haben, sondern wohnt am liebsten in großen Dorfcomplexen, deren Einwohnerzahl sich je nach der Größe des Stammes bis auf 10—12000 bemißt. In der Mitte des Dorfes ist der Kchoro, ein großer runder Platz, angrenzend an die Hütte des Häuptlings. In der Nähe desselben ist die Feuerstätte, wo die Alten des Volkes gern sitzen und plaudern, und wo der Häuptling — meist in den kühlen Morgen- und Abendstunden — sein Gericht hält. Weiber dürfen diesen Platz nicht betreten und Kinder werden, so neugierig sie sich auch heranschleichen, zurückgescheucht. Giebt es keine Gerichtssache, so schnitzen die Männer oder flechten, oder bearbeiten die Felle und erzählen einander unausgesetzt ihre Erlebnisse und Heldenthaten, während die Weiber in langer Reihe, eine hinter der andern, hinaus ziehen, oft schwere Lasten auf dem Kopfe, um Wasser zu holen und das Feld zu bearbeiten. Die Kinder wissen den freien Platz als Spielplatz auszunutzen. Den Eingang zu dem Dorfe bildet ein Thor aus Pfählen, welches Nachts mit Querhölzern zugestellt wird. Irgend ein Talisman und eine über den Eingang gelegte Zauberruthe soll den Eingang von Feinden in das Dorf verhindern oder unschädlich machen. Sowohl einzelne Abtheilungen des Dorfes und größere Hüttencomplexe, als auch das ganze Dorf selbst ist umgeben mit Hecken von Dornen und stachlichtem Feigenkaktus, der, bis 15′ hoch wachsend, mit seinen Stacheln eine ziemlich sichere Schutzwehr gegen den ersten Anprall des Feindes gewährt. Wo die Bodenverhältnisse es gestatten oder gebieten, wird mit steinernen Schanzmauern nachgeholfen. Die stete Todesangst vor den räuberischen Nachbarn veranlaßt die schwächeren Stämme, ihre Dörfer auf einen Felsgipfel zu erbauen, und es gilt als Zeichen von Macht und Furchtlosigkeit eines größeren Häuptlings, wenn er, um seinem Vieh und dem einerntenden Volk unnöthige weite Gänge zu ersparen, mitten in der Ebene zu bauen wagt. Die auf Felsen ihre Wohnung bauen, suchen gern die Nähe von Höhlen auf, in welche sie sich nöthigenfalls mit ihren Vorräthen und Schätzen flüchten können.

---

5. Sprache und Literatur, Poesie und Gesang.

Die Sprache der Bassuto ist von der der Kahlkaffern nur dialektisch verschieden. Sie entbehrt der überraschenden Weichheit

und des Wohlklanges der Zulu- und Xosasprache, aber auch der häßlichen Schnalzlaute, welche die letzteren von den Hottentotten sich angeeignet haben, dagegen hat sie gemein mit der Kaffersprache die strenge Durchführung der grammatischen Formen und die Gesetzmäßigkeit ihrer Umbildungen, in welcher sie von keiner Sprache der Welt übertroffen, vielleicht kaum von einer erreicht wird und namentlich die classisch grammatischen Sprachen der Griechen und Römer weit überragt. Die Matebelensprache und die Kahlkaffersprache unterscheidet sich aber von der Bassutosprache so scharf, wie das Holländische und Plattdeutsche, oder das Schweizerdeutsch von der üblichen deutschen Schriftsprache, so daß die einzelnen Völkerschaften ohne Dolmetscher einander nicht verstehen. Die mit consequenter Regelmäßigkeit durchgeführte Grammatik der Sprache ist einerseits ein Zeugniß von dem hohen Grade der geistigen Begabung des Volkes, andererseits die Folge von dem Ermangeln jeglicher Schriftsprache, durch welches das Volk genöthigt wurde, dasjenige durch den Geist fortzupflanzen, was wir mit Hülfe von Schreibfedern und Druckerpresse erhalten. Der Mossuto, der nie lesen und schreiben gelernt hat, besitzt eine Schärfe und Unmittelbarkeit der Auffassung, und eine Feinheit und Klarheit in mündlicher Wiedergabe des Aufgefaßten, und dazu eine so scharfe Beobachtungsgabe für kleine Dinge und ein so ausgebildetes Gedächtniß, daß in diesen Stücken ein wissenschaftlich gebildeter Europäer ihm gegenüber ein Kind ist.

Dafür fehlt den Bassuto aber freilich jegliche Literatur, und die mündliche Tradition ihrer Geistesprodukte geht nicht leicht über 3—4 Menschenalter zurück — mit Ausnahme der durch Jahrhunderte fortgepflanzten religiösen Vorstellungen.

Trotzdem aber wird man irren, wenn man annehmen wollte, daß die Bassuto und verwandte Völkerschaften arm wären an traditionell fortgepflanzten Geisteserzeugnissen. Die auf diesem Gebiete durch den löblichen Sammlerfleiß von Dr. Bleck zusammengetragenen Schätze umfassen Folianten in überraschender Fülle. Namentlich ist die Tradition reich an Sprüchwörtern von oft schlagender Wahrheit, die freilich nicht tiefer reichen als die Gassenweisheit des täglichen Verkehrs und eine oberflächliche Moral. Etliche derselben theilt Merensky in seinen „Beiträgen zur Kenntniß Südafrika's" mit (p. 109 ꝛc.). Auch von den Fabeln, Mährchen und Sagen der Bassuto werden an demselben Orte (p. 108 f. 124 ꝛc.) Proben gegeben. Die Aehnlichkeit und Verwandtschaft dieser alten Sagen mit denen, die wir bei den Zulu- und Xosakaffern finden, und von welchen wir in Th. 2 und 3 unserer Geschichte etliche Proben gegeben haben, lassen — da die Bassuto von jenen andern Völkerschaften schon seit Jahrhunderten sich zu selbstständiger nationaler Existenz aufgeschwungen

haben, auf ein hohes Alter derselben schließen. Die Beobachtung der Himmelskörper erweckt dem Mossuto eigene Gedanken, welche zu vernehmen Missionar Baumbach einst Gelegenheit hatte. Derselbe berichtet:

„Was ein Mossuto über Sonne, Mond, Sterne und Erde denkt, hatte ich Gelegenheit, gestern Abend näher zu hören. Ich ging mit Salomo im Mondschein nach dem großen Garten, denn es mußte noch eine Grube gegraben werden für die gestern gefallene Kuh. Während wir gingen, ließ er eine Aeußerung fallen über den Stand des Mondes, es war das erste Viertel, da sagte er: ea ritela dinaka, zu deutsch: „Er feilt die Hörner ab." Ist es Vollmond, so sagt der Mossuto: Er hat die Hörner abgefeilt, oder: Es ist eine Scheibe; wenn's bald zu Ende geht mit dem Mondschein, und der Mond kurz vor Sonnenaufgang erst sichtbar wird, so sagen sie: Er weint, oder: Er grüßt die Sonne. Am Tage darauf, wo er bekanntlich nach Sonnenaufgang sich sehen läßt, da sagen sie: Er geht vorbei. Am darauffolgenden Tage, wo man ihn fast nicht mehr sieht, sagen sie: Er feiert im Osten. Hernach heißt es: Er sitzt, oder: Er ist gestorben. Beim Neumond heißt es: Neumond, oder: Ein ganz kleines Hörnchen. So glauben sie auch nicht, daß es ein und derselbe Mond ist, der wiederkehrend neu aufgeht; nein, es ist nach ihrer Meinung immer ein anderer neuer Mond, also daß jeglicher Monat seinen eigenen Mond hat; ebenso halten sie dafür, daß jeder Tag seine eigene Sonne hat; wenn am Schlusse eines Tages die Sonne untergeht, so fällt sie ins Wasser, aus dem sie nicht wieder zurückkehren kann. Hingegen die Sterne stehen immer am Himmel, ein und dieselben. Die Erde bewegt sich nach ihrer Meinung nicht aus den Angeln, sondern steht bombenfest."

Die vorhandenen Spuren von Volkslied und Volksdichtung geben nur ein unvollkommenes Bild von dem geistigen Leben des Volkes, weil sie eben nicht mit Fleiß gesammelt sind. Zur Charakteristik dieser Seite des Volkslebens der Bassuto hat Br. Endemann auf Anregung des Herausgebers den folgenden Beitrag geliefert.

Ueber Nationallieder der Sotho.*) (Vom Missionar Endemann.)

Gesang und Poesie stehen bei den Sotho auf einer sehr niedrigen Stufe. Was zunächst den ersteren betrifft, so hat die Sotho-Tonleiter keine halben Töne, daher in den Nationalmelodien keine kleinen Secunden vorkommen. Was ich sonst von musikalischen Intervallen beobachtet habe, sind große und

*) Da Missionar Endemann die Bezeichnung von Sotho-Negern für die Bassuto sich angeeignet hat, lassen wir dieselbe hier in seinem Aufsatz stehen, ohne unsererseits dieselbe uns aneignen zu können oder sie dadurch für richtig zu erklären. Die Bemerkungen Endemann's halten wir im übrigen für richtig und treffend.

kleine Terzen, reine und übermäßige Quarten, reine Quinten, auch große Sexten. Für Unsereinen ist es sehr schwer, die Sotho-Melodien zu fixiren. Die Töne lassen sich oft nicht genau messen; sodann wird so schnell gesungen, daß man mit dem Verzeichnen der Noten nicht folgen kann; Zeile für Zeile und Ton für Ton Einem langsam und deutlich vorzusingen, bringen die Leute nicht zu Stande. Ferner theilen sie die Zeilen ganz willkürlich ab, machen oft aus zweien eine und umgekehrt, wie es eben dem Vorsänger beliebt. Auch kann der letztere anfangen, mit welcher Zeile er will, und den Text nach Belieben durcheinanderwerfen. Dazu wird noch die Melodie bei jeder Wiederholung etwas anders gesungen als vorher. Sodann hat man stets auf den Gesang des Vorsängers (mochlaveléli) und auf die Begleitung zugleich Acht zu geben. Für Tänze und im Takte ausgeführte Arbeiten hat man Chorgesänge; Sologesänge mit Begleitung werden besonders bei sitzend ausgeführten Arbeiten, wie Felle bereiten, Karosse nähen, Körbe flechten u. s. w. gesungen. Bei der letzteren Gesangsart fängt der Vorsänger erst mit Einleitungsinterjectionen u. dgl an, welche gewöhnlich von der Begleitung wiederholt werden, ehe der Text beginnt. Mitunter werden auch zwei begleitende Chöre gebildet, von denen der eine die Einleitung in tieferem Tone anstimmt, worauf der zweite in höherem Tone einsetzt; darauf fängt der Solosänger an. Während des Textgesanges fährt die Begleitung in angefangener oder ähnlicher Weise fort. Zwischen den Textzeilen singt sie ebenfalls fort, das Zwischenspiel bildend, welches aber auch der mochlaveléli mit übernehmen kann. Der Schluß entspricht dem Anfang. Setzt bei Beginn einer neuen Strophe der Vorsänger in anderem Tone ein, so wird dies von der Begleitung ebenfalls befolgt. Die Gesangsinterjectionen lauten verschieden: É, é, é; ó, ó, ó; lya oé é, ha oó, ho, ho; ha mó, u. s. w.; sie lassen sich etwa mit „la la la — trara, tralala — dideldum — juvallera" u. dgl. vergleichen. Die Begleitung erinnerte mich an Brummstimmen. Im Ganzen machte die Gesangesweise der Sotho auf mich einen fast melancholischen Eindruck. Sonst ist sie am ähnlichsten der Psalmodie, so daß ich meine, daß die Töne für die letztere bei den Sotho am besten ihren Nationalweisen zu entnehmen sind. Auf diese Weise würde sich ein echter geistlicher Sotho-Gesang herausbilden und damit auch die Grundlage für die Weiterbildung des eigenthümlichen afrikanischen Gesangs-Colorits gegeben sein.

Was den Text der Sotho-Nationallieder betrifft, so sind dieselben Loblieder auf Häuptlinge, Spottlieder, Räthsellieder u. dgl., auch Schandlieder. Höhere Gedanken finden sich nicht darin. Doch ist die Form wirklich eine poetische. Man wählt in den Liedern gern veraltete, seltene, dunkle, räthselhafte, bildliche, verblümte Ausdrücke und bewegt sich in vielfach abgerissener, elliptischer Rede, welcher bis auf ché (cha, ha) Conjunctionen gänzlich fehlen.*) Jedes kóscha (Lied) hat seinen besonderen Titel, gewöhnlich nach dem Anfange, wie bei uns. Im Allgemeinen erinnert die Sotho-Poesie an die ebräische. — Es folgen hier Proben von Original-Sotho-Liedern.

1. Mosenéne.

Mosenéne moramácha, moséla- nóka e tlétsche,
Kralschlange bunte, Ueberschreiter des Flusses der voll,

Molateléla-Maráve a sá lye sa mótho.
Streitsucher mit Puffotter der nicht ißt das des Menschen.

---

*) Man wird also bei Fertigung von Liedern für die Eingeborenen diese Eigenthümlichkeit zu berücksichtigen haben.

Nká va khuíti*), ka rúnya, ka racharácha mavyána,
Ich vermag zu sein ein Maulwurf, wühle auf, werfe auf Steinchen,

Ká tschoá ka chá vo-Namáneanáre. —
Komme hervor zu Büffelkalbsheim. —

Vána va réna ra sénya ra velechéle malíva,
Kinder unsere wir verderben wir gebären für die Tiefen,

Malíva- noka Oéng, Mochlátzengoáne, nóka ea vo-Maselachányе,
Die Tiefen von Fluß Oeng, von M., dem Flusse von M.,

Nóka ea xo-séloa ka lipháta.
Dem Flusse des Ueberschrittenwerdens an Stöcken.

Ngoána- Mokóne: Ke l'la. Mokóne o chlavíloe chláka.
Das Kind des Kone (spricht): Ich weine. Der Kone er ist geritzt einen Hautritz.

Mosenéne- moramácha.
Kralschlange bunte.

Erläuterung. Der zu besingende Häuptling ist eine bunte Kralschlange, die zur Hochsommerzeit trotz vom Regen angeschwollener Flüsse „Puffotter" in seinem Gehege aufsucht, um mit ihm zu kämpfen. Die Puffotter ist eine dicke, träge, langsam kriechende, sehr giftige Schlange. Hier kommt nur ihre Trägheit in Betracht, nach welcher sie das Bild eines Häuptlings ist, der Ruhe liebt, nicht Krieg anfängt und „nicht ißt das des Menschen," d. h. nicht Menschen beraubt, um von Beute zu leben. Zu „Ich vermag zu sein" u. s. w. ist zweierlei Auslegung möglich. Nach der einen wird „Puffotter" redend eingeführt, welcher, ehe er sich mit Mosenene einläßt, lieber ausweicht, sich wie ein Maulwurf verbirgt und endlich zu Büffelkalbsheim wieder zum Vorschein kommt, d. h. seinen Wohnsitz verläßt, seine Hütten abbricht und sich am letztgenannten Orte (im Leólo-Gebirge gelegen) wieder ansiedelt. Nach der anderen Auslegung würde Mosenene redend eingeführt als einer, der unbemerkt gegen Büffelkalbsheim heranschleicht, um sich da Beute zu holen.

Nun beginnt eine zweite Strophe, welche Weibern in den Mund gelegt wird. Will in der Regenzeit der Regen nicht kommen, so werden die unzeitigen Geburten im Morast am Ufer des Wassers begraben. Darauf bezieht sich die Klage: „Unsere Kinder" u. s. w. Oéng ist der Fluß bei Leydenburg, Mochlatzengoáne fließt weiter östlich; Moselachánye ist ein früherer Peli-Häuptling, der dort gewohnt. Der Fluß, der an Stöcken überschritten wird, bedeutet einen solchen mit reißendem Wasser, den man ohne die Stütze eines Stockes nicht passiren kann. „Kind des Kone" ist ein Individuum des Konestammes, sowie „Menschenkind" gleich Mensch. Der Kone weint, er hat sich vor Trauer die Haut geritzt. Die ganze rührende Klage soll wohl eine Bitte an „Kralschlange" um Regen für sein Volk ausdrücken, so daß darin zugleich wieder ein Preis des Häuptlings als Regenspender enthalten wäre.

Beim Singen von „Mosenene" lautet die Einleitung etwa:

É lyé oé, oé, ngoaneschoáne, a é lyé oé oé, ehé, ehé, o lyé.

Theile dieser Einleitung bilden denn auch die Zwischenspiele. Den Schluß bildet:
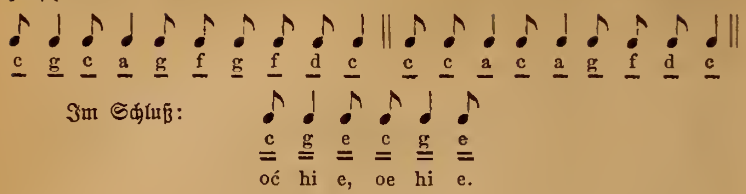
Ngoaneschoáne, é oé hí é oé hí ié hí o lyé oé, oé, ngoaneschoáne.

„Ngoaneschoáne" heißt auf Deutsch etwa „Vetterchen."

---

*) Eigentlich eine Maus mit sehr langen, gebogenen Nagezähnen, welche Gänge macht wie der Maulwurf.

Von der Weise des Liedes gelang es mir ungefähr folgende Stellen zu fixiren:



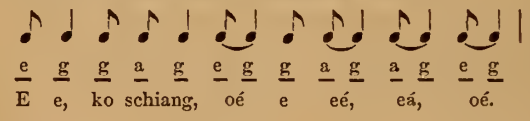
2. Koschiáng.

Ko schiáng? Ko schía táu a máchlo a machuvélu,
Ich scheue was? Ich scheue den Löwen der Augen der rothen,

Ko schía molámo oa mochoáne tschevochóng.
Ich scheue die Keule von Mochoane an der Furt.

Erläuterung. Dieses koscha ist eins der Weiber. Der Löwe mit den rothen Augen ist das Mannsbild, welches das Weib überfällt, um ihm Gewalt anzuthun, und es dazu wohl auch durch Schläge mit der Wurfkeule nöthigt. „Mochoane" ist ein Baum von festem Holze.

Von der Melodie fixirte ich den Anfang:



3. Remanông.

Re manông a maschoéo, machóoa cholímo,
Wir sind Adler welche weiß, Rauscher in der Höhe,

Cha re lira re manông a maschoéo, machóoa cholímo.
Wenn wir machen, sind wir Adler welche weiß, Rauscher in der Höhe.

Erläuterung. Das Lied ist ein kóma-Lied des Weibervolkes. (Koma ist ein Theil des Pol'lo, des „Auszuges," d. h der Ceremonien zur Mannbarkeitserklärung.) Die Betreffenden schmieren sich mit weißer Erde, daher „weiße Adler," die mit ihren Fittigen in den Lüften rauschen. „Wenn wir machen," d. h. in unserm Thun.

Erste Zeile der Melodie:

c g a g c g g g g f f d e e d c c
E oé eé, Re manong a maschoéo, machóoa cholímo.

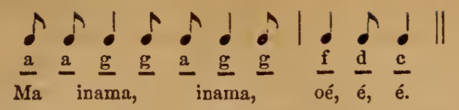
4. Maïnàma.

Ma inama, inama! oé, o a inamolócha;
Bücke dich, bücke dich! o, sie richtet sich auf;

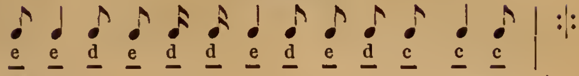
Maáchoe ke molôi oa thúri.
Ihre Mutter ist eine Hexe mit Zaubergut.

Erläuterung. Das koscha wird beim Umhacken des Ackers gesungen. Wer nicht fleißig ist und sich, schnell ermüdet, aufrichtet, um zu ruhen, deß Mutter soll Hexe heißen.

Erste Zeile der Melodie:



5. Machláku.



Machlaku a kchôro, é! re a-chela kchoschi. :|:
Stangen des Hofes, ja! wir bauen für den Häuptling. :|:

Dies wird gesungen, wenn man den Hof des Häuptlings mit Stangenumzäunung umgiebt.

6. Mochoêratháke.

(Bruchstück eines längeren koscha)

Mochoêra — tháke: „Ke volótsche le ván'na."
Der Freund — Genosse: „Ich bin ausgezogen mit den Männern."

Tháke o kae? Mangakáne a Lesíva, thakamarêna.
Der Genosse er wo? M. des L., der Genosse der Fürsten.

Leóto le séla lechôra, leng le chlavana n'toa.
Ein Fuß er steigt über das Gehege, der andere er kämpft den Krieg.

Erläuterung. Der Freund und Genosse wird redend eingeführt: „Ich bin ausgezogen" d. h ich habe den Beschneidungsauszug mitgemacht „mit den Männern," bin also kein Knabe mehr. „Wo der Genosse?" d. h. wer ist der Genosse? Antwort: Es ist Mangakane, der Sohn des Lessiva, er ist der Genosse der Fürsten. Vergl hierzu Ps. 24, 8. 10. Mit einem Fuße steht er innerhalb seines Kralgeheges, mit dem andern kämpft er im Kriege, d. h. er ist ebenso Herrscher daheim als Feldherr draußen.

Von der Melodie habe ich Folgendes fixirt:

Einleitung ungefähr: f h a g f | f h a h a g ||
E, a a eé eé, lya oé é, lya oé e.

Hauptmelodie ungefähr: a h a a h a g e d. ||

7. Naletzana.

Naletzána e mo cholímo,
Ein Sternlein es droben,

Eà re thâi, ea re tópi voliveng;
Es sagt thâi, es sagt tópi im Born;

Ea re: Maratatuvu, n'tloschetsche kúvu,
Es sagt: M., jag mir weg Nilpferd,

Kúvu a tlósche koéna.
Nilpferd er jage weg Crocodil.

Lilo tza nóka cho ratána, cho amochána cháno:
Wesen des Flusses einander lieben, einander Antwort geben:
Maschianóke che a l'la sechoáchoa: „Ke a l'la."
Der Ibis wenn er schreit, der Frosch: „Ich quake."

Erläuterung. Das Sternlein bedeutet eine Sternschnuppe. „Thâi" bezeichnet das Hinfahren am Himmel; tópi ist so viel wie „plumps." Die Sternschnuppe macht, wenn sie verschwindet, gleichsam „plumps" in den Born. Maratatuvu ist ein Wasserthier, welches, ist mir unbekannt geblieben. Den Thieren des Wassers gegenüber, die sich nicht vertragen, werden als verträglich Ibis und Frosch bezeichnet; wenn der Ibis schreit, antwortet der Frosch mit seinem Gequake.

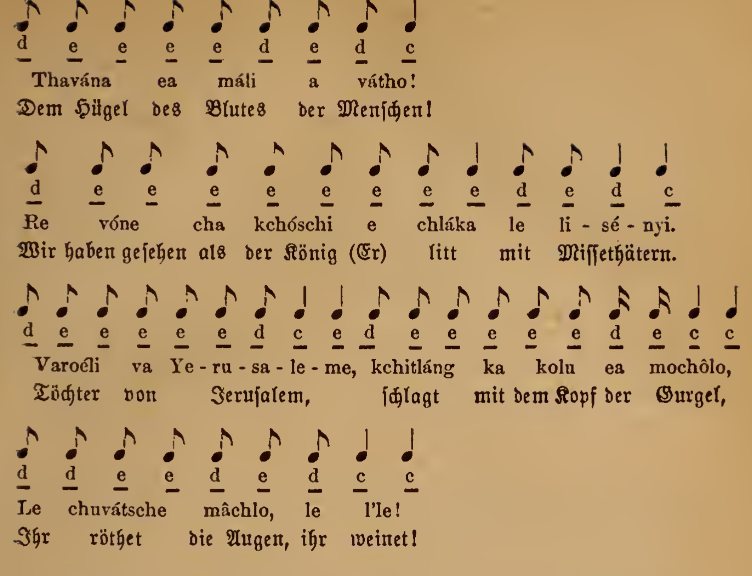
Es mögen hier noch zwei geistliche Lieder folgen, welche auf meine Anregung von zwei eingeborenen Christen zu Original-Sotho-Weisen gedichtet worden sind.

1. Lied von Martin Sevuschane.



c e e e e d c e e e e e d e d c g

Ma, cha - li - mê - la thavéng, m'motóng oa Go - lo - gotha,
Mensch, schau hin nach dem Berge, der Höhe von Golgatha,



Erläuterung. Das „umherzugehen gehen wir umher“ erinnert sehr an das Ebräische. „Wir vergessen, wir haben vergessen“ ist eine ähnliche Construction. „Am Kreuze“, d. h. den am Kreuze oder das, was am Kreuze oder das, was am Kreuze geschah. Der „Hügel des Blutes der Menschen“ ist der Hügel, da in Stellvertretung das Blut der Menschen floß. „Wir haben gesehen als“ wird sofort verständlich, wenn man für „als“ ein „daß“ setzt. „Schlagt“ ist wörtlich eigentlich „schlagt mit der Faust,“ und zwar mit den Knöcheln der geballten Faust. Den Kehlkopf der Gurgel mit den Faustknöcheln schlagen ist bildlicher Ausdruck für Singen mit tiefer (im Sotho „dicker“) Stimme. Es soll also mit der Faust der Kehlkopf niedergedrückt werden, damit die Stimme tief werde. „Tief singen mit der Kehle“ ist Ausdruck des starken Affectes, sowohl der Freude als des Schmerzes. Die letzte Zeile des Liedes ist imperativisch zu verstehen.

Die Melodie ist auch hier nur ungefähr fixirt, weil sie bei jedem Mal zu singen sich ändert. So z. B. wechselt der Schluß mit c und der mit g oft willkürlich. Auch werden die Zeilen nicht geradeso innegehalten, wie sie geschrieben sind. So z. B. werden etwa die beiden ersten Zeilen auch gleich zusammen gesungen, dann wiederholt, sodann wird etwa mit der zweiten Hälfte der ersten Zeile wieder begonnen und dann weitergegangen. Ueberhaupt werden die Zeilen immer wiederholt und dabei häufig ein Stück der je vorhergehenden Zeile mit wiederholt. Auch wird oft die letzte Hälfte der einen mit der ersten Hälfte der folgenden Zeile verbunden; so hörte ich z. B. abtheilen: „Der König litt mit Missethätern, ihr Töchter von Jerusalem.“ Es kommt ganz auf den Vorsänger an, wie er die einzelnen Singezeilen abtheilen will. Uebrigens gehören hier zwei Vorsänger zu dem Liede; der zweite wiederholt stets die Zeile, die der erste gesungen, und zwar eine Octav höher. Singt der erste, dann begleitet der zweite, im Grundton (c) brummend, und umgekehrt. Ich glaube, es müßte einen gewaltigen Eindruck auf das Volk machen, wenn das Lied von einem Männer- und Weiberchore gesungen würde, so zwar, daß die Männer anfangen und die Weiber immer in der Octav wiederholen.

2. Lied von Ratschavane.

g g g g g g g b b g f g
Re rêta Morêna, Molimo o teng,
Wir loben den Herrn, Gott Er da,

g g e e d d c
Molimo o leschôko.
Gott Er Erbarmung.

g c c c a c a c c a c a
Molimo m' - pu - lê - le, ke cho levóche,
Gott, thu mir auf, (daß) ich Dir danke,

a a g a g a g g g e d c
Ké tle ke tlóche mo lit - la - ï - sche - chó - ng.
Bis ich scheide aus den Trübsalen.

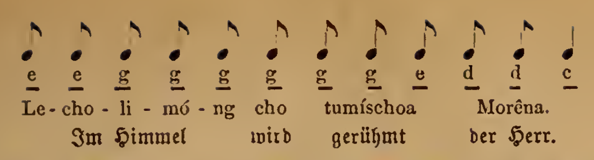
g g g g g g g g e d d c
Ke tzêe tzéla ea leschôko la châcho,
(Möge) ich nehmen den Weg der Erbarmung Dein,

g g g g g g g e e d d c
Mo cho lutzéng Mo - rê - na Mo - pho - ló - schi.
Da wo wohnt der Herr, der Erlöser.

g c c c a c a a g a g
Lechlôtlo la áka ke E - van - gé - li.
Der Wanderstab mein ist das Evangelium.

c g g g g g g g c d d c
Ke se - pe - lí - schoe ke le - rá - to la châcho.
(Daß) ich geführt werde von der Liebe Dein.

g e g g g g g g c c d c
O re nêe lityo tza le - cho - li - mó - ng;
Du uns gieb die Speise von im Himmel;



Erläuterung. „Gott ist da," bedeutet etwa so viel als „Gott, der da ist," Gott, der Seiende, deß Wesen Erbarmung ist. „Thue mir auf," nämlich die Pforte zum Danken. „Weg Deiner Barmherzigkeit," d. h. den Weg, den Deine Barmherzigkeit bereitet, und welcher dahin führt, „wo der Herr, der Heiland, wohnt." Die Himmelsspeise ist die Wegzehrung nach dem Himmel, wo man den Herrn rühmt.

Die Melodie ist genau fixirt, da Ratschavane es verstand, jede Zeile einzeln und deutlich vorzusingen. Wo bei den beiden geistlichen Liedern eine Note zu viel zu stehen scheint, da wird das n, resp. m oder ng, weil vocalisirt, als Silbe gesungen. Dies wurde bei den früheren Liedern nicht beobachtet, da sie nicht so genau in ihren Weisen wiedergegeben werden konnten.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen. Es wäre dringend zu empfehlen, daß die Missionare fähige Eingeborene animirten, so viel als möglich christliche Gesänge nach Art der beiden vorgeführten zu fertigen. Das wäre ein wichtiges Mittel, die Funken geistlicher Erkenntniß unter den Heiden zu verbreiten, ähnlich wie Luthers Lehre durch seine Lieder sich verbreitete. Die von Missionaren, auch vom Schreiber dieses, auf europäische Weisen gereimten Lieder sind durch ihren fremdartigen, die Sprache barbarisirenden Charakter und mit ihren sonstigen großen sprachlichen Mängeln, zu wenig dazu geeignet. Dagegen würden christliche Lieder, nach echter Sotho-Weise gefertigt, schnell von Kral zu Kral laufen, sei es auch nur zunächst zur Belustigung über das, was die „Madiaken" (Christen) singen. Wie der Kaffer-Psalm von Untsikana zeigt, üben dergleichen Lieder eine große Gewalt über die Gemüther der Eingeborenen. — Zwar trat gegen Ratschavane's geistliches Lied eine Opposition unter seinen christlichen Stammesgenossen auf. Man meinte, christliche Lieder dürften nicht nach Sotho-Weise gesungen werden. Allein diese Opposition ging aus ungesunden, manichäisirenden Ideen hervor, welche die Leute leider schon eingesogen hatten und die allgemach zur Entnationalisirung der eingeborenen Christen führen. Ebensogut wie „Innsbruck ich muß dich lassen" und andere weltliche deutsche Weisen in ausschließlich geistlichen Gebrauch übergehen konnten, ebensogut können auch Original-Sotho-Weisen in den Dienst des Reiches Gottes genommen werden,*) umsomehr, da viele dieser Weisen Originaltexte haben, welche, wie ja die vorliegende kleine Sammlung schon zeigt, nichts Anstößiges bieten.

Wenn die vorstehenden Mittheilungen zeigen, daß der Mossuto einer höheren, auch geistigen Bildung wohl fähig ist, ja daß er in seiner geistigen Naturanlage nicht vermuthete feine und zarte Seiten hat, so müssen wir ja freilich zugestehen, daß derselbe, wenn herausgerissen aus seinen nationalen Umgebungen, sei es als kriegsgefangener Sklave oder wo er als freiwilliger Knecht unter dem weißen Manne arbeitet, (der von all dieser Begabung und all dem nationalen Volksleben nichts ahnend, ihn nicht für einen Menschen

*) Vergl. das oben über Psalmodie Gesagte.

hält, sondern für ein Schepsel, dessen Arbeitskraft man einfach ausnutzen und in dessen roher Behandlung man durch nichts gehemmt werden darf), unter dieser weißen Umgebung den Anblick eines ungeschickten, rohen, geistlichen Eindrücken kaum zugänglichen Mannes macht. Aber auch inmitten seines nationalen Lebens treten im Mossuto die edleren Züge zumeist zurück hinter der furchtbaren Machtentfaltung der Sünde, in den einzelnen Individuen sowohl, als auch in allen sozialen Verhältnissen. Ehebruch, Unzucht, Mord, Zauberei, Lüge, Raubsucht, Ungerechtigkeit, Unmäßigkeit haben das Völkerleben der Bossutostämme in einem Maße durchfressen, daß sie dem vorübergehenden Beobachter reif zum Gericht erscheinen, und daß insonderheit die spärlichen Reste von religiösen Vorstellungen zu einem wüsten Gewirr von Aberglauben verdorben sind, aus welchem heraus kaum etliche Ahnungen eines geoffenbarten Gotteswillens sich abheben.

---

6. Religiöse Vorstellungen und Gebräuche der Bassuto.

Die Ideen, die sich der Zulu von Gott, Schöpfung, Vorahnen, guten und bösen Geistern 2c. macht, haben wir in Bd. III. Abth. 2 p. 5 f. im Zusammenhange gezeichnet. Durchaus verwandten Anschauungen begegnen wir beim Mossuto, obgleich auch nur in einzelnen abgerissenen Spuren. Derselbe hat aber den einen großen Vorzug, für sein allerhöchstes Wesen, den einigen allerhöchsten Gott, auch noch einen besonderen Namen behalten zu haben, Modimo, d. h. der Hocherhabene.*) In Blauberg stieß Br. Baumbach auf die Spur eines anderen Namens. Ralebepa, sagte man ihm, ist ein höheres Wesen, das überall ist, ohne daß ein Mensch es sieht, im Innern des Menschen, in den Häusern, in den Bergen; er macht den Regen und das Feuer im Innern der Erde, doch, fügte man hinzu, die Bassuto hier wissen nichts von ihm, dort (im Osten und Nordosten) weiß man von ihm. Und in der That begegnen wir einem ähnlichen Namen unter den Batshoetla, wo der Häuptling Matzebandela dem Br. Beuster sagte: „Der Teufel hat die Bäume und Alles erschaffen, und sein Name ist Ralowimba."

Die Vorstellungen, die der Mossuto sich heute vom Modimo macht, sind durchaus verworren. Er sieht in Modimo nicht etwa eine ihn umgebende, beobachtende, mit Wohlthaten begabende und seine Sünde strafende Person, der er als seinem Schöpfer und als

*) Mit diesem Namen bezeichneten die Mossuto schon vor 300 Jahren nach dem Zeugniß eines damals lebenden portugiesischen Schriftstellers ihr höchstes Wesen. (Siehe Merensky, Beiträge zur Kenntniß von Süd-Afrika. Berlin, im Verlage des Missionshauses.)

dem Regierer und Erhalter des Weltalls Furcht, Liebe und Vertrauen schenken müßte, sondern er denkt sich eigentlich kaum noch etwas dabei, wenn er den Namen ausspricht, kaum so viel als ein ungläubiger Christ, der das Wort „Schicksal und Vorsehung" an Stelle des Namens des lebendigen Gottes gebraucht. Aber doch ist es wohl mehr als eine Phrase, es ist wohl ein ungekanntes Ahnen von einem ungekannten Gott, wenn der Mossuto sagt, Modimo hat Alles erschaffen, Tod und Leben, Glück und Unglück kommt von ihm, oder wenn der Bassutokrieger in den Krieg zieht mit dem Wort, „Modimo möge uns Glück geben," oder wenn der Aufgeklärte spricht, „die Zauberer suchen Regen zu machen, aber Modimo ist es, der ihn verschafft," oder wenn der Bassutoarzt die Medizin, mit der er das neugeborene Kind einreibt, mit dem Worte begleitet: „Modimo, mach' dies Kind stark," oder von einem unheilbar Kranken sagt: „Modimo sucht ihn heim."

Aber diese Vorstellungen von Modimo verflüchtigen sich andererseits, so daß alles Mächtige zum Modimo wird, wie ein Mossuto in Blauberg zu Br. Baumbach sagte: „Jener große Fluß ist Modimo, jenes große Gebirge in Blauberg ist Gott, und die große Trommel, die uns zur Beschneidung ruft, ist Gott."

Dazu umhüllen sie den Namen Gott mit allerlei abergläubischen und abgeschmackten Fabeln. Nach dem einen soll Modimo in einer großen Höhle wohnen in Nordosten, nach dem andern ist sein Sitz unter der Erde und er hat nur ein Bein. Nach anderen giebt es nicht blos einen Modimo, sondern unzählige Badimo, welche freilich, wenn man näher nachforscht, alle ihren Ursprung in Einem Modimo haben.

Dieser Modimo erscheint in Fabeln der Bassuto auch als ein Mensch, als der Mensch des Anfanges, so daß der Begriff, den der Zulu mit einem Umkulumkulu verbindet (Bd. III. Abth. 2 p. 5), beim Mossuto sich mit dem des Modimo verschmilzt.

Unter den Sagen der Bassuto findet sich auch die, daß Modimo, der Schöpfer aller Dinge, einen Sohn namens Hubeane gehabt habe, der mit ihm um die Herrschaft ringend, ihn allmählich übervortheilt habe. Diese Sagen haben wir an einem andern Ort (Lebensbilder p. 67), so weit es möglich war, wiedergegeben. Sie stehen, was die von Hubeane entwickelte Unzucht, Neid, Bosheit und Schlauheit betrifft, dem durchaus nicht nach, was die griechische Mythologie von ihren Göttern erzählt. Für uns sind sie vornehmlich darum von Interesse, weil sie auch auf die die Vermischung des Begriffes von Gott als einem allmächtigen Schöpfer mit dem Begriffe von Gott als dem Stammvater der Menschen hinweist. Die Silbe Ra, die in der Bassutosprache „Vater" bedeutet, weist in dem Worte Ra-Lebepa ebenfalls auf diesen Gedankengang hin. Der Matebelenfürst Mankopane aber

sagte zu unserm Missionar Kühl (Miss.-Bericht 1870 p. 134): „Mein Großvater ist Modimo, und ich bin sein großer Lehrer."

So schließt sich denn an die Vorstellung eines Anfangsmodimo die andere von vielen ihm nachfolgenden und von ihm abstammenden Badimo. Alle verstorbenen Häuptlinge sind Badimo, man preist ihre Namen, schwört bei ihnen und bringt ihnen sogar noch Opfer. Den Aufenthalt dieser Badimo sucht der Mossuto nicht wie der Zulu in Schlangen, sondern auf den Bergen und Bäumen, in Höhlen und abgelegenen Orten*); er sieht sie theils als Beschützer und Segenspender für ihren Stamm an, theils aber auch als Unglückbringer, zu denen er betet, und die er mit Opfern verehrt. Deshalb werden beim Tode eines Häuptlings große Opfer von Vieh — auch wohl von Menschen — gebracht, und man bittet dann den Verstorbenen beim Begräbniß, er möge auch ferner freundlich sein; bei den Bagananoa finden sich alte Häuptlingsgräber, bei denen eine für gewöhnlich verdeckte Oeffnung bis auf den Mund der Leiche führt, durch welche Oeffnung man dem Verstorbenen Trankopfer von Bier zuwendet. Hieran knüpft sich die, wenn auch vielfach mit Aberglauben entstellte Idee eines persönlichen Fortlebens nach dem Tode; und wenngleich die gemeine Rede unter den Bassuto geht, die Seele fahre nach dem Tode in die Erde zurück, so wissen sie doch auch von einem großen Schattenreich, in welchem die Verstorbenen wohnen, und aus welchem sie, gemeinhin freilich nur um den Menschen zu plagen, ab und zu herkommen und spukend umhergehen. Die also erscheinenden Badimo sind indeß nicht bloß die Nachkommen der verstorbenen Häuptlinge, sondern überhaupt die Schattenbilder Verstorbener, — aber vorzugsweise gutgearteter, denn von ihnen werden die Baloi, eine Art hämischer Spukgespenster, ausdrücklich unterschieden.

Der Modimoglaube der Bassuto ist für die Missionsarbeit nach zwei Seiten hin von großer Wichtigkeit. Einmal giebt er dem Missionar ein volksthümliches Wort für „Gott", und damit einen Anknüpfungspunkt für die Predigt von einem einigen persönlichen Gott-Schöpfer. Der Name U-tixo für Gott, der in der Kaffermission eingebürgert ist, läßt den Heiden glauben, der U-tixo ist der Gott der Weißen, ein fremder, er ist nicht unser Gott. Zum Mossuto aber kann der Missionar sagen: „Ich bringe euch Kunde von dem Modimo, dem Schöpfer Himmels und der Erde. Ihr kennt ihn nicht, ihr fürchtet ihn nicht, ihr liebt ihn nicht, ihr kümmert euch nicht um ihn. Ich aber verkündige euch

*) Anm. Diese Gegenstände und Orte werden dann auch heilig und dürfen von keinem Menschenfuß betreten werden. Bei Bapo fand der Herausgeber hohe heilige Bäume (s. u. d. Abbildung), bei Matlale heilige Berge (s. u. d. Abbildung), bei Blauberg ist eine heilige Fläche, auf der sich niemand umsehen darf.

den Gott, den eure Vorväter gekannt haben und dem ihr unwissend dient."

Auf der anderen Seite aber ist der Modimo für die Predigt des Evangelii eins der allerböseſten Hindernisse. Denn praktisch kennt der Mossuto — obgleich er ihn nicht mit diesem Namen bezeichnet — keinen Modimo, als seinen Häuptling. Derselbe ist ihm nicht bloß Kaiser und Pabst zusammen, sondern Gott selbst; Häuptlingsblut daher ein ganz anders Blut, als aller andern Menschen Blut.

Der Häuptling ist dem Mossuto der erbliche Besitzer aller von Gott herstammenden Kräfte. Er macht den Regen, er macht das Land fruchtbar, er schützt gegen die Feinde, er schaut in das Verborgene der Zukunft und heimlichen Dinge, er heilt die Krankheiten, er reinigt von Unreinigkeiten, er macht Land und Leute stark und unbesieglich. Dem entsprechend aber ist er auch der unumschränkte Herr und Gebieter über Leben und Eigenthum aller seiner Unterthanen, der Inhaber alles Rechtes der Einzelnen und aller richterlichen Gewalt in Urtheilspruch und Strafbestimmung. Die ausschweifendste Vorstellung von dem Recht eines absoluten Monarchen reicht bei weitem nicht heran an die Vorstellung, die ein heidnischer Mossuto von der Macht und dem Recht seines Häuptlings hat; seine Stellung läßt sich nur etwa vergleichen mit dem, was der Herr Christus dem gläubigen Christen ist, und der Häuptling steht daher der Missionspredigt nicht etwa als ein persönlich übelwollender, mit großer Macht versehener Mensch, sondern wie ein personifizirter Antichrist entgegen. Deshalb wird auch nur nach Zerbrechung dieser Häuptlingsmacht die Mission unter dem Volke Erfolge in größeren Dimensionen gewinnen können.

Die Könige, obgleich oberste Zauberer, üben ihre Zauberkunst aber nicht bloß in eigener Person aus, sondern haben neben sich im Volke Zauberer, die ebenfalls im Besitz der übernatürlichen Kräfte sind, und Ngaka genannt werden. Dieselben bilden, obschon nicht eine in sich durch Erblichkeit abgeschlossene Zunft, doch einigermaßen eine abgeschlossene Gemeinschaft, in welche ein Fremder nur durch große Opfer an Vieh und durch schwere Uebungen hineinkommen kann. Diese Ngaka's sind die gutartigen Zauberer, welche Regen machen, Kranke heilen, Verborgenes aufdecken, die Geburts- und Todesfälle mit ihren Zaubereien begleiten und weihen, das Land und die Waffen festigen, die Unreinen reinigen, Opfer verrichten 2c. Niemand kann ohne Erlaubniß des Königs ein Ngaka werden. Die Kunst des Regenmachens kann ein Häuptling auch auf weibliche Personen seiner Nachkommenschaft vererben.

Von den Ngaka's verschieden sind die Baloi, die nicht blos, wie oben erwähnt, Spukgespenster sind, sondern auch lebendige Menschen, die man zum Theil kennt und fürchtet, die man aber



Ein Bassuto-Zauberer.

nicht leicht anzutasten wagt, weil sie eine geschlossene Kaste bilden, die nicht leicht einen der ihrigen ungestraft verletzt werden läßt. Sie versammeln sich, wie das Volk sich erzählt, Männer und Weiber Nachts unbekleidet an entlegenen Orten und gehen dann umher, um den Menschen Böses zu thun, zu welchem Zweck sie sich auch gewisse Thiere (namentlich Affen) unterthänig gemacht

haben. Sie behexen das Vieh, scheeren dem Schlafenden das Haupt kahl, insonderheit verstehen sie aus Kräutern, Schlangen und Menschenleichen Gift der verschiedensten Art zu bereiten, mittelst dessen sie die Menschen aus purer Bosheit langsamer oder schneller tödten. Bisweilen, wenn sie überführt werden, wenngleich auch nur in der Weise unserer früheren Hexenprozesse, wird ihnen durch grausamste Hinrichtung ein Ende bereitet. Trotzdem aber bleibt das Volk in steter Furcht und Todesangst vor ihnen.

Die Zaubereigeräthe, deren der Ngaka sich bedient, sind mannichfacher Art. Gewisse Knöchel sind die Ditaolo oder Zauberwürfel, mittelst deren der Sitz der Krankheit entdeckt, die Enthüllung der Zukunft, oder des geheimen Missethäters bewirkt wird. Sodann aber giebt es eine Anzahl künstlich bereiteter Salben aus Kohle, Menschenfett rc. zusammengerieben, und eine Anzahl von Klauen, Hörnern, Knochen von Thieren, Fellstückchen, Stangen, Stäbe, Schädel, zurechtgeschnitzte Hölzchen rc., mittelst deren der König und die Zauberer das Land fest machen, daß kein Feind hineinkommen kann, den Hagel und den Blitz abwenden, die Heuschrecken vertreiben, den Regen herbeirufen, die Waffen feien, die Verunreinigten reinigen rc. (vergl. Merensky a. a. Ort p. 132. 133. 137. 138; Maleo und Sekukuni p. 58. 72. 83; Lebensbilder p. 48 rc., 125; Missionsberichte 1874, 43 rc., 117). Besonders mannichfaltig sind die verschiedenen Manipulationen, mittelst deren der König oder der Regendoktor Regen bereitet (Missionsberichte 1868 p. 384; 1870 p. 303; 1872 p. 151; 1874 p. 40, 43; 1875 p. 348 rc., 360; 1876 p. 345).

Dadurch, daß zu den Zaubereien allerlei gefeite Gegenstände angewandt werden, ist auch eine Art Fetischdienst in das Volk gekommen. Man verehrt nicht blos gewisse Berge, Steine, Pflanzen rc. mit heiliger Scheu,*) sondern trägt auch Amulete von Holz, Knochen, Klauen, Wurzeln rc. um den Hals, die gegen Feindesüberfall, Krankheit, Gift rc. schützen sollen. Ein solcher Fetisch (pheku) kann jedes Ding werden, sobald die Zauberer ihre Würfel darüber geworfen haben (phekola). Gern nimmt man dazu alte, verrostete Waffen, Gewehrschlösser rc., die man in Höhlen, als Zeugnisse davon, daß schon früher weiße Leute im Lande gewesen sind, findet.

Hieran schließen sich allerlei abergläubische Gebräuche, z. B. daß ein Wanderer, um vor Sonnenuntergang die Heimath zu er-

---

*) **Anm.** **Manche Bassutostämme haben sich auch gewisse heilige Thiere gewissermaßen als Stammesembleme erwählt, die sie besingen und sich darnach nennen: „Besinger des Löwen“ (babina tau), „Besinger der Hyäne“ (babina phiri), „Besinger des Stachelschweins“ (babina noku); sie heißen dann auch kurzweg die Banoku (Stachelschweinleute), die Bakoëna (Krokodilsleute), die Batlapi (Fischleute), die Batlou (Elephantenleute).**

reichen, einen Stein in einen Baum legt, daß man an gewissen, geweihten Orten nicht sich umsehen darf, daß bei Zwillingsgeburten das eine der Kinder, oder beide, getödtet werden, daß man die Hütte meidet, in die der Blitz eingeschlagen hat, daß diejenigen, welche von einem wilden Thiere gebissen werden, als von den Göttern selbst gestraft und für unrein erklärt werden.

Bisweilen aber gehen die Zaubergebräuche des Häuptlings auch in grobe, wissentliche Betrügereien aus, die die Erhaltung einer abergläubischen Furcht im Volke bezwecken. Man fertigt ein Instrument aus Elfenbein, zwei Platten neben einander, den Zwischenraum zwischen denselben füllt man mit Wasser. Auf diesem Instrument übt sich im Waldesdickicht der Kluft ein Mann, bis er die schrillendsten, lautesten Töne darauf hervorbringen kann. An irgend welchem Tage, bei der besonderen Veranlassung, die ein Todesfall oder die Koma abgiebt, tönt das schrillende Pfeifen beim Dorf. „Modimo o tsene mothing" (zu deutsch „Gott ist ins Dorf gekommen!") heißt es; alle Feuer werden ausgelöscht, Alles ist voller Erwartung. Die Menge eilt zusammen; der, welcher das Instrument hat, ist unter ihr, ohne daß sie es weiß; er hat es unter dem Mantel, der auch seinen Mund bedeckt. Ueber der Menge schrillen die wunderbaren Töne durch die Luft. Die Häuptlinge aber benutzen die Erregung des Volkes zu ihren Zwecken (Merensky Beiträge 135). Durch solche und ähnliche Mittel wird das Volk in seinen heidnischen Sitten und Aberglauben in dem Maße befestigt, daß die Meisten sich mit Freuden lieber schinden und schlagen, ja berauben und todtschlagen lassen, als daß sie ihren Aberglauben und Sitte aufgeben.

Von einem eigentlichen Cultus weiß das Bassutovolk nichts. Nördlich vom Zoutpansberg wird zwar von einem Stamm erzählt, der den siebenten Tag heilig halte; aber dieser Fall ist ganz vereinzelt, — obschon es merkwürdig genug ist, daß sowohl bei den heidnischen Bakopa als bei den Bapedi die Befreiung des Sonntags von der Arbeit sehr leicht bei König und Volk Eingang fand.

Wohl aber giebt es Cultus-Handlungen, welche gewisse Zustände und Vorkommnisse im Leben regelmäßig begleiten und die man am besten unter drei Gesichtspunkte bringt, Opfer, Reinigungen und Starkmachungen.

Als ein Opfer ist es anzusehen, daß an der Stelle, wo ein Krokodil (welches als heiliges Thier angesehen wird) getödtet wurde, zur Sühne ein schwarzes Schaf geschlachtet werden muß. Bei besonderen Unglücksfällen, die die Königsfamilie oder das ganze Land betreffen, wird, um die Abgeschiedenen, von denen die Bassuto

sagen „sie berauben uns," zu versöhnen, auf den alten Häuptlingsgräbern ein schwarzer Ochs geopfert. Daselbst betet man: „Herr, wir sind gekommen, dich anzurufen, die wir deine Kinder sind; mach uns unsere Herzen nicht betrübt; nimm nicht das Unsere, Herr!" Darnach wird der alte Häuptling durch Gesänge geehrt und gepriesen, bei allen seinen Ehrennamen angerufen, der Ochs geschlachtet, das Blut nebst den Knochen und dem Inhalt des Magens auf das Grab geschüttet und das Fleisch in einer Opfermahlzeit gegessen. Auf Blauberg werden die Geister der verstorbenen Könige so durch Trankopfer geehrt, daß Weiber vor dem lebenden Könige Töpfe voll Bier mit den Worten auf die Erde schütten: „Schlaft wohl ihr Götter; schlaft wohl, ihr Götter!" Etwa 4 Stunden von jenem Ort ist ein heiliger Baum, der als Sitz der Badimo angesehen wird. Vor diesem zieht jeder Mossuto schon von Weitem die Schuhe aus und trägt nichts auf der Schulter oder dem Kopfe. Viele legen Taback oder steifen Mehlbrei vor den Baum nieder, oder schütten Bier davor aus, indem sie rufen: „Behüte uns vor wilden Thieren, Schlangen, Feinden und Unglück aller Art; gieb uns Glück zu unserer Jagd!"

In einem Matebelenstamme (bei Mapoch) kommen sogar noch Menschenopfer vor. Wenn die Zeit der Beschneidung der jungen Leute gekommen ist, dann sucht man überall nach einem Schlachtopfer. Man lauert an den Wegen, man streift im einsamen Felde, bis man Jemand gefunden hat, der ohne Gefahr gefangen und getödtet werden kann. Dem armen Opfer des Teufelsdienstes wird das Fett, die Füße, ein Arm, ein Auge, ein Ohr u. s. w. entnommen und Alles mit Kräutern und Medizin und dem Fett eines schwarzen Hammels gemischt in einer großen Schüssel ans Feuer gesetzt. Ein großer Rauch steigt aus dem Gebräu. Die jungen Leute werden in verschiedenen Abtheilungen herbeigeführt und dem Rauche ausgesetzt; wenn einer der Jungen vom Rauch betäubt niederfällt, wird auch er geschlachtet und auch von ihm wandern Theile in die Hexenschüssel. Gewöhnlich geschieht das nur mit einem aus ihnen. Mit dem übergebliebenen Fett werden sie im Gesicht beschmiert. Das ganze Geschäft des Tödtens, Schlachtens, Doctorns liegt einem bestimmten Kraale ob, der sonst von Niemand besucht wird, und in dem die Wahrzeichen des schauderhaften Amtes seiner Bewohner in Gestalt von Todtenköpfen, getrockneten Armen und Beinen überall ausgehängt sind. Kann man zu dem Opfer keinen Fremdling fangen, so ist auch dann noch Rath. Unter dem Volke giebt es Einzelne, von Geburt an dem Opfertode geweihte; solche dürfen, bis ihre Stunde schlägt, sich Alles erlauben, das Vieh anderer Leute schlachten, ja selbst das des Häuptlings, auch sonst nehmen, was ihnen beliebt. Grauenhaft ist dieser Dienst, finster, verstockt, verschlossen das Volk.

Die Reinigungsgebräuche der Bassuto beziehen sich vornehmlich auf Geburten und Sterbefälle, auf die Jünglinge, die in der Koma zu Männern, die Mädchen, die zu mannbaren Dirnen erklärt werden, auf die Reisenden, die von der Fremde, und die Krieger, die aus der Schlacht zurückkehren. Die im Einzelnen hierbei vorgenommenen Ceremonien sind in Bezug auf die Geburt beschrieben in den Lebensbildern p. 9 folg. 48 ꝛc. — in Bezug auf die Beerdigungen ib. p. 125 ꝛc.; Missionsberichte 1874 p. 43. Kehrt Jemand aus der Fremde zurück, so hat ihn die lange Versäumniß der väterlichen Sitten und der lange Verkehr mit den Weißen verunreinigt und in Schuld bei den Badimo gebracht. Um diese zu sühnen bereitet der Ngaka durch geheime Künste ein heiliges Wasser und wäscht den Unreinen am ganzen Leibe, dann scheert er ihm die in der Fremde gewachsenen Haare ab und bestreicht ihn mit einer rothen Salbe, so ist er rein und fürchtet nicht weiter die Strafe der Götter für sich und sein Vieh. Die aus dem Kriege Heimkehrenden müssen, um gereinigt zu werden, durch den Rauch eines Opferthieres gehen.

Die Starkmachungsgebräuche gehen auf alle Lagen des Lebens ein; das Kind bekommt seine Medizin und Amulete, der Häuptling wird mit dem Blut eines jungen Krokodils benetzt, welches nach der Procedur wieder entlassen wird, ein Kraal durch das Hirn desselben Thieres, vermischt mit dem Blute eines Erschlagenen, eine Armee dadurch, daß man die Waffen, ein Garten dadurch, daß man das Land mit Zauberwasser besprengt.

---

7. Sitte und Recht bei den Bassuto.

Von einem Recht des Unterthanen dem Häuptling gegenüber kann nach dem Voranstehenden gar nicht die Rede sein. Es ist jedem Mossuto das Bewußtsein, daß der Häuptling mit ihm nach Belieben schalten könne, in Fleisch und Blut übergegangen. Als der mächtige Unterhäuptling Lekalekale vor seinem minder mächtigen Häuptling Claas Mokopan flüchtete, fragte ihn sein Missionar (Missionsberichte 1874, 74): „Warum hast du dich nicht gewehrt, da du doch mehr Volk hast, als jener?“ Die Antwort lautete: „Wie kann ich mich dem gegenüber wehren? Ist er nicht der Große?“ Beide sind nämlich Vettern, aber Mokopan dem Geburtsrechte der Bassuto nach vornehmer als Lekalekale. Ist dem König Sekukuni irgend einer seiner Unterthanen im Wege, so läßt er ihn einfach auf seinen Kraal kommen, spricht mit ihm, als ob nichts vorliege; aber seine Henker fallen sofort, sobald der König den Delinquenten anblickt und ein Auge zukneift, über das Schlacht-

opfer her und ermorden es. Als bei Sekwatis Tode Hunderte von Bassuto ermordet wurden, und die Leute darüber erschraken, sprach Mantladi, ein Katechumen: „Laßt doch nur sein, wir sind ja doch alle zu Schlachtochsen geboren!"

Der Einzelne hat kein Recht dem Könige gegenüber. Niemand darf, selbst wenn das Korn auf dem Halme steht, es einerndten, niemand im Frühjahr sein Feld bestellen mit der Picke, es sei denn, daß der König es ihm zuvor erlaubt habe. Wagt er es dennoch, so sitzt der König auf seinem Felsberge und lugt herab ins Land, und wehe dem, den er bei der noch nicht gestatteten Arbeit erblickt.

Die ganze Gerechtigkeitspflege des Königs besteht deshalb darin, daß er, je nachdem seine Laune steht, demjenigen Recht giebt, dem er will, oder der seine Gunst durch das reichste Geschenk zu erwerben gewußt hat; und daß er andererseits Fälle von „Schuld" aufstellt, die ihm Strafgelder von Vieh u. dergl. einbringen. Davon bezieht er seinen Unterhalt und bessert seine Vermögensverhältnisse auf. Sein Richterspruch mag ausfallen wie er will, so wird er vom Volke gepriesen.

Indeß ist hier doch auch eine Schranke gegeben in den „Geheimen Räthen," die die Rathsversammlung bilden, sowie in der allgemeinen Volksversammlung, die doch auch ab und zu ihre eigene Meinung kundgeben in einer Weise, daß der König nicht leicht die seinige dagegen durchzuführen wagt; denn er weiß, daß schließlich auch die Geheimenräthe einmal ihn absetzen, oder mit dem nächsten Thronfolger conspiriren könnten, und das würde ihn in Gefahr bringen, Thron und Leben zu verlieren. Bisweilen hilft das Volk auch sich selber zur Gerechtigkeit. Bruder Baumbach berichtet unter dem 1. September 1872 Folgendes:

„Vor kurzem kam ein Mann zu seinem Häuptling Mpebe, und bat ihn, er solle ihm doch einen Mann geben, der ihn begleite auf seinem Wege nach Moletsche, einem großen Volksstamme im Osten Makchabêngs. Der Häuptling bewilligte die Bitte, um so eher, da Besagter ein ngaka (Doctor) war. Unterwegs hat, nach Etlicher Aussage, der ngaka seinen Begleiter überfallen, ihn erschlagen, dann verstümmelt, Ohren, Nase, Finger, Hände, Füße und alle Gliedmaßen abgeschnitten, dieselben in seinen Fellsack gestoßen und mit nach Hause genommen, um vermittelst derselben die Gärten, Kafferkorn, Menschen und Vieh zu doctorn. Der ngaka selbst hat ausgesagt, sein Begleiter sei durch eine Falle, die von andern zum Fangen des Tigers aufgestellt war, getödtet worden. — Dieser Vorfall kam aus, und die Leute des Kraals machten sich, wie einige behaupten, über den Zauberdoctor her, knüpften ihn auf, schlugen seine Frau todt, und zerstörten sein Zaubernest, in welchem sich noch die Gliedmaßen des Getödteten befanden. Andere erzählen, daß der ngaka bei Ankunft seiner

Richter sich selbst das Leben durch Gift genommen habe, und sie ihn dann aufgehängt hätten; genug, die wohlverdiente Strafe ereilte ihn; so verfallen auch theilweise die hiesigen Rechtszustände sind, so etwas wird streng bestraft."

Eine Art Rechtszustand bringt die Beschneidungsfeierlichkeit (koma), welche den herangewachsenen Jungen zum Mann und das Mädchen zur heirathsfähigen Dirne macht, und beiden dadurch im Verkehr miteinander und mit ihrem Volk Rechte verschafft, die sie früher nicht hatten. Die koma wird nicht alljährlich gehalten, sondern immer nach einer längeren Reihe von Jahren, wenn es dem Häuptling angemessen erscheint. Derselbe wählt jedesmal ein Jahr aus, in welchem viel Kafferkorn gewachsen ist, also auch viel Bier gebraut werden kann. Denn das Heidenthum feiert in diesem Fest seine Orgien. Was eigentlich auf demselben gethan und gelehrt wird, ist noch nicht völlig aufgedeckt; ist doch selbst des Wortes koma Bedeutung in der Bassutosprache unverständlich.*) Merensky leitet den Namen aus der Sprache der nördlicher wohnenden Wanika ab, bei denen es „Geister, Götter" bedeutet. Er bringt dies damit in Zusammenhang, daß bei jener Feier den Knaben Thierbilder und Menschenbilder mit dem Worte

*) Bruder Endemann giebt im Jahre 1863 aus Patametsane folgende Einzelheiten, die er in Betreff der bei der koma beobachteten Gebräuche erfragt hatte:

„Der Akt wird an den jungen Leuten vollzogen, nachdem sie die geschlechtliche Reife erlangt haben. Beschneidung (circumcisio) im eigentlichen Sinne findet nur beim männlichen Geschlechte statt; doch wird auch mit dem weiblichen Geschlechte eine der männlichen Beschneidung parallele Handlung vorgenommen, weshalb wir auch diese letztere hier unter dem Namen der Beschneidung mit begreifen. Den Befehl zur Vollziehung giebt der Häuptling. Die Frist von einer Beschneidung bis zur andern ist unbestimmt; es vergehen mitunter wohl sieben Jahre, daß auf einem motse nicht beschnitten wird. Für das männliche Geschlecht fällt die Zeit der Vollziehung in den Sommer, Januar oder Februar, die Zeit der Erstlingsfrüchte. Eingeleitet wird die koma durch eine Art Festlichkeit. Die jungen Leute werden nach der Zeit, in der sie beschnitten sind, in Klassen eingetheilt; die zuletzt beschnittenen heißen makchola, die vorhergehende Klasse ist die der malikoa; dann folgen die noch älteren manala 2c.

Die Festlichkeit nun kommt hauptsächlich einer der Klassen der makchola und der malikoa zu gute. Am Morgen des Festtages ruft das palafala (Horn) die makchola zusammen. Diese treiben das Vieh ungemolken ins Feld. Am Spätnachmittage kommen sie wieder, mit Ruthen bewaffnet. Nun entspinnt sich zwischen den makchola und malikoa ein Kampf. Die siegende Parthei erhält die Milch vom Vieh und kocht für sich damit Abends einen großen Topf voll bochobe (steifer Kafferkornbrei, der dicken Grütze ähnlich). — Am zweiten Morgen ruft das palafala die zu beschneidenden zusammen. Sie erscheinen vor dem Häuptling und bekommen, in Reihen hinter einander knieend, die Hände zum Empfangen ausgestreckt, Jeder sein Theil von dem am vorigen Abend gekochten bochobe, dessen soeben erwähnt wurde, — wahrscheinlich um die Pillen, die sie nun schlucken sollen, zuvor ein wenig zu überzuckern. Darauf nehmen einige bachale (= Tapfere, das sind die Leute,

ki koma! (das sind Götter) gezeigt und wieder gezeigt werden. Die also gezeigten Figuren seien den kleinen Götzenbildern des Kongo-Stammes ähnlich; wir hätten hier daher Spuren eines früheren Götzendienstes der Bassuto. So viel aber steht fest, daß diese koma von den Heiden als der „Sonntag" oder die „Schule" des Häuptlings den Missionaren gegenüber bezeichnet worden ist, daß also beides, Götzendienst und Unterweisung dabei stattfindet. Letztere erstreckt sich auf alle möglichen Dinge, Art der Waffenführung, Ermordung des Feindes, Verkehr mit Frauen ꝛc., und erst einer, der die koma durchgemacht hat, wird als ein verständiger Mensch angesehen.

Zu dieser Monate lang dauernden Feierlichkeit bekleidet sich

---

welche im Kriege die meisten Feinde getödtet) Ruthen und schlagen die zu beschneidenden (masoboro), damit sie auch tapfer werden; also Tapferkeitseinbläuung, eine Art Ritterschlag auf noch zu erwartende Beweise von Ritterlichkeit. Sodann scheeren die masoboro sich die Köpfe ganz kahl, damit der Haarwuchs der basimane (Knaben) dem der banna (Männer) Platz mache. Es scheint dieser Handlung die Bedeutung des Haarwuchses als Symbols der Kraft zu Grunde zu liegen.

Am Morgen des dritten Tages ruft die palafala alle Männer, die zu beschneidenden mit eingeschlossen, zusammen, und nun zieht man singend und lärmend dem abgelegenen Ort der Beschneidung zu. Letzterer befindet sich meist an einem Wasser. Die masoboro sitzen bei dem Akt auf einem Steine; die Häuptlingskinder auf einem besonderen, die Uebrigen auch auf einem besonderen. Der erste, welcher beschnitten wird, muß von einem fernen motse (Dorf) her sein, so daß man ihn nicht kennt. Diese Sitte soll, wie man sagt, daher rühren, daß in der Vorzeit bei der Einführung der Beschneidung diese erst an einem Fremden probirt worden sei. Wäre dieser davon gestorben, so hätte man die Beschneidung nicht angenommen; da er aber leben geblieben sei, so hätte man sie eingeführt. Zum Andenken daran habe man den Brauch mit dem Fremdling beibehalten. — Nach diesem letzteren folgen dann die Einheimischen in genauer Rangordnung. Nach beendeter Beschneidung gehen die übrigen Leute nach Hause; die Neubeschnittenen aber, die nunmehr makcholo heißen, legen einen der Bedeckung der Weiber ähnlichen Schurz an und bleiben ungefähr drei Monate lang an einem abgelegenen Orte, wo sie Tag und Nacht im Freien kampiren. Ein Mann, der ihr Aufseher (moliti) ist, wohnt bei ihnen in einer Grashütte, in deren Dach eine von dem großen ngaka (Zaubererdoktor) mit einem Schutzmittel bestrichene Ruthe gesteckt wird, damit keiner der Neubeschnittenen sterbe. Die Beschäftigung dieser letzteren während ihres Exils ist Tanzen, Singen, Jagen und sonstige Vergnügungen und Spielereien, zu denen hauptsächlich das Formen von Thonfiguren gehört. Von dem erlegten Kleinwild (Hasen, sogenannte Dachse ꝛc.) sammelt der moliti die Felle und schickt sie dem Häuptling, doch so, daß keine Weibsperson dieselben sieht. Ueberhaupt ist es den Neubeschnittenen während der drei Monate bei Todesstrafe verboten, sich vor einem Weibe sehen zu lassen oder solchem etwas von dem „Geheimniß" der männlichen Beschneidung zu erzählen. Das letztere ist übrigens allgemein verboten. Die Kost für die neuen makcholo wird daheim gekocht, jedoch besonders, wie überhaupt für jeden Kranken seine Kost besonders gekocht wird, weil er dann, wie man glaubt, schneller genes't. Ißt ein Kranker mit Andern zusammen, so sagt man, seine Krankheit werde ärger. Vielleicht beruht aber ursprünglich dieser Gebrauch vielmehr auf der Idee, daß ein Kranker unrein ist.

der Häuptling mit seinem ganzen priesterlichen Zauberapparat, wie der Hohepriester mit dem Schildlein und Licht und Recht. Die große Pauke erschallt, das Volk kommt zusammen, lärmend, schreiend und Lieder singend zum Preise ihres Königs und ihrer Götter. Das ganze Volk, alle Männer, vom gebeugten Greise bis zum Jünglinge herab, laufen umher, die Hände voller Stäbe und Ruthen; Einer auf den Andern einhauend; doch immer nur der Aeltere auf den Jüngeren, denn nie darf Einer aus einem jüngeren Jahrgang einer Beschneidung einen Aelteren schlagen, ohne eine so große Schuld auf sich zu laden, daß er, wenn er den Straf-Schlägen auch nicht jedesmal erliegt, doch wenigstens einen lebenslänglichen Denkzettel behält. Der arme Neuzubeschneidende muß die Probe

---

Während der koma sind die Neubeschnittenen die allgemeinen Sündenböcke, an welchen Jedermann seinen Muthwillen ausläßt. In den drei Monaten ihres Exils empfangen sie für Alles, was sie je verbrochen haben oder verbrochen haben sollen, die Schläge, und diese müssen sie geduldig hinnehmen, wenn sie nicht halb todt geschlagen werden wollen. Wie barbarisch sie zugerichtet werden, kann man an den dickwulstigen langen Narben sehen, welche viele Leute aufweisen. — Sind die drei Monate zu Ende, dann kehren die makchola nach Hause zurück, mit einem neuen Gurtfell von Schafleder bekleidet. Nun haben sie Ruhe bis zu der Zeit, wo die junge Saat aufgeht. Dann aber wird wieder aller Muthwille an ihnen ausgeübt; man spuckt sie, wirft sie mit Koth &c.; sie dürfen nicht dagegen mucken. — Wenn das Beschneidungsjahr zu Ende geht, laufen sie wieder einen ganzen Monat lang bei Tage im Felde umher, tanzen, singen und jagen. Nachts tanzen und singen sie zu Hause. Bei dem Umherschwärmen im Felde sind sie mit einer Art Rock von Gras um die Lenden bekleidet; diesen legen sie jedoch jedesmal ab, wenn sie Abends nach Hause kommen. Während dieser Zeit sind sie zum dritten Mal Sündenböcke vor Jedermann; man schlägt sie mit Stöcken und Dornenruthen, wirft sie mit Steinen &c.

Dies über den Hergang bei der Beschneidung der Burschen. Was nun das weibliche Geschlecht anlangt, so beginnt dessen koma, wenn die Burschen nach vollendeter Heilung aus ihrem Exil zurückkehren. Sie gehen zuerst zehn Tage lang jeden Morgen früh baden, angeführt von einer Aufseherin (moliti). Bei einigen Stämmen müssen, wie man sagt, die Mädchen dabei einen ins Wasser geworfenen Metallring mit dem Munde herausholen. — Am elften Tage wird aus einem großen Topf durch Darüberspannen eines nassen Felles eine Trommel (moropa) gemacht. Diese Trommel zu rühren dient ein Büschel fest zusammengebundenen Strohes von Kafferkorn. Abends zieht dann der Mädchentrupp unter Gesang und dem ungemein lauten Schalle der Trommel nach Hause. Der Schall dieser Trommel, sagen sie, sei die Stimme von Masupzane, einem Wesen, welches in der Nacht alle diese Mädchen verschlucke und sie dann ins Feld hinaustrage. Die guten Mädchen würden in der Nähe ihres motse von Masupzane wieder ausgespieen, die bösen aber würden erst weit weggetragen, so daß sie einen langen Weg nach Hause hätten. Das Wahre ist aber, daß die Mädchen des Nachts sich im Felde umhertreiben und Morgens dann bei ihrem motse am Feuer sitzend gefunden werden.

Es folgt nun eine Zeit des Spielens, wo besonders Thonfiguren geformt werden. Sind diese von Allen besehen worden, so macht man sie wieder entzwei. Was dies bedeute, weiß man nicht mehr anzugeben.

Wenn der Tag des Hauptaktes für die koma der Mädchen naht, wird

aushalten, daß er als solcher, der ein Mann sein wolle, auch Schmerz ertragen könne. In einer entlegenen Felsschlucht oder draußen in dem mit Bäumen bestandenen Felde wird er von Jedem, der will, gepeinigt; der Eine haut ihm den Rücken wund, der Andere reibt die Wunden mit Asche ein, der Dritte beißt ihm in den Finger, daß das Blut hervorquillt. Bei dem allen darf er keinen Laut von sich geben, noch viel weniger sich den Qualen durch die Flucht entziehen. Versucht er es dennoch, so wird er gegeißelt, nicht selten auch erschlagen, und es heißt dann: Die koma hat ihn gefressen! Bisweilen wird für die Beschnittenen eine eigene Stadt von Hütten gebaut, die nur so lange steht, als die Festlichkeiten dauern.

---

ein Topf Milch ins Feld getragen, welche man dick werden läßt. Dann wird Korn gestampft, gekocht und darauf die geronnene Milch zugegossen. Von diesem Gericht sagen sie, es sei die Milch von Huloane, einem Thier, welches dieselbe den Mädchen der koma gebe. Man geht nun, die Spur von Huloane zu suchen, um es zu melken. Die moliti geht voran. Nachdem man lange im Dauerlauf kreuz und quer gelaufen, rechtsschwenkt und links-schwenkt gemacht, gerade wie es der moliti einfällt, findet man endlich Huloane an einem abgelegenen Orte und melkt es. Am folgenden Abend kommen die Mädchen dann nach Hause, die Töpfe mit der Milch (die ihnen heimlich gebracht worden) auf den Köpfen tragend.

Es folgt der Hauptakt. Vor demselben scheeren auch die Mädchen sich ganz kahl und gehen dann mit einem Stock in der linken Hand. Dies ist das Zeichen der Trauer, wenn einer Frau der Mann gestorben ist. Diese Handlung scheint symbolisch andeuten zu sollen, worauf eine Jede künftig im Ehestande gefaßt sein müsse. — An demselben Tage legen die Mädchen ein dem der Männer ähnliches Gurtfell von Roodebock (pala) = Leder an.*) — Von dem Tage des Hauptaktes an bleiben die Mädchen bei den Bapedi einen Monat lang im Felde; bei den Baroa jedoch kommen sie Abends nach Hause. — Beim Herannahen der Säezeit tragen sie eine Art Rock, von Rindsfell oder von aufgereihten Rohrstücken gefertigt. Einen Monat später wird die gewöhnliche Bekleidung wieder angelegt und das inzwischen gewachsene Haar nach Art der Bassuto geschoren. Dann machen die Mädchen Stroh-puppen. Jede hat eine solche, von der sie sagt, es sei ihr Kind. Etwa wieder einen Monat lang singen sie nun die ganze Nacht durch, um diese Kinder zu beruhigen. Auch diese Handlung deutet jedenfalls symbolisch das im Ehestande ihnen bevorstehende an.

Das Ende der ganzen koma, sowohl der der Burschen als der der Mädchen, bildet ein Fest, wo die jungen Leute beider Geschlechter mit ein-ander schmausen und im Felde singen und tanzen. Des Nachts wird auch noch zu Hause getanzt. Bei M'maferumule schmieren sich bei dieser Gelegen-heit die Mädchen den ganzen Leib mit einer Salbe aus Fett und rothem Ocker, die Hände aber mit Fett und Ruß ein. Wenn nun Eine während der ganzen Nacht nur irgendwie mit der Hand den Leib berührt und so sich schwarz macht, die wird verspottet; sie darf in der Folge sich nicht am Orte verheirathen. Deshalb halten die Mädchen bis zum Morgen, wo das Sin-gen und Tanzen aufhört, stets die Hände vom Leibe entfernt. Morgens waschen sie sich dann und schmieren sich wieder roth.

---

*) Der Hauptakt selbst besteht darin, daß jedem Mädchen ein senkrechter Schnitt am Schoßhügel (senana) gemacht wird.

Sind die Prüfungstage wohl bestanden, so ist dem Neubeschnittenen alles Mögliche gestattet und er übt sich in heidnischen Gräueln, in Unfug und Unzucht. Ganze Horden von wilden Heiden, auch aus der Nachbarschaft, kommen zu gemeinsamen Festlichkeiten zusammen, bei welchen beständig geheult, mit Füßen gestampft, getanzt, gebrüllt wird, als wäre die Hölle losgelassen. Einmal kam eine solche Rotte auf Bruder Grützner's Kirche los, während er in derselben gerade sein Kind taufte. Aeltere Burschen geleiteten, mit langen Stäben bewaffnet, einen Trupp koma-Schüler zu dem Festort. Auf dem Wege dorthin haben sie das Recht, Jeden zu schlagen, der ihnen im Wege ist, ja den sie auf 100 Schritt weit sehen können; demselben bleibt nichts übrig, als sich durch eilige Flucht zu retten, weil er wirklich in Gefahr ist, sein Leben einzubüßen. Diesmal war der farbige Knecht des zum Besuch aus der Capcolonie gekommenen Pastor Neethling Gegenstand ihrer Wuth. Sie hatten ihn schon geschlagen und er sich mit Mühe in die Kirche gerettet und die Thür hinter sich zugeschlossen. Die Heiden schlugen nun mit Gewalt gegen die Kirchenthür und verlangten die Auslieferung des Knechtes, ja als dieselbe verweigert wurde, hoben sie selbst gegen die Missionare ihre Spieße auf, deren einer kaum noch drei Finger von Bruder Kühl's Brust entfernt blieb. Sie betrachten sich eben als Nasiräer ihres Gottes in diesem Fest, und verlangen unbedingte Anerkennung ihrer Heiligkeit von Jedermann.

Fast noch wilder als bei der koma der Jünglinge geht es bei der koma (Mannbarerklärung) der Mädchen her. Die Weiber, angeführt von einer älteren Frau, die mit einem langen Stock dirigirt, singen verschiedene Melodien, dann tanzen sie mit hochgehobenen Händen, welche Ochsenhörner vorstellen sollen, dann biegen sie taktmäßig den Oberleib, sich vor und zurück bewegend, dann setzen sie sich bald auf diese, bald auf jene Hüfte, hocken sämmtlich nieder und wiegen sich auf den Fußspitzen auf und ab, dann schlagen sie, bald mit einer Hand, bald mit beiden auf ihr Schurzfell, bald geht es im Kreise durch einander, bald stellen sie sich in Reihen gegen einander, die Dirigentin gravitätisch zwischen durch schreitend. Dazu werden die Pauken geschlagen. Und wehe dem Manne, der sich dabei blicken läßt; die Weiber sind jetzt Furien, sie fallen über Jeden her — die Feierlichkeit giebt ihnen dazu das Recht — und kühlen an ihm ihren Müth. Ein Mann, der von ihrem Feuerplatz Feuer geholt hatte, wurde von ihnen vor den Häuptling geschleppt und schuldig befunden. Er riß darauf die Korallen von seinem Halse und gab sie ihnen, und darnach, da sie noch nicht zufrieden waren, einen Bock zur Sühne. Sie schlachteten den Bock und verzehrten ihn, gingen aber dennoch hin und zerstörten ihm sein Haus. Bisweilen laufen die Weiber auch in

Männerkleidern und mit Männerwaffen umher und suchen blutdürstig einen Mann, den sie ermorden können. Bei einer koma wurde ihnen ein Mann, der schuldig befunden war, ausgeliefert und von ihnen zerfleischt. Als sie aber das nächste Mal von Mankopane wieder die Auslieferung eines Mannes verlangten, weigerte es dieser; denn, sprach er, „die Weiber schlagen die Männer todt und werden doch von diesen nicht todtgeschlagen. Das soll also nicht sein." Nach Beendigung der Feierlichkeiten ziehen die Weiber rothgeschmiert in neuen Kleidern zum Häuptling, und dieser giebt einer Jeden von ihnen einen neuen Namen.

Am meisten ausgebildet ist das gesetzliche Recht der Bassuto in allen auf eheliche Verhältnisse bezüglichen Fragen. Jeder Mann darf so viel Weiber haben, als er sich für Vieh erkaufen kann. Der Kaufpreis beträgt je nach der Vornehmheit des Standes des Mädchens 5—50 Haupt Vieh. Der Jüngling kauft nicht selbst seine Frau, sondern sein Vater und seine reichen Verwandten besorgen den Kaufpreis. Der Vater des Mädchens aber sorgt dafür, daß derselbe nicht mit einem Male bezahlt werde, damit er so lange als möglich Gelegenheit habe, vom Schwiegersohn Erpressungen aufzutreiben. Stirbt das bezahlte Vieh an einer Seuche, so muß es ersetzt werden. Stirbt die Frau, bevor der Mann selbstständig geworden ist, so gehören die Kinder nicht ihrem Vater, sondern dem Vater, der das Vieh bezahlt hat, und der deshalb die etwanige Wittwe auch an einen andern weggeben kann. Das bezahlte Vieh sichert dem Weibe eine Art Wittweneinnahme. Wird sie von ihrem Manne hart behandelt, so kann sie in ihre Heimath entlaufen, wird aber von dort mit Ruthen drei Mal zu ihrem Manne zurückgetrieben. Erst wenn sie zum vierten Male entlaufen ist, ist sie frei. Ist das Vieh nicht völlig bezahlt, wenn die Frau stirbt, so gehören die Kinder nicht ihrem Vater, sondern ihrem Schwiegervater. Stirbt der Mann, so erbt der Bruder resp. nächste Anverwandte die Frau ebenso gut, wie alles andere Eigenthum. Hat der Verstorbene keine Kinder hinterlassen, so gilt das erste Kind der neuen „Ehe" als Kind des Verstorbenen, dem man also in einer Art Leviratsehe Samen erwecken soll. Stirbt ein Häuptling, so werden dessen Frauen, mit Ausnahme der eignen Mutter, die Weiber seines Sohnes und Nachfolgers in der Häuptlingswürde.

Das Weib wird in all diesen Rechtsverhältnissen nicht wie eine Person, sondern wie ein Stück Eigenthum behandelt und oft schon als kleines Kind verkauft. Ob sie den Polygamisten, der für sie das meiste Vieh bietet, liebe oder nicht, darnach frägt der habgierige Vater nicht. Deshalb kommen in Bezug auf Verheirathungen traurige Dinge vor. Die einzigen Fälle von Selbstmord, die unter den Bassuto unsern Missionaren bekannt geworden

sind, betrafen Männer, die in unglücklicher Ehe lebten, oder Weiber, die zu einer solchen gezwungen werden sollten. Von den eigenthümlichen Nationalsitten der Bassuto beim Abschließen eines Ehebündnisses haben wir eingehende Schilderungen gegeben in den „Lebensbildern" p. 11 xc. Andere Einzelheiten findet man in den Missionsberichten 1872 p. 165; 1874 p. 46, 106.

Von einem Völkerrecht weiß der Mossuto eigentlich nichts. Welcher Häuptling sich stark genug fühlt, den andern zu überwinden, oder ihm sein Vieh zu rauben, ohne selbst dabei sich allzu großem Schaden auszusetzen, der thut es sicher. Doch giebt es einzelne Stämme, die zu einander in freundschaftlichem und andere, die gegeneinander in beständig feindlichem Verhältniß stehen. Zwischen den Mossuto und Matebelen und Swazi ist eigentlich beständig Krieg, der nur vorübergehend durch Jahre der Ruhe unterbrochen wird. Der Krieg wird gemeinhin so geführt, daß der Feind unversehens überfallen, sein Dorf angezündet, Alles gemordet und das Vieh und die Habe — zu welcher man auch die Weiber und Kinder rechnet, soweit sie der Kriegswuth entgehen — geraubt wird. Bisweilen wird auch nur das Vieh geraubt. In solchen Kriegszeiten entfesselt sich die thierische Roheit der Heiden in erschrecklichem Maße. Bei einzelnen Stämmen kommt es vor, daß, wenn in solchem Kriege Gefangene gemacht werden, einer oder zwei derselben getödtet, ihnen die Glieder abgeschnitten und dieselben in einem großen Topf gekocht werden. Dann geht die Speise unter den Kriegern Reihe um, ein Jeder ißt etwas davon, daß er fest werde, und in diesem Sinne giebt es (unter den Bassuto auf dem Blauberg) noch jetzt Menschenfresser.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, daß das Leben der armen Bassuto ein überaus klägliches und elendes ist von der Kindheit bis ins Grab hinein; Alles eitel Todesfurcht und Schrecken, nur zeitweise unterbrochen durch satanische Lust, Fressen, Saufen, Unzucht und Ungerechtigkeit. Alles zittert und bebt, entweder öffentlich vor den Häuptlingen, denen eine kriechende, ja hündische Ehrerbietung erwiesen wird, oder heimlich vor den Zauberern, deren Gift oder Verhexungen man fürchtet bei Tag und Nacht. Lassen sich Feinde von ferne sehen, so ergreift ein panischer Schrecken die ganze Bevölkerung; denn sie wissen, was ihrer wartet, wenn sie besiegt werden, und haben in diesem Schrecken selten den Muth zu energischer Gegenwehr.

Dem Tode hat der Mossuto nichts entgegenzusetzen. Er begleitet den Todten mit seinem nervenerschütternden Klagegeheul (vgl. Missionsberichte 1872 p. 144), zu welchem die Weiber öfters sich besonders anstrengen. Dann bindet er selbst den Todten noch in hockender Gestalt mit Riemen zusammen, damit er nicht als ein

Gespenst aus dem Grabe hervorgehen und Böses thun könne. Sie trauern wie die, welche keine Hoffnung haben. Aber selbst der Leichnam im Grabe hat keine Ruhe. Und ob man ihn aus Furcht vor den Baloi auch bei Nacht begräbt, so schleichen diese doch insgeheim nach, merken sich die Begräbnißstätte und graben die Leiche aus, um aus derselben Arznei und Gift für die Lebenden zu bereiten.

In diesen Zauberern erreicht überhaupt das Heidenthum seinen Gipfelpunkt an Scheusal und Schrecken. Meistens sieht schon aus dem Angesicht des Zauberers das Bild des Satans heraus, und nicht selten kommt es vor, daß auch sein Tod von besonderem Schrecken begleitet ist. Es giebt ja freilich heute auch schon unter den Bassuto Freigeister, die sich vom alten Aberglauben eine Zeit lang emanzipiren. Aber in der Regel kehren sie dennoch bald wieder zu ihrem alten Heidenthum zurück, und es wird wohl dabei bleiben, daß nur, „welchen der Sohn frei macht, der ist recht frei!“ Aber hohe Zeit ist es, daß die Liebe Christi in der Mission sich aufmache, um vom Bassutovolke zu retten, was sich noch retten lassen will.

---

8. Verhältniß der Bauern zu den farbigen Bewohnern des Landes.

Altes Gemäuer, alte Gewehre mit Feuerschlössern, verrostete Helme und Lanzen, die noch hier und da in den Bergeshöhlen von Transvaal gefunden werden, sowie Spuren einer Erinnerung daran im Bassutovolk, daß früher schon Menschen im Lande gewohnt hätten, die beteten, weisen darauf hin, daß schon vor Jahrhunderten weiße Ansiedler das Land bewohnt haben müssen. Doch ist ihre Zeit und Geschichte spurlos; ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Wahrscheinlich waren es Versprengte der benachbarten Portugiesen.

Wie lange aber die Bassuto im Transvaallande gewohnt haben, läßt sich, da dies Volk keine schriftliche Literatur besitzt, auch annähernd nicht bestimmen. Die gewöhnliche Annahme von 300 Jahren ist sicher zu hoch gegriffen. Aus mündlichen Erforschungen der Missionare bei den noch jetzt lebenden ältesten Leuten im Volk haben wir folgende Data zusammenstellen können.

Der König Sekukuni theilte, was er von der ältesten Kunde der Geschichte seines Volkes wußte, unserm Missionar Merensky mit folgenden Worten mit:

„Das Volk der Bapedi, welches noch klein war, kam mit seinem König Towejahn von Südwesten her in diese Gegend, wo bereits andere Bassutos unter dem Könige Mpele wohnten. Towejahn kämpfte mit dem Könige und wurde Beherrscher aller um-

wohnenden Bassutostämme, ein sehr mächtiger König. Ihm folgte sein Sohn Ramoswike, und auf Mokangue, den blinden Sohn Ramoswike's, folgte dessen Sohn Dichlaschwang, welcher nie Kriege unternahm. Dichlaschwang's drei Söhne folgten ihrem Vater in der Regierung, zuerst Moroamotshe, dann Nkoloane, dann Muriri. Nach diesem wurde Kotope, Moroamotshe's Sohn, König; aber sein Bruder Tulare kämpfte gegen ihn und riß die Herrschaft an sich. Der machte einen großen Feldzug gegen die Bachlakoa. Ihm folgte sein Sohn Malekudu, der nur zwei Jahre lebte. Diesem folgte sein Milchbruder Peteli, und regierte ein Jahr. Und dann wurde dessen kleiner Bruder Sequati König, der kämpfte mit Sopusa (dem Kahlkaffer) und Moselekazzi (dem Matebelenfürsten), dessen Vater Matschobane er tödtete."

Von den angeführten Personen läßt sich die Zeit, in der sie gelebt haben, nicht feststellen. Den einzigen Anhaltspunkt gewährt das Todesjahr des Königs Tulare, welcher im Jahre 1824 gerade an dem Tage, wo eine Sonnenfinsterniß stattfand, starb. Da Sekukuni im Jahre 1861 sein vierter Nachfolger wurde, und Towejahn sein neunter Vorfahre war, dürften wir dessen Aufbruch aus seinem früheren Stammsitze (etwa 10 Meilen nördlich von Pniel) ungefähr in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verlegen.*)

Der Zug der Krieger theilte sich, in der Gegend unseres Patametzane angelangt, in zwei Hälften. Die eine wandte sich östlich, wählte die Pudi, eine Art kleiner Antilopen, zum heiligen Stammthier und nannte sich Babinapudi; die andere unter Towejahn nördlich ziehende Hälfte wählte die Noku (Stachelschwein) zum heiligen Stammthier und nannte sich Babinanoku; Abtheilungen von ihnen scheinen selbst den Limpopo überschritten zu haben, woselbst wir auch noch Peri Peri (d. h. Bapedi) antreffen.

Tulare wird von seiner Tochter Selelekele, die der Herausgeber noch auf Botshabelo lebend antraf, beschrieben als ein großer corpulenter Mann mit heller Gesichtsfarbe, und als ein wegen seiner Milde und Weisheit ebenso sehr geliebter, als wegen seiner Tapferkeit gefürchteter Mann, der auch Löwen im Kampfe überwunden habe und sogar die mit vergifteten Waffen kämpfenden Mapulana niederwarf, und deshalb auch seine Stadt nicht auf einen unzugänglichen Felsgipfel, sondern in der Ebene baute, weil er sicher war, daß Niemand ihn anzugreifen wagen würde.

In der Zeit von Tulare's Vater schwächten Bürgerkriege das Land. Das Volk zerfiel in kleine Abtheilungen, die sich gegenseitig beraubten und mordeten, so daß nur kleinere Haufen auf unzu-

---

*) Weitere Mittheilungen über die Vorgeschichte der Bapedi siehe Missionsberichte 1862 p. 327 f.

gänglichen Felsgipfeln wohnen konnten. Als hierüber der Ackerbau darniederlag, und als von Norden her andere gefürchtete Kaffern mit Feuergewehren über die schon sehr geschwächten Bapedi plündernd und mordend hereinbrachen, legten sich etliche von diesen auf das furchtbare Gewerbe des Menschenfangens und wurden Menschenfresser. Man nannte sie Madimo (Sturmwindleute) und sie wohnten in der Gegend des heutigen Cha Ratau (Lebensb. p. 97) und trieben ihr Gewerbe bis in die Zeiten des Tulare hinein, bis dieser, nachdem er die Macht des Bapedistammes wiederhergestellt hatte, auch sie besiegte und ausrottete.*)

Das durch Tulare neubefestigte Bapedireich war von nur kurzer Dauer. Schon drei Jahre nach seinem Tode kamen die Kahlkaffern (1827) und mordeten und zersprengten das ganze Volk, so daß kaum hier und dort einige wenige Reste beieinander blieben. Was nicht ermordet wurde, steckte der Zulufürst Moselekazzi, welcher in einer Hauptschlacht die Kriegsmacht der Bapedi fast gänzlich aufrieb und gegen die zerstreuten Reste fortgesetzt Plünderungszüge unterhielt, in sein Kriegsheer und bildete durch Vermischung von Bassuto und Kahlkaffern das neue Volk der Matebelen. Und als 1836 Moselekazzi, von den Bauern (s. § 2) geschlagen, weiter gegen Norden zog, da rückten von der andern Seite die Swazi nach, erobernd, plündernd, mordend, so daß in den Jahren 1827 bis 1840 das Bapedireich eigentlich zu existiren aufgehört hatte.**) Wiederum traten Zustände ein, wie in der Zeit vor Tulare, wiederum Bruderkämpfe und Einfälle der räuberischen Nachbaren, wiederum griffen Bassuto (vom Stamm der Bakoni) zu dem gräßlichen Gewerbe der Menschenfresserei, wiederum wohnten nur zersprengte Reste des Volkes auf unzugänglichen Felsspitzen. So traf sie der Bauerführer Potgieter im Jahre 1845. Die Swazi unter Sopusa hatten soeben das Land erobert, und da sie die Bauern als Besieger ihres Todfeindes, des gefürchteten übermächtigen Zulufürsten Dingan (s. Bd. III Abth. 2, p. 56) ehrten und ebenfalls fürchteten und gern zu Freunden behielten, verkauften sie das ganze eroberte Land, welches für sie, die östlich vom Drakengebirge Raum genug hatten, keinen Werth besaß, gegen einen geringen Preis (100 Stück Zugkühe) an die Bauern von Lydenburg, die sich also als die rechtmäßigen Besitzer ansehend, ihre zerstreuten Bauerhöfe erbauten und das Land zu cultiviren begannen. Die

*) Einzelschilderungen über das Leben und Treiben unter diesen Cannibalen haben wir, dem Munde von Augenzeugen und selbst einst Menschenfressern entnommen, in unsern „Lebensbildern" wiedergegeben. p. 85—121.

**) Der König Sekukuni erzählte später Merensky, daß er mit seinem Vater Sekwati über den Limpopo hin bis in die fabelhaften Ruinenstädte geflohen sei; ihre ganze übrig gebliebene Mannschaft hätte aus 40 Bewaffneten bestanden.

Swazi erboten sich bei dieser Gelegenheit (1846), zuvor die letzten Ueberreste des Volkes von Sekwati wegzufegen, damit „diese Hunde nicht vielleicht später den Bauern Mühe machen möchten." Doch ließ Potgieter dies nicht zu.

In der That waren in den vierziger Jahren die eindringenden Bauern die Retter der Bassutostämme, welche von Süden her durch die kriegerischen Zulu, von Südosten durch die ebenso kriegerischen Swazi, von Nordosten durch die barbarischen Knopnensen und von Westen und Norden durch das mächtige Matebelenreich des Moselekazzi bedrängt, nie aufkommen konnten. Denn was sie in Jahren der Ruhe erarbeiteten, das vernichteten schon im folgenden Jahre die eindringenden Kahlkaffern, und nur dem Umstand, daß die Bauern einestheils den Moselekazzi geschlagen, anderntheils die Swazi abgefunden hatten und gegen sie eine Mauer bildeten, hatten die Bassuto es zu verdanken, daß sie überhaupt sich wieder sammeln konnten.*)

Der Bapedikönig Sekwati eilte daher, sobald er von dem Verkauf des Landes Kunde erhielt, sich die Freundschaft der Bauern zu sichern. Er hatte dieserhalb von seinem sterbenden Vater Tulare ausdrückliche Weisungen erhalten und war, nachdem er in blutigen Bürgerkriegen so eben seinen Bruder besiegt und die Reste des Bapedivolkes gesammelt hatte, im Begriff, der Neustifter des Pedireiches zu werden. Er kam also demüthigst zu dem Bauernführer Potgieter und bot sich ihm als Unterthan an mit den Worten: „Du sollst mein Herr sein, mich zu schützen, und ich will dein Hund sein, dir zu gehorchen." Auf die Frage, welches denn sein Land sei, antwortete er: „Ich habe kein Land mehr; ich bin jetzt Potgieter's Hund, wie ich früher Sapusa's (des Königs der Swazi) Hund gewesen war. Nachdem das Bündniß geschlossen war, zog er 1846 auf den Felsberg Piring (da wo jetzt auf den Karten Magale oder Machal verzeichnet steht, etwa 6 Meilen westlich von Thaba Mosegu) und begann sich dort zu verschanzen. Den Bauern gefiel dies nicht, weil sie die ihnen unterworfenen Stämme gern in der Ebene wohnen sahen, um sie controlliren und nöthigenfalls unter die Kugeln nehmen zu können. Indeß sie unterschätzten die Bedeutung des sehr weisen und tapfern Sekwati um der Geringheit seiner Zahl willen, und breiteten sich ihrerseits in dem ganzen von den Swazi erkauften Landstriche, einzelne zerstreute Gehöfte bauend, aus bis in das Gebiet des Lolugebirges hinein. Die Stadt Lydenburg erbauten sie etwa 1849.

*) Noch im Jahr 1869 fiel Motsela, der Sohn des Kahlkaffern Manekos, in Zoutpansberg plündernd und mordend ein, und im December 1871 wurde von Moletse's Leuten ein Haufe von Spionen aufgehoben, welche aus Moselekazzi's ferneren Wohnsitzen gekommen waren, um nachzuspähen, ob nicht, da die Bauern jene Landstriche nicht besetzt hielten, die Zeit zu einem neuen Mordzuge gekommen sein möchte.

Sekwati gelang es inzwischen, nicht blos das Volk der Bapedi wieder zu sammeln, sondern auch die Vasallen aus benachbarten Stämmen wieder unterthänig zu machen; nur den Matebelenhäuptling Mapoch konnte er nicht wieder unterwerfen; derselbe behauptete auf einem unzugänglichen hohen Felsberge seine Unabhängigkeit und ist seitdem ein geschworener Feind der Bapedi bis auf den heutigen Tag.*) Sekwati aber nahm, als er sich auf seinem Felsberge stark genug fühlte, gegen die Bauern eine so drohende Haltung an, daß diese ihm den Swazikaffer Sopusa auf den Hals schickten, welcher im Jahre 1851 einen Angriff auf den Piring unternahm. Aber die Pedi waren durch Sekwati andere Männer geworden, und namentlich auch im Besitz von sechs Schießgewehren, deren Wirkung auf die mit ihnen noch nicht vertrauten Farbigen allezeit eine fast magische ist. Als die Feinde, ihre Schildfelle auf die Dornenhecke drückend und mittelst derselben sie überspringend, in die Stadt eindrangen, wurden sie zunächst von einer Salve empfangen und darnach von dem tapfern Sohne Sekwati's, Sekukuni, mit blutigen Köpfen abgewiesen. Sie mußten mit Zurücklassung der Beute die Heimath suchen. Aehnlich erging es etwas später einem Heerhaufen des Zulukönigs Panda. Sekwati jedoch verfolgte die Geschlagenen nicht weiter, schickte aber dem Könige ein werthvolles Geschenk von Straußenfedern mit der Bitte, nicht wieder zu kommen. Derselbe ließ ihm zurückantworten: „Ich sehe, du bist ein Mann; du bist mein Bruder!"

So mußten denn im folgenden Jahre (1852) die Bauern selbst den Versuch machen, den lästig werdenden König zu demüthigen. Sie zogen unter Anführung von Hendrik Potgieter, 300 Mann stark, mit einem Hülfscorps von 1200 Matebelen des Zibetiele vor den Piring, zogen sich jedoch bald in respektvolle Entfernung zurück, als Sekwati mit seiner bereits auf 20 Gewehrläufe angewachsenen Macht sie belehrte, daß auch ein Weißer durch eine Kugel getroffen und verwundet, ja wohl gar getödtet werden könnte, denn dergleichen lag bis dahin durchaus aller kriegerischen Berechnung der Bauern fern. Sie beschlossen also, das Ding anders anzufangen. Wissend, daß der Piring kein Wasser hatte, besetzten sie alle benachbarten Wasserquellen mit Schützen, so daß die Pedi auf ihrem Felsen gar bald in die größeste Noth kamen und etliche vor Durst verschmachteten. Da brach Sekwati's stolzer Muth, er sandte Boten hinaus, die seine Unterwerfung erklärten und um Frieden baten; er sei ein Weib, ließ er ihnen sagen, er wolle gern alle Kriegskosten bezahlen. Die Bauern verlangten aber, er solle selbst von seinem Felsberg herabkommen. Sekwati, welcher wußte, daß dies für ihn der Todesgang sein würde, wies diese Bedingung

---

*) Er selbst ist bereits gestorben, aber sein Volk heißt noch immer „das Volk von Mapoch".

zurück. Sekukuni und Mojalludi ordneten einen Kriegerzug, welcher die Weiber mit ihren Töpfen in die Mitte nahm, die 20 Gewehre ebenfalls tapfer in Thätigkeit setzend, das Wasser erreichte und die gefüllten Töpfe, wenigstens zum Theil, zurückbrachte. Der Vorrath von Wasser reichte nicht aus, die Expedition war auch von den Bauern so zusammengeschossen, daß zu einem zweiten Versuch die Pedi keinen Muth mehr besaßen. Ihre Noth war auf das äußerste gestiegen — da plötzlich wie durch einen Schrecken Gottes getrieben, sicherlich in der ruhigen Erwägung, daß ein besonnener Mann sich nicht unnöthig der Möglichkeit aussetzen darf, von einer Gewehrkugel getroffen zu werden, brechen die Bauern auf, und Sekwati triumphirt als Sieger über sie; sein Name wird weit und breit geachtet und gefürchtet als eines Besiegers der Bauern; die benachbarten Stämme der Bassuto schließen sich immer enger um ihn und er kann bald sein Hauptquartier auf den überaus festen Felsberg Thaba Mosegu verlegen.

Er suchte zwar auch hier seinen Sieg mit Mäßigung zu benutzen und die gefürchteten Bauern nicht als Feinde zu behalten. Er erklärte ihnen also, daß er nach wie vor ihr Unterthan sei, gab ihnen auch Geschenke und schloß 1857 mit ihnen den Vertrag ab, daß seine Jäger zwischen dem Olifant- und Steelportfluß frei jagen, aber diese Grenze nicht überschreiten dürften. Sein Wunsch nach Friede ließ ihn auch den Wunsch nach Missionaren aussprechen, die ja dann auch drei Wochen vor seinem Tode im Lande eintrafen. Die Bauern aber, die bis dahin im Lande zwischen Steelport- und Olifantfluß Farmen bewohnt hatten, zogen es unter diesen Umständen doch vor, lieber anderwärts ihr Haupt niederzulegen, und unsere erste Missionsstation Khalatlolu ist auf einem der verlassenen Bauernplätze erbaut worden.

Sekukuni, Sekwati's Sohn, erkannte bei seiner Thronbesteigung sein Unterthanenverhältniß zu den Bauern durch eine Gesandschaft und übersandte Geschenke an dieselben an, aber sein Dichten und Trachten war von vorn herein auf Unabhängigkeit gerichtet, und wir werden später sehen, wie er seine Pläne zur Ausführung brachte.

Es trat nämlich ein Umstand ein, welcher das Verhältniß der farbigen Bevölkerung zu ihren weißen Oberherren durchaus änderte. Die Bapedi hatten am Piring die Wirkung der Feuergewehre zu deutlich erkannt, als daß sie nicht nach Mitteln und Wegen hätten suchen sollen, deren Zahl zu vermehren. Ein Weg that sich ihnen auf. Zuerst einzelne, dann Schaaren ihrer Jünglinge begaben sich auf den Weg nach den englischen Küstenstädten, um dort Monate oder Jahre, jedenfalls aber so lange zu arbeiten, bis sie von ihren Ersparnissen ein Gewehr zu beschaffen im Stande waren. Andere heidnische Völkerschaften des Landes, namentlich die Matebelen von Mankopane und Mapoch, und die Bassuto von Zoutpansberg

thaten es ihnen nach, und mochten auch die erkauften Gewehre noch so erbärmlich sein, so waren es doch Gewehre, die der späteren Auswanderer besser als die der früheren. Die Bauern, durch deren Gebiet die Arbeitskaffern ziehen mußten, schärften zwar die Gesetze, daß kein Farbiger ein Gewehr haben dürfe, nahmen auch den rückkehrenden Wanderern die Gewehre ab, ja wußten es zu veranstalten, daß Leute von feindlichen Stämmen (und deren haben ja alle Bewohner des Landes, die unter einander mehr oder weniger auf dem Kriegsfuß leben) den Zurückkehrenden auflauerten, um sie zu ermorden und ihnen nicht blos die Gewehre, sondern auch ihren sauer verdienten Lohn abzunehmen. Aber die Arbeitskaffern wußten doch alle diese Gefahren zum großen Theil zu vermeiden, sei es daß sie bei Nacht zogen, sei es daß sie in großen Massen oder auf verborgenen Grenzwegen ihre Rückkehr bewerkstelligten. Kurzum es kamen auf diese Weise Tausende von Gewehren — in Sekukuni's Volk Zehntausend — in den Besitz der farbigen Stämme, so daß die Bauern, die in ihrer winzigen Minderzahl nur vermöge des Pferdes und des Feuergewehrs die zahlreichen Farbigen im Zaum gehalten hatten, jetzt mit einemmale der Möglichkeit sich gegenübergestellt sahen, bei einem Kriegszuge gegen die Eingeborenen nicht blos große Beute an Vieh und schwarzen Kindern mitzubringen, sondern auch im Kampfe verwundet zu werden. Und das letztere liebten sie so wenig, daß sie fortan bei allen größeren Commando's, sobald die Sache ernst wurde, sich vor der Zeit zurückzogen und dadurch in den Farbigen das Gefühl erweckten, sie besiegt zu haben.

Auf diese Weise maßten sich die zahlreichen Stämme der Bassuto, namentlich in den Gegenden, wo die Bauern nur in geringer Zahl lebten, oder wo die Farbigen in schwer zugänglichen Felsgegenden Schutz fanden, je länger je mehr die frühere Unabhängigkeit an, und gestatteten oft geradezu den Bauern, diejenigen Bauerhöfe, die sie früher inne gehabt hatten, nur gegen einen an den Häuptling zu zahlenden Zins ferner zu bebauen. Von den unglücklichen Feldzügen der Bauern gegen Zoutpansberg, Mankopane, Mapoch rc. werden wir, da sie bereits in die Zeit unserer Missionsarbeiten in jener Gegend fallen, späterhin ausführlicher berichten. Hier nur soviel, daß es vorkam, daß die Häuptlinge selbst in den Gegenden, die von den Bauern bereits längst zu einzelnen Plätzen vermessen und an einzelne weiße Besitzer vertheilt waren, den letzteren verboten, auf ihrem eignen Grundbesitz zu wohnen.

Anders gestaltete sich dies Verhältniß in Gegenden, wo die weiße Bevölkerung dicht und mächtig genug war, um die in ihrer Mitte wohnenden kleinen Häuptlinge in vollster Unterthänigkeit zu halten. Da verpflichteten sie dieselben nicht blos zu persönlichen Diensten, sondern wußten auch bald diesen, bald jenen Grund aufzufinden, um die Farbigen in „Buße" zu nehmen, und wandten

nicht selten, um sie in steter Furcht zu erhalten, schwere und ungerechte körperliche Züchtigung an. Der Farbige trug zähneknirschend das drückende Joch, aber in seinem Herzen keimte Haß und Ingrimm. Specielleres werden wir bei der Geschichte unserer Stationen bei Saul (§ 74) und Jan Kekane (§ 71) berichten.

Die blutigen Streitigkeiten, welche diese kleineren Capitäne untereinander ausmachten, ignorirten die Bauern zumeist. Fiel es aber einem derselben ein, die Botmäßigkeit zu verletzen, so wurde er wohl gelegentlich „unter die Kugeln" genommen, oder den Swazi und Knopneusen gestattet, ihn „unter die Assagaien" zu nehmen. Auf diese Weise erhielten die Bauern immerhin über eine beträchtliche Anzahl kleinerer Capitäne das Uebergewicht und konnten sie zu Dienstleistungen und Abgaben zwingen.

Ein besonderes System aber erfanden die Bauern, um farbige Dienstboten zu erhalten. In dem mit den Engländern abgeschlossenen Vertrage, welcher ihnen die Selbstständigkeit ihrer Republik verbürgte, war auch die Bestimmung festgesetzt, daß sie auf keine Weise Sklaven halten dürften. Da nun aber die Farbigen von sich aus keineswegs geneigt sind zu ausdauernder Arbeit, also auch nicht freiwillig auf längere Zeit als wenige Monate Dienstleute bleiben, verschafften sich die Bauern Dienstleute aus den Ingeboekten.

Das Mittel war folgendes: Die mächtigeren Stämme der Farbigen waren immer im Besitz von kriegsgefangenen Sklaven, die sie an die Bauern zu verkaufen gern geneigt waren. Da diese nun keine eigentlichen Sklaven halten durften, kauften sie unter dem Namen weeskinderen (Waisenkinder) kriegsgefangene Kinder unter dem Vorgeben, sie, die doch keine Eltern mehr hatten, bis zum vollendeten 25. Lebensjahre in ihrem Hause zu erziehen, ihnen Kost und Kleidung zu geben, welche sie bis zum 25. Lebensjahre abverdient hatten, so daß sie darnach frei ausgingen. Damit dieses Verhältniß nicht gemisbraucht werde, wurden die also bei den Bauern aufgenommenen Waisenkinder unter die Controlle der Obrigkeit gestellt, welche ihre Namen in ein Buch (boek) eintrug (inboekde), so daß sie als Ingeboekte doch wenigstens formell nicht eigentliche Sklaven waren.

Dieses System hat unsägliches Elend zur Folge gehabt. Die räuberischen Stämme, welche wußten, daß geraubte Waisenkinder bei den Bauern allezeit um hohes Geld verkäuflich waren, machten geradezu ein Gewerbe daraus, namentlich kleinere Dörfer Farbiger zu überfallen, die Alten niederzumetzeln und die Kinder als „schwarzes Elfenbein" an die Bauern zu verkaufen. Ja, letztere dingten nicht nur geradezu Kaffern zur Beschaffung von weißem und schwarzem Elfenbein, sondern wußten auch Gründe aufzufinden, um nach Bedarf selbst den Krieg gegen kleinere Stämme zu beginnen, und bei dieser Gelegenheit durch Niedermetzelung der Alten nicht

blos Vieh, sondern auch Kinder als willkommene Beute heimzuführen. Von den also erlangten Kindern wurde aber gemeinhin nur die kleinere Hälfte wirklich ingeboekt, die größere wurde der Controlle der Obrigkeit gänzlich entzogen. Dabei wurde jeder Menschenraub als schwere Sünde bezeichnet und mit harter Strafe bedroht, so daß man gegen die etwa zu erwartende Einmischung der Engländer gedeckt war. Aber wie allgemein diese Praxis war, das bezeugt eine Anekdote, die dem Herausgeber in Lydenburg für wahr erzählt wurde. Ein bekannter Bauer, der auf angegebene Weise sich schwarze Kinder verschafft hatte, wurde von einem seiner Gegner vor Gericht gebracht und als Menschenräuber zum Strick verurtheilt. Er bat, nur noch einmal nach Hause gehen zu dürfen, und kehrte nach kurzer Zeit mit drei Kindern zurück und erklärte, man möge ihn mit dem einen hangen, mit dem andern aber seinen Verkläger und mit dem dritten den Präsidenten, denn die hätten genau dasselbe gethan wie er. Die Folge war, daß der Mann freigelassen wurde. Ist diese Anekdote nicht wahr, so ist sie doch gut erfunden.

Das Loos dieser unglücklichen Ingeboekten war sehr verschieden. Einige wenige Herrschaften behandelten sie menschlich, ließen sie auch wohl an den Hausandachten theilnehmen, und sie wurden wirklich brauchbare Dienstboten. Andere aber betrachteten sie einfach als Waare und Arbeitskreaturen, die sie unbarmherzig, oft unter schweren Mishandlungen ausnutzten, auch wohl gelegentlich zu Tode straften, ohne daß irgend einer danach gefragt hätte. Dazu kam, daß der unglückliche Ingeboekte, der ja sein Geburtsjahr nicht nachweisen konnte, nie und nimmer 25 Jahre alt wurde. Fiel es ihm ein, seinen Baas an das Alter zu erinnern, so nahm ihn dieser wohl mit sich in eine verschlossene Stube und maß ihm mit dem furchtbaren Ochsenziemer die Zahl seiner Jahre in einer Weise auf, daß dieser nie in seinem Leben zum zweiten Mal danach fragte. War dann die Kraft des armen Waisenkindes, etwa bis über sein 40. Jahr hinaus durch andauernd schweren Dienst ausgenutzt, dann bekam er seine Bescheinigung und seine Freiheit. Wagte er aber je, den Schutz der Obrigkeit gegen einen tyrannischen Herrn aufzurufen, dann wehe ihm! Das Zeugniß eines Schwarzen gilt vor Gericht nicht. Sein Herr ging frei aus, er selbst aber wurde als Verläumder mit harter Strafe belegt.

Auf diese Weise wurde inmitten der Bauern ein Geschlecht von Farbigen aller Stämme groß gezogen, die in Bitterkeit, Stumpfheit, Lüge, Dieberei sich gegen ihre Herren verstockten und deren im Voraus gefaßte Meinung bestätigten, daß die Kaffern ein unnützes und unverbesserliches Volk seien, welches nur durch die härteste Strafe einigermaßen zu regieren wäre. Nach dieser Seite hin wären haarsträubende Thatsachen zu berichten. Ein Fall z. B.

kam vor, daß ein Bauer seinen Farbigen als ein ausgezeichnetes Exemplar von treuem Dienstmenschen gegen einen unserer Missionare rühmte; er habe ihm nie etwas veruntreut, thue stets seine Arbeit fleißig und doppelt so viel als ein anderer. Nach einiger Zeit kam derselbe Kaffer und bat um Schutz bei demselben Missionar. Er war furchtbar gemishandelt. Die Nachforschung ergab, daß derselbe Abends, als der Bauer verreist war, in das Haus gekommen war, in dem des Bauern Kinder schliefen. Er wollte etwas herausholen. Die Kinder aber erhoben ein Geschrei und erzählten am andern Tage dem heimgekehrten Vater, der Kaffer sei spät in ihr Zimmer gekommen und es wäre ja möglich, daß er sie hätte ermorden wollen. Ohne Weiteres nimmt der Bauer den von ihm selbst als so treu gerühmten Kaffer, bindet ihn an ein Wagenrad und mishandelt ihn, bis er kein Glied mehr rühren kann. Eine Menge ähnlicher und noch viel entsetzlicherer Fälle wurden dem Herausgeber auf seiner Reise mitgetheilt.

Auf dem angegebenen Wege entstand in der gesammten farbigen Bevölkerung des Landes eine immer bedenklicher werdende Gährung wider ihre weißen Zwingherren, welche in dem Maße, als die unabhängigen Stämme gewohnt wurden, die Feigheit der Bauern im Kriege kennen zu lernen und sich als deren Besieger anzusehen, alljährlich bedenklicher wurde.

Der auf diese Weise für die Bauern erwachsenden Gefahr stellten sich zwei Gegengewichte entgegen. Das eine war die Entdeckung der Gold- und Diamantfelder. Dieselbe verschaffte zwar Tausend und aber Tausenden farbiger Arbeiter Geld und Gewehre, aber sie brachte auch weiße Bewohner in solcher Zahl ins Land, daß der große Abstand zwischen der farbigen und der weißen Bevölkerung nach dieser Seite hin erheblich ausgeglichen wurde, und die Zahl der Weißen vermöge der ihnen zu Gebote stehenden größeren Intelligenz reichlich hinreichte, um die Farbigen in Furcht zu erhalten. Das andere Gegengewicht war die Mission. Dieselben Arbeitskaffern, die von der Küste her Gewehre mit ins Innere brachten, brachten auch die erste Kunde von dem lebendigen Gott und von dem Heiland, der auch für den schwarzen Mann gestorben sei, in ihre Heimath zurück und regten dort ein Fragen an, welches zu einer Erweckung des ganzen Volkes hätte führen können, wenn die dargebotene Gnadenhand Gottes benutzt worden wäre, — aber hier fehlte es leider!

---

9. Die Stellung der Bewohner Transvaaliens zur Mission.

Bei Abschließung des Vertrags zwischen den Engländern und den Begründern der Transvaal-Republik sollen, wie erzählt wird,



Im Goldfelde von Moraba'sland.



letztere gefragt haben: „Was sollen wir mit den Missionaren machen?" — Die Antwort soll gelautet haben: „Mit denen könnt ihr es halten, wie ihr wollt!"

Mag diese Erzählung wahr sein oder nicht, Thatsache ist, daß sofort die Missionsstation Livingstones Kolobeng nebst mehreren andern durch die Bauern verwüstet wurde, daß den Missionaren der Hochverrathsprozeß gemacht wurde und sie nur mit genauer Noth als Landesverwiesene ihr Leben retten konnten. So wurde der Westen des Landes von den Missionaren gesäubert. Zwar folgte dem Gründer der Transvaal-Republik Andries Pretorius bereits nach kurzer Zeit sein der Mission freundlich gesinnter Sohn Martinus Wessel Pretorius als Präsident; allein der eine Mann vermochte nicht, dem allgemeinen Urtheil der trekboer's das Gegengewicht zu halten. Dasselbe lautet dahin: „Schon von Ewigkeit ist es Gottes Rath, daß die Einen zur ewigen Seligkeit, die Andern zur ewigen Verdammniß von Gott vorherbestimmt sind. Wir weißen Leute sind dies erwählte Geschlecht, von Gott bestimmt, zu herrschen über die zur Knechtschaft und Verdammniß bestimmten Kinder Hams. Diesen auch Mitberechtigung an dem Erbtheil Jesu zuerkennen wollen, heißt gegen Gottes Rath streiten. Ist es doch noch nicht einmal erwiesen, daß der Schwarze eine menschliche Seele hat, ja daß er überhaupt ein wirklicher Mensch ist und nicht ein Mittelding zwischen Mensch und Affe. Wird dem schwarzen Geschöpf erst die Meinung beigebracht, er habe auch eine unsterbliche Seele, dann will er dem Weißen auch gleich gerechnet sein, will nicht mehr Knecht sein, und wir dürfen ihn, wenn er ein Christ wird, auch nicht mehr nach Belieben peinigen und allenfalls tödten. Der Sendeling (Missionar) also ist ein ganz unnützes Geschöpf, ja ein für das öffentliche Wohl gefährliches Individuum, denn er kann die Farbigen nur verderben!"

Deshalb sah der alte Transvaalbauer den Sendeling mit bösen Augen an und wünschte ihm nicht viel Gutes. Der Herausgeber hatte bei seiner Reise durchs Land es durchaus in seiner Hand, ob er im höchsten Grade ehrenvoll, oder mit Verachtung und Uebelwollen aufgenommen werden wollte. Im ersten Falle brauchte er nur zu sagen, er sei ein leeraar (Prediger), im zweiten durfte er nur sagen, er sei ein Sendeling.

Daß in diesem Punkte es wenig verschlug, ob der Missionar lutherisch oder reformirt, Deutscher oder Africaner sei, sondern daß die Feindschaft dem Missionar als solchem galt, das bezeugt nachfolgender Zug, der uns über die erste Aufnahme berichtet wird, welche der reformirte Missionar Hofmeyer in Transvaal fand. Bruder Baumbach berichtet:

„Missionar Hofmeyer, ein geborner Africaner, von der Capschen Synode ausgesandt, reiste einmal, und da es grade Regen-

wetter war, sprach er bei den Bauern an, aber es wurde ihm wie einem Verbrecher die Thüre gewiesen, und er mußte in gräulichem Unwetter unter freiem Himmel übernachten. Erwähnter Bauer hatte auch also gethan, obgleich gegen seine bessere Ueberzeugung, doch aus Furcht vor den andern. Er fand aber des Nachts auf seinem Lager keine Ruhe; er stand auf, ging zum Missionar, der nicht weit von seinem Hause ausgespannt hatte, und sagte zu ihm: Mynheer Hofmeyer, da ist mein Haus, ziehen Sie in dasselbe ein und schalten und walten Sie darin, als ob es Ihr eigenes Haus wäre. Diese That erregte böses Blut bei den andern, und sie kamen zu ihrem Genossen und fragten ihn, für wen er sein Haus gebaut hätte. Er entgegnete ihnen: Gegenwärtig für Missionar Hofmeyer; ihr habt ihn hinausgeworfen und nicht recht daran gethan, denn der Herr Jesus hat befohlen, daß das Evangelium in aller Welt verkündigt werden soll, also auch diesen schwarzen Leuten, unter denen wir wohnen, und dieser Mann hat Alles gethan, um dem Wunsche des Herrn nachzukommen, und findet noch nicht einmal Obdach bei uns? Das ist nicht recht, er ist und bleibt in meinem Hause, so lange es ihm gefällt. Darauf haben ihn die Bauern mit Verachtung gestraft, haben Jahre lang sein Haus gemieden, haben oftmals zehn Schritte vor seiner Thür ausgespannt und sind nicht zu ihm gekommen."

Die Feindschaft der Bauern gegen das Missionswerk war anfänglich so groß, daß selbst ihre eigenen Prediger, die doch in ihren Augen eine so hervorragende Stellung einnehmen, fast wie die des Präsidenten, nicht leicht wagten, offen für dasselbe aufzutreten, aus Furcht, sich damit allen Eingang bei ihren Beichtkindern zu verschließen. So war es vor 20 Jahren.

Danach ist die Aufnahme zu bemessen, welche unsere Brüder bei ihrem ersten Eintritt in das Land im Jahre 1860 fanden. Mancher Bauer sprach offen aus, die Sendelinge seien eigentlich unter die Vagabunden zu rechnen, sie seien aus ihrem Vaterlande um begangener Verbrechen willen geflüchtet und gingen jetzt nur aus dem Grunde so tief in die Heidenwelt hinein, damit sie dort desto ungestrafter quaad doen (Schurkenstreiche begehen) könnten. Im Zoutpansberger Krieg hörte der Herausgeber mit eigenen Ohren, daß ein Bauer von uns Missionaren sprach: „Das Pack müßte man eigentlich doch todtschießen." Ein Anderer sagte: „Zuerst müßte man die Missionare, dann die Kaffern todtschießen." Ein Dritter hatte wirklich schon auf Missionar Moschütz das Gewehr angelegt, wurde aber von den Andern am Abdrücken verhindert.

Von solchem Benehmen aber hob sich die freundliche Behandlung, die unsere Brüder bei dem Präsidenten Pretorius und andern angesehenen Männern fanden, vortheilhaft ab. Dieselben öffneten

ihnen gern die Thore zu den Heiden, durch welche die Unterbeamten — obgleich zuerst mißtrauisch — sie einlassen mußten.

Mit der Zeit hat sich aber auch die Stimmung der Bauern geändert. Als sie sich überzeugten, daß unsere Brüder redliche, dienstfertige Leute und namentlich allezeit zu Hülfsleistungen bereite Aerzte waren, da wurden dieselben je länger je mehr beliebt, und um ihrer willen ist schon mancher Bauer selbst ein Freund und Beförderer der Mission geworden, besonders seitdem er gesehen hat, daß die christlichen Dienstboten treuer und brauchbarer sind als die heidnischen, und seitdem nun auch die holländischen Bauernprediger es gewagt haben, von der Kanzel herab die Mission als eine Pflicht der Christenheit zu verkündigen.

Umgekehrt gestaltet sich die Aufnahme, welche der Missionar bei dem heidnischen Häuptling findet. Dieser nimmt ihn gemeinhin zuerst mit Freuden auf und begünstigt sein Kommen. Denn er sieht es einestheils als eine Ehre an, für einen so großen Häuptling erachtet zu werden, daß er einen eigenen Missionar bekommt; andererseits erhofft er von ihm allerlei Geschenke und sonstige Vortheile; insonderheit aber will er ihn als Mittelsperson zwischen seinem Volk und der Bauernregierung gebrauchen, der die Correspondenz führen, die eingegangenen Briefe lesen und eventualiter Frieden vermitteln kann. Die Freundschaft dauert aber gemeinhin nur so lange, bis der Häuptling gewahr wird, daß die gehofften Vortheile ausbleiben, daß im Gegentheil etliche aus seinem Volk sich bekehren. So lange dies Wenige an Zahl sind, schenkt er sie großmüthig dem Missionar. Wächst aber die Zahl, so wird er um sein Häuptlingsansehen bange. Denn daß einer seiner Unterthanen ihm entgegnen könne, er müsse Gott mehr gehorchen als ihm, das sieht er schon wie Hochverrath an, und dann hat die Freundschaft auch mit dem Missionar ein Ende, ja sie wandelt sich wohl in bittere Feindschaft um.

So war also der Beginn einer Missionsarbeit unter den Bassuto ein schweres Werk. Wie sie dennoch unternommen ist und durch Gottes Gnade viel Frucht gebracht hat, das wollen wir, nachdem wir durch die einleitenden Erörterungen hierzu das Verständniß vorbereitet haben, nun im Einzelnen berichten. In dieser einleitenden Abtheilung aber wollen wir einen wichtigen Zweig der Arbeit unserer Missionare, deren Reisethätigkeit, schon jetzt in der Weise im Zusammenhange zeichnen, daß wir der Anlegung der einzelnen Stationen vorgreifend, schon jetzt eine Uebersicht über den Umfang dieser Arbeit geben, wie sich dieselbe durch die 18 Jahre der Dauer unserer Bassutomission hindurchgezogen hat.

10. Recognoscirungen und Reisen.

Da das für unsere Bassutomission in Angriff zu nehmende Gebiet für uns durchaus unbekanntes Land war, so mußten namentlich in den ersten Jahren, dann aber in dem Maße des Wachsthums unseres Arbeitskreises umfassende Entdeckungsreisen unternommen werden, an welchen sich sowohl die Missionare, als die Eingeborenen lebhaft betheiligten. Die ersten Nachrichten über das bis dahin fast in nebelhafter und sagenhafter Dunkelheit liegende Land holte Merensky im Jahre 1860 durch eine Reise zu einem in der Wildniß lebenden Büffeljäger ein. An diese erste Reise schloß sich bald eine Reihe anderer, über welche zum Theil in den Missionsberichten ausführliche Nachricht durch Mittheilung der Tagebücher gegeben worden ist. Merensky's und Grützner's Reise von Emmaus nach Lydenburg (12. März bis 3. April 1860) wird in den Missionsberichten 1860 p. 269 mitgetheilt; über die an diese sich anreihende zu den Swazi (11. April bis 15. Mai 1860) berichten die Missionsberichte 1861, p. 129; über andere den Jahren 1860 und 1861 angehörende Reisen zu den Häuptlingen Maleo und Sekukuni siehe das öfters citirte Buch „Maleo und Sekukuni".

Einen hervorragenden Platz unter den eigentlichen Recognoscirungsreisen nimmt diejenige ein, welche Merensky in Begleitung des Br. Nachtigal dem Rande des Drakengebirges folgend bis in das Gebiet des zuletzt von uns in Angriff genommenen Volkes der Batsoëtla hinein unternommen hat. Er nahm, um Land und Leute kennen zu lernen, die fabelhaften Ruinen von Zimbabye zum Zielpunkt, und obgleich er sie nicht erreichte, konnte er doch späterhin dem bekannten Africareisenden Mauch die von ihm eingezogenen Erkundigungen in der Weise unterbreiten, daß dieser jene Ruinen, und in denselben wahrscheinlich den Ort des alten Ophir, am 5. September 1871 wirklich in der von Merensky ihm angegebenen Gegend auffand. Wenngleich nun diese beschwerliche Reise einen unmittelbar praktischen Erfolg nicht gebracht hat, so führt sie uns doch in das Leben und die Zustände der farbigen Anwohner des Drakengebirges mit so frischen Farben ein, daß wir die Aufzeichnungen des muthigen Reisenden hier (weiter unten) vollständig wiedergeben.

Aus dem Jahr 1864 wird uns ferner berichtet von einer Reise des Bruder Knothe zu dem Bakonihäuptling Moloane (Missionsbericht 1865, p. 88), einer Reise Grützner's und Knothe's zu Nkotoloane, Malok und Mathebe (ib. p. 86), und einer zu Mankopane, Machal, Bapo, Tabane, Makao (ib. p. 101 f.). Im Jahre 1865 unternahm Bruder Knothe eine Recognoscirungsreise zu Zebetiele, Grützner und Moschütz in die nördlichen Gegenden. Im Jahre 1866 (24. Juli) reisten Grützner und Kühl nach dem

Blauberg (Missionsberichte 1867, p. 102), im Jahre 1867 Beyer (9. Januar) zu Mampuru (Missionsberichte 1867, p. 265), und am 25. November in den Blauberg (Hosianna 1869, p. 51). Im Jahre 1868 reiste Beyer zu den Swazi (Missionsberichte 1868, p. 109), der eingeborene Helfer Pudumo in Sekukuni's Land. Im Jahre 1869 unternahm Merensky (11. März) in Gemeinschaft mit Grützner und Trümpelmann eine beschwerliche Untersuchungsreise zu den Mapulana nordöstlich von Lydenburg in die Gegend der später entdeckten Goldfelder, welche Reise später (28. Juli) von Trümpelmann allein wiederholt wurde; im Juni und Juli desselben Jahres besuchte Nachtigal von Lydenburg aus den König Sekukuni (Missionsberichte 1870, p. 203). Im Jahre 1870 unternahmen farbige Evangelisten unserer Station Botshabelo eine Predigtreise durch verschiedene Stämme der Bassuto und Matebelen, Knothe und späterhin einmal Eingeborene aus Lydenburg gingen in Sekukuni's Land, Düring und nach ihm Nachtigal zu den Mapulana, Nachtigal zu Mapoch, Jeremias der Nationalhelfer von Lydenburg zu dem Knopneusencapitän Serobane. Im Jahre 1871 besuchte Merensky den Matebelenhäuptling Mapoch (Missionsberichte 1871, p. 422), Grützner (9.—14. November) in Gemeinschaft mit Regler den Häuptling Mutle (Missionsberichte 1872, p. 150), Grützner den Häuptling Matshie am Zoutpansberg (Missionsberichte 1872, p. 158). Paulus Mashitoa suchte seine Landsleute in Morabastadt auf, und unser theurer Bruder Leesch unterlag dem Klimafieber auf einer Reise nach der Lagoabai. Im Jahre 1872 besuchte Nachtigal abermals Sekukuni's Land, Beyer und Baumbach (11. Mai) recognoscirten das später von uns besetzte Land der Batshoëtla (Missionsberichte 1873, p. 132; 1874, p. 133), Josef Moëti das der Batlakoa (Missionsberichte 1872, p. 100), Beuster den Häuptling Mutle (Missionsberichte 1874). Im Jahre 1873 machte Regler eine Reise zu Mutle und Malepo (Missionsberichte 1873, p. 403), Grützner zu Mutle und Sebake (Missionsberichte 1874, p. 50). Im Jahre 1874 machte Schwellnuß eine Reise zu Bapo und Mutle, Johannes Mashitoa eine Evangelistenreise unter die umwohnenden Bassuto. Im Jahre 1875 ging Beuster zu Matzebandela (Missionsberichte 1875, p. 362), Winter zu den Bassuto am Vaalfluß und zu Mapoch. Außerdem machte mehr oder weniger jeder einzelne unserer Missionare eine Reise zu den auf eine oder zwei Tagereisen Entfernung von ihren Stationen wohnenden Häuptlingen, theils um die Gelegenheit zur Anlegung von Außenstationen, Predigtplätzen und neuen Stationen kennen zu lernen, theils um die ersten Samenkörner des Wortes in die ungläubigen Massen zu säen.

Alle diese Reisen haben ihre reichen Früchte gebracht, aber zum Theil auch viel Mühe und Anstrengung gekostet. Wir würden noch

einen ganzen Band unserer Geschichte füllen müssen, wollten wir alle die höchst interessanten Tagebücher über dieselben hier mittheilen. Wir verweisen diejenigen Leser, die sich genauer informiren wollen, auf die angeführten Stellen in unsern Missionsberichten und begnügen uns hier mit der Mittheilung einzelner solcher Tagebücher, die noch nicht abgedruckt worden sind, in specie des ausführlichen Tagebuchs über die Merensky'sche Entdeckungsreise vom Jahre 1862 und die eine der beiden Trümpelmann'schen vom Jahre 1869, von welcher wir nicht lebhaft genug bedauern können, daß sie nicht mit der Anlegung einer Station unter den Mapulana geendet haben.

Merensky's Tagebuch einer Reise nach dem Norden vom 14. Juli bis 29. August 1862.

Es war am 14. Juli, als unsere Vorbereitungen so weit gediehen waren, daß wir bereit standen, unsere Reise nach dem Norden anzutreten. Schon seit einigen Tagen war ein reges Leben auf unserm Platze gewesen. Unsere Leute, die mitgehen sollten, wuschen die Gewehre und gossen Kugeln, machten Bandeliere und Pulverhörner zurecht, Briefe nach dem Dorfe (Lydenburg) gingen ab, und Träger kamen von daher mit Gütern beladen, welche wir zur Reise nöthig hatten. An obengenanntem Tage aber ward nun Alles richtig geordnet; den Leuten wurde Pulver und Blei zugetheilt, den Trägern ward eine Last von 40—60 Pfd. pro Mann zugewogen und nach viel Arbeit und Mühe, nach viel Hin- und Herlaufen, viel Rufens, Klagens und Zurechtweisens war denn endlich Alles fertig.

Br. Nachtigal und ich selbst waren leicht und reisemäßig gekleidet, so wie die Erfahrung es uns nun schon gelehrt hatte, bewaffnet waren wir Jeder mit seinem Gewehr und Hirschfänger. Neun Leute trugen Jeder sein langes Gewehr; Einzelne derselben noch einen kurzen, starken Speer. Hinter diesen folgten die eigentlichen Träger. Wir grüßten, hiesiger Sitte gemäß, als wir den Platz verließen, unsere Nachbarn durch Schüsse und schritten dann auf dem bekannten Wege nach der Hauptstadt den Lolu entlang. Nachdem wir eine Stunde gegangen waren, kam uns ein Mann entgegen, der sagte, Sekukuni bäte, wir sollten mit dem Paß von Matakán übers Gebirge kommen, es läge da ein im letzten Gefecht Verwundeter, der unserer Hülfe bedürfe. Br. Endemann, der uns bis hieher begleitet hatte, nahm bald Abschied und wir zogen den Berg hinauf in die Kluft, wo wir auf einem Kraal diese Nacht schlafen wollten. Der Verwundete lag hier. Die Kugel war unterm Schlüsselbein eingedrungen und steckte im Schulterblatt, welches zerschmettert war. Leider hatten wir keine Instrumente zur Hand und mußten sie sitzen lassen; wir schrieben aber dem Br. Endemann, dem Manne Medicin zu senden.



Alexander Merensky.

Am Morgen des 15. waren wir in Taba Mosegu. Sekukuni gab uns den freundlichen Rath, uns auf der Reise nicht von den Zulu des Mankos todt schlagen zu lassen. Wir saßen dann noch geraume Zeit bei des M. Sewushan Hause, wo uns die Gläubigen umringten und uns glückliche Reise wünschten. Es ging den Abend jedoch noch 2 Stunden weiter bis zu des Sinyatye Kraal, wo leider fast gar keine Kost zu erhalten war; weder für uns noch für die Leute. Uns war das nicht recht, denn da wir wußten, daß sich Tage des Hungers ungesucht genug finden würden, so hatten wir beschlossen, so lange es anging, weder uns noch die Leute darben zu lassen. Am Morgen des 16. ging es dem Lepalule zu. Man hatte uns früher gesagt, daß der Fluß von der Hauptstadt nicht fern sei. Nun aber fanden wir, daß es noch 4 Stunden von unserm Nachtquartier aus waren. Es wurden uns aber diese 4 Stunden sehr lang. Denn erstens mußten wir in

der ganzen Zeit durften, da wir kein Wasser trafen, zweitens waren unsere Füße das Laufen nicht mehr gewohnt und wollten uns nicht recht forthelfen; sie waren voller Blasen. Solchen durstigen und müden Wanderern kam das Rauschen des Lepalule sehr erwünscht und ersehnt.

Da wir nun hiemit an der engern Gränze unsers Bapedilandes angelangt waren und dies somit verließen, so will ich hier eine kurze Beschreibung unserer Leute und unseres Gepäckes nachholen.

Es war das nächste Ziel unserer Reise, den Limpopo zu erreichen; wir selbst hatten uns aber noch ein weiteres gesteckt, nämlich die Landschaft Bungoai jenseits dieses Flußes. Es stehen dort mächtige alte Ruinen, und wir meinten, es werde eine Untersuchung derselben unsere gehabte Mühe reichlich belohnen. Wir hatten von dem Vorhandensein dieser Ruinen von den Eingebornen selbst gehört. Malima ein Lekwapa diente bei uns; der war nun wie fast alle Makwapa als Träger von Handelsgütern weit herumgewesen. In Inhambane und Delagoa, selbst bei Moselekazzi war er gut bekannt. Nun hatte er einst einem Portugiesen als Träger auf einer Reise von Inhambane nach dem Lande des letztgenannten Königs gedient, und dabei waren sie von ungefähr nach einem jener Ruinenplätze gekommen. Der Mann erzählte Dinge davon, welche er sich nicht ausgedacht haben konnte, eben weil ein in den Büschen lebender Wilder nicht weiß, was Ruinen sind, wenn er sie nicht selbst gesehen hat. Es schien uns nach der Beschreibung, als ob die Ruinen egyptischen Ursprungs sein müßten, und da man bei einer Reise ein Ziel haben muß, hatten wir uns die Erreichung dieser Stätten als Ziel gesteckt.*)

Die Gegend, welche wir nach Norden hin durchziehen mußten, kannten wir nur aus den Berichten der Eingebornen und einiger weniger Elephantenjäger; wir hatten aber diesen Berichten gemäß die Vorbereitungen zu unsrer Reise getroffen. Neun unserer Bapedi hatten wir zu unsrer eigentlichen Begleitung ausgewählt, von denen wir wußten, daß sie uns treu, und tüchtige Schützen seien. Sie sollten unser Schutz gegen wilde Thiere, sowie gegen räuberische Eingeborne sein, sie sollten ferner in der Wüste uns und die Träger mit Nahrung, d. i. Wild versehen. Es wird nicht uninteressant sein, wenn ich diese Neun hier kurz zu charakterisiren versuche:

Andries unser Dollmetscher, seit acht Monaten im Katechumenat, war ihr Haupt. Er ist mit einem Hemd bekleidet und trägt einen Hut; bewaffnet ist er mit einem Doppelgewehr und Hirschfänger. Er schießt sehr gut, und da sein Büffelhorn voll

*) Anm. H. Kiepert in seinem Atlas der alten Welt erwähnt, daß in der Ptolemäerzeit die Aegypter einen Handelsort Rapta auf der südlichen Ostküste gehabt hätten.

Pulvers ist, so schreitet er sehr muthig und stolz einher und sieht sich nach Abenteuern um.

Andries war neun Jahr lang in der Capcolonie, da hat er sich leider in allen Sünden und Lastern herumgewälzt; als wir in unser Land kamen, nahmen wir ihn seiner Tüchtigkeit in der Sprache wegen zum Dollmetscher an; und das Wort Gottes ergriff auch sein Herz, er trat in das Katechumenat ein. Es ging seitdem mit ihm, wenn auch langsam, vorwärts; nur manchmal macht ihm noch sein leidenschaftlicher alter Mensch zu schaffen. Er ist sehr verständig und uns ein guter Rathgeber in allen, die Sitten der Eingebornen betreffenden Dingen. Er ist unser motlanka, d. h. Rath oder Minister, und als solcher Haupt der Leute.

Ihm folgt Kowate oder Sechlana, eine kurze, untersetzte Gestalt. Er wohnte früher unter den Bakoni am Krokodilsfluß und focht da mit Somcuba gegen Umswazi. Fünf Leute sind im Kriege von seinem Speer gefallen. Seit Jahren ist aber sein langes Gewehr ihm seine liebste Waffe geworden; er schießt ausgezeichnet; außer vielem andern großen Wild als Büffel und dergleichen hat er schon fünf Elephanten geschossen. Er ist nicht Katechumen, aber wohlgesinnt, sonst erfahren, klug, bedächtig und fest auftretend.

Jakob Mantladi, der Getaufte, geht mit, weil wir gehen. Von seiner Kunst im Schießen ist nicht viel zu erwarten. Desto mehr können wir auf seine unerschütterliche Treue bauen. Diese, sowie sein stiller, aber sehr fester und tapferer Charakter machten uns seine Begleitung sehr erwünscht.

Poduno, im Katechumenat, hat einen sanften, stillen Geist; die andern Gläubigen sagen: der allein war ein guter Mann, auch ehe er das Wort gehört hatte. Er ist nicht eben sehr stark, schießt aber gut. Drei Zulu sind im Kriege von ihm getödtet; dabei hängt er persönlich an uns mit großer Liebe.

Soachlanu, ein großer starker Mann, schießt links, aber sehr gut, ist noch nicht im Katechumenat, aber wohlgesinnt und von artigem Charakter und Wesen gegen uns, während er gegen die Leute etwas aufbrausend ist.

Pacha und Nakhogo sind beide Katechumenen, die uns Freude machen. Ersterer ist fest und tapfer, Letzterer mehr sanft und still; Beide schießen gut.

Gonokwan, noch nicht Katechumen, ist ein flinker, frischer, junger Mann, aufmerksam und nett gegen uns und schießt sehr gut.

Den Beschluß mache Nalana, der uns von Allen am fernsten steht; wir haben ihn angenommen, da er uns als guter Schütze empfohlen war; er ist unbedeutend und hat sich später als etwas träge erwiesen.

Zu diesen neun Leuten kommen noch einige Träger, welche uns im Makwapalande verlassen sollten, und die ich daher übergehe.

Da man aber daheim wohl wird wissen wollen, was für Dinge man hier für nöthig erachtet, auf solche Reise mitzunehmen, so will ich noch eine kurze Beschreibung unsers Reisegepäckes geben.

Wir selbst hatten beschlossen, uns möglichst einzuschränken; es ward uns nach früheren Erfahrungen auch nicht schwer, über die Frage, ob nöthig oder nicht, im Einzelnen unser Urtheil zu fällen. Wir selbst hatten Jeder in seinem Gebrauch einige wollene Schlafdecken, ferner ein Beinkleid, eine Jacke und ein Hemd, sowie ein Paar Strümpfe zum Wechseln mit, ferner etwas Medicin, Papier und dergleichen Kleinigkeiten; diese unsere Sachen steckten wird in zwei große Ledersäcke, welche uns beim Schlafen im Freien die Stelle von Matratzen ersetzen sollten und auch ersetzt haben.

Unsern ganzen Vorrath an Eßwaaren nebst Küchengeschirr trug, ausgenommen ein Säcklein Reis, ein Mann. Es bestand der Vorrath aus Kaffee und Zucker, Salz und Reis, zwei Blechtellern, zwei Löffeln, zwei Gabeln, einigen Lichten, welche in Kafferhütten gute Dienste thun, und etwas Gewürz. Wir hatten selbst nicht für gut befunden, Biscuit (Zwieback), wie die Elephantenjäger meist thun, mitzunehmen, da wir voraussichtlich länger wegbleiben mußten und so uns von vornherein den Brodgeschmack abgewöhnen wollten. Die Kochgeräthe waren ein kleiner Kaffeekessel und eine kleine Kasserolle zum Fleisch und zum Kochen des Breies aus Kafferkorn. Da wir nun aber so wenig Lebensmittel von Haus aus mitnahmen, so durften wir um so weniger Tauschartikel und Pulver und Blei vergessen: Ersteres, um in den bewohnten Strichen, wo kein Wild ist, Speise zu kaufen, Letzteres, um in den unbewohnten Strichen Wild zu schießen. Wir führten also neben gehöriger Menge von Munition, 10 Decken, 40 Pfund Kupferdraht und etwa ebenso viel Pfund Perlen. Es sollten diese Güter auch zur Bezahlung von Wegweisern &c. gebraucht werden.

Wir saßen nun am 16. am Lepalulefluß und sahen ihn sich mühsam durch die felsigen Berge winden. Er ist hier nicht eben sehr wasserreich, wimmelt aber von Krokodilen. In der Furth, in welcher wir den Fluß durchschritten, war noch in diesem Sommer ein Lekwapa von einem dieser Ungeheuer gefangen worden. Darum wagt das Volk auch nicht, die Furthen zu durchschreiten, sobald die Flüsse etwas angeschwollen sind und das Wasser trübe ist. Weiter unten befahren die Baroka in Kanoes den Fluß; er ist da auch noch von Nilpferden reich bevölkert. Es wendet der Lepalule sich von hier etwas nördlich und geht etwa fünf Tagereisen von der Mündung des Limpopo in die See, in diesen Fluß. Wir durchschritten bald noch den Motlapitsi, einen von Nordwesten kommenden Zufluß des Lepalule, und näherten uns nun der gewaltigen Bergkette, an welcher die Stadt Magakal, die Residenz des Häuptlings Mampuru, liegt.

Es ist diese Niederlassung der Bapedi durch Mampuru, des Bapedikönigs Moramotshe Bruder, gegründet. Es floh derselbe, da er mit diesem stritt, hierher. Es folgte ihm in der Herrschaft zu Magakal sein Sohn Molamus, welcher von Moranran erschlagen wurde. Diesem folgte Legadiman, der in einem Gefecht fiel, diesem sein Sohn Molamus, der 1861 starb, und nun regiert Mampuru, des letzten Häuptlings Bruder.

Die Bapedi sind auch hier, wiewohl sie nur gering an Zahl waren, erobernd aufgetreten. Viele Baroka sind ihnen unterworfen, so der Häuptling Malep. Molamus schlug 1859 die an Zahl seinem Volk überlegenen Makwapa des Serobane und nahm ihnen das Vieh. Diese Makwapa wurden von Westen her, wohin sie geflohen waren, von den Bauern wieder zurückgetrieben, und unterwarfen sich dann dem Molamus. Der schlug noch im vorigen Jahr den Bakhalaka-Häuptling Bomolipo und starb dann bald (1861). Es stehen diese Bapedi in engem Verbande mit denen südlich vom Lepalule und erkennen die Oberhoheit des Fürsten von Taba Mosegu an.

Wir näherten uns nun der Stadt durch eine staubige Ebene. Die Stoppeln der abgeernteten Gärten ließen erkennen, wie das Volk in diesem Jahre fast gar kein Korn gewonnen habe. Unsere Füße schmerzten, und froh waren wir, als wir Mampuru, den wir beim Kriegszuge Sekukuni's im Juni kennen gelernt hatten, begrüßen konnten. Unsere Leute hatten unterwegs eine Antilope geschossen und da wir hier ein fettes Schaf erhielten, so konnten wir die hungrigen Magen befriedigen. Mampuru ist mit einer Schwester von Sekukuni verheirathet; die empfing uns sehr freundlich und sorgte für Kornbrei und ein Haus für uns. Das Wort Gottes ist auch schon bis hierher gedrungen; unsere Leute fanden zwei Weiber, welche beteten und gern mehr hören wollten. Wir blieben hier bis Donnerstag Abend und zogen an dem Tage noch die schöne Kluft, in welcher Magakal liegt, eine halbe Stunde weit aufwärts. Die Kluft ist mit Busch und Baum bestanden und besonders zogen ungeheure, prächtige, wilde Feigenbäume, sowie baumartige Cactusse unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade an. Am Abend saßen wir noch lange Zeit mit unsern Leuten zusammen. Man kann sich gut mit ihnen unterhalten, denn es fehlt ihnen nicht ein gesunder, natürlicher Verstand. So meinte Andries z. B., als wir darüber sprachen, woher es doch käme, daß die Eingebornen so viel essen könnten, es schiene ihm, weil die Heiden Gottes Wort nicht hätten, seien sie wie die Thiere des Feldes geworden. Wir vergnügten uns auch mit Gesang, und der 42. und 100. Psalm erschallten in Sesuto gar lieblich in dieser schönen wilden Gebirgsgegend. Am Morgen des 18. Juli lag das zu übersteigende Gebirge in dichten Wolkennebel gehüllt vor uns. Unsere Leute

fürchteten die Kälte, wir hatten aber keine Lust zum Versäumen und begannen zu steigen. Am Wege waren zwei Zaubersteinhaufen. Es werden solche Steinhaufen errichtet (lefika genannt), wenn die heidnischen Ceremonien mit den erwachsenen jungen Mädchen gemacht werden. Ein Jeder, welcher dann des Weges bei solchem Steinhaufen vorbeikommt, wirft, wenn er zum ersten Mal da reiset, einen neuen Stein hinzu, um Glück auf dem Wege zu haben. Einige der Träger thaten dies auch, sie wurden aber von den Katechumenen sogleich scharf zurechtgewiesen: wenn sie mit uns reiseten, müßten sie dergleichen Teufelsdinge bleiben lassen. Nachdem wir etwa 1½ Stunde gestiegen und dann ebenso lange in dichtem Nebel und schneidender Kälte auf dem Gebirge entlang gegangen waren, zeigten sich uns endlich die Umrisse von Bäumen, und wir waren an dem Walde, durch welchen man auf der Nordseite ins Barokaland hinabsteigt. Ungeheure Gelbholzbäume, von Schlinggewächsen dicht umgeben, standen da. Es war aber der Weg so steil und dabei vom Regen so glatt und schlüpfrig, daß wir nicht viel Zeit zum Bewundern der herrlichen Bäume hatten. Denn oft fiel Einer und kam ins Rutschen, welches hier wegen der oft dicht am Wege gähnenden Abgründe sehr gefährlich war. Weiter unten sahen wir auf dem Vorsprung einer Felsenwand auch einige kleine Palmen stehen. Nachdem wir über eine Stunde lang hinabgeklettert und gerutscht waren, langten wir endlich unten im Barokalande an.

Die Baroka gehören zu dem Theil des südafricanischen Völkerstammes, den man daheim unter dem Namen der Betschuanen zusammenzufassen gewohnt ist. Sie bilden kein einheitliches Reich, sondern viele kleine Häuptlinge wohnen nebeneinander, und auch sie halten ihr Volk wenig zusammen. Motyatye, Masefer, Malep, Chocororo und Andere sind die am meisten genannten. Es scheint, als ob die Baroka ihre jetzigen Sitze schon lange inne hätten, nur die Baroka von Motyatye sagen aus, sie hätten früher jenseit des Limpopo gesessen. Zwischen ihnen wohnen Makwapa zerstreut umher. Jetzt sitzen sie meist westlich an den Ausläufern der Hochebene und am Lepalule, wo sie weit abwärts wohnen; an der Seeküste zwischen Inhambane und Delagoa finden sie sich wieder, es wird ein Häuptling der dort lebenden Baroka „Santomeli“ von den Eingebornen öfter genannt.

Es stimmt die Kleidung der Baroka mit der der Bassuto des Hochlandes ganz überein; sonst aber unterscheiden sie sich in vielen Stücken von diesen. Sie tragen keine Schilde wie diese, und ihre Hauptangriffswaffe ist Bogen und Pfeil. Dieser Bogen ist gegen fünf Fuß lang, aus hartem Holze gut gearbeitet; sie schießen damit drei Fuß lange Pfeile, deren eiserne Spitze etwa drei Zoll lang und mit Widerhaken versehen ist. Hinter dieser Spitze ist das Eisen

des Pfeiles mit einem Teig von Gift bestrichen, welches aus dem Saft eines Baumes gekocht wird. Wie man uns sagte, ist das Gift aber nicht so stark, daß eine einmalige Verwundung durch solchen Pfeil größeres Wild tödtete. Außer diesem Bogen tragen die Baroka gewöhnlich einige Speere und eine Streitaxt. Diese, wie all ihre Waffen, schmieden sie selbst. Es sind diese Streitäxte furchtbare Waffen, welche alle Bassuto sehr geschickt zu führen wissen.

Wie nun schon erwähnt ist, sind die Baroka geschickte Schmiede. Roherze finden sich in ihrem Lande an den Ausläufern der Hochebene in großer Menge. Um nun z. B. Eisen aus dem Erz zu schmelzen, erbauen sie einige kleine Schmelzöfen etwa vier Fuß hoch. Sie sind rund und oben offen. An den Seitenwänden befinden sich drei längliche Oeffnungen. Der Ofen wird mit Schichten von Kohlen und Eisenerz angefüllt, angezündet und dann durch viele kleine Handblasebälge, welche zu den Seitenöffnungen hineingesteckt werden, in Gluth gesetzt, das Eisen fließt nach unten und sammelt sich in der tellerförmigen Vertiefung, welche im Grunde des Ofens ist. Sie schmieden auf Steinen, bedienen sich aber dabei selbstgemachter Hämmer und Zangen. Außer den Beilen verfertigen sie Picken, Holzäxte, Zangen, Speere, Pfeilspitzen und auch Zierrathen von Eisendraht. Mit all diesen Artikeln treiben sie Handel, und jährlich gehen z. B. viele Streitäxte nach Moschesch's Lande. Ebenso geschickt wie Eisen wissen sie Kupfer und Messing zu bearbeiten. Sie schmelzen dasselbe auch aus selbstgegrabenem Erze, erhalten aber auch viel Messingdraht im Handel von den Weißen und bearbeiten ihn weiter zu Zierrathen nach ihrem Geschmack. Auch mit diesen Dingen wird viel Handel getrieben.

So geschickt nun auch die Baroka in solchen Arbeiten sind, so vermißt man leider auf ihren Dörfern gar sehr die Reinlichkeit; besonders wenn man von den Bapedi herkommt, wo jedes Haus in einem von Rohrwänden umschlossenen, sehr reinlich gehaltenen Hofe steht, dann ist es Einem widerwärtig, bei den Baroka die Häuser auf Schmutz und Mist stehen zu sehen. Die Bauart derselben ähnelt sonst der unter den Bapedi gebräuchlichen. Das Haus ist rund, die Wand besteht aus mit Lehm beworfenem Pfahlwerk, und das Dach sitzt wie ein spitzer Hut darauf. Das Thürloch ist gegen drei Fuß hoch und die Thür selbst bildet ein Brett, welches in Angeln von Leder hängt und sich nach der Seite hin öffnet. Doch werden diese Häuser von außen und innen schlecht im Stand gehalten; ebenso verwendet man auf die Umzäunungen der Viehkraale und des ganzen Dorfes nur sehr wenig Sorgfalt.

Solch einem Barokadorfe, welches in einer dichtbebuschten Kluft lag, näherten wir uns am Abend des 18. Juli. Am Wege sahen wir ein Loch, worinnen das Volk Termiten fängt, welche eine beliebte Speise desselben sind. Es begegnete uns ein junger

Mann, der grüßte uns „Mynheer;“ so kannte man uns hier also auch schon. Masoma, der Häuptling des Platzes, behandelte uns sehr nett und freundlich. Man brachte uns Erdbohnen, Yamswurzeln, Milies, und auch die Leute erhielten, freilich gegen Bezahlung, Kost. In der Nacht wies man uns ein Haus zum Schlafen an, wo uns aber leider die vielen Wanzen wenig Ruhe gönnten.

Andern Tages setzte sich unser Zug nach dem Kraal des Häuptlings der hier sitzenden Makwapa „Serobane“ in Bewegung. Es lag derselbe auf einem Hügelrücken unter einem gewaltigen Felsenkopf. Die Häuser standen auch hier auf Schmutz und Mist. Man wies uns sogleich ein Haus, wohinein wir unsere Sachen setzen sollten; die ließen wir hineinbringen und warteten dann im Hofe der Dinge, die da kommen sollten.

Der Stamm der Makwapa, sonst auch Amatonga, Amahunte, Makwamba*) genannt, scheint den eigentlichen Kafferstämmen nahe verwandt zu sein. Die Sprache derselben steht zwischen dem Sesuto und Kafir mitten inne, indem sie in den Wurzeln bald mit der einen, bald mit der andern Verwandtschaft zeigt. Charakteristisch ist der Sprache ein häufig gehörtes h, welches im Kafir selten, im Sepeli garnicht vorkommt. Ich gebe hier zur Vergleichung einige Wörter verschiedener Zweige des südafricanischen Sprachstammes:

	Isizulu:	Sesuto:	Sekwapa und Quarri-Quarri:	Bakalanga:
Haar			isisi	movushi
Kopf	ikanda, inhloko	hlogo	hloko	musoro
Hand	isanhla	seatla	boko	boko
Rind	inkomo	khomo	homo	ingombe
Regen	imvula	pula	imvula und mati	imvura
König	inkosi	khoshi	hosi	ishe
Wasser	amanzi	metsi	mati	imvura
Kraal	umuzi	motsi	(vergl. Zulu: itanga Hecke) itsanga	musha
Mann	indoda	munna	oanuma	morume
Fluß	umfula	noka	nambo	lekuisi
Speer	umkonto	lerumo	ifumo	fumo
Baum	umuti	sehlare	umuri	muti
Korn	amabele	mabele	mabele	mapfule
Gehen	hamba	tsamaia	famba	famba
Tödten	bulala	bulaya	tlaya	raya
Stechen	hlaba	hlaba	tlaba	baya
Trinken	puza	noa	noa	ngoa

*) Es scheint mir, als ob die früher öfter genannten Makua identisch mit den Makwapa sind. Ebenso werden wohl die als südlich vom Zambesidelta wohnend angegebenen Batonga, Amatonga oder Makwapa sein.

Die Makwapa bewohnen wohl schon seit sehr langer Zeit die niedrigen, ungesunden Küstenstriche um Inhambane und Delagoa, welche sich von der Seeküste westlich bis an das Hochland erstrecken. Da sie fast gar keinen Ackerbau treiben, ist es nicht zu verwundern, daß auch sie nicht zu einem Reiche vereinigt sind. Sie leben zerstreut von Jagd und Fischfang. Durch Fallen oder mit von den Baroka entlehnten Bogen und Pfeilen stellen sie dem Wilde nach und nehmen den wilden Thieren die Beute ab, welche die Geier ihnen zeigen. An den Flüssen treiben sie Fischfang. Sie fangen die Fische mit Angeln und in Reusen. Diese Beschäftigungen nöthigen sie zu einem umherschweifenden Leben.

Wo die Makwapa Korn bauen, bauen sie Milies und eine Art feines Kafferkorn, hier Manna genannt. Außerdem bauen sie auch wohl Reis und echtes Zuckerrohr. (Letzteres wird von den Baroka viel gebaut.)

Sie tättowiren sich. Die Männer haben vom Scheitel bis zur Nasenspitze herab eine Reihe von Warzen, die Weiber haben auch auf den Wangen vier oder fünf Reihen; außerdem ist bei diesen auch Brust und Leib gezeichnet. Die jüngeren Männer sieht man meist ohne diese entstellende Zeichnung. Die Bedeckung ist dieselbe, wie bei den Kaffern; gewöhnlich sieht man die Männer jedoch ganz nackend. Die Weiber tragen von baumwollenem Zeuge, welches sie durch Handel meist von der Küste her erhalten, eine Art Rock um die Hüften. Die Waffen dieses Volkes bestehen aus dem bei allen Kaffern gebräuchlichen Schild aus Ochsenhaut und verschiedenen Speeren.

Auf den Bau der Häuser und Instandhaltung der Plätze im Ganzen verwenden sie gar keine Sorgfalt. Hier, wo wir sie zuerst sahen, waren die Makwapa durch das Wohnen unter den Baroka ein wenig civilisirt; allein die Häuser 2c. sahen doch erbärmlich aus.

Es sind diese Stämme schon sehr lange mit den Portugiesen der Küste bekannt. Noch ehe die Bassuto im Hochlande Weiße gekannt haben, haben wir sie gekannt, sagen sie. Sie sind häufig Objekte von Sklavenjagden und Sklavenkriegen gewesen; Theile des Volkes sind auch, z. B. bei Delagoa, den Portugiesen unterworfen. Diese und auch die zerstreut lebenden treiben viel Handel; jedoch weniger auf eigene Hand, als vielmehr für die Weißen, von denen sie Güter empfangen und diese dann unter den ferner wohnenden Eingebornen für Elfenbein verkaufen.

Wir befanden uns nun auf Serobane's Kraal; es war uns aber gar nicht heimisch zu Muthe; ebenso wenig unsern Bapedi: „Was für ein Volk ist das?" fragten sie immer wieder. Wir hätten allesammt am liebsten diese albernen Leute sitzen gelassen, wenn wir überhaupt ohne ihre Hülfe unsern Weg hätten verfolgen können; so aber hingen wir von ihnen ab und mußten uns ihr

Vertrauen zu erwerben suchen. Leider bemerkten wir bald, daß wir nicht nur nicht mit Vertrauen, sondern mit Mißtrauen hier angesehen wurden. Man wußte wohl, daß wir die Lehrer Sekukuni's seien, mehrere von den hier weilenden Leuten waren schon bei uns gewesen, ja Serobane selbst hatte einmal Makeritan, seinen Knecht, nach unserm Platze gesandt, um nachsehen zu lassen, was für Leute wir seien; allein, mochte man von uns denken, wir kämen als Spione Sekukuni's oder der Bauern, oder mochte man gar nichts denken — das sahen wir — bange war man vor uns in nicht geringem Maße.

Wir saßen auf dem Hofe und mußten geraume Zeit warten, ehe sich Jemand weiter um uns bekümmerte. Endlich kamen des alten Serobane Söhne: Wir sollten nun sagen, was wir eigentlich wollten. Wir sagten nun, wie wir aus Büchern und auch aus dem Munde von Leuten gehört hätten, daß jenseits des Limpopo Ueberreste alter Gebäude seien; dahin wollten wir, dahin sollte man uns Träger und Wegweiser geben. Alles war über diese Rede sehr verwundert; die Ruinen wollte Keiner kennen, sondern Jeder rieth uns, nur schnell umzukehren; da läge das Volk des portugiesischen Consuls Albasini im Wege, das tödte jeden Lekwapa, wo sich Einer sehen ließe. Dann als sie sahen, daß sie uns damit nicht erschreckten, fingen Einige an: Ja, da wäre solch ein Ort, der aber wäre über 20 Tagereisen weit; sie widersprachen sich aber mit ihren Lügen gegenseitig so, daß sie uns nur erzürnten, nicht im mindesten uns aber in unsern Plänen wankend machten. Endlich schieden die häßlichen alten Männer von uns, und es war über dem Hin- und Herreden Abend geworden. Ein Theil unserer Leute zog vor, anstatt in dem Hause, welches denselben angewiesen war, im Freien zu schlafen; der alte Jakob war auch dabei. Wir sagten: es sei kalt, ob sie denn nicht in ihr Haus gehen würden; da meinten sie: „Nein, was ist das hier für ein Volk? wir werden hier draußen euch bewachen.“ So ließen wir sie liegen.

Am 20., Sonntags, kam Serobane selbst; er war das leibhafte Bild eines alten Juden; er hatte selbst einen ziemlich langen Bart. 20 Warzen zierten seine Stirn und Nase. Mit ihm kamen seine Söhne und Knechte. Alles in schönster Unordnung durcheinander, wie es so bei den Makwapa gebräuchlich ist. Sie versuchten freilich das bei den Bapedi gebräuchliche Ceremoniell zu befolgen; es glückte ihnen aber nur zum Theil. Der Alte war ziemlich zutraulich; gestern, so sagte er, habe er Kopfschmerz gehabt, darum sei er nicht gekommen; heut sei er besser. Wir sahen, daß der Alte den Kaffee sehr wohl kannte und erkundigten uns, wo er den kennen gelernt habe; das gab Anlaß, daß er uns seine Geschichte erzählte. Er sagte, er habe mit seinem Volk früher unten am Limpopo gewohnt, von da hätte ihn Manekos vertrieben; er

sei hierauf weiter westlich gezogen und da sei er mit Hendrik Potgieter bekannt geworden, der habe ihn genöthigt, mit gegen Moselekazzi zu ziehen. Hernach habe er in der Nähe der Zoutpansberger Bauern gewohnt; die hätten ihn unter den portugiesischen Consul Albasini gestellt, und da der sehr viel Abgaben von ihm erhoben habe, sei er endlich von da weggeflohen. Der Alte ließ aber hier, vielleicht aus Rücksicht gegen unsere Bapedi, eine traurige Episode aus. Nachdem Serobane nämlich von Albasini geflohen war, schlugen ihn die Bapedi und nahmen ihm sein Vieh. Er floh westlich, ward von da 1861 wiederum von den Bauern verjagt und unterwarf sich nun dem Häuptling von Magakal.

Man sah dem Alten deutlich genug an, daß er uns nur mit Widerstreben weitergehen ließ. Schwer ist es zu sagen, ob es nur allgemeine Scheu vor uns, oder ob es unser Ziel, nämlich jene Ruinen waren, welches ihn Alles versuchen ließ, uns zur Umkehr zu bewegen. Es schien nur die Furcht vor Sekukuni zu sein, welche ihn bestimmte, uns Wegweiser und Träger nicht geradezu zu verweigern. Die Lehrer Sekwati's waren in den Augen der Makwapa Leute, mit denen nicht zu spaßen war, und selbst unsere Bapedi wurden als „Männer Tulare's" (des Vaters von Sekwati) stets mit vielem Respekt angeredet. Es waren aber die Männer Tulare's auch nicht faul, den Makwapa ihren Standpunkt als Besiegte klar zu machen. So sagte Serobane zum Schluß: „Ja, der Weg ist nun da — aber die Baroka werden mich tödten, weil ich ihn euch gewiesen habe," als Andries sogleich in einem beredten Sturz der Rede erklärte, wie alles Volk hier der Bapedi Volk sei, und wie Keiner ohne den Willen Sekukuni's etwas thun dürfe. Andries nämlich fungirte bei solchen Unterredungen stets als unser Knecht, d. h. Minister. Wir schlossen uns hierin wie in vielen andern Dingen eng an die Sitte unseres Volkes an, nach welcher bei wichtigen Dingen, besonders Rathssitzungen, mit Häuptlingen oder andern vornehmen Männern nur durch Vermittelung solcher Knechte gesprochen werden darf. Ebenso dürfen Geschenke, Essen und dergleichen nie unmittelbar, sondern stets nur durch den Knecht gegeben werden. — Als der alte Serobane uns verlassen hatte, blieb ein Mann, der sich uns schon mehrmals genähert hatte, Sonke, bei uns und theilte uns ein Mehreres über die Ruinen*) mit. Er machte aber

*) Wir fügen hier hinzu, was Nachtigal über die geheimnißvollen Ruinen in seinem Tagebuche notirt hat.

Mittwoch, den 22. Juli. Die Knopneuzen müssen eine durchaus verlogene Nation sein; was sie sagen, scheint Lügen zu sein. Bald ist nach ihrer Angabe der Limpopo noch 7, bald 10, bald 14 Tage von uns entfernt, heute sollten es ja nur 4 Tage sein, wo diesseits noch andere Ruinen, als die im Lande Bunjoai, liegen sollen. Wunderliche Sagen knüpfen sich an die alten Baudenkmäler. Es wird bei denselben kein Thier getödtet; will es Jemand dennoch thun, so sagt es: „Laß mich leben, mache mich nicht

zu seinen Erzählungen stets den merkwürdigen Zusatz: „Sagt nichts, sonst ist mein Kopf unter der Erde.“ Er sagte, ein Hauptort sei etwa vier Tagereisen jenseits des Limpopo und erzählte uns sehr geheimnißvoll, wie da sich die Füße und Arme der Menschen, auch aller Thiere, in die Steine eingedrückt hätten in jener grauen Vorzeit, da diese noch weich gewesen seien (wahrscheinlich Hieroglyphen). Es drängte sich uns aber sogleich der Gedanke auf, ob nicht von diesen Ruinen her sich die Sage auf die Bassutostämme verbreitet habe, alle Menschen und Thiere seien im Anfang aus einer Felsenhöhle herausgekommen, und da könne man die Abdrücke ihrer Füße noch heut in den Felsen sehen, denn diese seien in jener Zeit weich gewesen.

Am Abend dieses Sonntags hielten wir unsern Gottesdienst; wir erbauten uns mit unserm Volke an Gesang und an dem Gelübde, welches Jakob zu Bethel that, da er aus seinem Lande ausging. Makwapa, welche herumsaßen, beobachteten uns mit großen Augen und riefen aus, als wir geschlossen hatten: „Das sind große Zauberer!“

Montag, den 21. Juli, wären wir herzlich gerne aufgebrochen; aber Makeritan, den wir zum Wegweiser erhalten hatten (er ist ein Eingeborener der Landschaft Bungoai), erklärte, er habe noch mehrere Geschäfte abzumachen, und da wir trotz aller angewandten Mühe auch noch keine Träger hatten erhalten können, mußten wir

---

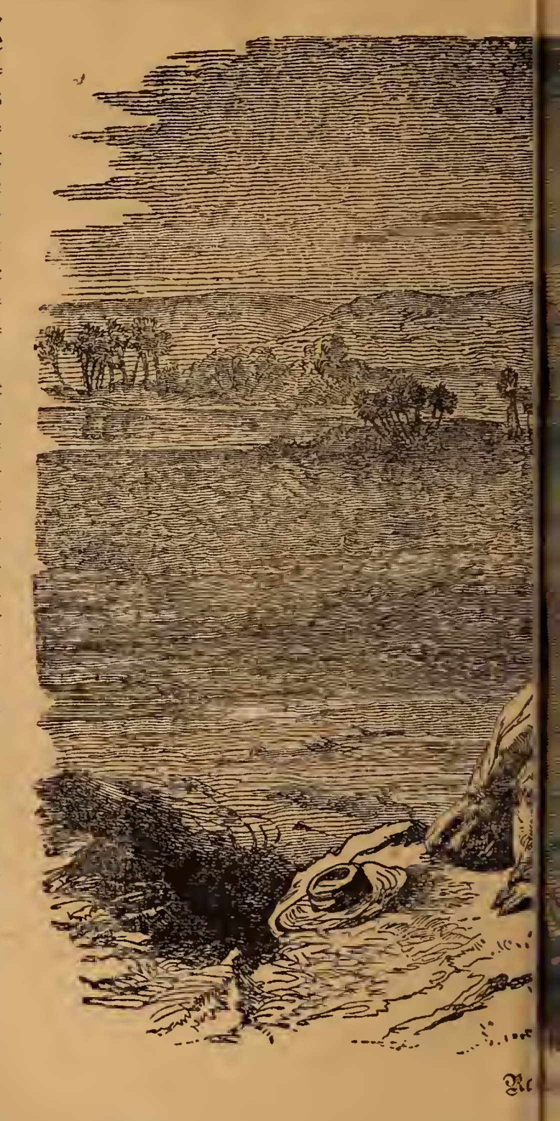
todt.“ Ein Mann war einmal auf der Elephantenjagd. Als er die vielen Elephanten bei den Ruinen findet, kann er es nicht lassen, einem großen Büll von ihnen, der nur einen erstaunlich großen Zahn hatte, nachzusetzen. Er schießt, aber das Thier wird nicht verwundet. Da wird der Mann ärgerlich und sagte, „und wenn ich meine letzte Kugel wegschießen sollte, fallen muß es.“ Zuletzt ist keine Kugel mehr in der Tasche, und das Schießen hatte ein Ende. Da läuft der große Elephant zu dem Jäger, schlägt dem das Bein ab und hängt es in einem der nahe stehenden Bäume auf. Will Jemand ein Zweiglein vom Baume brechen, so ruft dieses: „Brich mich nicht ab.“ Die Makwapa, die bei uns waren, schienen sich über unsern Muth zu verwundern, indem uns nicht einmal vor den bei den Ruinen hausenden Teufeln bange. Unser Führer ließ seine abergläubische Furcht auch mehr und mehr fallen: „Ich fürchte mich nicht mehr vor den Balimos, denn die Lehrer sind große Doctoren und Zauberer, sie sind selbst Gott!“ sagte er und seine Gefährten.

Donnerstag, den 21. August. Der König Sekukuni freute sich, uns wiederzusehen. Er erzählte uns, daß er die Ruinen, wohin wir gewollt hatten, selbst gesehen habe, sein Vater habe in der Zeit vor der Thronbesteigung mit seinen 40 Leuten in der Gegend sich aufgehalten. Nach des Königs Aussage muß der Ort der Ruinen jenseits des Limpopo mehrere Stunden lang sein. Hier fällt mir noch etwas ein, was uns unser Führer am 16. August erzählte. Nach seiner Mittheilung ist Bunjoai, in welchem Landstriche die Ruinen stehen, von den Balossui bewohnt gewesen, einem Volke, das von Molimo (Gott) wußte und auch betete. Es waren die Balossui schwarze Menschen, die Schießgewehre hatten, (vermuthlich also Schwarze, die von den Portugiesen abkommen) und von den Weißen wußten.

uns fügen. Das Wetter war stürmisch und unangenehm. Es wurden auch noch wieder Versuche gemacht, uns zum Umdrehen zu bewegen, welche die wirksamsten von allen werden zu sollen schienen. Waren unsere Leute durch allerhand übertriebene Erzählungen vom Fieber, der Dürre und Anderem mehr schon bange geworden, so erschreckte sie jetzt wirklich die Nachricht in hohem Maaße, daß Motyatye's Volk, welches im Wege lag, von den Pocken heimgesucht sei. Man muß die Verwüstung kennen, welche die Pocken zuweilen unter den Eingeborenen Südafrikas anrichten, um zu begreifen, wie bei dieser Nachricht unsern Leuten, auch den treuesten und muthigsten derselben, zu Muthe wurde. Sie saßen bei einander und hielten Rath; so fanden wir dieselben. Andries sagte eben: „Ich drehe nicht um, ich fürchte Sekukuni, was soll ich antworten, wenn der sagt: Wo sind die Lehrer? Du hast die Lehrer weggeworfen." „Du hast Recht," sagten die Andern, „aber wenn Einer von uns die Pocken bekommt, dann sieht keiner von uns sein Haus wieder, das andere Volk jagt uns weg." So sprachen sie, sagten dann aber Alle zu uns: „Wir sehen auf Euch Lehrer, was Ihr thun werdet!" Wir erklärten ihnen nun, wie sie doch wüßten, daß man nie Gerüchten trauen könnte. Wir würden gehen und selbst zusehen, wie es mit den Pocken stehe. Wir seien ja auch keine Kinder, die Feuer nicht kennten, hineinliefen und sich verbrennten. Wir würden da umkehren, wo wir selbst einsehen

Als (vor etwa 30 Jahren) der König der Balossui gestorben war, handelte es sich darum, wer von seinen beiden Söhnen die Regentschaft übernehmen sollte. Der ältere Bruder war ungläubig, was sich darin eines Tages offenbarte, daß er den einen unterirdischen Gang der alten heilig gehaltenen Gebaue, in dem die Todten begraben waren, mit Gras anfüllte und in Brand steckte. Da erschien Molimo, der Gott der Gebaue, und sagte: „Wie kannst du hier Feuer anmachen? Der Ort gehört nicht dir, sondern mir!" Zu diesem älteren Bruder sagte der jüngere: „Du kannst nicht König werden, denn du glaubst nicht an Gott." Es kam nun zum Kampfe um den Thron. Zuletzt konnten sich die Balossui dort nicht mehr halten, der Hunger und die Dürre des Landes machten, daß sie wegzogen, um sich einen besseren Wohnplatz zu suchen. Nach diesen wohnen nun bis heutigen Tages die Quarri-Quarri in Bunjoai. Unser Führer gehört auch zu diesen, ist aber als Kind oder Jüngling von da weggegangen (ob freiwillig oder unfreiwillig, weiß ich nicht). Noch jetzt werden die alten Gebaue heilig gehalten und göttlich verehrt. Die Bewohner dort schlachten vor diesem ihrem Heiligthum Ochsen, Schafe und Ziegen, oder opfern Perlen und andere Dinge. Bei diesen Gebauen ist, wie schon erwähnt, wenig Wasser. Nach einer früheren Mittheilung ist eine Art Wasserleitung dort; wer da unbekannt ist, muß verdursten, wer aber dort Bescheid weiß, geht zu einem Steine (der, wenn ich nicht irre, einem Thiere gleicht) zieht einen Stöpsel heraus und bekommt dann sehr schönes Wasser. — Am 16. erzählte Makaritsane auch von einer Quelle; ob es dieselbe ist, kann ich nicht sagen. Wer dort Wasser trinken will, muß erst beten: „Molimo, der du allen Thieren auf der Erde zu trinken giebst, bescheere auch mir ein wenig Wasser!" Dann kann er schöpfen und trinken, wer aber nicht also betet, vor dem versiegt das Wasser und er muß durstig weiter gehen.

würden, daß wir nicht weiter gehen könnten. Darauf hin ward die Ruhe in ihrem Herzen wieder hergestellt. Von den Trägern aber, welche uns bis hierher begleitet hatten, wollte keiner weiter. Wir hatten ihnen von Anfang an gesagt, daß sie bei Serobane würden umkehren können; jetzt, da der uns keine Träger gab, versuchten wir, ob nicht der eine oder andere bleiben würde. Es blieb aber nur Maschile; die andern waren durch die Erzählungen der Makwapa schon zu furchtsam geworden.



Am Nachmittage dieses Tages begaben wir uns Beide nochmals zu Serobane. Der Alte schien jetzt, wie man wohl zu sagen pflegt, aufgethaut zu sein; d. h. er schien uns nicht mehr für Spione oder wer weiß für was sonst anzusehen. Wir mußten ihm Medicin reichen und es ist immer ein Zeichen von Vertrauen, wenn sich Jemand die von einem Fremden geben läßt; denn Jeder ist der vielen Giftmischereien wegen sehr vorsichtig. Dann sagte er offen zu uns: „Ja, ihr seid nun hier und ihr könnt auch weitergehen; denn ihr seid Sekwatis Lehrer. Aber schickt mir nur keine andere Weiße in's Land; jeder andere Weiße, der sich hier sehen läßt, hat den Speer in der Brust," und dabei machte er eine sehr verständliche Bewegung mit dem

Arm. „Jeden andern Weißen, den ich sehe, tödte ich," sagte er nochmals, „aber ihr Lehrer Sekwatis seid meine Freunde." Er versprach nun, auch für Träger zu sorgen, und es kamen dann auch zwei junge Leute, die wir mietheten.

So wollten wir Dienstag früh gehen, wiewohl wir anstatt zweier Träger deren sechs nöthig hatten. Doch da wir nicht die mindeste Lust hatten, uns länger von Serobane aufhalten zu lassen, so ließen wir unsere Bapedi die Sachen tragen in der Hoffnung, daß wir wohl auf dem Wege noch willige Leute genug finden würden. Wir gingen also, und da wir bis zum Abend zwischen Baroka- und Makwapakraalen wanderten, so mietheten wir auch wirklich noch zwei Leute. Wir gingen etwa fünf Stunden, und schliefen dann am Flusse Letschitele. Es war dies die erste Nacht auf unserer Reise, welche wir „im Felde," d. h. nicht auf einem Kafferkraale, zubrachten und wir machten also hier ein „Lager." Da sich dies Lagermachen jeden weiteren Abend wiederholte, so will ich hier gleich beschreiben, was man darunter zu verstehen hat.

eise.

Wenn der Tag sich neigt, sucht man einen Ort für das Nachtlager, der zunächst natürlich vom Wasser nicht fern ist. Wir wählten des Fiebers wegen gern eine etwas hochliegende Stelle,

und auch wieder eine solche, die von Bäumen etwas überschattet ist, damit man, falls man einen oder mehrere Tage da verweilen sollte, nicht zu viel von der Sonne zu leiden hat. Hier mißt man einen Halbkreis ab, der groß genug ist, der ganzen Gesellschaft Raum zum Schlafen zu bieten. Dieser Halbkreis wird auf der Windseite mit einer Hecke von Baumzweigen umgeben, welche zum Schutz gegen den Wind, wilde Thiere und auch gegen einen unvermutheten feindlichen Ueberfall dient. An der inneren Seite dieser Hecke werden die Lagerstätten bereitet. Während die ältern Leute noch Zweige abhauen, müssen die „Knaben" Steine und dergl. wegräumen und von Gras eine Streu machen. Vor dieser Streu wird entweder nur ein langes, großes, oder auch viele kleinere Feuer angezündet. Durch dünne Baumstämme, welche durch in



Ein Nachtlager im Buschfeld.

die Erde geschlagene Pflöcke festgehalten werden, scheidet man die Streu und Feuerstätte und verhindert auch so, daß die Füße der Schlafenden nicht in unangenehme Berührung mit dem Feuer kommen. Unser Lager bestand stets aus zwei Abtheilungen, dem der Makwapa und dem der Bapedi. Bei den letzteren schliefen wir; unsere Schlafstätte selbst ward, wo es anging, als „Moschate", als Häuptlingsplatz etwas abgegrenzt. Während der Nacht stehen oder hängen die Waffen eines Jeden an der Hecke zu seinen Häupten. Die Feuer werden die ganze Nacht unterhalten; und wir meinen nicht zu irren, in gut unterhaltenen Feuern während der Nacht in Fiebergegenden auch ein Schutzmittel gegen das Fieber zu sehen.

Solches Lager, welches bei einem Reisezuge von etwa 20 Männern, wie der unsere war, bald hergestellt ist, machten wir auch am Letschitele, und da wir auf einem der Barokokraale ein fettes Schaf gekauft hatten, konnten wir auch dem Hunger Genüge leisten und am Morgen des 23. frisch weiter ziehen. Der Weg führte an den letzten Ausläufern der Gebirge hin; nach Osten hin schweifte der Blick über Ebenen, wie wir sie wohl daheim, aber noch niemals im zerrissenen Afrika bisher gesehen hatten. Nicht wenig überraschte uns der Anblick einiger wunderschönen an 80 oder mehr Fuß hohen Palmen (Delebpalmen?) mit in der Mitte wulstförmig verdickten, sonst glatten, kerzengeraden, astlosen Stämmen und prächtigen Kronen. Nach einigen Stunden durchschritten wir den Fluß Lechlaba, welcher sich, nachdem er sich mit Letschitele vereinigt hat, in den Lepalule ergießt. Endlich näherten wir uns den Kraalen von Motyatyes Volk. Es war sehr heiß, und da wir Alle sehr dursteten, kam uns der Anblick der ersten Hütten sehr erwünscht.

Motyatyes Volk soll früher jenseits des Limpopo gewohnt haben; es sind Baroka, welche von einer Königin beherrscht werden, welche stets den Namen Motyatye führt. Wenn diese Königin mit einem Kinde niederkommt, tödtet man den muthmaßlichen Vater, um zu verhüten, daß ein Mann im Volke zu angesehen wird. Es stehen diese Baroka im Rufe, sehr viel Zauberei zu treiben. In einer waldigen Kluft sollen sie Opfer bringen; wir haben aber nichts Gewisses darüber erfahren können. Mit den Bapedi stehen sie in freundschaftlichem Verkehr; doch sind sie denselben nicht unterworfen. Trotzdem nahm man uns auf dem Kraal sehr mißtrauisch auf; man wollte uns nicht kennen und schien uns für Bauern zu halten. Bald aber kam ein junger Mensch und erzählte, ja er kenne uns, er sei bei uns gewesen, wir seien Sekukunis Lehrer, und nun thaten einige unserer Bapedi den Mund wieder etwas weit auf, wie die Lehrer die Häuptlinge seien, bei denen alles Volk vorbei müsse, wenn sie nach der Cap-

Colonie gehen wollten, um zu arbeiten, wie die Lehrer die Pässe gäben, also den Weg auf- und zumachten u. s. w., so daß sich die Zurückhaltung bald in Freundlichkeit verwandelte und wir einen Topf Bier als Geschenk und andere Lebensmittel genug gegen Bezahlung erhielten.

Es hat dies Volk aber Ursache, mißtrauisch und erbittert gegen die Weißen zu sein. Motyatye hatte bis zum Winter vorigen Jahres mit den westlich von da sitzenden Bauern stets in Frieden gelebt; da aber machten diese der Freundschaft ein Ende. Serobane war vor den Bapedi geflohen und saß in der Nähe. Da sandten die Bauern durch einen Hottentotten eine Botschaft an Motyatye, es werde ein „Commando" kommen, ihr Volk solle nur still sitzen, sie würden nur Serobane schlagen (d. h. sie sollten nicht fliehen). Derselbe Botschafter aber ging weiter zu Serobane, er solle nicht fliehen, die Commandos würden nur die Baroka schlagen. Da merkte Serobane Unrath, ermordete den Hottentotten und floh. Die Commandos kamen; bei Motyatye machten sie Halt, die Friedensversicherungen wurden erneuert, die großen Haufen schwarzer Hülfsvölker der Bauern lagerten zwischen den Kraalen von Motyatye. Diese hatten Ochsen für die Gäste schlachten lassen, und eben kamen Leute mit Elfenbein, um das als Friedensgeschenk zu geben; da griffen die Bauern zu den Gewehren und gaben nun das Zeichen zur allgemeinen Metzelei. Viele Hunderte des also überfallenen Volkes wurden getödtet, die Kraale wurden verbrannt, das Vieh genommen. Nur zwei Bauern fielen. Seit der Zeit hatte sich noch kein Weißer in diese Striche gewagt.

Am Abend des 23. kamen wir zu den Makwapakraalen. Wir machten unser Lager in einer Regenschlucht. Wir fragten, ob Baroka in der Nähe seien, und als es hieß „ja", sagten wir einigen unserer Leute, sie sollten nach den Kraalen derselben gehen, um Korn zu kaufen. Da wollte aber Keiner von den Makwapa die Leute dahinbringen: Die Baroka werden mit uns streiten, hieß es, daß wir es sind, welche den Weißen die Lage der Kraale zeigen. Da es schon spät war, und sie einen großen Tumult machten, sagten wir zu unserm Volk, sie könnten auch bis morgen warten und dann selbst die Kraale suchen; wir hatten leider schon erfahren, daß es fast vergebliche Mühe ist, wenn man Makwapa etwas klar machen will. Makeritau, der mit seinen anderen Volksgenossen, den Trägern von uns, etwas Fleisch und von seinen Landsleuten in den Kraalen Bier erhalten hatte, erfreute uns mit einem Concert. Er und seine Freunde sprangen wie Kinder ums Feuer, sie klappten taktmäßig mit Händen und Füßen und sangen oder schrieen vielmehr aus vollem Halse; da wir aber schon in unsere Decken gehüllt am Boden lagen und schlafen wollten, geboten wir bald Ruhe.

Und der Herr bewahrte uns im Dunkel der Nacht nach Seinen Verheißungen. Am Morgen gingen unsere Bapedi und suchten sich die Barokakraale; da hörten sie, daß uns in der Nacht eine große Gefahr bedroht hatte. Kaum hatte der Häuptling des Kraals gehört, wir seien Sekukunis Lehrer, als er sogleich anfing, auf die Makwapa zu schelten, daß diese uns nicht direkt nach seinem Platze gebracht hätten. Er erzählte dann: Gestern Abend spät habe man ihm die Nachricht gebracht, es lagerten zwei Bauern in der Nähe; da habe er sogleich Anstalt gemacht, das Volk der andern Kraale zu rufen, um an diesen für den Ueberfall im vorigen Jahr Rache zu nehmen. Da sei aber einer von seinen Leuten aufgestanden; sie hörten doch, es seien Leute von Sekwati dabei, er glaube nicht, daß diese mit Bauern kommen würden. Bei Sekukuni aber seien Lehrer, die könnten es vielleicht sein und wenn sie die tödteten, würde Sekukuni sie rächen; er stimme dafür zu warten und morgen zu sehen, ob die Fremdlinge wirklich Bauern seien. Zu unserm Glück befolgte man diesen Rath. Denn wenn auch vielleicht keiner unserer Bapedi uns im Fall solchen Ueberfalles feig im Stich gelassen hätte, so ist doch im Dunkel der Nacht weder eine Verständigung, noch erfolgreiche Abwehr zu hoffen.

Man versah nun unsere Leute auf jenen Kraalen sehr bereitwillig mit Korn und Mehl, und der Häuptling selbst kam, um uns zu sehen. Er grüßte uns sehr ehrerbietig und brachte uns einen Topf Bier. Er erzählte uns nochmals selbst die Sache und sagte: „Wie könnt ihr, Sekwatis Lehrer, hier im Freien schlafen? Sekwati war Motyatyes Vater, Sekwati's Leute sind unsre Freunde", und dann schalt er immer wieder die Makwapa.

An dem Tage gingen wir nur eine Stunde weiter und schliefen am Flusse Unguanéts. Der Führer sagte, das Wasser sei zu fern um weiter zu gehen.

Am 25. früh stieß noch jener oben erwähnte Lekwapa Malima, welcher bei uns gedient hatte und dem wir die genausten Nachrichten von den Ruinen verdankten, zu uns. Unser Führer Makeritan aber war nach einem benachbarten Kraal gegangen und ließ lange auf sich warten. Wir dachten, er säße beim Biertopf und hatten ihm einen tüchtigen Verweis zugedacht; er machte aber, als er endlich wiederkam, ein sehr bedenkliches Gesicht, schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Die Sachen stehen schlecht." „Was ist denn, Makeritan?" hieß es, und nun erzählte er, da sei ein Haufe von des Albasini's Volk, die hätten gehört, wir seien hier und sagten nun, Sekukuni will mit uns Krieg machen, drum kommen die Lehrer, um zu spioniren. Wir sagten nun: „Ruf' die Leute! Wir werden ihnen einen Brief an Albasini geben," er aber meinte, das habe er ihnen schon so gesagt; sie wären aber wieder bang, daß die Baroka sie tödten würden, wenn sie von

hier Berichte an Albasini brächten. Als wir das hörten, sagten wir: „Nun denn laß sie sitzen, vorwärts;“ und wir hatten nur Mühe, den Zorn einiger unserer Bapedi zu besänftigen, welche gleich uns des vielen Hin- und Herredens müde waren und laut riefen: „Laßt Albasini's Volk nur kommen, hier sind unsere Gewehre,“ welche unvorsichtige Aeußerungen wir natürlich verwiesen.

Es wäre die gerade Richtung unseres Weges Norden gewesen, wir fanden aber leider bestätigt, daß das in dieser Richtung wohnende Volk wirklich von den Pocken angesteckt sei, und es wurde deshalb beschlossen, nach Osten hin in die unbewohnten Wüsten zu drehen, und so jenes Volk zu umgehen. Vor uns breiteten sich nun die unermeßlichen Ebenen aus, welche sich von hier bis zur Küste, nicht von einem einzigen Gebirge unterbrochen, hinziehen. Es sind dieselben trocken und dürr; selten findet der Wanderer in ihnen einen Pfuhl Wassers, der vom Wilde des Feldes noch dazu meist zu Morast verwandelt ist. Nur die vom Hochland kommenden größeren Flüsse ziehen sich wie Lebensadern durch diese Einöden; denn sie vermag die brennende Sonne auch hier nicht auszutrocknen. Dafür entzieht sie ihnen besonders in ihrem unteren Laufe die tödtliche Fieberluft, welche die südliche Ostküste von Afrika bekanntlich für Weiße fast unbewohnbar macht. Es sind diese Flächen buschbewachsen, doch selten bieten die Bäume und Sträucher dem Auge erfreuliche Formen dar. Zwar sind es nicht die dornigen Mimosen, welche sonst in Südafrika oft fast ausschließlich die Gebüsche bilden, aber vergebens sieht man sich auch hier nach edleren Gestaltungen der Gewächse um. Nur an den Flüssen entlang zeigen sich dem Reisenden mächtige, wilde Feigenbäume und schlanke, prächtige Oleander. Obschon nun schon so lange den Europäern bekannt, so haben sich diese Striche doch in einem Maße den Einflüssen des Anwohnens derselben entzogen, wie kaum ein anderer Theil des Continents von Afrika. Es ist der Grund dafür wohl zunächst in jenen tödtlichen Fiebern zu suchen, und auch in der Verbreitung der furchtbaren Tsetsefliege. Letztere hat selbst die Eingeborenen dieses Landes unstät und arm gemacht. Trifft man auch hie und da Wohnplätze derselben, die Heerden von Rindern, Schafen und Böcken fehlen, welche dem Leben der südlich und höher wohnenden Stämme etwas patriarchalisches verleihen. Unstät und flüchtig durchziehen Baroka und Makwapa mit Bogen und vergifteten Pfeilen die Ebenen, und leben mit den wilden Thieren vom Wilde des Feldes und den Früchten, welche ihnen die Gebüsche bieten. Oft waren sie Objekte von Sclavenjagden stärkerer Stämme, welche sie eben selbst als Beute suchen, weil sie ihnen sonst nichts nehmen können. Nur im Winter streifen einzelne Weiße eilig durch diese Einöden, den Spuren der

Elephantenheerden folgend, um auch hier unter großen Mühen und Gefahren nach Erwerb zu suchen.

Mit Wild aller Arten ist dieses Tiefland wohl bevölkert, Elephanten, Rhinocerosse, Büffel in großer Menge, Antilopen verschiedener Arten schweifen hier noch wie vor Alters umher; von Raubthieren finden sich Löwen in großer Menge, auch in einer weißen Spielart (ich habe selbst ein ganz weißes Löwenfell, welches aus dem Makwapalande gekommen war, gesehen), unzählige Hyänen, Panther, Leoparden und die verschiedensten Arten kleinerer Katzen. Die



Giraffe, Gnu, Zebra. Aus dem Wildfelde Süd-Afrikas.

Flüsse wimmeln von Krokodilen und sind im untern Lauf von Nilpferden reich bevölkert.*)

Es ist dies Tiefland im Osten von der Küste begrenzt, südlich vom Lubombogebirge, westlich von den Ausläufern des Hochlandes, an denen wir bisher hingezogen waren, und jenseits des Limpopo vom Hochlande, wo Moselekatzi sein Matebelenreich gegründet hat. Nach Norden hin scheint es sich an der Küste entlang bis zum Zambezi zu erstrecken; es scheint aber, daß westlich von Sofala, aber doch erst in dieser Breite, sich im Innern wieder Gebirge erheben, welche denn mit die Grenze des Tieflandes nach Norden bilden würden.

In diese unabsehbaren Ebenen zogen wir am 25., uns östlich wendend, hinab. Truppen von Makwapas folgten uns; denn sie sahen unsere Gewehre und hofften vom erlegten Wilde etwas abzubekommen. Der Führer bestimmte einen weithin sichtbaren kleinen Felsenhügel als Sammelort und so zerstreuten wir uns Alle in die Büsche, um Wild zu suchen. Es leben hier besonders ganze Heerden von der schönen, schwarzen Antilope (Ant. Horrisii). Ich selbst schoß am Tage eine nieder; sie entkam mir aber wieder in den dichten Büschen. Den Andern ging es ebenso, es wurde noch ein Quagga und eine Giraffe angeschossen, aber es fällt solch großes Wild eben schwer von einer Kugel. Am Abend verirrte sich noch eine Parthie von uns. Mich selbst brachten einige Makwapa zu einem Wasserpfuhl; hierher, sagten sie, würden die Träger kommen, bei dem als Sammelplatz bezeichneten Hügel sei das Wasser vertrocknet. Die Träger kamen auch. Wir zündeten einen alten, verdorrten, großen Baum an, um die zerstreuten Jäger zu rufen, schossen auch von Zeit zu Zeit, und es kamen auch Alle bis auf Bruder Nachtigal und noch vier Leute. Es waren diese nach jenem Hügel gegangen, und als sie dort gewartet und sahen, daß Niemand weiter kam, waren sie, durch ein anderes Feuer irre geleitet, nach einer falschen Richtung gegangen. Sie fanden bei jenem Feuer einen Haufen Makwapa, die, als sie die Fremdlinge kaum sahen, sogleich nach Schild und Speer sprangen und zum Kampfe bereit standen. Man verständigte sich aber, und nun mußten sich die Verirrten in der Dunkelheit durch Busch und Dorn bis zu unserm Feuer hindurchbeiten wo sie, nicht wenig erschöpft, ankamen.

Am Morgen des 26., Sonnabends, füllten wir unsere Kürbisflaschen mit Wasser und zerstreuten uns wieder, um Wild zu

*) Anm. Was die oft angeregte Frage angeht, wo der Limpopo in die See mündet, so ist uns jetzt nach genauen Nachforschungen es ohne Zweifel, daß er zwischen Inhambane und Delagoa mündet. Wahrscheinlich da, wo auf den Karten der Ooro angegeben ist. Er bildet ein Delta, welches mit dichten Gebüschen, wohl Mangrowewaldungen, bedeckt ist.

suchen, denn wir hatten Hunger. Nachdem schon einige Schüsse gefallen waren, riefen gellende Laute uns zusammen. Es war ein Quagga geschossen. Wir selbst waren über die Beute erfreut, denn wir waren nun gezwungen, auch das Fleisch dieses Thieres zu kosten, welches Weiße sonst nicht gern essen. Es hat einen unangenehmen Geruch. Wir haben es auf der Reise weiterhin noch oft essen müssen, fanden es gekocht für uns ungenießbar, aßen es deshalb nur am Feuer gebraten und mit viel Salz und Gewürz bestreut. Später traf ich mit einigen Leuten einen Trupp Giraffen; ich schoß eine an, sie entkam; ebenso ward noch ein Quagga und eine Giraffe angeschossen; doch bekamen wir dies Wild nicht, wie man hier sagt, „in die Hände" und mußten nun uns Alle auf schmale Rationen Quaggafleisches setzen. Am Abend machten wir für den Sonntag ein Lager, und da lagen wir denn am 27. still und hielten in aller Stille unsern Gottesdienst. Hier zeigten uns die Leute ein Nest mit Fliegenhonig. Die kleinen Honigsammler sahen wie ganz kleine Stubenfliegen aus, sie stechen nicht; der Honig selbst war angenehm säuerlich. Es giebt hier noch eine größere Art dieser Honigfliegen, welche sehr viel, aber weniger angenehm schmeckenden Honig sammeln. (Ob es wirklich Fliegen, oder ob es kleine, stachellose Bienen sind, können wir nicht entscheiden, sie glichen ganz den Fliegen.) Hier sahen wir auch die ersten Tsetsefliegen. Es ist dieses furchtbare Insekt in diesem Tieflande fast überall zu finden. Meist hält sie sich jedoch in der Nähe der Wasserpfuhle und Flüsse. Räthselhaft ist und bleibt es, daß aber dennoch einige der am tiefsten gelegenen und wasserreichsten Striche frei von dieser Plage sind; sowie Delagoa und das am untern Lauf des Limpopo gelegene Land des Manekos, dessen Volk reich an Rindern ist. Es ist dies Insekt nun schon oft genug beschrieben, um so mehr befremdend ist es, wenn Naturforscher daheim noch der unzweifelhaften Thatsache keinen Glauben schenken (Leunis), daß der Stich der Tsetse keiner Art von Wild irgendwie schadet. Es ist dies eine Thatsache, welche jeder Reisende im Innern Südafrikas und jeder Eingeborene bezeugt. Wo die meisten Tsetse, da sind die meisten Büffel, das weiß hier ein Jeder, und es ist möglich, daß die Tsetse mit dem Wild auch zieht. Es wäre die Frage, ob sie auch die ihrem Stiche erliegenden Hausthiere so liebt und aufsucht. Ich bezweifele das. Es wäre sonst nicht abzusehen, warum die wildlosen, aber viehreichen Striche noch bei Tsetsestrichen nicht von der Fliege occupirt werden. Es macht sich auch z. B. unter den Bauern die Meinung stark geltend, daß, wenn man Büsche und Wild in der Nähe von Straßen entfernen könnte, die Tsetse sich zurückziehen würden und solche Straßen für Hausthiere passabel sein würden, was freilich erst von der Erfahrung bestätigt werden müßte. Gegenmittel gegen die

durch den Stich der Tsetse bei Hausthieren erzeugte Krankheit sind noch nicht gefunden. Die Tsetse, welche wir auf unserer Reise fanden, ist ganz dieselbe, welche Livingstone und Anderson beschrieben haben. Makwapa behaupteten, es gäbe weiter unten noch eine andere, kleinere Art. Esel sterben nicht durch ihren Stich, ob Maulesel oder Maulthiere ihm erliegen, ist unsers Wissens noch nicht untersucht worden. Vielleicht möchten auch Kameele demselben widerstehen.

Am Abend jenes Sonntages, an dem wir dies Insekt zum ersten Male sahen, und es uns zum ersten Male mit seinen Stichen belästigte, fand sich ein Flüchtling bei unserm Lager ein. Hunger und Angst sprachen aus seinem Gesicht, doch hatte ersterer die letztere überwunden, sonst wäre er uns fern geblieben. Wir gaben ihm ein Stück Fleisch und er erzählte, wie er vor den Zulu unten am Limpopo flöhe. Ich will über das Reich dieser Zulu gleich hier etwas einschalten.

Als Tschaka sein Zulureich durch viele Kämpfe erweitert hatte und selbst gegen sein eigenes Volk schonungslos wüthete, flohen drei seiner Häuptlinge mit vielem Volk aus seinem Lande. Es waren Moselekatse, Sete und Manekos. Die beiden erstgenannten fochten mit den Bakoni und Bapeli und Sete gründete am Tuwatse sein Reich, welches aber nur von kurzer Dauer war; des Moselekatse weitere Kriegszüge sind bekannt. Manekos hatte eine andere Richtung genommen, er floh nördlich durch die Tsetse und fand unten am Limpopo ein Tsetse freies Land, von Makwapas (unter Seroban) bewohnt. Er focht mit diesen, konnte sie aber nicht besiegen, da zog er weiter nördlich und kämpfte mit den Bangoai*) nördlich jenes Flusses, welche ein eigener Zweig des südafrikanischen Völkerstammes, nämlich keine Betschuanen, Bassuto, Kaffern oder Makwapa sind. Manekos besiegte diese und kehrte sich dann wieder, wohl von jenen verstärkt, gegen die Makwapa und vertrieb den Seroban aus seinem Lande. Von der Zeit an war er Gebieter im östlichen Tieflande. Eines seiner Heere streifte sogar einmal die Küste entlang bis zum Zambesi, wurde aber da von den Insassen der portugiesischen Besitzungen zurückgeschlagen. Er führte häufig Sklavenkriege gegen die Makwapa und Baroka. Ein Theil des ihm untergebenen Volkes ermordete auch den ersten Auswanderungszug cap'scher Bauern, welcher überhaupt in diese Striche kam (Renzenburg und Genossen s. o. p. 6). Endlich im Jahre 1860 starb Manekos. Nach seinem Tode fochten Motsila und Maoäwe, seine beiden Söhne, um die Herrschaft. Im Anfang siegte der letztere, Motsila floh westlich, wo er sich unter den Schutz des portugiesischen Consuls Albasini stellte. Maoäwe aber war grausam

*) Auch Bakalanga genannt. Siehe die Tabelle der Vokabeln.

und mordete viel unter seinem eigenen Volke. Dieses rief Motsila zurück und es gelang nun demselben, den Maoäwe zu vertreiben. Der floh zu Umswazi und zog mit seinen wenigen Leuten, begleitet von den Regimentern des Umswazi, bald wieder zurück. Die Amaswazi vertrieben Motsila wieder und nahmen ihm sein ganzes Vieh. Das war dem Umswazi eine willkommene Beute. Allein die aus den Heerden ausgesuchten weißen Stücke sollen den großen Viehkraal von Uhocho voll gemacht haben. Da er nun das Vieh hatte, hatte Umswazi was er wollte, er gab Befehl, des Maoäwe Leute, welche wieder mitgekommen waren, niederzumachen. Es gelang den Amaswazi aber nur nach tapferer Gegenwehr der Ueberfallenen, diese durch die Ueberlegenheit an Zahl zu besiegen. Von jenem erbeuteten Vieh starb aber noch ein großer Theil durch die Stiche der Tsetse, denn es hatte Striche, in denen das Insekt lebt, passiren müssen. Es waren auch sehr Viele des Volkes dem Fieber erlegen, welches am Bempe so furchtbar tödtlich ist. Es war dies im Februar 1862. — Den Maoäwe aber ließ Umswazi leben, der kehrte nach seinem Lande zurück, welches Motsila beim Einfall der Amaswazi verlassen hatte, und setzte sich da wieder fest. Das hörte Motsila, kehrte zurück und siegte, er trieb den Maoäwe südlich und schlug ihn hier in der Nähe der Bauern gänzlich. Motsila soll Vornehmens sein, jetzt Umswazi selbst anzufallen. Es hat uns dies einer von seinen eignen Leuten erzählt, welcher mit einer politischen Botschaft hierher kam.

Am Montag, den 28. August, brachen wir, erfrischt durch die Ruhe des Sonntags, wieder auf, um von Neuem unsern Weg zu verfolgen. Wir wußten, daß wir spät am Abend das erste Wasser finden würden. Leider war ein Lekwapa, der Tags zuvor erklärt hatte, er wisse einen Wasserpfuhl, wo wir Mittags würden trinken können, spurlos verschwunden. Er war zu deutsch weggelaufen; so mußten wir uns mit dem wenigen Wasser, welches wir in den Kürbißflaschen mit uns führten, begnügen, aber 20 Menschen tranken das bald aus und wir litten in der brennenden Sonne viel vom Durst. In dem ausgetrockneten Bette eines Wasserlaufes gruben wir und fanden auch etwas Wasser, doch nur ein Horn voll, welches wir mit den Leuten theilten, und welches uns also auch nicht genügend erquickte. So waren wir froh, als wir Abends beim Fluß Molotos ankamen. Auch hier fanden wir im Bette nur stehende Pfützen. Ein Krokodil machte sich, als wir kamen, ins Wasser und eine Hyäne floh aus dem Schilfe. Sonst war Alles ringsum todte stille Einöde. Wir machten unser Lager am Lewaba, einem von Nordwest kommenden Wadi.

An diesem Tage sahen wir zum ersten Male die gewaltigen Fußspuren von Elephanten. Einen Tag vor uns war eine Heerde quer über unsern Weg nach Westen gezogen.



Elephanten und Nilpferde. Aus den Jagdfeldern Süd-Afrikas.

Es sind dieselben in dem Tieflande, welches wir durchzogen, noch sehr häufig; nur daß sie im Winter sich mehr nach der Küste hinziehen, wo für sie in dieser Jahreszeit mehr Nahrung zu finden ist. Man unterscheidet hier 2 Arten Elephanten, große und kleine. Ob sich aber wirklich unterscheidende Merkmale werden angeben lassen, wagen wir nicht zu behaupten. Die der kleineren Art nennt man hier Zulu-Elephanten. Leider hatten wir auch am 28. fast gar kein Wild gesehen; es war nichts geschossen worden, so mußten wir leider Alle, trotz der großen Beschwerden (wir waren an jenem Tage 6½ Stunde über Stock und Stein und durch hohes Gras ohne Weg gelaufen), mit schmaler Kost vorlieb nehmen. Wir selbst hatten nur noch ein wenig Mehl von Kafferkorn und etwas Quaggafleisch; da sehnten wir uns natürlich besonders nach einem bessern Stück Wildprett, aber leider machte uns der Führer bekannt, daß es andern Tages wieder einen Tagemarsch weit durch wasserlose Einöden gehen würde. Da war wenig auf Beute zu hoffen. Wir brachen denn auch am Dienstag frisch auf und säumten nicht auf dem Wege. Der Durst quälte uns wiederum nicht wenig. Die durchzogenen Flächen waren todt und einförmig. Wir sahen hie und da einen Trupp Wild, doch im Ganzen wenig. Einer der Leute schoß eine große Hyäne, das war unsere einzige Beute. Das war nun freilich Fleisch, aber die Bapedi essen keine Raubthiere. Die Makwapa jedoch langten desto tapferer zu, da das Thier fett war; sie rühmten, das Fleisch sei an Wohlgeschmack dem Schaffleisch gleich. Hinfort wurden die zahlreichen Hyänen, welchen wir weiterhin begegneten, von uns gewöhnlich „Schafe der Makwapa" genannt. Am Nachmittage dieses Tages kamen wir an das obere Ende des Lewaba; aber auch da war kein Wasser zu finden. Wir waren Alle sehr durstig und gruben an einigen Stellen, aber obwohl wir ein Loch an 4' tief machten, fanden wir doch kein Wasser. Unser Führer kannte diese Gegend selbst nicht recht; es hieß aber, es müsse etwa eine Stunde weiter ein fließendes Wasser sein, da machten wir uns denn schnell wieder auf. Auf dem Wege trafen wir einen schwarzen Elephantenjäger, er hatte vier Elephanten geschossen, die Zähne trugen einige Makwapa; er selbst aber außer seinem Gewehr einen tüchtigen Sambock (Peitsche aus Rhinoceroshaut), welche, wie man uns sagte, alle Elephantenjäger für nöthig erachteten, bei sich zu führen, um die umher schweifenden Makwapa zu ihrem Dienst zu nöthigen. Das Beste war, daß er aus seiner Kürbisflasche uns einen Trunk Wassers reichte, der unsere brennenden Lippen kühlte. Es dauerte aber nicht lange, da konnten sich auch die Leute erfrischen; denn bald waren wir am Lechlabane, einem vom Westen kommenden, schönen, fließenden Wasser. Wir labten uns recht herzlich daran, und gingen nun immer am Flusse entlang weiter. Da fanden wir

am Flußufer den Lagerplatz einer Bande Makwapa, aber auch nur den Platz; denn die Leute selbst waren vor uns geflohen. Die Töpfe standen noch auf dem Feuer und gekochte Fische lagen zum Essen bereit. Die Faulheit der Makwapa kann man an solchen Lagerplätzen recht erkennen. Nicht einmal eine Hecke von Zweigen war um denselben her; die Matten zum Schlafen lagen auf dem kahlen Boden und doch bewiesen die vielen Feuerstellen, daß der Haufe hier schon lange gelagert hatte. Als wir weiter gingen, überholten wir eine der Frauen. Als unsere Leute ihr zuriefen: „Warum fliehest du," sagte sie nur: „Ich fürchte Manuele, ich fürchte die Häuptlinge." Wir konnten aber nicht herausbringen, wer der Manuele sei. Unsere Makwapa erklärten auf Befragen, es sei ein sehr fern wohnender Makwapa-Häuptling, was uns natürlich auch weiter keinen Aufschluß gab. Am Abend hatten wir nun freilich Wasser genug, aber wir hungerten gar sehr. In der Noth aßen wir einige Fische, welche im Flusse gefangen worden waren. Ich sage aus Noth; denn wir vermieden sonst auf der Reise diese Speise, da sie den Eintritt des Fiebers oft begünstigt. Unsere Bapedi, als sie sahen, daß wir aßen, langten, wiewohl sie sonst nie Fische essen, auch zu; denn sie sagten: „Warum sollen wir nicht essen, was die Häuptlinge essen?" Die Makwapa thaten sich indessen an ihrer Hyäne gütlich.

Andern Tages standen wir fröhlich auf; wir hörten, daß die Kraale der Batsuetla (Bassuto) nicht fern seien und hofften nun, daß das Hungern und Dürsten und ohne Weg und Steg durch die Wüste streifen wieder mal aufhören werde. So eilten wir denn mit frischem Muthe einem Bergrücken zu, an welchem wir einige Kraale liegen sahen. Drei Mann sandten wir voraus, um anzuzeigen, daß wir als Freunde kämen, damit die Bewohner nicht flüchteten; wir gingen selbst langsam hinterdrein. In den Gärten trafen wir einige Weiber, die sagten aus, auf den Kraalen sei eine Krankheit, von der die Leute voller Geschwüre würden; wir dachten gleich an die Pocken, hofften aber noch, es hätten die Weiber in der Angst, in der sie sich sichtlich befanden, Unwahrheit gesagt. Wir lagerten uns im Schatten eines wilden Feigenbaums unter einem Felsenhügel, um dessen Spitze ein großer, von starken Schanzmauern umgebener Kraal lag. Da kam der Eine, den wir hinaufgeschickt hatten, kopfschüttelnd wieder zurück. Was ist denn? hieß es. Endlich erzählte er, der Herr des Kraales sage, der Weg sei offen, er stehe unter Albasini, sei also den Weißen unterworfen, Korn zu verkaufen hätte er auch, aber die Pocken seien im Kraal und alles hier herum wohnende Volk sei angesteckt. (Wir hatten schon früher gehört, daß die Pocken vom Limpopo aus zu den Baroka von Motyatye gekommen seien.) Was war nun zu thun? Wir riefen unsere Bapedi zu einem Rath. Wir schlugen vor, das

angesteckte Volk zu umgehen. Oestlich sitzt Motsila's Volk, von dort sind die Pocken gekommen, hieß es. Wir sprachen davon, durchzugehen und jede Berührung mit dem Volke zu meiden. Was werden wir essen? hieß es, Wild ist ja nicht da, wo Volk wohnt. Wir fragten die Bapedi, was sie meinten, daß zu thun sei. Diese sagten: „Wir sehen auf euch Lehrer." Jakob erinnerte uns an unser Wort, welches wir auf Serobans Platz gesprochen: „Wir seien auch keine Kinder, welche Feuer nicht kennten, sondern hineinliefen und sich verbrennten." Da mußten wir denn endlich um unserer Leute willen das Wort aussprechen: „Umdrehen!" Es verschleppt sich solche ansteckende Krankheit unter den Eingeborenen eben sehr leicht, besonders wegen der Fellkleidung, die ja nie gewaschen oder gewechselt wird. Unsere Leute selbst waren sonst mit dem Umdrehen nicht zufrieden; denn wir hatten sie durch Versprechung höheren Lohnes, wenn wir unser Ziel erreichen würden, für dasselbe zu interessiren gewußt. Wir wußten freilich, daß wir bis zu einem Orte, wo kleinere Ruinen stehen, nach den Erzählungen der Eingeborenen, nur noch 2 Tagereisen hatten; aber man sagt ja daheim sehr richtig, daß man mit dem Kopf nicht durch die Wand laufen kann. Wir wollten, noch ehe wir uns wieder vom Kraal entfernten, für uns selbst etwas Korn kaufen, wir hatten nämlich Alle großen Hunger; aber die Leute baten so, es nicht zu thun, daß wir lieber mit unserm leeren Magen dem Kraal und seinen Kornkörben den Rücken drehten.*)

Wir hatten leider von Haus aus nur Reis, Zucker und Kaffee in kleinen Quantitäten mitgenommen, um uns nicht unnöthig zu beschweren. Wir hatten gehört, wir würden nicht weit vom Platze des portugiesischen Consuls, Herrn Albasini, vorbeikommen, der ein Händler ist, und wollten uns bei diesem neu mit diesen Dingen versehen. Nun lag der Platz 1½ Tag weit westlich, es hielten uns aber wieder eben die Pocken ab, mit unserer Karawane durch das angesteckte Volk dahin zu ziehen. Nun, wie gesagt, wir kehrten mit hungrigem Magen um, sagten aber sogleich: „Nun auf und gejagt!" Die Leute gingen, wir blieben noch bei den Trägern, denn wir waren müde. Als die Leute ein wenig von uns weg waren, sagte Sechlanu: „Ruft die Lehrer und laßt uns hier erst alle unter dem Baum niederknieen und beten, daß der Herr uns Speise gebe!" Die Katechumenen aber sagten, es ist schon Abend, wir wollen Jeder selbst beim Jagen beten, der Herr wird uns hören. Nicht lange hernach sahen wir, wie Einige einen Trupp Quagga beschlichen. Wir beschlichen ihn nun von unserer Seite, es dauerte nicht lange, da fiel ein Schuß und ein stattlicher Hengst lag am Boden. Das gab aber ein förmliches Freuden-

*) Anm. Den Aussagen unserer Führer zufolge waren wir noch etwa vier Tagereisen vom Limpopo. Das ist etwa 15 deutsche Meilen.

geschrei. Wir wußten es, sagten die Leute, daß Gott uns nicht länger so würde hungern lassen. Ein Lekwapa aber sagte: „Wer ist Gott? Pacha ist heut Gott, der uns Speise giebt." Pacha hatte nämlich das Thier geschossen. Nun ließen wir die Leute nach Herzenslust essen; es waren aber die Feuer, besonders die der Makwapa, von dem an den Bratspießen hängenden Fleische ganz verdunkelt.

Des andern Tages, Donnerstag, zogen wir den Letlabane abwärts, wir wollten nämlich nicht wieder auf demselben Wege heimkehren, den wir gekommen waren. Wir wandten uns östlich. Als wir noch nicht weit gegangen waren, fanden wir hinter einigen Felsen versteckt einen Makwapakraal; es waren aber die Bewohner geflohen. Wir suchten noch immer Korn, denn obwohl die Leute alle sagten, daß sie, wenn sie nur Wildfleisch genug hätten, nicht nach Korn fragen würden, so war es für uns doch schwer, stets nur Fleisch zu genießen. Wir mußten nämlich mit dem wenigen Reis und Milismehl, welches wir noch hatten, so haushalten, daß wir nur täglich einmal davon etwas zum Fleische genossen. Am Abend sahen wir auf einem naheliegenden Hügel Feuer. Am 1. August sandten wir nach diesem Hügel einige unsrer Makwapa, um auch da nach Korn suchen zu lassen. Wir selbst folgten mit den Bapedi frischen Büffelspuren, welche diese gefunden hatten; denn wir sehnten uns nach anderem als Quaggafleisch. Die Spuren führten weit; wir überließen daher die weitere Jagd den Leuten, welche besser die Hitze der brennenden Sonne vertragen und lagerten uns unter einem der vielen, ungeheuren, wilden Feigenbäume, welche längs des Flusses standen. Auf diesen Bäumen trieben über uns die Affen ihr lustiges Wesen. Es waren dieselben von der Art, welche man bei uns Khabo nennt; sie sind etwa 1 ½ Fuß hoch, grüngrau, langgeschwänzt, mit hübschem, schwarzem Gesicht. Wegen ihrer fliegenden Behendigkeit und der Klugheit, mit welcher sie sich hinter den dicken Aesten der Bäume versteckten, konnte man ihnen aber nicht beikommen. Wir warteten da geraume Zeit, endlich kam Jakob und sagte, Sechlanu habe einen Büffel geschossen. Wir ließen die Träger rufen, welche noch zurückgeblieben waren, zogen den Fluß abwärts, konnten aber das Fleisch nicht mehr zum Lager bringen. Das thaten wir am andern Morgen. Die Jäger hatten bei der Beute geschlafen, sonst hätten die Hyänen uns wenig davon übrig gelassen. Als wir noch beim Zerlegen des Wildes waren, näherten sich uns schon drei Busch-makwapa; sie waren völlig nackend und trugen Bogen und Pfeil in der Hand. Sie sahen so verhungert aus, daß wir ihnen den den Kopf und andern Abfall vom Büffel gaben. Sie theilten sich untereinander auch die Stücken Fell, welche umherlagen, brieten und aßen dieselben. Da wir nun Speise hatten, blieben wir auf dem



Ein erlegter Büffel und sein Meister.

Lagerplatz den Sonntag über. Von Zeit zu Zeit sahen wir Haufen von Flüchtlingen den Fluß heraufkommen; wir hörten, es sei weiter unten wieder ein Krieg zwischen den Söhnen des Manekos. Wir gingen auch einmal nach dem Kraal der Buschmakwapa, welche sich von Zeit zu Zeit bei uns sehen ließen. Es schienen dieselben freilich unsern Besuch nicht eben gern zu sehen. Es ist schwer, ein Bild von der Unordnung und dem Schmutz zu geben, welcher sich hier unsern Blicken darbot. Die Hütten waren kaum Hütten zu nennen. Zweige überhängender Büsche waren zusammengebunden und darauf waren Haufen trocknen Grases geworfen. Unsere Bapedi sahen sich die Bescherung mit großen Augen an. Zwischen diesen Hütten, deren Zahl etwa 15 betragen mochten, hockten Männer, Weiber und Kinder, jene meist ganz nackend, diese mit Lumpen umgürtet. Korn war nicht zu finden, ein Wegweiser, nach dem wir fragten, auch nicht.

Am Montag, den 7., brachen wir vom Lechlabane auf und wandten uns südöstlich dem Molotos zu. Es ist auf solcher Reise ein großer Uebelstand, daß es, da man eben nur Träger hat, so schwierig ist, Proviant mit sich zu führen. Drei Mann trugen noch Fleisch vom Büffel, aber unter den Umständen muß eben jeden Tag Wild geschossen werden, wenn eine solche große Gesellschaft Speise genug haben will. Wir gingen an dem Tage, nachdem wir den Molotos erreicht hatten, noch zwei Stunden den Fluß abwärts. Wir trafen hier wieder Makwapahütten, sahen aber schon von fern die Bewohner in die Büsche fliehen. Es sind alle hier wohnenden Makwapa denen von Seroban feindlich; sie werden meist Baloi oder Beloi genannt, und das Volk behauptet, früher hätten dieselben gar keine Hütten gehabt, sondern hätten auf den Bäumen geschlafen. Am Abend dieses Tages, an dem weiter nichts bemerkenswerthes vorfiel, brüllte ein Löwe nahe beim Lager, belästigte uns aber weiter nicht. Die Hyänen waren so häufig und Nachts so munter, daß wir selbst sagten, sie liefen wie die Mäuse in diesen Büschen herum.

Am Dienstag, den 5., wanderten wir weiter, immer an dem mit dichtem Schilf bestandenen Flußbett abwärts. Vor einem oder zwei Monaten mußten hier große Elephantenheerden sich aufgehalten haben. Ihr Mist lag in Haufen da, und überall hatten sie Löcher in den Boden gescharrt. Abgebrochene Bäume bezeichneten ihren Weg. Andries verwundete einen Büffel und Bruder Nachtigal war Zeuge, wie das verwundete Thier auf ihn ansprang und ihn fast schon erreicht hatte, als Andries ihm eine zweite Kugel in den Hals schoß und es so zur Flucht brachte. Leider konnten wir das verwundete Thier, obwohl wir die Schweißspur, welche den Fluß abwärts ging, bis zum Abend verfolgten, nicht erreichen. Andern Tages baten die Leute, die Spur weiter ver-

folgen zu dürfen; wir ließen es zu, allein es war vergebliche Mühe, denn sie verloren die Spur und ein Pavian, den Andries geschossen hatte, war die einzige Beute des Tages. Das Junge des geschossenen Weibchens hatte sich an seine todte Mutter angeklammert und war so gefangen worden. Das war nun wieder Speise für die Makwapa, welche das Junge auch gern tödten und essen wollten, was wir jedoch nicht zuließen, da es von einer andern Art Paviane, als der bei uns sonst gewöhnlichen Art war. Wir selbst und die Bapedi mußten uns mit schmalen Bissen des getrockneten Büffelfleisches behelfen. An dem Tage kam ein Moroka zum Lager. Nachdem Makeritan sich mit diesem besprochen, erklärte er, er könne uns an dem Flußbett nicht weiter abwärts führen; unten sei es ganz trocken, da sei gar kein Wasser zu finden. Es ist übel, wenn man sich auf solcher Reise so ganz in den Händen von Führern befindet, denen man noch nicht einmal trauen kann. Wenn man sagt, man will selbst gehen und zusehen, dann bringen solche Schelme Einem an den oft sehr versteckt liegenden Wasserplätzen vorbei. Wir waren also auch hier gezwungen, den Weisungen Makeritans Folge zu leisten, obwohl wir ihm ebensowenig als seinen Makwapas mehr im Mindesten vertrauten. So verließen wir Donnerstag, den 7. August, den Molotos; der kleine Pavian, den wir gefangen, war schon recht zahm. (Beiläufig wird ein junger Affe durch nichts so schnell von Ungezogenheiten curirt, als durch einige Maulschellen, da die alten Affen die kleinen durch solche zu bestrafen pflegen.)

Wir gingen jetzt in südöstlicher Richtung nach dem Lechlaba, dem Fluß, den wir in seinem oberen Laufe am 23. Juli durchschritten hatten. Da wir hörten, es sollten da Nilpferde sein, beeilten wir uns, denn besonders die Leute hungerten sehr. Wir hatten nach etwa 2½ stündigem Marsch den schönen, großen Fluß vor uns und sandten Leute aus, nach Wildspuren zu suchen. Ich selbst fand etwas unterhalb des Ortes, wo wir die Träger ließen, frische Büffelspuren, und zwar die einer ganzen Heerde; so kehrte ich froh zum Gepäck zurück. Ein Trupp Makwapa kam aus den Büschen zum Wasser. Als sie uns da sahen, stutzten sie nicht wenig, doch hinderte sie wohl die Furcht vor uns am Entfliehen, sie waren uns unfreiwillig zu nah auf den Leib gelaufen. Wir fragten sie, wo Wild sei. „Da ist keins, gar keins hier," erwiederten sie und der Aelteste von ihnen zog seinen Speer hervor und sagte: „Wenn ihr hier unten am Flusse Wild sehet, dann tödtet mich mit diesem meinem eigenen Speer." Makeritan fing nun an, er sei nicht für den Weg hier gemiethet, sondern für den Weg nach Bungoai, er könne für nichts stehen, was uns hier passirte, wir könnten den Fluß nicht abwärts gehen, sondern müßten umkehren. Da riß uns etwas die Geduld. Wir

sagten, des Drehens und Wendens seien wir müde, er solle gerade aus sagen, was er habe. Die Büsche und Thiere würden uns keinen Schaden thun; wolle uns das Volk ermorden, so solle er es sagen. Bei uns zu Lande liefen von diesen Baroka und Makwapa oft genug herum, wir hätten ihnen noch nie den Weg verlegt u. s. w. Dem stimmten unsere Bapedi laut bei. Makeritan aber lenkte ein und sagte nein, da sei kein Volk, was uns hindern könne, er meine den Hunger. Der war allerdings stark genug bei uns. Wir aber sagten: „Gerade weil wir hungern, wollen wir die Büffel hier unten suchen" und commandirten: „Vorwärts." Wir sahen bald, warum jene Makwapa gelogen hatten, es sei unten am Flusse kein Wild; sie hatten da nämlich ihren Lagerplatz. Der Herr ließ uns nicht darben, am Abend kam Andries, er hatte zwei roode bokke (größer als Rehe) geschossen, das reichte zunächst hin. Es wurde aber für morgen eine große Jagd beschlossen, als deren Leiter wir Andries und Sechlanu, alte Büffeljäger, einsetzten, denen wir uns selbst unterordneten. So rückten wir denn am Morgen des folgenden Tages aus. Wir hatten es für gut befunden, mit dem Volke alle Mühen der Reise, also auch die der Jagd, redlich zu theilen. Im Ganzen waren wir 11 Schützen, es begleiteten uns Makwapa, welche Wasser trugen. Bald schoß Sechlanu einen roode bok. Dann suchten wir uns die Spuren eines Büffeltruppes, der in der Nacht zum Fluß zur Tränke gekommen war und verfolgten diese. Lautlos, aber schnell rückten wir vor. Zwei Bullen, welche wir aufjagten, ließen wir laufen, denn wir suchten die Heerde selbst. Die sahen wir denn auch plötzlich, etwa 100 Schritt von uns in aller Ruhe im Grase liegen. Wir hockten nieder. Ein Theil der Leute ward abgesandt, sie zu umgehen. Indessen kamen zwei Bullen etwas weit vor uns vorbei, auf diese feuerten wir und aller Schützen Schüsse fielen in die Heerde, als sie sich aufthat. Leider fiel kein Büffel, doch sahen wir, daß mehrere verwundet waren. Da die Eingeborenen aber schnell wie Jagdhunde sind, blieben wir nun zurück und luden. Doch kamen auch wir bald auseinander. Bruder Nachtigal stieß auf einen andern Trupp und schoß eine Kuh an, die schlug einen Lekwapa zu Boden und verwundete ihn an den Knieen, der Mann versuchte sie zu stechen, sie entkam aber. Hie und da hallten nun die Schüsse, ich selbst traf mit zweien unserer Leute eine ruhende Heerde, wir beschlichen sie bis auf 50 Schritt und ich schoß einen Bullen, leider nur zu hoch aufs Blatt, feuerte mit den Leuten auch noch unter die Heerde. Die Leute, welche nachsetzten, sagten, drei Büffel seien verwundet. So ging es fast überall den Tag. Am Abend hieß es, zwei Büffel seien todt. Sechlanu hatte eine Kuh niedergeschossen, lief bei ihr vorbei und tödtete eine Färse, welche ihn aber erst an einen Baum jagte und ihn mit dem furchtbaren

Horne fast erreicht hätte, denn ihr Schlag zerriß ihm das Hemd. Als er die Kuh wieder aufsuchte, war sie weg. Andries hatte eine Kuh geschossen, die jagte ihn, als sie bereits fünf Kugeln hatte, auf einen Baum und erlag erst der achten Kugel. Angeschossen waren an dem Tage 13 Büffel. Am Abend hätte es dem Andries aber noch schlecht ergehen können. Er kam im Mondschein mit Makwapa, welche Fleisch trugen, zum Lager. Da begegneten sie drei Löwen. Andries riß seine Doppelflinte an die Backe, der Schuß versagte, der zweite auch; die drei Ungethüme ließen ihn aber ruhig laufen, und das zu seinem Glück; denn als er beim Lager sein Gewehr untersuchte fand sich's, daß kein Schuß drin war.

Fast während der ganzen Nacht hörten wir das oft klägliche Gebrüll eines Büffels im Flusse ganz in unserer Nähe. Am andern Tage fand sich's, daß jene drei Löwen etwa 300 Schritt von unserm Lager einen Büffel überwältigt und zerrissen hatten. Es mochte einer der von uns verwundeten gewesen sein. Einen gesunden Büffel wird ein einziger Löwe nur selten bezwingen. Sechlanu erzählte, er habe unten am Lepalule einst einen Büffel und Löwen, welche mit einander gekämpft hatten, todt neben einander gefunden.

Am Sonnabend lagen wir still und ruhten aus. Fleisch hatten wir genug. Von einigen Makwapa hatten wie auch ein paar Hände voll Korn erhalten, den Kaffee hatten wir mit gebranntem Milis versetzt, um länger zu reichen, mit dem Fett der Markknochen würzten wir uns das trockene Fleisch, so litten wir hier nicht Noth. Wir machten Biltong und ruhten. Da bei uns Fleisch war, ließen sich auch Baroka und Makwapa bei uns sehen. Wir ließen sie mit ihren Bogen schießen, und sie zeigten darin große Geschicklichkeit. Nur sagen sie aus, daß das Schießen sie sehr anstrenge, was denkbar ist, da der Bogen groß und sehr straff gespannt ist. Am Abend kamen auch Hyänen in Schaaren. Andries, Bruder Nachtigal und ich schlichen uns in dem hellen Mondschein in die Büsche, um eine zu schießen, hörten sie aber wohl stets in unserer Nähe, aber sahen sie nicht, was begreiflich ist, da ja die Raubthiere im Dunkeln besser als Menschen sehen. Als wir aber nicht so sehr fern von uns das tiefe Brummen eines Löwen hörten, hielten wir es für besser, wieder zum Feuer zu gehen. In der Nacht schreckte uns ein Schuß auf. Bruder Nachtigal hatte auf eine der etwa 20 Schritt vom Feuer herumspringenden Hyänen geschossen, sie in der Dunkelheit aber nicht getroffen. Der Schuß hatte uns geweckt, das Heulen der Raubthiere aber nicht; an das hatten sich unsere Sinne schon so gewöhnt, daß es uns nicht mehr weckte. Der nun wieder herangerückte Sonntag war uns wie immer ein angenehmer Ruhetag.

Am Montage beschlossen wir, den Fluß abwärts zu gehen, um nach Nilpferden zu suchen. Wir fanden aber, obwohl einige der Leute sehr weit gingen, nur die Spuren dieser Thiere, und auch diese nur hie und da. Wir mußten uns also den Appetit auf ein Stück Speck vergehen lassen, der uns vom trockenen Wildfleisch lebenden Leuten freilich sehr verzeihlich war. Der Fluß Lechlaba war hier in diesen Strichen sehr wasserreich und ein wirklich erfrischender Anblick inmitten der trockenen Wüste; wo sein Bette sich erweiterte und das Wasser so in mehreren Armen dahinfloß, war er meist mit einem förmlichen Walde von Oleandern bedeckt, welche hier zu mächtigen, schlanken Bäumen heranwuchsen, deren frisches Grün dem Auge sehr wohlthat. Denn da wir im Winter hier reisten, waren sonst alle Bäume ganz entlaubt, so wie im Herbst in Deutschland. Wir hatten uns nun aber an diesen Wasserbächen genug gelabt und mußten an das „Wohin weiter?" denken. Wir selbst wünschten, wie unsere Bapedi, den Fluß abwärts zu gehen bis zum Lepalule, und dann diesen Fluß aufwärts bis Magakal zu verfolgen. Einige unserer Leute, welche am Lepalule unten bekannt waren, meinten, so fern könne dieser Fluß nicht sein. Makeritan mit seinen Makwapa bestritt das. Lepalule sei acht Tagereisen weit, sagten sie, und der Zusammenfluß dieser Flüsse sei im Lande des Manekos. Das war freilich keine Empfehlung für uns, den Lepalule zu suchen. Denn einerseits wollte es uns auf die Dauer doch schwer werden, fast nur von Wildfleisch ohne vegetabilische Zukost zu leben, andern Theils wußten wir, daß Maoäwe, der zur Zeit die Zulu da unten beherrschte, ein Feind der Weißen und der Bapedi sei. Wir glaubten den Berichten der Makwapa freilich nicht im Mindesten mehr, stritten auch mit ihnen und suchten sie dazu zu bringen, daß sie sich widersprachen; es war aber Alles umsonst. So mußten wir uns denn mit dem Gedanken vertraut machen, von hier aus den Lechlaba aufwärts zu Serobane zurückzukehren. So ward denn beschlossen, Dienstag noch einmal nach den Büffelheerden zu gehen, um Proviant für die Reise zu erhalten. Wir suchten uns eine Heerde und hatten sie umstellt, als Giraffen, welche dabei waren, die bekanntlich sehr wachsam sind und dabei mit ihrem auf dem langen Halse sitzenden Kopfe gleich Alles sehen und bemerken, dieselbe aufscheuchten. Da sie umstellt war, schossen zwei Leute und ein Büffelbulle fiel diesmal auf einen Schuß. Das Fleisch ward schnell zum Lager gebracht und Biltong daraus geschnitten. Am Abend machten die Hyänen, welche das frische Fleisch noch mehr herbeilockte, einen fürchterlichen Lärm um das Lager. Gingen die Leute im Dunkeln nach Wasser, so mußten sie dieselben buchstäblich aus dem Wege jagen. Es war interessant, zu sehen, wie die Makwapa, welche meist die Wasserträger waren, sich dabei anstellten.

Sie gingen ihrer mehrere zusammen; in den Zähnen hielten sie einen Feuerbrand, in der einen Hand das Schöpfgefäß, in der andern den Speer. Fürchterlich schreiend verscheuchten sie so die Hyänen, welche ihnen in den verschiedensten Tönen antworteten.

Mittwoch, den 13., brachen wir die Lager ab. Wir zogen den Fluß etwa vier Stunden aufwärts und schliefen in der Nähe eines der Orte, wo die Eingeborenen Salz gewinnen. Es findet sich hier (wie auch im Lande der Bapedi) häufig eine salzhaltige Erde. Diese wird in einem aus Bast geflochtenen Sack, der an einem Gestell aufgehängt ist, befestigt. Durch kleine, immer wieder aufgegossene Mengen von Wasser, welches, wenn es unten wieder abtröpfelt, aufgefangen wird, gewinnt man eine salzhaltige Lauge. Diese wird abgedampft, der Rückstand ist das Salz. Dies wird zu Kegeln geformt, dann verkauft. Es ist dies eine langsame, wenig lohnende Arbeit. Weil es aber doch im Ganzen wenig Arbeit macht, so beschäftigt sich das hier in den Büschen lebende Volk zeitweilig damit. Mit dem gewonnenen Salz kaufen sie bei den höher wohnenden, Korn bauenden Makwapa dann Korn.

Am Donnerstag zogen wir weiter den Fluß aufwärts. Es bot die Gegend nichts Neues dar. Es war eben stets dieselbe mit denselben Büschen bedeckte Ebene. Nur das Wild wurde seltener. Der kleine Pavian, dem wir den Namen des Flusses, wo er gefangen worden war, „Molotos," gegeben hatten, war nun so zahm geworden, daß er wie ein Hund hinter uns herlief. Wir haben ihn so ohne Mühe bis nach Hause gebracht, wo er leider bald starb.

Wir sahen an diesem Tage zum ersten Male eine eigenthümliche Art Fallen, welche die Baroka dem Wilde stellen. Es machen diese längst des Flusses an Stellen, wo das Wild gerne trinkt, Hecken, in denen Durchgänge gelassen werden. Ueber jedem Durchgange hängt an einer Leine, welche über einem Baumstamm läuft, ein 3—4' langer, dicker Pfahl, etwa 10 oder 15' über der Erde. Die Leine ist so befestigt und gestellt, daß sie unten quer über die Pforte läuft und daß der Pfahl von oben herabfällt, sobald sie berührt wird. Mit großer Genauigkeit trifft der Pfahl stets in die Mitte der Pforte, und da an seiner Spitze sich eine vergiftete Harpune befindet, welche sich somit meist in den Rücken des Wildes einbohrt, ist seine Verwundung meist schnell tödtend. Man sieht in einer Hecke meist 3—6 Fallen, im Abstand von etwa 30 Schritt von einander. Selbst unachtsame Menschen können durch dieselben leicht verunglücken.

Andern Tages gingen wir 6½ Stunde weit, immer noch am Lechlaba entlang. Wir sahen von fern wieder Bergzüge und kamen aus den Tsetse. Am Nachmittag kamen wir wieder zu Kraalen. Den ersten Kraal, den wir trafen, hatten seine Bewohner

bei unserm Anzuge verbarrikadirt; und als sie sahen, daß wir keine Feinde waren, complimentirten sie uns weg, indem sie sagten, bei ihnen sei nichts zu holen, da sei Hungersnoth. Wir gingen und trafen bald einige Mapulana d. h. Bassutokraale. Eine alte Frau, die im khorong d. h. im Hofe saß, schien Oberhaupt derselben zu sein, sie sah aber so grimmig drein, daß wir auch schon die Hoffnung aufgaben, Speise zu erhalten, als man uns endlich mit etwas Bier erfrischte. Wir zogen weiter und schliefen am Zusammenfluß von Lechlaba und Letschitele.

Am Sonnabend trafen wir denn auf die ersten Barokakraale. Da empfing man uns freundlich, und wir konnten uns nun wieder an etwas Anderem erlaben als an trockenem Büffelfleisch; natürlich an Speisen des Volkes, die mundeten uns aber, wie die köstlichsten Gerichte.

Wir verließen nun auch Letschitele und sahen hier noch einmal einige der unterm 23. Juli beschriebenen herrlichen Palmen. Wir waren am Nachmittage unter Serobanes Volk, schliefen aber diesseits des Kraales des Häuptlings. Bei Serobane selbst, der uns gut aufnahm, verblieben wir Sonntags. Leider mußten wir hier schon aus den Angaben Anderer hören, daß Makeritan mit seinen Makwapa, unsern Trägern, uns mehrmals schändlich belogen hatte. So vernahmen wir, daß wir am 29. Juli etwa eine Stunde weit vom Platz eines Portugiesen, Immanuel, umgedreht seien, daß dieser Immanuel der Manuele sei, von dem wir von der Lekwapafrau gehört, und nach welchem wir so viel gefragt hatten, wer derselbe sei. Ebenso hörten wir, daß wir unten am Lechlaba nur noch 2—3 Tagereisen bis Lepalule gehabt hätten. Makeritan leugnete auch gar nicht, daß er uns damit belogen habe. Zu Immanuel habe er uns nicht gebracht, denn der sei Albasinis Diener und hätte sie, die Makwapa, vielleicht tödten lassen, und unten zum Lepalule habe er nicht gewollt, denn er habe gehört, daß Motsila da den Maoäwe wieder angegriffen habe. Wir hatten bisher stets hart über die Elephantenjäger geurtheilt, welche den Sambock, wenn sie mit Makwapa reisen, stets mit sich führen; jetzt lernten wir einsehen, daß unter Umständen derselbe unter diesem verlogenen Volk wohl gute Dienste thun möchte. Und es ist doch noch besser, diesen zu gebrauchen als gleich das Gewehr, wie es wohl zuweilen bei diesem armen Volk als Zuchtmittel angewandt wird. Wie uns denn z. B. der Bericht zugegangen, daß ein Elephantenjäger, der mit uns in derselben Zeit in jene Gegenden gezogen war, mit seinem Volk einen Makwapakraal gänzlich vernichtet habe, weil die Leute sich weigerten, ihm die Elephantenzähne nach Haus zu tragen.

Am 20. Abends waren wir wieder in taba mosägo. Andern Tages theilte uns Sekukuni mit, daß er die Ruinen von Bumgoai



G. RICHTER X. A. HALL

Wasserfall des Sabieflusses.

sehr wohl kenne. Er habe sie selbst gesehen, als er mit seinem Vater, von hier vertrieben, jenseits des Limpopo umherirrte, da seien sie auch zu dem einen Platz gekommen, wo sich Ruinen etwa eine Stunde weit ausbreiteten.

Am 22. August kamen wir frisch und wohlbehalten mit allen denen, mit welchen wir ausgezogen waren, wieder auf unserm Platz an; was uns zu innigem Dank gegen Den stimmte, dessen Hände uns geleitet und geführt hatten mit großer Treue.

Eine Reise zu den Mapulana von H. Trümpelmann.

Am 28. Juli 1869, Vormittags 10 Uhr, ritt ich von Lydenburg ab. Mein Plan war, nur bis zu dem letzten Bauerplatze, der auf dem Wege zu den Mapulana liegt, zu Pferde zu reisen; von da ab die Reise zu Fuß fortzusetzen. Paulus Masiele war mir schon früh vor Sonnenaufgang voraufgegangen nach jenem Platze zu. Er wollte mich auf der Reise begleiten und zugleich die nöthigen Sachen tragen. Die Bauern, bei denen ich unterwegs vorsprach, waren alle des Lobes der Mapulana voll und konnten nicht genug ihre Gewandtheit und Tüchtigkeit rühmen. Dennoch haben sie durch die Bauern mancherlei Unbill zu erleiden.

Den 29. Juli früh machte ich mich mit Paulus auf den Weg. Unmittelbar an jenem Bauernplatze steigt ein ansehnlicher Berg empor, über welchen unser Weg führte. Nach drei Stunden Laufens über Fels und Gestein lag vor uns ein tiefes Thal, in welches hinab ein fast ganz unkenntlicher Fußpfad führte, welchen wir einschlugen. Nach und nach ward der Weg bemerkbarer und Paulus meinte, nun seien wir vom ersten Mapulanakraal nicht mehr ferne. Die Mittagssonne brannte heiß und machte das fortwährende Herabsteigen mühsamer. Endlich standen wir am Rande einer senkrecht herabhängenden Felswand. Doch fanden wir eine Stelle, an der wir vorsichtig hinabklettern konnten. Unten angekommen, befanden wir uns im ersten Kraale des Mapulanavolkes, dem des Häuptlings Kobeng. Von diesem Kraale aus hat man eine herrliche Aussicht fast über das ganze lange Thal des Blydereviers, da der Kraal nicht unmittelbar unten am Flusse, sondern noch auf halber Höhe eines kleinen Berges, dicht an der oben erwähnten Felswand erbaut ist. In diesem Felsen befindet sich eine prächtige Höhle, die durch das Licht, das von oben durch einige Felsspalten fällt, erhellt wird. — Leider waren die Männer des Kraals bis auf einen, und auch fast sämmtliche Frauen nicht da, als wir ankamen. Jener eine, von den Bauern Stürman genannt, war damit beschäftigt, Pfähle in die Erde zu graben, um sich ein Haus zu bauen. Etliche waren auf die Jagd gegangen, etliche fern in die Gärten, etliche mußten den Bauern beim Fällen

und Bearbeiten des Holzes im Busche helfen, wozu sie von den Bauern gezwungen werden, da sie meist auf dem ihnen zugehörigen Grunde wohnen. Da ich sehr ermüdet und hungrig war, bat ich Stürman, ob er mir nicht Pappe (steifen Brei) besorgen könne, worauf er ein kleines Mädchen beauftragte, dieselbe zu bereiten. Inzwischen fragte ich ihn, ob er nicht gern lernen und glauben wolle. Nein, sagte er, die andern mögen lernen, ich nicht. Doch das will ich thun, ich will Sonntags nicht mehr arbeiten, sondern still sitzen und dazu noch einen Buchstaben lernen; welchen, sagte er nicht.

Da Paulus diesen Kraal schon früher einmal besucht hatte, so kannte er die Leute gut. Er erzählte mir, daß viele gerne das Wort Gottes haben möchten; auch der Häuptling möchte gerne lernen. Nachdem wir ein wenig geruht und den größten Hunger durch die sehr trockene Pappe gestillt hatten, setzten wir unsern Marsch fort. Nicht weit von Kobeng's Kraal, nachdem wir den Blyderevier durchschritten hatten, fanden wir noch zwei Kafferhäuser, die zu Kobeng's Kraal gehörten und in denen sechs Seelen wohnten. Die Seelenzahl des Volkes von Kobeng mag sich auf etwa 100 belaufen. — Eine alte Frau, Moteledi mit Namen, die im Garten pickte, zeigte uns den Weg nach dem zweiten Kraal, dem des Häuptlings Malesele. Nach etwa 2—3 stündiger Wanderung (nordöstlich) erreichten wir denselben. Auch dieser Kraal lag auf einer felsigen Anhöhe, die wir mühsam nur mit unsern ermatteten Kräften erklimmen konnten. Wir fanden Malesele, einen alten, großen, hagern Mann, mit den Zügen leiblichen Leidens im Gesicht. Er saß auf einem Felsenvorsprung und ließ seinen eben frisch roth geschmierten Leib und sein Haupt in den Strahlen der Abendsonne trocknen. Ich setzte mich neben ihn und fragte, ob er Malesele sei. Ja, erwiederte er, der bin ich. Hast du nichts zu essen, fragte ich weiter, ich bin sehr hungrig. Er ließ darauf weichgekochten Milis bringen, der uns in einem schmierigen Körbchen überreicht wurde. — Weil ich aber so müde und hungrig sei, sagte er, wolle er mir ein Präsent machen mit einem Bock, doch erwarte er ein Gegengeschenk. — Ich fragte: Wo sind deine Leute? — Ich habe keine, war seine Antwort. So fand ich's denn auch nachher, daß er auf seinem Kraale das einzige männliche Wesen war. Seine leiblichen Kinder sind sämmtlich Mädchen. Er wies uns ein Haus an, in welches wir am Abend hineinkrochen und beim wärmenden Feuer uns ein wenig Fleisch brieten. Malesele ist nur noch dem Namen nach ein Häuptling. Ein halbes Stündchen von seinem Kraale ab wohnen etwa noch 20 Seelen von seinem Volke. Die übrigen sind ausgestorben oder haben ihn verlassen und wohnen zerstreut in einzeln stehenden Hütten im Thale des Blyderevier. Auch zu ihm sprach ich von dem Einen Nothwendigen, und mit dem, den Schwarzen hier eigenthümlichen

Zischen des Mundes bezeugte er seine Verwunderung. Am andern Morgen früh begleitete er uns ein Stück Weges, um uns auf den rechten Weg zu bringen und sagte beim Abschied: Möge doch der Herr dies Land recht machen. Er selbst sei zu alt, um noch zu lernen; doch wenn ein Lehrer käme, so wolle er kommen und Gottes Wort hören, denn er liebe Gott. Wir schritten nun rüstig weiter wieder ins eigentliche Blydethal hinein, von welchem seitwärts nach Osten zu uns Malesele's Kraal abgeführt hatte. Unser Weg führte uns da hinein, wo sich die Mapurana, ein frisches, lebendiges Flüßchen, in die Blyde ergießt. Wir schritten nach Pankane zu. Auf dem Wege fanden wir vereinzelte Hütten in den Gärten stehen, die als zu Malesele gehörig betrachtet werden, so daß ich die Seelenzahl derselben mit Maleseles Kraal auf etwa 40—50 schätze. In einem der Gärten trafen wir etwa 10 Männer mit der Zubereitung eines großen Ochsenfelles beschäftigt. Einer von ihnen kam auf uns zu nach dem Wege, der etliche Schritte von ihnen entfernt vorbeiführte und grüßte und fragte zugleich, ob wir nicht etwas Kafferbier trinken möchten. Ich war sehr durstig und von dem gestrigen schweren Marsche noch sehr angegriffen. So ließ ich mich ein wenig bei ihnen nieder. Bald saßen alle um mich herum. Sie waren erfreut, als sie hörten, daß ich ein Lehrer sei und kommen und bei ihnen wohnen wolle. Freilich sagten sie, wir sind zu alt, wir können nicht mehr lernen. Das ist auch nicht nöthig, sagte ich, kommt nur und hört Gottes Wort und glaubt. Ja das wollen wir und lachten dabei hell auf. Ein junger, kräftiger Mann fand sich willig, uns zu begleiten und die nöthigen Sachen zu tragen, die Paulus zu schwer wurden. Dann gingen wir weiter. Zwei Leute von Sekukunis Volk begegneten uns. Als sie hörten, ich sei ein Lehrer, sagten sie: Ach ja, als die Lehrer noch bei uns in unserm Lande waren, das war eine schöne Zeit, aber jetzt, jetzt ist alles aus. Nach Pankanes Kraal zu mußten wir die Blyde (Nolotje) durchschreiten. Ich fand Pankane im Kraale sitzend und sich sonnend. Er kannte mich noch von dem Besuche, den ich am 12. März mit Bruder Merensky und Grützner gemacht hatte. Er brachte uns sogleich Bier. Er verlangt sehr nach einem Lehrer und fragte mich wiederholt: Wirst Du auch bald kommen? Doch so viel ich sehen konnte, ists bei ihm weniger innerliches Heilsverlangen, als vielmehr Verlangen, von dem Druck der Bauern frei zu werden. Auch hat er in etwas das civilisirtere Leben der Bauern kennen gelernt, bei denen er längere Zeit war, und möchte so gerne auch schöne Kleider haben und dergleichen. Volk und Einfluß hat er so gut, wie gar nicht. Die vier Hütten seines Kraals werden von seinen Weibern und noch zwei anderen Männern bewohnt. Er machte mir ein Geschenk mit einem großen Korb voll Bataten, die wir in das Fell des gestern bei Malesele

geschlachteten Bocks steckten, wofür ich ihm einen Ring Kupferdraht schenkte, und wir zogen von dannen. Wir mußten abermals die Blyde durchschreiten, die das ganze Thal in steten Windungen durchfließt. Auf der andern Seite liegt der Kraal des Bruders von Pankane, Namens Makane. Mit überaus freundlichem Gesicht begrüßte er uns. Sein Aeußeres ist sehr anziehend, Er will gern lernen. Die Bevölkerung seines Kraals beläuft sich auf etwa 30 Seelen. Wir hielten uns nicht lange auf; denn wir wollten gerne zur Nacht bei dem größeren Kraale Koranns sein. Auf dem Wege dahin gings durch Gärten und hier und da lagen die Hütten zerstreut in denselben. Vier derselben standen nahe nebeneinander und bildeten den Kraal des Häuptlings Mesi. Die zerstreuten Hütten gehören zu ihm. Hin und wieder sprach ich mit den Leuten in den Gärten. Eine Frau, als sie hörte, ich sei ein Lehrer und ich wolle zu ihnen kommen, sagte: Nein, du lügst! (na tsoka). Wenn Du doch nur kommen wolltest, damit wir nicht mehr von unsern Feinden geplagt würden. — Nachdem wir noch einen hohen Berg überstiegen hatten, langten wir mit Sonnenuntergang bei Korann an. Als ich eben ankam, hörte ich eine Stimme rufen: Das ist der Lehrer! Eine alte Frau war von Jubel ganz außer sich, klatschte in die Hände, stieß mich an und lief herum. Die Männer und jungen Leute saßen am Feuer und guckten mich an. Endlich kam auch der schon etwas bejahrte Korann selbst. Ich kannte ihn zuerst nicht. Doch machte mich Paulus aufmerksam, worauf ich ihn dann förmlich begrüßte. Auch er setzte sich zu den Leuten ans Feuer, die vor ihrem König sehr wenig Respekt bezeugten. Nachdem er einen Streit geschlichtet hatte, wies er mir ein Haus an, in welchem ich schlafen sollte. Ich kroch hinein; bald kam auch er und noch mehrere Männer, sodaß die Hütte bald voll wurde. Er sagte sodann, ich sollte nur die Sache vorbringen, die ich hätte und warum ich zu ihnen gekommen sei; worauf ich ihnen die Grundwahrheiten des Heils vorlegte. Diese Lehre sagte ich, bringe ich euch, wollt ihr sie annehmen? Korann antwortete ausweichend. Er sagte, wir können nichts bestimmen, denn wir wohnen auf dem Platze des Baas Pieter (Pieter Villiers ist der Eigenthümer des Grundes, auf den Koranns Kraal steht; derselbe ist Veldcornet und die Leute fürchten ihn sehr,) und von dem hängt es ab, ob wir die Lehre annehmen oder nicht. Ich bedeutete ihnen, wenn sie glauben und Christen werden wollten, könnten sie auf dem Platze des Lehrers wohnen und dann könnte ihnen kein Bauer etwas anhaben. Nun, wann wirst Du kommen? Ich sagte, ich wisse es nicht, doch jetzt gleich gehe es noch nicht, es könne wohl noch ein Jahr vergehen. Da schüttelte Korann bedenklich den Kopf und sagte: Ich sehe schon, Du wirst niemals kommen. — Die Leute werden sehr gedrückt von P. V. Sie müssen ihm dafür, daß

sie dort wohnen, jährlich Abgaben entrichten, die er selbst eintreibt, indem er mit dem Wagen kommt und die Leute ihm Milis geben müssen. Wollen sie nicht, nimmt er das erste beste Stück Vieh. Ferner, wenn er auf die Jagd geht oder in den Busch, Holz zu fällen, müssen sie ihm stets ohne Lohn zu Diensten sein. Wer nicht kommt, wenn er ruft, muß Milis oder Vieh bezahlen. Einer von den Leuten Koranns muß stets seinen Pferden aufpassen, die dort weiden. So geschah es kürzlich, daß eins derselben ein Bein brach. Der Mensch, der die Pferde beaufsichtigte, entfloh aus Furcht vor der Strafe. P. V. kommt und fragt, wo er ist. Die Leute wissen es nicht. Er aber sagt: Ihr habt ihn versteckt, nimmt ein Kalb, einen Bock und ein Gewehr der Leute und sagt ihnen, daß er ihnen dies nicht eher zurück geben werde, bis sie ihm den Menschen ausgeliefert hätten. — So sind die Leute sehr gedrückt und sehnen sich nach Erlösung und haben vor, gänzlich von dort wegzuziehen. — So erzählte mir Paulus nachher. —

Am andern Morgen früh (31. Juli) gingen wir weiter nach Norden zu. Wir verließen das Thal des Blyderevier. Gern hätten wir noch den ersten Kraal von den nördlicher wohnenden Mapulana erreicht; indeß es war unmöglich. Zwar hatten wir eine gute Strecke schönen ebenen Weg. Indeß Nachmittags gegen 5 Uhr breitete sich vor unsern Augen das große, mächtige Drakengebirge aus, dessen Thäler und Schluchten die Gesuchten bergen. Zuerst mußten wir in eine tiefe Kloof (Sellale genannt) hinabsteigen. Der Weg führte so steil hinab, daß ich mich an dem Gestrüpp festhalten mußte um nicht hinabzugleiten. Nachdem wir unten angelangt, gings aufs Neue einen Berg hinauf; auch dieser wurde noch erstiegen und wieder gings hinab und abermals lag vor uns ein noch höherer und steilerer Berg. Doch bereits war die Sonne untergegangen. Wir ließen uns unter einem großen überhangenden Felsen nieder und machten unser Nachtlager zurecht. Unsere Wegzehrung war beinah zu Ende. Nur vier Bataten theilten wir unter uns dreie noch und legten uns mit unbefriedigtem Magen, nachdem wir Leib und Seele im Gebet dem treuen Hüter Israels befohlen hatten, schlafen. —

Am andern Morgen (1. Aug.) früh (es war Sonntag) galt es, den mächtigen Bergkoloß, an dessen Fuße wir geruht, zu ersteigen. Gern hätten wir den ganzen heutigen Tag geruht; indeß wir empfanden quälenden Hunger, und so mußten wir wohl oder übel bis zum nächsten Kraal unsere Reise fortsetzen. Nun gings an ein Bergsteigen, wie ich noch nie gethan, zuerst durch dichten Wald; weiter höher aber wurde es lichter und lichter. Endlich erreichten wir die Höhe, die Sonne brannte empfindlich auf den Rücken und erschwerte uns das Laufen noch mehr. Wir gingen auf dem Rücken des Berges eine gute Strecke entlang und ich

glaubte mich in nächster Nähe vom Kraal des Häuptlings Maripe; doch so viel ich mich umsah, so viel ich vermuthete, nirgends war ein Hüttlein zu sehen. Da begegneten uns etliche Schwarze, die ich fragte, wo und wie weit es noch zum Kraale sei. Nicht mehr fern, erwiederten sie; — ist auch Maripe da? — Ja! — Etwas ermuthigt wanderten wir rüstiger weiter. Plötzlich aber entfuhr uns dreien fast zugleich ein Ausruf des Erschreckens, denn wir standen vor einem jähen Abgrund, der sich in das Thal erweiterte, in welchem Maripe wohnte. Wir folgten unserm Pfade, der rechts ab an einem etwas mäßiger steilen Abhang entlang führte, und uns durch eine kleine Schlucht auf den danebenliegenden Berg brachte, von welchem hinab wir mit vieler Mühe ins Thal gelangten. Ermüdet setzte ich mich auf einen Stein. Die Leute von den nächstliegenden Kraalen kamen und schwatzten mit meinem Gepäckträger. Ein alter greiser Lepulana endlich erbot sich, uns zu dem Kraal von Maripe zu führen, der am Ende des Thales lag. Endlich hatten wir denselben erreicht. Die Männer saßen auf dem Hofe des Kraals, theils mit Zubereitung kleiner Felle beschäftigt, die sie zwischen den Händen rieben, theils schwatzend und lachend. Ich setzte mich in ihre Nähe und fragte, wo der Häuptling sei. Er ist nicht da, war die Antwort. So blieb ich still. Mein Gepäckträger erzählte ihnen mit wichtiger Miene, was für Seltenheiten ich in meiner Reisetasche hätte, und wie ich in der Westentasche ein Ding hätte, das immer tick, tick, tick mache, und erntete fast ununterbrochnes Lachen; ja als er ihnen erzählte, daß ich manchmal, wenn ich in die Ferne sehen wollte, ein wunderliches Ding über die Nase, Augen und hinter die Ohren stecke, da wollte der Jubel kein Ende nehmen. — So saß ich etliche Stunden. Gegen Abend kaufte ich Milis, den wir in einem Topfe kochten. Die Männer rückten näher ans Feuer und ich setzte mich zwischen sie und begann nun zu reden, und sagte ihnen, so lange hätte ich nun ihr Reden und Lachen angehört, jetzt wollte ich ihnen etwas sagen, und predigte ihnen das Evangelium. Sie schwiegen still und als ich endlich fragte, was sie dazu sagten, lachten einige, andere meinten, nein, wir können doch dazu nichts sagen; etliche junge Leute aber stimmten zu und sagten: Was du gesagt hast, ist die Wahrheit. Inzwischen war unser Milis weich gekocht. Etwas Honig hatte ich von den Leuten für Kupferdrath gekauft. O, wie vortrefflich mundete das. — Als es dunkel und kühl geworden war, bat ich um eine Hütte zum Nachtlager, die wir auch erhielten. Als wir eben in der Hütte saßen, hieß es, Maripe sei angekommen. Am andern Morgen begehrte ich ihn zu sehen und zu sprechen, allein abermals wurde mir gesagt, er sei nicht da. — Darauf setzten wir unsere Reise fort nach dem Häuptling Moletele zu. Der Weg zu ihm führte über einen hohen Berg, den wir nach fünfstündigem, angestrengtem

Hinauf- und Hinabklettern hinter uns hatten. Beim ersten Kraale vom Volke Moleteles saßen wir nieder. Hier fanden wir die Männer auf dem kchorong im Kreise sitzend, in der Mitte einen, der die Würfel (kleine Knochen) warf, aus welchen die Leute sehen wollten, ob der Kranke ihres Kraals wieder genesen würde. Ich suchte unter den Männern, ob ich nicht den Häuptling herauserkennen könnte; doch hörte ich, daß derselbe im Busche sei und Holz fälle. Es war dasselbe, was sie auch auf Maripes Kraal sagten, sie wollten ihren Häuptling geheim halten. Ihre Furcht vor Sekukuni und den Swazi ist sehr groß. Auch die Bauern wünschen sie sich fern. Mehrere Bassuto waren zum Besuch da. — Ich erregte ihre Aufmerksamkeit und Verwunderung, und bald ließen sie die Würfel liegen und ich predigte ihnen das Evangelium. Als ich geendet, erwiederten sie dasselbe, was auch bei Maripe mir gesagt wurde. — Moletele ist der größte Mapulana-Häuptling, was die Zahl der Untergebenen betrifft. In dem Thale, wo er selbst auch wohnt, hat er mehrere Kraale; doch gehören noch viele jenseits des Berges wohnende Mapulana zu ihm. Maripes Volk wohnt nicht über sein Thal hinaus; es beläuft sich nach meiner Schätzung auf etwa 300 Seelen, während Moletele wohl nahe an 500 Leute hat. Wir gingen noch am selben Tage weiter, denn wir wollten nun noch den letzten Mapulanafürsten Sekwai erreichen. Dies wurde indeß unmöglich, weshalb wir unter einem großen Baume am Wege unser Nachtlager suchten. Auch am andern Tage mußten wir noch eine lange Strecke laufen, ehe wir Sekwais Volk und Kraal erreichten. Endlich gegen Abend langten wir bei ihm an. Die Leute seines Kraals waren mit Häuserbauen beschäftigt, denn Sekwai hatte vor Kurzem erst seinen alten Platz verlassen und war hierher gezogen. Er selbst saß auf einem Baumstamm, umhüllt mit einer Decke. Als es finster wurde, ließ er uns einen Platz zum Nachtlager bereiten, kam dann und setzte sich zu uns ans Feuer. Ich trug ihm meine Sache vor. Gut, erwiederte er, morgen werde ich die Männer zusammenrufen lassen und dann bringe Deine Sache noch einmal vor. Am andern Morgen trafen auch richtig mehrere Männer ein. Ich sagte ihnen nun, was ich wollte, worauf dann Sekwai erwiederte: „Es ist gut, was Du sagst, Du kannst nur immer her kommen und hier wohnen, wer lernen und glauben will, mag es thun. Doch was sagt Moletele?" Da ich Letzteren nicht hatte sprechen können, konnte ich es ihm nicht sagen. Nach den ihm zugehörigen Kraalen zu schätzen, hat Sekwai 200 bis 300 Seelen, über die er ein ungefürchtetes Scepter führt, wie denn überhaupt die Häuptlinge bei den Mapulana wenig Macht haben. Doch konnte ich leicht merken, daß die nördlich wohnenden ihren Königen mehr Macht lassen, als die im Blydethale von den Bauern Gedrückten, welche die Letzteren weit mehr fürchten

als ihre schwarzen Kapitäne. Von Sekwai aus traten wir dann unsere Rückreise an. Unser Weg führte uns wieder durch Maripes Thal, wo wir in einem Kraale seiner Leute übernachteten. Am nächsten Tage gings zurück. Wir durchschritten abermals den Blydefluß, doch lenkten wir unsere Reise nach Westen zu, um die Kraale von Madibane, Schatale und Mpocho zu besuchen. Sie bilden etwa den Mittelpunkt zwischen den im Blydethale und den im Drakengebirge wohnenden Mapulana, und würde bei ihnen eine Station angelegt, so wäre dieselbe den südlichen und nördlichen Mapulana gleich nahe. Zudem sind die Kraale von Madibane und Schatale ziemlich zahlreich bevölkert und selbst auch nicht sehr fern von einander gelegen, auch Mpochos Kraal ist nicht fern. Diese drei Kraale umfassen eine Seelenzahl von etwa 3—400. Was ihr Heilsverlangen betrifft, so glaube ich, so viel ich sehen konnte, würde bei ihnen nicht nur Saat-, sondern auch Erntearbeit gethan werden können. Zunächst ist's freilich nur ein Verlangen, vom Druck der Bauern frei zu werden. Doch hatte ich manchmal Gelegenheit, ein unbewußtes Verlangen nach der Freiheit der Kinder Gottes zu bemerken. Madibane, Schatale und Mpocho, als ich ihnen sagte, daß auch sie nun würden einen Lehrer bekommen, erwiederten: „Wir müssen erst mit unserm Baas, (P. Villiers) sprechen, ob wir die Lehre annehmen können oder ob nicht, denn wir wohnen auf seinem Grunde und müssen thun, was er will. Ueberall hat P. V. den Leuten eingeprägt, daß es sein Grund und Boden sei, worauf sie wohnen und daß sie darum ihm verpflichtet seien.

Von Mpocho, dem letzten Kraale nach Westen zu, gings dann nach Lydenburg zurück.

Zweiter Abschnitt.

Erstes Eindringen in das Bassuto-Volk.



11. Bittet, so wird euch gegeben.

In der Mitte der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts wanderte ein Bakopa-Jüngling Namens Sekoto in das Binnenland, um sich ein Feuergewehr zu erarbeiten, das ideale Ziel, nach welchem jeder strebsame Mossuto trachtet. Er arbeitete ein Jahr; dann nahm er sein Gewehr und kehrte in die Heimath zurück. Das Gewehr war ein altes, verrostetes Ding, welches nach den ersten Schüssen zersprang.

So ging Sekoto abermals in das Binnenland und traf diesmal auf eine christliche Bauerfrau in der Nähe von Blumfontein. Die sprach zu ihm: „Ihr lauft im Lande umher, und kennet doch den Gott nicht, der euch auf eurem weiten Wege beschirmt! Oder meinst du, daß es durch eure eigene Kraft und Kunst ist, daß ihr wohlbehalten bleibt?" — „Ich weiß es," antwortete Sekoto, „daß Modimo uns beschützt, aber ich kenne ihn nicht."

Indessen ein Stachel blieb in ihm zurück, wer doch wohl dieser Modimo der weißen Leute sein möge, und obschon er auch diesmal mit seinem erarbeiteten Gewehr in die Heimath zurückkehrte, so litt es ihn dort doch nicht. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn zurück in das Land der weißen Leute; er wollte näheres erfahren, wer Modimo (Gott) wäre.

Diesmal nahm er einen Freund mit sich, Namens Maëli. Unterwegs begegnete den beiden Bakopa ein Freund, der sie warnte: „Geht nur nicht in die Dörfer; dort sind Lehrer, die Gottes Wort lehren, und wer das Wort ausgelernt hat, vergißt sein Vaterland und will nicht wieder zurück. Erst kürzlich ist einer von uns in Graaf Reinet gewesen, da hat es ihm der Lehrer angethan, nun will er gar nicht wieder zurück. Arbeitet doch lieber bei den Bauern, da hat es keine Gefahr!"

Von Stund an stand Andries Sinn auf Graaf Reinet, denn dort hoffte er zu finden, was er suchte.

Unterwegs fand er einen Bauerschullehrer, dem er seinen Garten bearbeitete, und der ihn dafür etwas lesen und biblische Geschichte lehrte. In Graaf Reinet fand er die Fülle von Gottes Wort. Der Missionar hätte ihn gern dort behalten bis zur Taufe.

Von seinem Vaterland jedoch wollte er sich nicht trennen; er beschloß, heimzukehren. Aber ein Wort war tief in sein Herz gefallen und ein anderes bekam er mit auf den Weg.

Das erste Wort lautete: „Jesus nimmt die Sünder an!" Ei, dachte er, wenn das möglich ist, daß Jesus selbst die Uebelthäter annimmt, dann muß er's auch gewesen sein, der uns geschaffen hat, sonst könnte er's nicht!

Das Wort, das er mit auf den Weg bekam, war eine Mahnung des Missionars. Die lautete: „Andries, behalte den Herrn lieb und suche ihn! Lies fleißig in Worte Gottes, und bete dazu: Herr lehre mich! Herr lehre mich! Herr lehre mich!"

Im Jahre 1857 traf Sekoto bei den Seinigen wieder ein, und betete nun täglich: „Herr lehre mich! Herr lehre mich! Herr lehre mich!" — Und als er nun zum ersten Male ein Gesangbuch der holländischen Bauern aufschlug, und das erste Wort, auf das er stieß, war: „Jezus neemt de zondaars aan! (Jesus nimmt die Sünder an!)" — da war er seiner Sache gewiß. „Das Wort muß Wahrheit sein; denn das habe ich von dem Lehrer in Graaf Reinet schon gehört; alle Geschichten werden anders, wenn sie weit umhergetragen werden; aber hier ist dasselbe Wort in diesem Buche, wie im Munde des Lehrers, also das Wort muß Wahrheit sein."

So verkündigte er denn in Gemeinschaft mit seinem Freunde Maëli (oder Milis, wie die Bauern ihn nannten), welcher Aehnliches auf seinen Reisen erfahren hatte, seinen Landsleuten, was er wußte von Gottes Wort, lehrte sie auch lesen, so gut er es verstand; daneben hörte er aber auch nicht auf, täglich mit Maëli zusammen zu beten: „Herr lehre mich! Herr lehre mich! Herr lehre mich!"

Während diese beiden noch also beteten, machten unsere beiden Missionare Merensky und Grützner (1859) einen vergeblichen Versuch, bei dem mächtigen Kahlkafferkönig Swaz mit der Predigt des Wortes einzusetzen.*) Zurückgewiesen von diesem Häuptling, hatten sie sich zunächst nach dem damals noch sehr unbekannten und wie ein weitvorgeschobener Posten in der Wüste angesehenen holländischen Dorf Lydenburg zurückgezogen, wo sie einstweilen den Dienstkaffern der Bauern predigten, bis nach längerem Harren und Ueberwindung großer Bedenken die Regierung der Transvaalrepublik ihnen endlich die sehr vorsichtig abgefaßte Erlaubniß gab, eine Missionsarbeit unter den Stämmen der Eingebornen zu eröffnen.**)

---

*) Ueber die sehr interessante Reise zu König Swaz siehe den ausführlichen Bericht in des Herausgebers Schrift: Maleo und Sekukuni p. 9—40.

**) Maleo und Sekukuni p. 43 folg.

Maleo, der Oberhäuptling des etwa 3000 Seelen zählenden Bassutostammes der Bakopa, dem Sekoto und Maëli angehörten, wurde ihnen als derjenige bezeichnet, bei welchem sie zunächst anzufangen hätten.

Am 19. Juli 1860 zogen unsere Brüder, begleitet von dem alten, ehrenfesten Bauercommandanten Piet Nel, dem Veldcornet Holzhausen und dem reformirten Prediger van Heyningen aus Lydenburg in die Stadt des Fürsten Maleo ein. Derselbe wohnt an dem Abhang eines mächtigen Felskopfes, der ähnlich wie der Lilienstein in Sachsen steil seinen Scheitel erhebt, rechts und links umgeben von zwei ähnlichen, aber etwas niedrigeren Bergen. Der große Felsberg heißt Thaba Leschuchuru, „Berg des Dickichtes," nach anderer Deutung Mägdeberg.*)

Zwei Büffelschädel und ein Holzklotz wurden den Ankömmlingen als Ehrensitz hingestellt; Sekoto dolmetschte, und der alte Landdrost befahl die neuangekommenen Brüder mit gewichtigen Worten dem Häuptling Maleo an als die Lehrer, die sein Volk unterweisen sollten.**) Der Häuptling, der zwar um Gottes Wort nichts gab, der aber von den Lehrern Geschenke und andere Vortheile, insonderheit Vermittlung des Verkehrs mit den holländischen Bauern erhoffte, war es zufrieden. Die Gunst der Bauern war für ihn von Wichtigkeit; denn er war kein unabhängiger Fürst, sondern wohnte auf zwei Bauerplätzen, die ihm und seinem Volk als Wohnsitz durch die Bauernregierung überwiesen waren. Deshalb war die Einführung unserer Brüder durch den ehrwürdigen Piet Nel die möglichst wirksamste. Maleo erwiederte auf die Anrede des Commandanten, der ihm sagte: „Die Lehrer sollen euch das Wort Gottes lehren, und ihr sollt werden wie die weißen Leute" — die fast prophetischen Worte: „Ja, das ist gut und wahr; du mußt aber auch die Swazi nicht über mich kommen lassen!" — Diese Erbfeinde der Bassuto, tapfere, grausame Krieger, fürchtete Maleo wie den Tod.

Je weniger aber Maleo um das Wort Gottes gab, desto fröhlicher waren die beiden jungen Bakopa, die wir oben als Reisende durch die Colonie kennen gelernt haben. Maëli rief Merensky in seine Hütte: „Werdet ihr auch kommen, um mich zu lehren?" — Ja, — aber wirst du zu deiner Frau auch eine

*) Da die Magdeburger Missionsfreunde die neue Station unweit dieses Berges gern nach dem Namen ihrer Stadt genannt hätten, wurde Maleos Stadt in den ersten Briefen ab und zu auch wohl Magdeburg genannt.

**) Die sehr charakteristische Einzelzüge darbietende Detailbeschreibung dieser Einführung und der späteren Entwickelung unserer Missionsarbeit bei Maleo haben wir in dem Buch Maleo und Sekukuni p. 61—104 gegeben. Wir verweisen auf dieselbe, da wir hier nur die Hauptzüge wiederholen können.

zweite nehmen? — „Niemals! Niemals! Das Buch werde ich fassen und lernen, lernen! — Niemals! Niemals!"

Die beiden Brüder kehrten also zunächst nach Lydenburg zurück, um ihre Sachen zu holen; am 14. August trafen sie bei Maleo's Felsstadt ein; Grützner mit zerbrochenem Arm, Merensky mit Fiebergluth in den Adern. Die beiden sollten dem Herrn Jesu das Bakopa-Volk erobern!

---

12. Arbeit bei Maleo (Gerlachshoop).

Der Häuptling Maleo stellte sich in der ersten Zeit durchaus freundlich zu den Brüdern; er sandte ein „Commando" von Dienstleuten, um für sie einen Kraal zu machen. Singend kamen und gingen die Arbeiter; Bezahlung zu nehmen, hatte ihnen der Häuptling verboten.

Bei solcher Hülfe war die erste Arbeit bald gethan. Schon am 31. August rieselte das Wasser des Rietflusses durch eine 1500 Fuß lange Schloot auf das Stationsland, und am 1. September bezogen die Brüder ihren Pallast, der acht Schritte in die Länge und vier in die Breite maß. Nun konnten sie in Muße Ziegelöfen setzen zu einem größeren und wohnlicheren Hause. Löwen, Büffel, Gnu's gab es dazumal noch genug in der nächsten Umgebung, so daß ein festeres Haus nicht blos wünschenswerth, sondern auch nothwendig war. Ein solches, 42 Fuß lang und 18 Fuß breit, von den Brüdern selbst erbaut, war schon im December fertig. Die neugegründete Station nannten die Brüder zu Ehren des General v. Gerlach (Maleo und Sekukuni p. 7. 8) Gerlachshoop.

Bei dem inneren Aufbau der neuen Station konnte Sekoto willkommene Dolmetscherdienste leisten; er und Maëli waren zugleich die ersten Katechumenen; zwei Bakopa, die ebenfalls schon in der Colonie gearbeitet hatten, schlossen sich ihnen an. Lesen wollten noch mehrere lernen, unter ihnen Adam Monamudi und Sekako, zwei Söhne des Häuptlings. Aber auch zu beten begann eine Anzahl aus dem Volk. Das Feuer war entzündet. Am Christfest 1861 fand die erste Tauffeier auf Gerlachshoop statt, durch welche Andries (Sekoto) nebst seinem vierjährigen Sohn Jan und seinem anderthalbjährigen Töchterlein Maria in den Bund der heiligen Taufe Christo einverleibt werden konnten.

Diese Wendung der Dinge machte den Häuptling stutzig. Daß der Glaube der Weißen auch bis in seine eigene Familie dringen würde, hatte er nicht erwartet; er sah, oder vielmehr er ahnte instinctmäßig in dem Christenthum eine Macht, vor der seine

Zauberei, aber damit auch, wie er fürchtete, seine Häuptlingsmacht in den Staub sinken werde. Noch größer wurde sein Mißtrauen, als seine Söhne auf den Befehl des Vaters, vom Glauben



Gerlachshoop.

zu lassen, antworteten, sie würden das nie thun, und wenn er sie tödtete.

Ein großes Zauberfest (12. September 1862), welches Maleo veranstaltete, um seine Krieger zu einem bevorstehenden Kriegszuge

durch Zaubermittel zu festigen,*) brachte den Zorn des Fürsten zum Ausbruch. Schon tobte der Häuptling: „Wer ist Gott? Ich bin Gott! Ich! Ich!" und sein Sohn, der Thronfolger Malimane, ließ sich durch des Vaters Drohen wirklich bewegen, vom Glauben zurückzutreten. Andere, zum Theil noch unbefestigt, schwankten, was sie thun sollten. Grützner begab sich also selbst zu dem Fest, um die Seinen zu stärken. Er sieht drei Katechumenen mitten in dem Haufen: „Kommt heraus! Dies ist Teufelsdienst, den dürft ihr nicht mitmachen!" — Wir würden ja gern umdrehen, aber man wird uns strafen! — „Ihr dürft nicht, und ob ihr sterben müßtet!" Und alle drei traten aus dem Haufen und heran zu dem Missionar, der ihnen befahl, in einem Hause das Weitere abzuwarten.

Der Missionar kam bis zum Königshofe. Der Häuptling commandirte, einen langen Stock in der Hand. Den Missionar grüßte er und ließ ihm einen Stuhl bringen. Grützner aber ging umher und spähte nach Gläubigen. Endlich entdeckte er in den hintersten Reihen der Krieger Sefako, den Sohn, und September, den Schwiegersohn, des Häuptlings. „Kommt doch hier fort!" — „Wir dürfen nicht! Frage doch Maleo für uns!" Grützner ging; Maleo wies ihn kurz ab. „Heute ist Maleos Sonntag," rieth der Dolmetscher, „heute dringe nicht weiter in ihn. Kommt dann dein Sonntag, so wirst du die Leute wieder haben können."

Betrübt ging der Missionar in das Versammlungshaus. Es war leer. David Matschaka kam: „Ich weiß nicht, was ich thun soll! Ich bin arm, habe nichts zu bezahlen, und Maleo wird Strafe diktiren!" — „Aber David, wo bleibt deine Seele?" — In dem Augenblicke kam Maleo heran. David verschwand unter dem Kriegerhaufen.

Da konnte Grützner seine Thränen nicht länger halten. Das war ein Jubel für den König. Er ahmte den Ton eines Weinenden nach. „Er hat geheult!" rief er einem seiner Räthe zu, „nun lauf und hole ihm doch seinen Matschaka!" David kam, Grützner nahm ihn, froh, doch den einen gerettet zu haben, mit in Tschuenis Haus, woselbst er zu seiner Freude auch Adam, Maleos Sohn fand. Die Gläubigen suchten Kraft in Gebet.

Am Abend, als Adam mit anderen Kriegern am Feuer saß, zeigte sein Vater mit Fingern auf ihn: „Da seht ihr ihn! Der da sitzt, ist nicht mehr mein Kind, er hat einen anderen Vater. Die Gläubigen werde ich noch alle todtschlagen müssen!" Adam wollte fliehen; auf Zureden Grützners blieb er.

Als am Sonntag, den 14. September, die Kirchgänger wie gewöhnlich versammelt waren, erschien Maleo plötzlich und trieb sie

*) Eine Beschreibung dieses Festes siehe Maleo und Sekukuni pag. 72.

mit Schimpfreden auseinander. Fünfzehn Schritte vom Versammlungsort ließ er Haufen von Heiden sich aufstellen, die während des Gottesdienstes nach Kräften lärmen und toben mußten. Darauf schrieb er immer für die Sonntage öffentliche Arbeiten, Jagden, Reisen rc. aus, damit die Gläubigen durch den Gehorsam gegen ihn, den Häuptling, vom Gottesdienst fern gehalten würden. Dazu tobte und drohte er immer häufiger, er werde alle Gläubigen tödten.

Der Missionar nahm in Folge dieser feindlichen Haltung des Häuptlings einen alten Plan wieder auf, eine eigene Kirche zu bauen. Er wählte dazu einen Platz auf dem Wege zwischen Thaba Leschuchuru und Gerlachshoop, einen Platz, den er längst zuvor mit dem Häuptling verabredet hatte.

Als er nun dort zu bauen begann, sandte Maleo einen seiner Söhne als Boten mit der Frage: „Wer hat dir gestattet, dort zu bauen?" — „Hat nicht dein Vater selbst mir den Platz angewiesen?" — Dagegen konnte nichts gesagt werden. „Aber," so erwiderte der Königssohn, „mir scheint, seitdem du meines Vaters Leute vom Zauberfest zurück gehalten hast, ist er ein anderer geworden!"

Am anderen Morgen fanden die Missionare die ausgehobenen Fundamentgräben verschüttet. „Das ist mein Boden," ließ ihnen der Häuptling sagen, „den laß ich mir nicht nehmen." Als der Veldcornet Holzhausen sich in's Mittel legte, antwortete er: „Nun wohlan, so mag er bauen, aber das sage ich, wer in das Haus gehen wird, den werde ich tödten; ich sehe, um der Sache willen wird es Krieg werden. — Der Lehrer sagt, er will mich reich machen. Er mag seinen Reichthum für sich behalten, ich will ihn nicht. Ich will nicht lernen! Ich will nicht! Ich will nicht! Mit dir (Veldcornet) bin ich jetzt fertig! Nun aber werde ich noch meinen Capitän fragen!"

Unter seinem Capitän verstand er den wild kriegerischen und räuberischen Matebelenfürsten Mapoch, der, auf einer unzugänglichen, steilen Felsenfestung nistend, längst auf einen Grund gewartet hatte, um seine Raub- und Plünderungszüge unter den Bauern wieder zu beginnen.

Nun schrieb der unter den Farbigen ebenso geehrte als gefürchtete Bauern-Commandant Piet Nel selbst an Maleo, und ließ ihm sagen, erst müsse er ihn selbst tödten, darnach könne er die Sendlinge wegjagen und die gläubigen Kaffern tödten.

Als Maleo diesen Brief erhielt, stützte er seinen Kopf auf die Hand und sprach: „Rufet meine Kinder! Die Sache ist groß, sie müssen sie hören!" Und als in deren Gegenwart der Brief zum zweiten Mal verlesen war, sprang er wüthend auf und schrie: „Ja, macht mich nur todt! Etwas anderes kömmt doch nicht bei

dieser Sache heraus! Den da (er zeigte auf Adam) macht auch todt; erst wird er mich tödten und darnach weglaufen! Dazu habe ich Kinder groß gezogen!" — Dem Veldcornet ließ er zurücksagen: „Die Assagai ist geschliffen!" Darnach sandte er Männer auf die Baustätte, ließ alles Begonnene dem Erdboden gleich machen, die Pfahlzäunungen herausreißen und den Damm um die Quelle zerreißen.

Die Missionare aber, die unter der Hand erfuhren, Maleo argwöhne, daß man das große Haus vornämlich zu dem Zweck dort erbauen wolle, damit die Bauern eine Art Festung hätten, in welcher sie sich für den Fall des Krieges mit ihm festsetzen könnten, gaben den Platz auf und erbauten die Kirche, eine schöne, große Steinkirche, auf der Station selbst; sie nannten sie den Dom zu Magdeburg; Magdeburger Freunde schenkten eine Glocke, in welche der Magdeburger Dom eingegossen war. Am 20. September 1863 wurde sie eingeweiht. Der König aber, sei es weil er sah, daß die Missionare nachgegeben hatten, sei es weil er seine Kriegsrüstungen noch nicht vollendet hatte, stellte seine Feindseligkeiten gegen die Gläubigen auf einige Zeit ein.



Kirche von Gerlachshoop.

So konnte das junge Gemeindlein einige Zeit sich in Frieden erbauen. Am 20. Juli 1862 wurde zum ersten Male in dieser Wüste das heilige Abendmahl gefeiert, am 23. Juli konnte Grützner die erste schwarze Dienstmagd im Hause eines Bauern taufen, — ein bisher unerhörtes Ereigniß.*) Am 22. November, mitten in der Verfolgungszeit, war die zweite größere Tauffeier auf der Station.

*) Siehe Maleo und Sekukuni p. 79.

Adam, Maleo's Sohn, wurde zuerst getauft, darnach Jacob Mporeng, Maëlt (Milies), Plaatje, Machlake, David Matschake, dann ihre neun Kinder. Gleich nach der Taufe meldeten sich sechs Erwachsene wieder zum Unterricht. Eine Frau sprach: „Heute habe ich es mit meinen Ohren gehört, der Lehrer hat in unserer Sprache gesprochen! Ich war ganz erschrocken darüber, aber ich habe es nun alles selbst gehört!" September's alte Mutter aber sprach: „Ihr müßt es mir sagen, wann Sonntag ist, daß ich auch höre! Ich wollte, ich wäre auch Gottes Kind!" — Schon am 23. Juli 1863 konnten neue sechzehn Täuflinge*) in die Gemeinde aufgenommen werden. Grützner schrieb vor Freuden: „Mit des Herrn Hülfe wird Ihm unter den Nordbassuto ein großes Volk gewonnen!"

---

*) Unter den Täuflingen dieses Tages war einer, Namens Tubudi, welcher in merkwürdiger Weise den Herrn gefunden und die Kraft des Gebets erfahren hat. Das erste Mal, wo er, noch ein kleines Kind, den Namen Gott hörte, war, als seine Mutter im Sterben lag. Dieselbe rief: „Ach Gott, meine Schmerzen sind groß; so du mich rufen willst, so rufe mich schnell; denn meine Schmerzen halte ich nicht länger aus." (Vgl. p. 27.) Am dritten Tage starb die Mutter. Der Knabe aber konnte nicht müde werden, darüber nachzudenken, wer dieser Modimo (Gott) sei, den seine Mutter angerufen hatte. — Nach dem Tode der Mutter hatte Tubudi noch einen einzigen Bruder; der war aber längst verschollen; er war in die Colonie gegangen, Arbeit zu suchen. Tubudi wird von einer unwiderstehlichen Sehnsucht erfaßt, diesen Bruder zu suchen. Er zog von Ort zu Ort, arbeitete hier, zog dann weiter, und fragte nach seinem Bruder. Niemand in dem weiten großen Afrika konnte ihm Auskunft geben. Er hörte bei seinen weißen Arbeitgebern, daß ein Gott sei, der Gebete erhöre. Da geht er eines Tages in die Einsamkeit des Feldes und betet: „O Gott im Himmel, man sagt mir, du hörst, so man zu dir ruft, du hörst Gebete! Nun siehe, ich suche schon so lange nach meinem Bruder und weiß keinen Rath mehr, ihn zu finden, so laß du mich ihn endlich finden!"

Wiederum vergehen drei Tage, wie bei dem Gebet seiner Mutter; er arbeitet mit seinem Freunde Kchaschi an einer Mauer. Da kommen fremde Bassuto daher. Kchashi geht ihnen entgegen und eilt plötzlich zu Tubudi zurück: „Tubudi, dein Bruder ist da!" Tubudi lief — und richtig da war er; weinend begrüßten sich die Brüder, und Tubudi bat den Bruder, nun möchte er doch mit ihm nach Hause zurückkehren. Er wollte aber nicht, sondern gab ihm sein Ersparteś, 260 Mark, daß er dafür ein Gewehr kaufe, er werde später nachkommen. Von dem Tage an, so sprach Tubudi zu Grützner, habe ich an Gott geglaubt und nie wieder gezweifelt. Dies Ereigniß geschah im Jahre 1860. Tubudi kehrte nach Maleo's Stadt zurück und fand zu seiner großen Freude die Missionare, trat in den Unterricht, und wurde am gleichen Tage mit seinem Wandergenossen Kchashi getauft, den 23. Juli 1863. Auch er war unter denen, die gewürdigt wurden, um ihres Glaubens willen von Maleo schwere Verfolgung zu erdulden. Einmal ließ ihn der Häuptling zwei ganze Tage lang, den einen im heißen Sonnenschein, den andern im Regen unbekleidet auf dem Felde sitzen, daß er am Abend fast erstarrt war. Am folgenden Sonntag, als er mit andern Gläubigen und seinem Freunde Kchashi gemeinsam blutig geschlagen wurde, tröstete letzterer die andern: „Brüder, das schadet nicht, wenn wir auch geplagt werden. Unsern Glauben

Nun erschollen neue Lieder in der Wüste. Mehrere unserer Kirchenlieder waren durch Grützner und den ihm 1860 zu Hülfe gesandten Endemann in das Sessuto übersetzt; singend kamen und gingen die Kirchgänger; eine Schule wurde errichtet. Andries, der, nachdem er schreiben gelernt hatte, von jeder gehörten Predigt das, was ihm wichtig schien, zu Papier brachte, machte sich jetzt auf eigene Hand daran, den kleinen lutherischen Katechismus in das Sessuto zu übersetzen. Ein mächtiges Regen begann. Die Wüsten grünten und die öden Gefilde brachten ihre Frucht.

Solches Aufblühen des Reiches Gottes konnten Satan und Maleo, sein Knecht, nicht ruhig mit ansehen. In des Königs

---

halten wir doch fest, wir verleugnen nimmer!" An einem andern Sonntage ließ Maleo die Gläubigen wieder rufen. „Hast du verleugnet?" schrie er einen jungen Burschen an. Er schwieg. „Hast du verleugnet?" schrie der König abermals und hieb auf den Burschen ein. — „Ja König, ich habe verleugnet," rief der Bursche. „Gut," sagte der König und wandte sich zu Kchoane mit derselben Frage. „Wie sollte ich verleugnen," antwortete dieser und erduldete die Schläge. Auch an Tubudi kam die Reihe; Maleo schlug ihm mit dem Knopfkirri auf den Schädel, daß das Blut über das Gesicht rann. Dann wiederholte der König die Schläge, die sicherlich den Schädel zerbrochen hätten, wenn Tubudi sie nicht mit dem Arm aufgefangen hätte. Als Tubudi daheim trübselig saß, kam ein alter Mann zu ihm: „Laß doch den Gott der Lehrer! Der Häuptling ist der Himmel selbst. Dein Buch ist ein Zauberding, wie unsere Zauberdinge. Zauberei wird aber nur im Finstern getrieben. So nimm dein Buch des Nachts und lies, darnach verschließe es." Tubudi antwortete: „Mein Buch ist kein Zauberding, dessen man sich schämen müßte, es ist Gottes Wort!" „Nun, so wird der Häuptling dich tödten!" — „Das mag er thun, wenn er will!" — „O, ich sehe, ihr seid schon todt. Der Lehrer hat euch in Grund und Boden verdorben!"

Im Jahre 1865 zog Tubudi mit den Gläubigen nach Botshabelo, und zeichnete sich dort bald als ein treuer Gemeindehelfer aus, half den Tauf-Candidaten nach, richtete die Wankenden auf, strafte die Irrenden, machte Evangelistenreisen unter den Heiden, und das Alles nur aus Dankbarkeit für den Herrn. Ein Winterrock, den ihm Grützner schenkte, war die einzige Belohnung, die er je empfangen hat.

Im November 1875 kam er bewegt und fröhlich zu Grützner mit einem Brief in der Hand. Sein Bruder aus der Capcolonie Letebele Nphane hatte geschrieben und meldete, daß er seit sechs Monaten Gottes Wort lerne. Er habe geträumt, Gott habe ihm gesagt, daß sein Bruder täglich für ihn bete, daß er doch der Dinge dieser Welt sich entäußern und sein ewiges Heil bedenken möge. Er habe L. 106 sich erspart und in die Bank gelegt; aber seine Haare hätten schon die Blume des Grabes (die weiße Farbe), deshalb schreibe er diesen Brief.

Bewegten Herzens rief Tubudi aus: „Dies ist nun das zweite Mal, daß ich in Bezug auf diesen Bruder von Gott erhört werde." Dann erzählte er, wie es jetzt seit zehn Jahren sein tägliches Gebet gewesen sei, daß der Herr seinen Bruder doch auf den rechten Weg führen möchte. Gerade die Worte, die sein Bruder geschrieben habe, daß er sie im Traum gehört habe, seien dieselben, die er seit zehn Jahren täglich gebetet habe. Ja, so schloß er, der Herr erhört Gebete! Und daß nun mein Bruder sich zu ihm wendet, das freut mich mehr, als all' das Geld, ja als hätte er Hunderte von Stücken Vieh."

Herzen brüteten finstere Gedanken. Er sah alle Getauften als Knechte des Lehrers an, als verloren für sich und sein Volk. Natürlich! Denn so sehr sie im übrigen ihm treu und gehorsam waren, erklärten sie ihm doch in Bezug auf Sachen, die Gottes Wort verbietet, rundweg und entschieden, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen! Und welcher König oder Gewaltige, der nicht selbst Gott fürchtet, kann dies verstehen?

Maleo ließ die Vornehmsten der Getauften — es waren die Besten seiner Leute — vor sich rufen: „Werft das Buch weg!" — Die Christen schwiegen. — „Wessen Leute seid ihr?" schrie der König sie an, „die Meinen nicht! Nun tödte ich euch!" — Damit ergriff er Tschukudus Hut und zerriß ihn, mit einem Stock stieß er nach den Gläubigen: „Mit dem Lernen ist es jetzt aus! Wer nun noch lernt, den tödte ich! Dann werden wir ja sehen, ob ihr wieder lebendig werdet! Jetzt werde ich sehen, ob euer Gott siegen wird, oder ich!"

Am nächsten Sonntag, den 11. October, hieb er auf die Kirchgänger ein, bis ihm der dritte Stock unter den Händen zerbrochen war. Blutend aus vielen Wunden kamen sie zur Kirche. „Was werdet ihr nun thun?" — „Was wir thun werden? Wir werden weiter lernen! Er kann ja doch nichts weiter, als höchstens uns todtschlagen!" Den Tschukudu, welcher zu sehr zerschlagen war, als daß er den Weg (von $^{3}/_{4}$ Stunden) hätte machen können, suchte Grützner in seiner Hütte auf. Er fand ihn lesend, tiefen Ernst im Angesicht. — „Ich höre, dich hat Maleo am meisten geschlagen?" „Ja," antwortete der Gemißhandelte, richtete sich unter schweren Schmerzen auf und zeigte dem geliebten Lehrer stumm die Beulen und Wunden auf Kopf und Rücken.

Auf dem Rückwege begegnete Grützner dem Könige. „König, ich bin gekommen, daß du mich tödten mögest!" — „Warum?" — „Ich habe deine Leute zur Kirche gerufen, ich bin Schuld, daß sie gekommen sind; so nimm hier diesen Stock und tödte mich!" — „Bin ich denn dein Vater? Ich habe dich nicht zu strafen!" — „Aber die armen Leute schlägst du! Hast du mich nicht hergerufen, daß ich sie lehre?" — „Nein, ich habe dich nicht gerufen! Commandant Nel hat dich gerufen! Ich habe mit der Kirche nichts zu thun! Wer ist Gott? Ich bin Gott! Ich! Ich!"

Nun ergrimmte aber auch der Missionar im Geiste und rief: „Maleo, hier vor diesen deinen Leuten sage ich dir: Der Tag wird kommen, wo du wirst Gott sehen! Er wird dich noch anders schlagen, als du deine Leute geschlagen hast! Ich werde dich einst an den heutigen Tag erinnern, daß ich es dir gesagt habe!"

In sein Haus zurückgekehrt, schlug Grützner die Bibel auf und traf die Stelle: „Sie zogen Daniel aus dem Graben und man spürte keinen Schaden an ihm; denn er hatte seinem Gott

vertraut! Da hieß der König die Männer, so Daniel verklagt hatten, herbringen und zu den Löwen in den Graben werfen sammt ihren Kindern und Weibern!" (Dan. 6, 23 f.)

Noch eine kurze Frist war dem feindlichen Häuptling belassen, bevor diese Weissagung an ihm sich erfüllte. In aller Stille hatte er das Bündniß mit Mapoch befestigt, und lauerte auf den Ausbruch des Krieges. Nachdem am 18. October die Gläubigen noch einmal so recht in Ruhe ihren Sonntag gefeiert hatten, und als sie soeben zur Nachtandacht sich versammelten, steckt Tschukudu sein ehrlich Angesicht durch die halbgeöffnete Thür: „Schlaft nicht diese Nacht! Mapoch's Volk will kommen, euer Vieh zu stehlen!"

Starr vor Erstaunen sahen sich die Brüder an. Schnell wird das Vieh in die Kraale gebracht. Grützner patrouillirt mit geladenem Gewehr. Die erregte Phantasie läßt ihn in einem Busch einen heran schleichenden Kaffer erblicken. Er drückt sein Gewehr ab. Dadurch werden die Dienstleute allarmirt, und die Mapoch-schen Räuber, die, wie sich hernach erwies, bereits in allernächster Nähe gewesen waren, fliehen erschreckt von dannen.

Der Raubkrieg des Mapoch gegen die Bauern entbrannte in voller Grausamkeit. Dem Veldcornet, der ihm einmal 16 Kühe abgepfändet hatte, ließ er damals antworten: „Du hast mir sechzehn Kühe genommen. Ich habe sie dir nicht gegeben. Du kannst sie essen. Aber ich bitte dich, heb' die Knochen auf; die werde ich mir eines Tages wieder holen!" Diese Botschaft zu erfüllen, war jetzt die Zeit gekommen. Mit Maleo vereint überfiel Mapoch die ganz vereinzelt stehenden Bauernhäuser. Maleo erkannte ihn gern als seinen Oberhäuptling an. „Mapoch ist mein Vater! Mapoch ist mein Gott!" hörte man ihn öfters sagen. Mit diesem kühnen Häuptling im Bunde träumte er sich bereits als Sieger über die Bauern und über Sekukuni, beider Feind, den mächtigen Bapedifürsten.

Nun ließ Piet Nel, der mit 500 Bauern vor Mapoch's Berge lag, die Missionare trotz deren Bitte nicht länger bei Maleo, sondern sandte ein Bauerncommando von 40 Mann, sie heraus zu geleiten.

So zogen die Missionare am 23. October von dannen. Was sie an werthvoller Habe besaßen und nicht mitnehmen konnten (wohl zwei Drittheile), wurde schnell im Garten vergraben und Salat darüber gesät, der in wenigen Tagen Blätter treibt. Noch einmal schlossen sie sich zum Gebet ein, dankten Gott für alle erfahrene Gnade und hinaus ging es von dem Ort, wo der Herr zum ersten Male dem Bassutovolk die Botschaft des Friedens hatte verkündigen lassen.

Der Krieg entbrannte in teuflischer Grausamkeit. Bald starrte das Land von Ruinen ausgebrannter Bauernhöfe, Heerden wurden geraubt, Menschen gemordet, der Wohlstand des ganzen Districtes war auf Jahrzehnte in den Staub gelegt. Früher lebhafte Verkehrswege fand der Herausgeber noch 1867 mit Gras bewachsen.

Vor Maleo's Felskopf nahm der Krieg eine völlig unerwartete Wendung. Maleo war durch Spione vor dem im November 1863 geplanten Ueberfall gewarnt worden, und empfing die angreifenden Bauern mit kaltblütiger Tapferkeit. Insonderheit waren es die Gläubigen, welche mit Todesverachtung die gefährlichsten Posten besetzten und behaupteten. Mit blutigen Köpfen mußten die Bauern von Maleo's Felsberg abziehen. Sechs Bauern und ein Hottentott waren gefallen.

Der König triumphirte. Aber er wurde auch nachdenklich. Solche Haltung hatte er von den Getauften nicht erwartet. Dieselben Leute, die mitten in der Belagerung ihre täglichen Gottesdienste regelmäßig hielten, waren auch seine tapfersten und treusten Krieger. Die Männer, von denen er geglaubt hatte, er habe sie an die Lehrer verloren, sie würden mit diesen ausflüchten, waren nicht nur bei ihm geblieben, sondern ihnen vornämlich hatte er den Sieg zu danken. Das gab ihm zu denken, und als nun die Heiden kamen mit der Anzeige, die Christen hielten dennoch ihre Gottesdienste, antwortete er: „Seid still! Ihr habt mich betrogen! Beinahe hättet ihr mich verführt, meine Kinder zu tödten!“ Dann gab er dem Volke Befehl: „Des Lehrers Haus laßt ihr stehen. Er muß es, wenn er wieder kommt, gerade so finden, wie er es verlassen hat.“ Zu Mapoch sandte er Botschaft: „Des Lehrers Haus laß stehen, das ist mein Haus! Mit dem Lehrer führe ich keinen Krieg!“

Als daher unsere Brüder am 11. Januar 1864 wieder kamen, um sich nach ihrem Hause umzusehen, wurden sie von Christen und Heiden mit Jubel begrüßt. „Wo sind die Häuser der Bauern?“ sprach Maleo zu Grützner, „alle sind abgebrannt. Dein Haus allein ist stehen geblieben. Das bin Ich, der es dir erhalten hat!“ Ein Streifcorps der Matebelen, welches einen Wagen unserer Brüder traf, rief aus: „Ihr seid unsere Leute!“ und setzte Schutzwachen beim Wagen. Am 28. Januar zogen die Missionare wieder ein in das verlassene Haus. Die Liebe der Schwarzen hatte es rein geweißt, den Fußboden frisch geglättet, das Unkraut um die Gebäude her beseitigt. Am nächsten Sonntag konnte mit allen Freuden wieder Gottesdienst gehalten werden.

Nun wurde das Missionswerk mit doppeltem Eifer aufgenommen; Bruder Moschütz, der den nach Patametsane versetzten Bruder Endemann ablöste, übernahm einen besonderen Gottesdienst auf der Hauptstadt, während Grützner ihn auf der durch

einen Gebirgszug von dieser geschiedenen, etwa ¾ Meile entfernten Station versah. Wochengottesdienste wurden eingerichtet; sechzehn erwachsene Katechumenen traten in den Taufunterricht. Alles schien neu aufleben zu wollen — nur das Herz des Königs nicht. Zwar ließ er die Brüder gewähren, seine Leute durften lernen, er selbst aber wollte nicht; und als ihm der Missionar eines Tages schmerzlich bewegt sagte, wie traurig es doch sei, daß viele geringe Unterthanen des Königs selig werden würden, während er, der König, in der Hölle brennen müßte, da schrie er wie unsinnig auf: „Ja, ja, das liebe ich! Da will ich hin! Ich will in das Feuer! Das liebe ich! Ja! Ja!"

Der Unglückliche ahnte nicht, wie nahe ihm und den Seinigen das letzte Feuer schon hier auf dieser Erde war.

---

13. Untergang von Maleo's Volk.

Am 9. Mai 1864 kam die Nachricht nach Maleo's Felsstadt: „Die Swazi kommen." An jenem Tage, als Piet Nel unsere Brüder dem Häuptling Maleo vorstellte, hatte dieser geantwortet: „Das ist gut, aber laßt nicht die Swazi über mich kommen!" Jetzt, nachdem Maleo das Wort verworfen hatte, kamen die Swazi, und zwar gerufen von den Bauern, welche allein nicht im Stande waren, den beiden verbündeten Häuptlingen die Spitze zu bieten, und welche darum dem wilden, gefürchteten Swazivolke den Auftrag gegeben hatten, Maleo auszurotten. — Ein jäher Schreck ging durch Maleo's Volk. Schnell wurden die Sachen und Vorräthe auf den fast unzugänglichen Felskopf gebracht, und dessen Fuß, welcher durch 6—8′ hohe Hecken von Dornen und Cactusfeigen sehr fest gemacht war, wurde jetzt mit Wachen besetzt. Auch Andries bezog die Wache. Als es in der Nacht kalt wurde, ging er zu den übrigen Wachen an's Feuer. Sie würfelten fleißig. „Was sagen die Würfel?" „Sie sagen: Morgen früh wird ein Mann ein Stück Rindvieh herbringen, das Rind wird aber nicht hier bleiben, sondern wieder fortgetrieben werden! Wie es mit den Swazi sein werde, davon sagen die Würfel nichts!"

Der Morgen des 10. Mai brach an. Der Jahrestag von der Zerstörung des Magdeburg an der Elbe durch Tilly kehrte zum 233sten Male wieder. An dem gleichen Tage sollte auch das Magdeburg im Bassutolande durch Feuer vertilgt werden.

Früh Morgens kam der vorher bezeichnete Mann mit dem Ochsen, und zeigte an, die Swazi würden bald zur Stelle sein. Die Heiden erblaßten vor Furcht. Aber Andries, der Christ, rief: „Jeder Mann an seinen Posten!" Da kamen auch,



Maleo's Felskopf.

einer schwarzen Wolke gleich, schon die Swazi; sie hatten ihr tapferstes Regiment, das Regiment der Büffel (inyati) zur Vollziehung der Gerichte Gottes ausgesandt. Sie kamen heran und erhoben ein furchtbares Kriegsgeschrei, sie schlugen auf die Schilder, daß die Luft erdröhnte, dann stürmten sie von verschiedenen Seiten heran; den Bassuto entsank der Muth, nur die Gläubigen hielten Stand; keinen Schritt wichen sie vom Posten; mit schwerem Verlust wurde durch sie der erste Sturm der Feinde abgeschlagen. Tubudi, ein Getaufter, eilte zum Könige. „Gieb uns Pulver, unser Vorrath geht zu Ende!" Aber in unglaublicher Verblendung weigerte es der König. „Euch Lehrer, die ihr an Gott glaubt, gebe ich kein Pulver! Ich will nicht! Zwei Menschen, wir sind es, die die Bauern besiegt haben, der eine ist Moschesch, der andere bin ich. Habe ich die Bauern besiegt, werde ich mit diesen Swazi schon fertig werden!"

Da stürmen die Büffel zum zweiten Male. Kaltblütig empfangen die Gläubigen auch diesen zweiten Sturm. Andries sieht sich einem mit aufgehobener Assagai auf ihn einstürmenden Swazikaffer gegenüber. Er legt an; das Gewehr versagt; er legt zum zweiten Mal an; das Gewehr versagt abermals. Jetzt ist der Feind mit der Mordwaffe dicht neben ihm, als die Kugel eines anderen denselben todt vor seine Füße streckt. Andries ist gerettet.

Der König übersieht von seinem etwas höher am Berge gelegenen Kraal den Lauf der Schlacht. Er sieht, wie die Gläubigen, denen Munition ausgeht, langsam zurückweichen. Da erfaßt ihn jäher Schreck! Er ruft einen Gläubigen, Ratshabane, herbei. „Ihr habt immer gesagt, es giebt einen Gott! Heute müßt ihr beten zu eurem Gott!" — „König, wenn wir sonst nicht gebetet haben, und heute damit erst anfangen, so heißt das nicht beten, sondern den Feind fürchten!" — „Nein," sagte der König, „ich sage euch: Betet!" — „König, es ist zu spät! Jetzt läßt sich Gott in seinem Thun durch das Gebet nicht mehr aufhalten!"

Der König kämpfte mit der Tapferkeit der Verzweiflung weiter; seine Söhne umstanden ihn, er wich keinen Fuß breit. Auch Andries mit den Gläubigen behauptete die unteren Verschanzungen. Schon lag fast ein zweites Hundert vom Büffelregiment der Swazi vor den Dornenhecken des Felshanges. Der Feind war glänzend abgeschlagen und ward von des Andries Kriegerhaufen bis in die Ebene hinab verfolgt.

Da plötzlich erschallt oben von der Spitze des Felsberges ein herzzerreißendes Klagegeheul. In unbegreiflicher Verblendung hatte Maleo es versäumt, die obere Felsspitze, die fast unzugänglich war, und die dorthin geflüchteten Weiber und Kinder, mit einer Wache zu versehen. Die Bauern hatten dies gemerkt und eine Abtheilung der Swazi auf einem Umwege hinaufgeführt; und letztere

hatten ihr furchtbares Mordwerk begonnen. Von oben herab drangen sie auf die nach dieser Richtung wehrlose Stadt ein, und begannen die Hütten in Brand zu setzen.

Bei diesem Anblick entsank den Heiden der Muth. Sie verließen ihre Schutzwehren, die Büffel drangen auch von unten her ein und metzelten die fast Widerstandslosen nieder. Nur Andries hatte die Seinen bald gesammelt und kämpfte entschlossen weiter an der unteren Dornenhecke. Da trat ein alter Mann an ihn heran: „Seht Ihr denn nicht? Ihr werdet von allen Seiten eingeschlossen! Warum flieht Ihr nicht? Für wen kämpft Ihr? Alles ist todt! Von den Unsrigen lebt fast Keiner mehr! Rettet euch!" — Andries sah sich um. Der Alte hatte recht; auf dem Berge war es immer stiller geworden. So zog sich denn Andries hart von den Feinden gedrängt, kämpfend nach einem der beiden niedrigen Felsköpfe zurück; und sie verbargen sich dort hinter einer schützenden Felswand.

Inzwischen saßen unsere Brüder in Gerlachshoop nach der Morgenandacht ruhig bei ihrer Arbeit — es war die Woche vor Pfingsten — als die Hausfrau ihnen meldet: „Draußen ist heftiges Schießen zu hören. Es wird wohl eine heidnische Festlichkeit sein." Aber als das Schießen heftiger wird, eilen unsere Brüder dem Felsberge zu.

Aber welch ein Anblick, als sie um die Bergecke biegen. Die ganze Stadt Maleo's steht in Flammen! Ein fürchterliches Geschrei schallt herüber! Einzelne Flüchtlinge rennen, von schwarzen Kriegern verfolgt, den nahen Bergen zu. Einer der Flüchtlinge kommt an Grützner heran und schreit ihm die Botschaft zu: „Die Swazi sind da, und haben uns überwunden!"

Die Beiden eilen schnell nach der Station zurück und bringen das Vieh in Sicherheit. Ihm folgen einige Flüchtlinge, unter ihnen eine Tochter Maleos: „Die Swazi waren fast Herren der Stadt. Mein Vater Maleo lebte noch, er focht, umgeben von seinen Kindern und den Alten des Volkes!"

Moschütz blieb als Wache bei der Station, Grützner sattelte sein Pferd und eilte der brennenden Stadt zu. Es fielen nur noch einzelne Schüsse. Aber Jubel mit Heulen vermischt erscholl aus der Felsfestung. Jetzt hörte das Schießen ganz auf! Auch das Geschrei wird stummer. Vorsichtig reitet Grützner weiter. Plötzlich wird er bei Namen gerufen. Andries rief von seinem Felshügel herab und berichtete, was geschehen war. So mußte Grützner also schnell zur Station zurückreiten, denn ein Besuch der Swazi war daselbst mit Sicherheit zu erwarten. Alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen.

Am Abend kam ein Bote von den am Leben gebliebenen Söhnen Maleos: „Unser Vater Maleo ist todt, dazu sind seine

Söhne Malimane, Mabagsane und Adam erschlagen. Beinahe das ganze Volk ist ausgerottet! Wir sind von Allem entblößt!" Bepackt mit Schlafdecken, Kleidern und Lebensmitteln kehrte der Bote zurück. Die Nacht deckte Alles zu! —

Kaum graute der Tag, da kamen drei Bakopafrauen langsam heran. Sie hatten auf der Spitze des Berges verwundet unter Leichenhaufen gelegen; dann waren sie hervorgekrochen und meldeten nun, die Feinde seien fort. Die Brüder machten also in der Eile, so viel sie konnten, zurecht an Verbandsachen und eilten in die rauchende Stadt. Während sie noch unterwegs waren, kam eine Frau zu Andries mit der Nachricht, seine Frau nebst beiden Kindern seien verwundet, aber noch am Leben. Er versuchte hinüberzugehen, um sie zu suchen. Aber die Feinde schwärmten noch durch die Trümmerhaufen und durchsuchten sie nach Beute. Kaum war Andries etwas näher herangekommen, da scholl ihm das Klagegeheul derer entgegen, die sich bis jetzt geborgen hatten, aber nun noch nachträglich gemordet wurden. Unwissend, ob nicht die Seinen dabei wären, und völlig unfähig, ihnen zu helfen, mußte er in seinen Schlupfwinkel zurückkehren bis zum Abend.

Unterdessen kamen die Brüder mit ihren Arzeneien bei der Stätte der Verwüstung an. Ihnen scholl das Siegesgeheul der Swazi entgegen, die sich in Entfernung einer halben Stunde gelagert hatten und jetzt die Beute vertheilten. Nicht lange, so erhielten sie die Nachricht, ein Commando der Swazi gehe geradeswegs auf die Missionsstation zu. Die Brüder kehrten schnell zur Station zurück. Die Schwester Grützner nahm ihr einjähriges Kindlein auf den Arm und drückte es fest an ihr Herz, damit, wenn die Swazi die Mutter mordeten, doch das Kindlein wenigstens mitstürbe und den Barbaren nicht lebend in die Hände fiele. Die Brüder aber, ihre Seele dem Herrn befehlend, gingen dem Commando entgegen. An der Spitze desselben marschirte mit finstrem Blicke Capuna, der Anführer des Büffelregiments. Vier Weiber hatten ihm gesagt, König Maleo habe sein Geld, seine Tigerfelle und sein Schießpulver den Missionaren zur Aufbewahrung übergeben. Nun kam er, dies Alles auf der Station zu suchen.

Wuthentbrannt schnaubte er die Missionare an! „Ihr haltet es mit Maleo! Wie würdet Ihr sonst hier so allein sitzen? Alle Bauern sind fortgezogen, nur ihr nicht! Ihr seid Schuld, daß zweihundert Mann von den Meinen todt sind, Ihr habt sie ermordet. Ihr müßt wieder getödtet werden."

Hier galt es, kaltblütige Ruhe dem Unsinnigen entgegenzusetzen; sieben Bauern, die mitgekommen waren, thaten auch das Ihrige, um den Capuna von der Thorheit seines Denkens und Beginnens zu überzeugen. Endlich begütigte Grützner ihn durch das Geschenk einer Decke und er zog davon.

Jetzt brachen auch Grützner und Moschütz auf. Ersterer sollte die vier Weiber ihrer Aussage willen verhören, Moschütz wollte die Verwundeten verbinden. Er fand die Swazi schwelgend in der Beute, die gefangenen Weiber mußten ihnen Speise bereiten; die geraubten Kinder saßen wie die Schlachtschafe nebeneinander, weinten sie, so wurden sie hart geschlagen. Daneben tanzten und jubelten die Sieger in Kriegsspielen, schossen mit den erbeuteten Gewehren und heulten ihre Siegeslieder.

Nachdem Moschütz die Verwundeten von ihnen verbunden hatte, ging er durch die brennende Stadt zurück. Von der Spitze des Berges schallte das Gewimmer der Sterbenden, einzelne Swazi wühlten in dem Schutthaufen. Auf die Station zurückgekehrt, fanden sie etwa 20 Bakopa vor, die sich sofort aufmachten, um zu sehen, ob sich noch etliche Verwundete fänden, die noch zu retten wären. Als der Abend des eilften Mai hereinbrach, machte sich auch Andries wieder auf, um in Begleitung von Tschukudu die Stadt zu durchsuchen. Sie befühlten jeden Körper, auf den sie stießen. War er noch warm, so klopften sie ihm leise auf die Schulter und riefen: „Fürchtet Euch nicht, wir sind von den Eurigen; lebt Ihr noch?“ So konnten sie noch manchem Verwundeten Hülfe bringen. Aber seine Frau fand Andries nicht.

Endlich in der dritten Nacht stieß Tschukudu auf einen menschlichen Körper. „Lebst Du noch?“ „Ja“ — lautete die Antwort. Es war Andries Frau Masetunya. Dieser war bald zur Hand. „Kannst Du gehen?“ — „Nein, ich bin zu schwach, gieb mir Wasser!“ Sie blutete aus mehreren Wunden.

Das arme Weib hatte Entsetzliches durchgemacht. An jenem Kampfesmorgen hatte sie von ihrem höhergelegenen Ort ihren kämpfenden Mann beständig im Auge behalten. Ihr Kind trug sie in einem Felle auf dem Rücken. Plötzlich empfängt sie einen Assagaistich im Kopfe, bald darauf einen zweiten im Rücken quer durch die Brust. Ihre Sinne schwanden; sie lag bewußtlos da. Nach einiger Zeit kehrte das Bewußtsein wieder, aber sie konnte sich nicht bewegen. Ihr Kind auf dem Rücken wurde unruhig und schrie vor Hunger, und da sie nicht Kraft hatte, das Fell loszubinden, stampfte es entsetzlich, so daß die Wunde dem armen Weib doppelt schmerzte, bis sich das Kind losgemacht hatte und zur Seite gekrochen war. Am folgenden Tage waren die Swazi wieder gekommen, um die noch übrig gebliebenen zu ermorden. Masetunya regte sich nicht; ein Feind zog ihr die Armringe ab und ließ sie liegen. So fand sie Andries und in einiger Entfernung von ihr sein noch lebendes Söhnlein Jan, mitten durch den Leib gestochen; sein Töchterlein war völlig unverletzt. — Die beiden Verwundeten genasen völlig, Alle drei wurden gerettet, und kamen mit ihrem Vater Sekoto nach Botshabelo, woselbst Masetunya am

27 Mai 1866 getauft wurde und den Namen Maria erhielt. Jan ist später ein Jahr in Deutschland gewesen, um für den Missionsdienst vorbereitet zu werden, mußte aber, weil er das Klima nicht ertragen konnte, nach Afrika zurückkehren. Doch wir kehren zu unserem Kriegsschauplatz zurück.

Nachdem am 12. Mai Mittags sichere Botschaft vom Abzug der Feinde gekommen war, machte sich Alles, was sich auf der Station gesammelt hatte, auf, um zu retten, was noch zu retten wäre.

Gleich beim ersten Kraale fanden sie ein todtes Weib, auf deren Rücken ein verwundetes, aber noch lebendes Kind gebunden war. Sie lösten es ab und setzten es einstweilen in den Schatten eines Baumes. Bruder Grützner hat es hernach angenommen und erzogen und getauft, mit dem Namen Martha. Als vierzehnjähriges Mädchen hat sie ihn hernach auf seiner Reise nach Deutschland begleitet.

Aber unter den Trümmern der rauchenden Stadt, welch ein Anblick! Ueberall Leichen von Männern, Weibern und Kindern, bereits von Aasgeiern angenagt. Ein Weib mit ihrem Kindlein auf dem Rücken über einen Zaun gebeugt — todt. Ein anderes auf ihr Angesicht gestürzt, das arme Kind ihr vom Rücken gefallen — beide todt. Andere hingen als Leichen in den Dornenhecken, durch welche sie hatten fliehen wollen. Auf den Gipfel des Berges vermochten die Brüder um des entsetzlichen Leichengeruchs willen nicht vorzudringen. Sie gingen mitten durch die Stadt. Nur einen Theil der Leichen der gefallenen Gemeindemitglieder fanden sie. Geblieben waren Adam, Jacob, Platje, Tubaki, Nkoro, Khaschi, David, Tlake. Die reifsten Früchte aus der Zahl der Gläubigen hatte der Herr in die himmlischen Scheuern geerndtet; auch vier der gefördertsten Katechumenen waren durch die Bluttaufe gegangen. Am Leben waren Andries Sekoto, Maëli, Ratschabane, Tschukudu, Sefako. Die größere Hälfte von dem soeben noch so siegestrunkenen Stamme der Bakopa lag gemordet auf dem trotzigen Felskopf, von der andern Hälfte war die Hälfte gefangen fortgeschleppt in Feindesland. Die Christen daheim haben große Summen gesammelt, um sie loszukaufen; eine Anzahl konnten wirklich zurückgekauft werden.

Die Ueberlebenden zerstreuten sich nun durch die Stadt, um etwa noch einen von den Ihrigen zu finden; Söhne trugen ihre ermatteten Eltern auf dem Rücken aus der Brandstätte, auf den Tod verwundete Weiber wankten vom Berge herab.

Endlich kamen die Brüder auch an Maleo's Leiche. Um sie her standen seine überlebenden Kinder. Sie hatten eine Matte übergebreitet. Ein Sohn schlug sie zurück. Da lag der Häuptling auf seinem Angesicht, den Rücken von Stichen durchbohrt. Der

Mund, der vor Kurzem so frech gelästert hatte: „Ich bin Gott! Ich! Ich!" war für diese Erde verstummt. Mitten im Feuer seiner niedergebrannten Stadt lag der Mann, der kürzlich noch dem Missionar trotzig erwidert hatte: „Ich will in's Feuer! Ich will brennen." Laß die Swazi's nicht über mich kommen, hatte er gebeten. Jetzt waren sie gekommen, wie die Adler sich sammeln, wo ein Aas ist. — Wehmüthig stand der Missionar eine Weile bei dem todten Häuptling. Worte Gottes gingen durch seine Seele. Dann deckten die Umstehenden den Leichnam mit Ehrerbietung wieder zu.

Er hatte nicht gewollt!

---

14. Die letzten Tage von Gerlachshoop.

Nach und nach sammelten sich die Reste des Bakopastammes, zu denen eine Anzahl von Gefangenen sich gesellte, die sich auf dem Wege ihrer Bande zu entledigen gewußt hatten. Alle schaarten sich jetzt um die Missionare, wie die Lämmer um ihre Hirten. Ramopudu, der große Sohn Maleo's, wurde Stammeshaupt. Etwa 10 Minuten von der Station, jenseits des Rietflusses, siedelten sie sich auf neuen Wohnplätzen an. Das Werk Gottes hatte seinen guten Fortgang; von 17 Erwachsenen, die sich zum Taufunterricht meldeten, konnten am 3. Juli 1864 neun nebst zwei Kindern getauft werden; es schien, als sollte dem Rest des Bakopavolkes eine neue Heilszeit erblühen. Aber neue Gerichte brachen herein.

Kaum hatten die Reste des Volkes sich zu einigem Wohlstand zu erheben begonnen, da kamen die mächtigen Nachbarn, um sie auszuplündern. Maserumule, ein mächtiger Untercapitän von Sekukuni, der mit Mapoch in Feindschaft lebte, überfiel das Dorf, um alles, was etwa zu Mapoch gehörte, sich anzueignen. Darauf sandte Mapoch wiederum Botschaft, er betrachte nunmehr die Bakopa, weil sie nicht mit den Maserumule'schen gefochten hätten, als seine Feinde. Zu Weihnachten sandte er ein Commando, welches nach Herzenslust raubte und plünderte. Sekukuni machte ebenfalls seine früheren Hoheitsrechte über die Bakopa geltend und forderte sie auf, in seinem Lande zu wohnen, daß er sie beschützen könne. Als nun noch im Volke selbst Streitigkeiten entstanden, welcher von den Söhnen Maleo's als der „große" und als Thronfolger anzusehen sei, da brach alles auseinander. Ein Theil ging unter Matsepe nach dem Olifantflusse zu, ein anderer in die Gegend von Waterberg, ein dritter, etwa 130 Seelen, flüchtete am 27. Januar 1865 nach Botshabelo zu. Dies waren die Christen und die christlich Angeregten, unter ihnen der große Sohn Maleo's,

Ramopudu. Er wurde am 15. März 1868 getauft und ist jetzt (1877), als Christ mit dem Namen Josua, das Oberhaupt der zersprengten Reste des Bakopastammes, die sich in wachsender Zahl nach Botschabelo zusammenfanden, und dort getauft wurden. Ihre Zahl ist bereits auf mehr als 450 Seelen herangewachsen. Andries und Maëli sind auch aus ihrer Zahl und wandeln würdiglich ihres Christenberufes, also daß aus allem Kreuz, Sturm und Ungestüm heraus dennoch der Herr einen Rest sich erhalten hat, eine Anzahl geretteter Seelen, die in Christo ihren Frieden gefunden haben.

---

15. Aufbruch zum Bapedilande.

Am Mittwoch, den 21. August 1861, saßen vier Brüder, die beiden Missionare von Gerlachshoop, A. Merensky und H. Grützner, und die beiden, in diesem Jahre ihnen zur weiteren Ausbreitung des Wortes von Berlin aus nachgesandten jüngeren Brüder Nachtigal und Endemann, zum letzten Mal in ihrem Pfahlhäuschen bei einander und stärkten sich durch Gebet zu dem neuen wichtigen Schritt, den die Mission vorwärts thun sollte, diesmal bis hinein in das Herz des Bassutovolkes, zu dem mächtigen Bapedikönig Sekwati. Zwei von den Vieren, Grützner und Endemann, sollten in Gerlachshoop bleiben, die beiden anderen, Merensky und Nachtigal, ziehen. Eine Strecke weit boten die letzteren den beiden Pilgersleuten das Geleit; dann, als jene zurückgekehrt waren, stimmten diese miteinander das Lied an: „Der Ausgang, der geschehen, ist uns fürwahr nicht leid; es soll noch weiter gehen zur Abgeschiedenheit!" und so ging es hinein in die Wüste. Hinter sich hörten sie einen Ruf. Sie wandten sich um. Ihr alter, treuer Wagentreiber, Jacob aus Maleo's Stamm, war es, der sich noch nicht von den geliebten Lehrern trennen konnte, und noch einmal zum letzten Abschied grüßen wollte. „Jacob, vergiß den Herrn nicht!" — „Niemals, niemals!"

Acht Tage dauerte die Fahrt durch die Einöde.*) Am 28. August hatte der Vogel sein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, den Ort, wo die ersten Altäre dem Herrn im Bapedilande erbaut werden sollten. Es war bei dem Kraal des Unterhäuptlings Mametsi, unter dem Schutz des Lolu (Elephanten-) Gebirges auf einem früher vom Bauer du Plessis bewohnten Grunde; die Brüder nannten die Station, die Worte der

*) Maleo und Sekukuni p. 122. 123.

Eingeborenen mißverstehend (statt Kannetlole) Khalat=Lolu; ein Wort, welches in der Bassutosprache keinen Sinn hat, aber von jenem Tage an geschichtlich geworden ist und an große Thaten Gottes erinnert.

Merensky war nicht zum ersten Male im Lande. Schon im vergangenen Jahre, bevor die Station Gerlachshoop angelegt wurde, (2. bis 11. Juni 1860), hatte er einen Recognoscirungsritt in's Land gemacht,*) denn auch der Häuptling Sekwati war den neuangekommenen Brüdern durch die Bauern als einer der drei Häuptlinge bezeichnet worden, bei denen zunächst ein Missionsversuch zu machen wäre. Sekwati — (zwar nicht in eigener Person, denn er war krank und wollte dies die Bauern nicht merken lassen, damit sie nicht, seine Altersschwäche benutzend, einen Einfall in sein Land unternähmen, sondern vertreten durch die Person seines ersten Ministers, Mukir, der den Fremden sich als König Sekwati vorstellte) — hatte damals allzeit geantwortet: „Ich bin allzu froh!" Dann, als Sukkurs von den neuangekommenen Brüdern aus Deutschland kam, hatte Merensky mit Grützner und Nachtigal gemeinsam eine zweite Reise zu Sekwati gemacht,**) auf welcher sie (27. Juni 1861) bei Mukir, dem Pseudo=Sekwati, auch zum ersten Male den stattlichen Sohn des Königs, den tapferen Sekukuni, gesehen hatten. Damals war alles Nöthige zwischen Missionar und Häuptling verabredet worden; so kamen die Brüder denn jetzt als gewünschte und willkommene Gäste.

Der Herr hatte ihnen aber bereits auf mancherlei Weise die Bahn vorbereitet, sowohl zu dem Herzen des Königs, als zu den Herzen seiner Unterthanen.

Einer der mächtigsten Vorfahren des Königs, der noch jetzt im Bapedivolke hochgeehrte König Tulare, der Neustifter des Reiches, hatte, bevor er starb (1824), geweissagt: „Kinder es wird nach meinem Tode die schwarze Ameise kommen, wenn ihr die besiegt, so wird das Reich stark bleiben. Ueberwindet ihr sie nicht, wird die weiße Ameise kommen, und euch unterwerfen!" Die schwarze Ameise, der Zulufürst Moselekazzi, Stifter des Matebelenreiches, war gekommen, und hatte mit den übrigen Bassutostämmen zugleich auch das Reich der Bapedi niedergetreten. Die weiße Ameise (die Bauern), waren gekommen, und sie fürchteten die Erfüllung des zweiten Theils jener Weissagung und der kluge und energische König Sekwati wünschte, trotzdem er gegen die schwarze Ameise (die Swazi) und die weiße Ameise (die Bauern) nicht ohne Glück gekämpft hatte, doch sehnlich den Frieden mit den Weißen,

*) Maleo p. 110—112.
**) Maleo p. 119.



Khalat-Lolu.

und hoffte denselben am besten dadurch zu vermitteln, daß er die weißen Lehrer in seinem Lande zu wohnen hatte, die als Dolmetscher und Entzifferer der Bauernbriefe dienen könnten.

Diesem Wunsche des Königs aber war auch ein energischer Wunsch aus der Mitte des Volkes entgegen gekommen. Wie wir oben schon berichtet haben, zogen Schaaren von Jünglingen aus allen Völkerschichten des Binnenlandes in die Küstenstädte, um dort ein Gewehr zu erarbeiten; dieselben brachten auch einige Brocken von Gotteserkenntniß mit, welche, obwohl sehr ungeordnet und mit Aberglauben gemischt, dennoch unter dem denkenden Theil der Bevölkerung ein lebhaftes Fragen und Suchen hervorriefen. Nachdem nun ein farbiger Gewehrschmied, Padishe*), die erste Kunde gebracht hatte, waren im Juni 1860 fast zu gleicher Zeit mit Merensky's erster Recognoscirungsreise zwei ernste Christen, Jan Mafadi und Jacob Mantladi, von ihren Dienstarbeiten aus Port Elisabeth heimgekehrt,**) der erste bereits getauft, der andere der Taufe nahe. Beide hatte der Herr auf wunderbare Weise durch Träume und Visionen erweckt, und mit solchem Eifer für das erkannte und ergriffene Heil in Christo erfüllt, daß sie, obschon vielfach bedroht und selbst am Leben gefährdet, es nicht lassen konnten, ihren Landsleuten von Jesu zu erzählen.

Die Erweckungsgeschichte dieser beiden merkwürdigen Männer enthält so viele Wunder der Gnade des Herrn, daß wir sie in besonderen Lebensbildern dargestellt haben.†) Hier müssen wir uns auf Vereinzeltes beschränken.

Mafadi schaute deutlich im Traumgesicht, wie das Menschengeschlecht durch Wasser und durch Feuer unterging, dann ein andermal, wie er einem weißen Blatt Papier ähnlich gen Himmel fliege, dann wieder, wie er den Himmel offen sah und die Stimme hörte: „Dort wohnt der Herr! Dort ist es schön, sehr schön! Dorthin sollst du auch kommen!“ Mantladi wurde bei wachem Zustande durch eine deutlich vernehmbare Stimme erweckt, daß er begann zu beten. Darnach erschien ihm der Herr im Traum und rief ihm zu: „Ich lebe wahrhaftig und bin der Herr!“ In der nächsten Nacht sprach er zu ihm: „Stehe fest und höre nicht auf das andere Volk!“ Weiße lichte Männer winkten ihm und forderten ihn auf zur Nachfolge.††)

---

*) Lebensbilder 3. Auflage p. 51. 71. 72.

**) Lebensbilder p. 15.

†) Lebensbilder p. 15. 28. 30 2c. Maleo p. 117.

††) Es ist ein merkwürdig Ding, daß die Verheißung des Herrn „Eure Jünglinge werden Träume sehen 2c.“ sich in der Bassutomission, da der Herr auszog, sich ein neues Volk zu erstreiten, in der ersten Zeit in gehäuftem Maße erfüllte. Die erwähnte Spezialdarstellung in Maleo und Sekukuni, und noch mehr die in das Detail der Kenntniß vom Bassutovolke einführenden „Lebensbilder“ sind angefüllt mit den Nachrichten von den allermerkwürdigsten

Diese beiden treuen Zeugen schwiegen nach ihrer Rückkehr ins Vaterland nicht von dem, was sie gehört und gesehen hatten und was ihren Herzen gewissere Wahrheit war, als ihr eigenes leibhaftiges Leben. Die in den „Lebensbildern" mitgetheilten Einzelzüge davon, wie die ersten Sonnenstrahlen des über das Bapedivolk aufgehenden Evangelii in einzelnen Herzen (z. B. Joseph Kathedi, Martinus Sewushan, Jakob Makuëtle und Andere) fingen, wie allmählich die Schatten der Heidennacht dahin schwanden, wie zuerst Dämmerlicht, darnach Ahnung vom Aufgang aus der Höhe, die gebundenen Heidenherzen durchzitterte und die Sehnsucht nach der Freiheit der Kinder Gottes erweckte, wie etliche schon daran dachten, sich auf die Reise zu machen, nicht um ein Gewehr zu erarbeiten, sondern um Gottes Wort zu suchen, — das Alles gehört zu dem Ergreifendsten, was jemals auf dem Missionsfelde erlebt worden ist. Wir müssen aber auch hierüber uns an diesem Orte mit den bloßen Andeutungen begnügen, weil wir die speciellen Ausführungen bereits in den gedachten Spezialdarstellungen gegeben haben. Hier nur so viel, daß unter den also Erweckten auch Männer von Einfluß waren, welche vornehmlich es beim Könige Sekwati durchsetzten, daß unsere Brüder ins Land gerufen wurden, so daß diese also von König und Volk mit offnen Armen empfangen wurden,

Sie selbst hatten freilich von dem Allen keine Ahnung, und waren daher nicht wenig überrascht, als am 30. August bei ihrem Antrittsbesuch auf der Hauptstadt Jan Makadi, die fünf Bücher Moses in der französischen Bassutoübersetzung unter dem Arme, sein Taufzeugniß in einer Blechschachtel sauber bewahrt, freudestrahlenden Angesichts sie begrüßte, und als sie nach Khalatlolu zurückkehrend die Männer, die ihnen folgten, über Gottes Wort reden hörten.

Sie meinten zuerst, es seien ihre Sachenträger; als sie sich aber umwandten, sahen sie, daß es Jan und Jakob waren, die ihrer Spur gefolgt waren.

„Kommt ihr von England?" fragten die beiden, die die erste Kunde vom Herrn aus dem Munde englischer Missionare gehört hatten.

„Nein, von Deutschland, noch viel weiter her, als von England. Um euretwillen haben wir uns aufgemacht, euch den Herrn Jesum anzukündigen!"

Da lachten die beiden Bapedi-Männer laut auf vor Freuden und riefen: „dat is mooi!" (das ist schön!).

Träumen und Visionen. Es war damals Regel, daß alle Erweckten solche bezeichnenden Träume und Visionen empfingen, so sehr, daß der ehrliche Pudumo, ein rechtschaffener Christ, fast an der Echtheit seiner Bekehrung irre wurde, weil er keine Visionen erfahren hatte.

„Kann wohl Mai (Mantladi), wenn er zwei Wochen bei euch gewesen ist, die Taufe empfangen?“ fragte Mafadi.

„Nein! der Herr droben würde sehr zürnen, wenn wir Leute tauften, die wir noch nicht genau kennen!“

„O, ihr kennt den Mai nicht! Der glaubt sehr stark, und hat den Herrn Jesum lieb und geht überall umher und predigt und bekennt ihn! Er hat auch schon Sekwati von Modimo (Gott) gesagt; aber der ist dunkel, und lebt wie ein Schwein. Auch die andern Häuptlinge hat Mantladi ermahnt; sie haben geantwortet, er solle schweigen. Er schweigt aber nicht, und sind auch schon zwei Männer auf der Stadt durch ihn gewonnen, daß sie beten; die werden auch wohl bald kommen.“

„Habt ihr denn den Herrn noch nicht um Lehrer gebeten?“

„Ach, alle Tage haben wir darum gebetet. Denn unser Land ist ja noch so finster. Jetzt sehen wir, daß der Herr unsere Gebete erhört hat!“

Nun wußten die Brüder, was sie mit so starker Gewalt aus Gerlachshoop hinweg, gerade zu dem mächtigen Bapedikönig gezogen hatte. Sie priesen den Herrn in ihren Herzen, daß er so wunderbar Bahn gebrochen hatte, und gingen fröhlich ans Werk.

Es dauerte auch nicht lange, so stellte sich bei ihnen Martinus Sewushan ein, ein Gewehrschmied und ein bei Sekwati höchst angesehener Mann, und nach etlichen Wochen kam, fünf Meilen weit durch das Gebirge gepilgert auch Joseph Kathedi, der Blinde,*) beide voll brennenden Eifers, das Wort des Herrn ganz auszulernen; auch andere Leute des Volks kamen, „um das Wort zu lernen.“

---

16. Ein heidnischer Regierungswechsel.

Es war Sonntag Abend, den 22. September 1861. Die Brüder hatten die kleine Schaar der vier ersten Katechumenen in Khalatlolu im Abendgottesdienst um sich versammelt, unter ihnen Kathedi, den Blinden, der so eben zum erstenmal die gefahrvolle Reise von fünf Gebirgsmeilen zurückgelegt hatte, um in den Taufunterricht zu treten.

Da plötzlich wurde die andächtige Stille in dem Missionshäuslein durch ein lautes Geheule und schrillende Klagetöne unterbrochen, welche von Mametsi's Kraal herübertönten. Erschreckt sprang man auf, eilte hinaus und hörte schon von fern die Schreckensbotschaft: Sekwati ist todt!

Solche Nachricht ist für die Heiden nicht schmerzlich um der

*) Die Lebensbeschreibung beider siehe in den Lebensbildern p. 47—84.

Pietät willen, die man für den gestorbenen König im Herzen trägt, sondern um der Angst willen, die man für das eigene Leben hegt. Denn ohne Blutvergießen vollzieht sich nicht leicht ein Regierungswechsel unter den heidnischen Bassuto.

Sekukuni war der tapferste und klügste, aber nicht der größte von den Söhnen Sekwatis. Vornehmer als er war Mampuru, einer vornehmeren Frau Sohn, dem Sekwati bei Lebzeiten seine Sefoka (Straußenbanner) überreicht hatte zum Zeugniß, daß er ihn zum Thronfolger bestimme.*) Deshalb suchte Sekukuni, der sofort die Nachricht vom Hinscheiden des Vaters erfuhr, dieselbe vor allen Dingen geheim zu halten und sandte schnell zuverlässige Boten zu den mächtigsten seiner Anhänger, die noch in der Nacht vom 21. zum 22. September sofort zu ihm stießen, um den von Sekukuni mit Gewalt usurpirten Thronrechten nöthigenfalls Nachdruck zu verleihen.**) Nachdem er waffenfähige Männer genug um sich gesammelt hatte, wurde am folgenden Tage die Todesnachricht veröffentlicht, und gelangte also am 22. September Abends auch nach dem etwa sechs Meilen entfernten Khalatlolu.

Die Trauerfeierlichkeiten auf der Hauptstadt hatten inzwischen begonnen. Sekwati's Leiche wurde in das sackartig abgezogene Fell eines schwarzen Rinds gethan, und also in einer Ecke des Kchoro (eines großen kreisförmigen Versammlungsplatzes,) in der Nähe der Königswohnung mit dem Gesicht nach Nordost in hockender Stellung eingegraben, also daß die oberen Zipfel des Felles aus der Erde hervorragten. Dann wurde der Platz mit einem Zaun von Pallisaden umgeben, und ein Jahr lang, so erforderte es die dortige Hofetikette, die Ochsen des Königs in diese Umzäunung hineingetrieben, auf daß unter deren Dünger der König völlig beerdigt werde.

Hieran knüpften sich die übrigen Trauerfeierlichkeiten. Sämmtliche Unterkapitäne mußten sich mit einem erheblichen Geschenk von Schlachtochsen vor dem neuen König einfinden. Einige Hundert derselben wurden geschlachtet und das Fleisch den Leuten gespendet, „damit sie Kraft zur Trauer behielten," so daß es den Trauernden mit dem Ochsenfleisch damals fast so erging, wie den Juden mit den Wachteln, und das will einem Bassutomagen gegenüber nichts Geringes sagen.

Als die Nachricht nach Khalatlolu kam, machten sich auch unsere Katechumenen, den blinden Kathebi eingeschlossen, sofort auf den Weg nach der Hauptstadt zur Trauer. Wären sie nicht gegangen, so hätte man gesagt; „Das sind die Leute, die den König getödtet haben," und sicherlich sie niedergemacht.

Bedenklich war den jüngeren angehenden Christen die Frage,

*) Das Nähere siehe Lebensbilder p. 132.
**) Lebensbilder p. 122.

ob sie ihr Haar in üblicher Weise zur Trauer scheeren sollten. Dies sei doch ein Theil der Zaubereisünde, die man bei solchen Gelegenheiten übe, und sicherer sei es doch, sich lieber todtschlagen zu lassen, als bewußter Weise an einer Zauberei Theil zu nehmen. Nur mit Mühe ließen sie sich durch die Missionare überzeugen, daß das Haarabscheeren und Heulen bei der Todtenklage noch nicht an sich selbst Sünde sei. So gingen sie.

Sie fanden den neuen König Sekukuni umgeben von allen mächtigen Unterhäuptlingen. Er hatte Sekwati's Vieh zu einem Haufen zusammentreiben lassen und redete nun die Mächtigen darauf an: „Da sind die Beeste (Rinder) meines Vaters. Sie gehören jetzt Niemand, meinem Vater nicht, denn der ist todt, auch mir nicht, sondern dem Starken. Wer von euch stark ist, der gehe hin und treibe die Beeste für sich weg. Aber ich werde mich mit ihm messen, und wer Sieger bleibt, der sei König."

Niemand wagte den Kampf mit dem gefürchteten Sekukuni, auch Mampuru nicht, denn er stand unvorbereitet seinem wohlgerüsteten Nebenbuhler gegenüber. Dieser aber wandte sich zu ihm und sprach: „Unser Vater wollte, daß du die Hälfte der Beeste erhaltest. Nimm sie nur. Du bist mir von unserem Vater als meine Gattin übergeben, und sollst es auch sein!" Damit übertrug er dem Mampuru eine auszuführende Expedition und dieser zog mit seinen Bewaffneten dahin.

Wenn aber Sekukuni geglaubt hatte, seinen Bruder mit dieser Großmuth zu überwinden, so hatte er sich verrechnet. Derselbe konnte über die eine Hälfte der Rinder, die er bekam, die andere nicht vergessen, die er verloren hatte. Er schmiedete Aufruhrpläne, und in dieser Zeit, wo sein Inneres brütete, schien es sogar, als stände sein Herz dem Worte offen.*) Die Missionare nahmen sich seiner an. Auf ihre Verwendung hin verzieh der König, der sich bald völlig in seiner Macht befestigt hatte, noch einmal dem aufrührerischen Bruder. Aber in dessen Herzen wurde nicht Ruhe. Wenige Wochen später war er nebst seinem Anhange aus dem Lande geflohen, zunächst zu dem mächtigen Unterhäuptling Mampuru auf Magakal, — später versuchte er es, nach Botshabelo zu entfliehen; dann ging er zu den Erbfeinden seines Volkes, den Mapoch'schen Matebelen und den Swazikaffern.

Nicht so glimpflich verfuhr Sekukuni mit anderen nahen Verwandten, Mojalludi und Seboni. Dieselben wurden einfach überfallen; der letztere wurde niedergemetzelt mit seinem Anhange, der erstere flüchtete zu Mapoch und setzte von dort aus seine Raub- und Plünderungszüge fort. Hier und dort sah man Dörfer in Flammen aufgehen, und erhielt Kunde, daß ihre Bewohner ermordet

*) Lebensbilder p. 133 ꝛc.

seien, so daß alle Leute bei dem Gedanken erschraken, nun käme die Reihe auch bald an sie, und Jacob Mantladi, damals noch Heide, sie mit dem stoischen Troste tröstete: „Seid doch nur stille, wir sind ja alle zu Schlachtochsen geboren.“ Daß die Grausamkeiten nicht noch in weit ausgedehnterem Maße geübt wurden, daß auch die Trauerfeierlichkeiten, die sonst zwei Monate zu dauern pflegen, auf 14 Tage abgekürzt wurden, war zum Theil dem Anfangs sehr starken Einfluß der neuangekommenen Missionare zu verdanken, die der König schon in den ersten Tagen rufen ließ, damit sie die Nachricht vom Hinscheiden des Königs an Moschesch und an die Bauern brieflich mittheilten.

Von großer Wichtigkeit für unser Werk aber war es, daß unsere Brüder noch bei Lebzeiten des Sekwati in's Land gekommen waren. Ihm selbst hat es ja kein Heil mehr gebracht, aber sein Nachfolger und das Volk zeigten nun auf die Brüder und sprachen: „Das sind Sekwati's Lehrer!“ und namentlich Sekukuni, der mit abergläubischer Scheu vor der Uebertretung des väterlichen letzten Willens zurückscheute, und darum auch nicht einmal an den gefürchteten Bruder Mampuru die Hand zu legen wagte, hielt die Missionare als ein Vermächtniß Sekwati's in Ehren und that ihnen alle mögliche Gunst und Vorschub.

---

17. Fröhlicher Anfang der Arbeit unter den Bapedi.

Bald nach seinem Regierungsantritt ließ Sekukuni die Brüder nach der etwa 5—6 Meilen entfernten Hauptstadt rufen, gab ihnen freundlich die Hand, legte dieselbe sodann auf's Herz und sprach: „Schön! Schön!“ Dann wies er ihnen eine Hütte an: „Dies ist euer Haus — ist es immer, so oft ihr herkommt!“ — Die Brüder sprachen: „König, es wird geschehen, daß Leute deines Volkes, die das Wort Gottes ganz annehmen, sich in etwas von den Sitten der Heiden unterscheiden werden. Daran darfst du dich nicht stoßen; sie werden trotzdem doch deine treuen Unterthanen bleiben.“ — „Ach nein,“ antwortete Sekukuni, „im Gegentheil, ich werde hören, ob das Volk gut lernt, und werde mich freuen, wenn etliche das Wort ganz auslernen und verstehen! Ich selbst will den Sonntag halten und an dem Tage nicht arbeiten lassen!“ — Dann gab er ihnen den Andries, einen Mann aus seiner nächsten Leibwache, mit, der überall auf den Kraalen verkündigen mußte, daß man den Lehrern, wohin sie auch kämen im Lande, Kost und Aufnahme gewähren möchte. Dazu ließ er den Brüdern, damit sie einen näheren Weg zur Hauptstadt hätten, seine geheimen Gebirgspfade zeigen. Den heidnischen Zauberern,

die ihn gegen die Brüder aufreizen wollten, antwortete er: „Was begehrt ihr? Die Lehrer sind nicht meine, sondern Sekwati's Lehrer. Wie kann ich Sekwati's Lehrern entgegen sein?“ Den Lehrern gegenüber that der König manche Aeußerungen, die sie zu der Meinung veranlaßte, auch er wolle gern glauben und werde nur durch die Rücksicht auf seine vielen Weiber zurückgehalten.

Unter solchen Umständen kam das Volk massenhaft, um bei den Brüdern Unterricht zu suchen, und es war herzerhebend, am Sonnabend Abend rings um die Station hin die Wachtfeuer der Haufen brennen zu sehen, um welche die Sonntagsbesucher zur Nachtruhe sich lagerten. Die Sonntagsarbeit wurde rings umher eingestellt. Eine merkwürdige Gebetserhörung,*) da die Brüder im Glauben gewagt hatten, auf die Bitte der Heiden hin um Regen zu bitten, und da dieser wirklich nach langer Dürre auf das Gebet hin erfolgte, machte einen tiefen Eindruck auf den König und das ganze Volk. Ueberall hörte man damals rufen: „Der Herr ist Gott! Der Herr ist Gott!“ Die Missionare wurden von jetzt ab nicht mehr makóa (Bauern) sondern batu „unsere Leute“ genannt.

Aus der großen Zahl der Lernenden hoben sich die besonders Heilsbegierigen ab. Jonas Pudumo hatte im Busch sein eigenes Gebetsplätzlein. Jacob Mantladi sprach: „Ich kann manchmal die ganze Nacht nicht schlafen. Mein Herz ist mir wehe, so verlange ich nach dem Lernen!“ und einmal fragte er die Brüder: „Wie kommt es doch, daß das Herz der Gläubigen, wenn es das Wort Gottes hört, stets so aufwallt, wie siedende Milch?“ Der blinde Joseph Kathedi, welcher, wenn er zum Unterricht herüber kam, in der Hütte der Brüder schlief, wollte durchaus die Erlaubniß haben, auch in der Nacht aufzustehen um draußen zu beten. Mankubu, ein altes Mütterchen, wohnte so weit entfernt, daß sie jedesmal mehr als einen Tag gebrauchte, um zum Taufunterricht zu kommen, und deshalb fünf Tage in der Woche unterwegs war; aber sie stellte sich regelmäßig ein. Da war es für die Brüder eine Lust, Gottes Wort den Heilsbegierigen zu verkündigen. Schon am 14. Januar 1862 konnten sie die Erstlinge taufen,**) Jacob Mantladi und Martinus Sewushan und Joseph Kathedi nebst zweien seiner Kinder. Das jüngste Mägdlein von fünf Jahren war gerade geboren, als die Lehrer in's Land kamen. Deshalb hatte er sie Barutla genannt, zu deutsch: „Die Lehrer kommen.“ Wenige Wochen später konnte auch Kathedi's Frau, Makchomo, mit dem Namen Maria getauft werden, und Joseph und Maria waren fortan ein liebes, christliches Ehepaar bis auf diesen Tag. Eine

*) Maleo 2c. p. 128. 129.
**) Maleo 2c. p. 129. 130.

große Zahl von Catechumenen trat in die durch die Taufe des 14. Januar entstandene Lücke. Und je größer die Zahl der Getauften wurde, um so größer wurden im wachsenden Maßstabe die Schaaren derer, die sich zum Taufunterricht meldeten. Eine Morgenröthe in herrlichem Glanz ging auf über das Bapedivolk!

---

18. Drei Gestorbene.

Die Executionen, mittelst deren Sekukuni seine Herrschaft befestigen mußte, währten bis in die Mitte des Jahres 1862. Um Johannis dieses Jahres sammelte der König seine ganze Heeresmacht wider einen aufrührerischen Vasallen Mokchoëte. Zu den Kriegern wurde auch Merensky geladen, der dem Heere eine Feldpredigt halten mußte. Er giebt von dem versammelten Zuge eine malerische Beschreibung (Maleo &c. p. 135—137). Nachdem er seine Anrede gehalten, verabschiedete er sich. Drei Tage später (25. Juni) sahen die Brüder von Khalatlolu aus nach der Richtung von Mokchoëte's Kraal eine schwarze Rauchwolke aufsteigen. Was sie verkündigte, das bestätigten am folgenden Tage die rückkehrenden Krieger. Mokchoëte's Kraal war erstürmt und verbrannt; aber auch eine andere schmerzliche Nachricht brachten sie mit: Mafadi, der Erstling der Gemeinde, war unter den Gefallenen.

Als des Königs Aufgebot ihn zu den Waffen rief, ging er zuvor zu seiner alten Mutter (Großmutter) Hanna Sewaitscheng, und sprach zu ihr: „Mutter, ich gehe nun weg. Dein Auge wird mich nicht wiedersehen; darum will ich dich nur um Eins bitten, bleib beim Herrn und wirf ihn nicht fort! Glaube an ihn bis an dein Ende; es wird so fern nicht sein!" Als ihm sein dabei stehender, heidnischer Stiefvater fluchte, antwortete er: „Vater, du fluchst mir heute und betrübst mich! Es ist aber das letzte Mal, daß du das thust. Ich gehe jetzt heim zu meiner Frau; von da gehe ich in den Krieg und werde nicht wiederkommen!" Damit ging er.

Todesgedanken hatten ihn schon seit längerer Zeit beschäftigt, und zum öftern hatte er Nachts in seiner Hütte ein helles, wunderbares Licht geschaut, so hell, daß auch seine Frau vermeinte, es sei lichter Tag. Mit Vorliebe hatte er sich in die Offenbarung Johannis versenkt und dem Bruder Nachtigal zum öftern seine Sehnsucht nach der „schönen, überaus süßen Seligkeit" geoffenbart. Jetzt wußte er mit innerer Gewißheit, der Herr werde ihn rufen. So ging er denn zu seiner Frau Mpapane, nahm sein jüngst getauftes Söhnlein Leboga in den Arm und brachte es der Mutter. Leboga (Danke) hatte er es genannt, um durch ihn an den Dank erinnert zu werden, den er dafür schulde, daß die Lehrer

gekommen seien. Jetzt brachte er das Kind zu seiner Mutter und sprach: „Mpapane, ich gehe jetzt und kehre nicht wieder. Leboga, unser Kind, sollst du zu dem Herrn weisen und es den Lehrern bringen; es soll der Lehrer Kind sein. Hörest du, ich sei gestorben, so sollst du deinen Kopf nicht kahl scheeren, wie die Heiden thun, denn ich gehe als ein gläubiger Mann heim zu meinem Herrn. Wirst du aber nicht beim Glauben bleiben, so werde ich den Herrn bitten, daß er das Kind zuvor sterben lasse!“ — Damit ergriff er seine Waffen und stieß zu des Königs Heer.

Mokchoëte's Kraal war bald erstürmt, aber der Rest seiner Mannschaft hatte sich in eine Höhle geflüchtet, und vor derselben eine Schanzmauer von losen Steinen aufgeworfen, und sie eröffneten von hier aus ein mörderisches Feuer auf Sekukuni's stürmende Schaaren. Drei Mal versuchten sie die Höhle zu nehmen, drei Mal prallten sie vor dem Feuer Mokchoëte's zurück. Niemand wollte mehr heran!

Da springt Mafadi, der Christ, an die Front, springt mit schnellen Sätzen bis an die Schanzmauer, gefolgt von den durch sein Beispiel ermuthigten Kriegern; er reißt eine Lücke in die Mauer; dann aber empfängt er die tödtliche Kugel durch die Brust, wankt zur Seite und fällt. Noch einmal rafft er sich auf und kniet nieder und betet lange und laut. Was er sprach, konnte im Getümmel des Kampfes Niemand verstehen; denn die Krieger Sekukuni's drangen durch die Lücke, und bald war der Feind niedergemetzelt. Als die Krieger zurückkehrten, hatte Mafadi seinen Geist in die Hände des Herrn zurückgegeben. Die Heiden legten ihn in eine Felsspalte und deckten ihn mit Steinen zu, damit er vor den wilden Thieren bewahrt bleibe.

Moroa Machale aber, der Heide, Mafadis Nebenmann, als er das Ende des christlichen Helden anschaute, sprach: Was ist das? Ich dachte immer, die Gläubigen beten immer nur, wenn sie essen wollen, und der hier betet auch im Gefecht, und ist noch dazu auf den Tod verwundet! Es muß doch um das Beten der Gläubigen eine große Sache sein; ich bin überwunden und will jetzt auch beten lernen! So begann er zu beten, bis er am 27. Mai 1866 getauft wurde. — Wenige Tage nach Mafadis Tode trifft Moroa Machale den Willem Tsie, und erzählte diesem von Mafadis Tode. Derselbe wurde so ergriffen, daß auch er sich zur Taufe meldete, und gerade drei Jahre nach Mafadis Heimgang an seinem Todestage 25. Juni 1865 getauft werden konnte. Derselbe ist später eine der Säulen der Christengemeinde in Botshabelo geworden bis auf diesen Tag.

So ging von dem Tode unseres Erstlings noch Leben aus für die Hinterbliebenen.

Bald nach dem 25. Juni 1862 suchte Br. Nachtigal die

alte Mutter Mafadis auf, Hanna Sewaitscheng. Die war gar nicht so traurig, sondern sprach: Ich habe es ja gewußt, daß er sterben werde. Er hat's mir ja gesagt, daß er sterben werde. Mein Kind ist todt! Aber ich bin nicht betrübt, sondern freue mich, daß er bei dem Herrn ist! Weiter sprach sie: „Hier ist es nicht schön! Ich bin alt; die mich umgeben, sind gottlos, und spotten über den Glauben. Sterbe ich aber, so habe ich's immer gut, und gehe zu meinem Herrn dort oben!" Ihr war noch eine Frist gegeben, in der sie sich mit innigster Sehnsucht auf ihr Scheiden rüstete. Sie empfing das heilige Abendmahl in tiefer Andacht aus Merensky's Hand, und sprach: „Mein Herz ist stille! Ich sehne mich beim Herrn zu sein. Ruft er mich, so gehe ich mit Freuden!"

Als es dann wiederum Juni wurde, träumte sie, zu ihr treten drei Lichtgestalten, unter denen sie die eine als ihren Sohn Mafadi erkannte. Die drei sahen sie an, sprachen aber kein Wort, sondern verschwanden bald wieder. Von jetzt ab dachte die Alte nur noch an ihren Heimgang, und lag mit gefalteten Händen regungslos da. Ihre letzten Worte waren: „Ich gehe nun hinauf zu meinem Herrn." —

Am 13. Juni 1863 ist sie selig heimgegangen.*)

Einen ganz andern Ausgang nahm Mafadis Frau Mpapane. — Sie hatte ja, gewonnen durch ihres Mannes Bitten und Mahnungen, einen Anlauf zum Glauben genommen. Dennoch aber hatte sie dessen letzte Mahnungen nur zu bald vergessen, und war selbst, als denselben entsprechend ihr Kindlein Leboga am 17. Juli starb, nicht zur Besinnung zurückgekehrt. Im December erschien ihr im Traumgesicht der Herr und mahnte sie zur Umkehr.**) Sie erzählte diesen Traum, der eigentlich keiner Deutung bedurfte, den Brüdern in Khalatlolu und wurde auch von diesen noch einmal ermahnt. — Binnen kurzem war sie das Weib eines Zauberers, und dem Herrn verloren für immer. Im Mai 1869 brachte Jacob Mantladi den Brüdern die Nachricht von ihrem schrecklichen Ableben. Sie war erkrankt an einer Krankheit, bei der es war, als ob sie von innen heraus verbrenne. Ihr Mann warf die Zauberwürfel, welche befahlen, sie sollte fern aus dem Kraal fortgeschafft werden. Die Heiden verließen sie, einer der Christen suchte sie auf und hörte die arme einsame Verlassene schreien: „Ich brenne! Mein Mann hat mich oft zum Herrn gewiesen und zu zu mir gesagt: Glaube! Ich habe begonnen ihn zu suchen, habe ihn aber wieder weggeworfen! Dafür straft mich Gott nun! Ich sterbe und gehe verloren; denn ich habe meine Seligkeit muthwillig

---

*) Näheres über sie siehe Lebensbilder p. 18, 23.
**) Siehe Lebensbilder p. 22.

verscherzt! Ich gehe verloren! Ich brenne!" — „Ich brenne!" das war ihr letztes Wort. Weiter hatte sie nichts mitzunehmen vor Gottes Richterstuhl! Kyrie eleison!

---

19. Bewährung der Gläubigen unter den beginnenden Verfolgungen.

Unter denen, welche von dem Todestage Mafadis einen tiefen Eindruck empfingen, war auch Sekukunis leibhaftiger Bruder Dinkoanyane. Er sah die Haufen der Leichen vor sich liegen, schauderte zusammen und sprach: „So werde ich auch einst da liegen!" —

Alte Erinnerungen wurden wach! Schon an dem Tage, wo ihm 1860 sein Bruder Ngoanatsumane gesagt hatte, die Lehrer seien da, hatte er mit einem Eidschwur geantwortet: „Nun werde ich beten! Ich werde es mir nicht blos vornehmen, sondern auch wirklich thun!" — Sein Vorsatz war bald vergessen, die That folgte nicht. Er lebte vielmehr sein zügelloses Wollustleben in einer Weise fort, daß es ihn zuletzt selbst anekelte und er bei Zauberern Mittel gegen diese Versuchung suchte.

Jetzt waren Todesgedanken in ihm wachgerufen. Er ging zu seinem Vetter David Impjane, der seit einiger Zeit ebenfalls Gottes Wort suchte. Derselbe war aber zu wenig gefördert, als daß er ihm hätte helfen können. So ging er zu Jacob Mantladi und darnach zu Martinus Sewushan, die ihm sichern Grund zeigten für sein suchendes Herz.

Sekukuni hörte hiervon und erschrack, sammelte sich aber zu großem Zorn. Schon seit längerer Zeit hatte er mit Eifersucht sehen müssen, daß seine besten Leute zum Lehrer gingen, und daß die Zahl der Getauften sich mehrte. Klagen konnte er ja über letztere nicht, sie waren und blieben ja seine treuen Unterthanen, aber eins war ihm unerträglich, daß sie eine Macht kannten, die ihnen höher war als der Wille des Königs, nämlich der Wille des lebendigen Gottes, wie er in dessen Worten ausgesprochen ist. Das kränkte den Stolz des Königs, der alle Mahnungen des Wortes an das eigene Gewissen um der Forderung willen abprallen ließ, daß er nur Ein Weib haben dürfe. Allmählich nahm er, zwar noch nicht gegen die Missionare, wohl aber gegen die Getauften seines Volkes eine feindselige Haltung an. Als im März 1862 Martinus die Gläubigen der Hauptstadt zum Gottesdienst um sich versammelt hatte, drangen die Heiden ungestüm auf ihn ein, ob er denn nicht wisse, daß der König bereits gesprochen (das Glauben verboten) habe? Martinus antwortete aber: „Und wenn ihr mich tödtet, so lasse ich den Herrn nicht!"

Sekukuni schalt seine allzueifrigen Knechte, denn er wollte nicht gern seinen geschickten Gewehrschmied verlieren. Er that also seinen Spruch; Glauben könne Sewushan immerhin, nur predigen solle er nicht mehr, denn dabei sängen die Leute nicht, sondern heulten, und das wolle er nicht hören.

Von Stund an ging das Gerücht durch das Land, der König habe das Glauben verboten, — und sofort schrumpfte die Zahl der Katechumenen beträchtlich zusammen. Der König aber berief ein Pitscho (Rathsversammlung), und fragte seine Großen, was man mit den Gläubigen beginnen solle. „Laß sie alle tödten!" lautete der Spruch. Andere aber warfen ein: „Seht ihr denn nicht, daß die Gläubigen lachen, wenn man ihnen vom Tode spricht?" — „So nehmt ihnen ihr Eigenthum!" sprachen andere. „Aber darauf, so lautete die Antwort, geben sie erst recht nichts!" Andere aber sprachen: Mein König, tödten darfst du die Gläubigen nicht, denn wenn du das thust, wird dein Reich nicht bestehen!"

Der König wurde nachdenklich; er rief den Lefula heran: „Du mußt die Bücher bei Seite thun!" — „Ja, Herr, aber den Herrn lasse ich nicht!" — „Wenn ich dich nun tödten lasse, wirst du dann gen Himmel fliegen?" — „Ja, meinen Leib kannst du tödten, der bleibt hier unten, mein Geist aber geht zum Herrn!" Nun trat auch Dinkoanyane hervor und sprach: „So tödtet mich nur; ich bin zwar noch nicht getauft, aber der Herr wird mich dennoch annehmen!"

Der König erschrak. So war also das gewaltige Wort der Fremdlinge schon in seine eigene Familie eingedrungen. Nun war es Zeit, energisch einzuschreiten. Er schwankte nur über den Weg, den er einzuschlagen habe. Sollte er die Lehrer verjagen? Aber er hörte, daß die Gläubigen einen Bund gemacht hatten, sie wollten, wenn der König die Lehrer verjage, alle das Land verlassen, und mit den Lehrern ziehen. Oder sollte er die noch wenigen Getauften alle tödten? Aber daraus machten sie sich ja nichts. Oder sollte er zur Abschreckung wenigstens etliche der Hervorragenden unter den Gläubigen tödten, damit die andern erschrecken? — Der letzte Weg schien ihm der beste zu sein; und obschon es ihn seinen werthgeschätzten Gewehrschmied kosten sollte, sein Herz war bereits erbittert genug; er gab Befehl, den Martinus zunächst zu tödten, denn dieser war unter allen Gläubigen der Festeste und wie ein Prediger unter den Heilssuchenden der Hauptstadt, in welcher bisher ein Missionar noch nicht wohnte.

Als Martinus erfuhr, was ihm bevorstand, sprach er zu Nachtigal: „Ich weiß nicht, woher das kommt; oft ist mein Herz sehr getrost angesichts des Todes; dann aber kommen wieder

Stunden, wo mir die Hinrichtung doch als etwas sehr Bitteres und Schweres erscheinen und mir die Freudigkeit rauben will."

Kurze Zeit darauf wurde Martinus zur Feldarbeit commandirt. Ein Freund warnt ihn, er solle dort erstochen werden. Er erfleht sich Muth und Freudigkeit und geht, wohin er befohlen ist. Wie er bei der Arbeit ist, erscheint ein Trupp Bewaffneter. Des Königs Bruder führte sie an. Wie derselbe mit hochgeschwungenem Speer auf Martinus zustürzt, hat dieser gerade noch Zeit, zum Herrn um ein seliges Stündlein zu flehen. Dann erwartet er ruhigen Blickes den Stoß des Henkers. Den Blick aber kann dieser nicht ertragen; er erbebt; der erste Speer fliegt über Martinus hinweg, der zweite sinkt vor ihm nieder. Der Wehrlose hatte den Mörder überwunden. Sekukuni wagte nicht, seinen Bruder ob des unausgeführten Befehls willen zu strafen. Er wurde selbst von einer geheimen Angst gehalten, daß die Ermordung eines Gläubigen an ihm selbst schwer werde gestraft werden.

So wandte er sich denn wieder an seinen Bruder Dinkoanyane, dessen Neigung zum Wort Gottes ihm ganz besonders ein Dorn im Auge war. Er ließ ihn fragen: „Ist es wahr, daß du nicht mehr Bier trinkest, sondern in den Büchern liesest?" Als er diese Frage bejahte, befahl er ihm, sofort vor ihm zu erscheinen.

„Hast du wirklich das Bier fortgeworfen?"

„Ja, mein König, ich habe es fortgeworfen!" — „Und warum hast du das gethan?" — „Weil es mich am Worte Gottes hindert!" — Hier begehrte der König auf das heftigste auf,*) schalt den Bruder mit den gemeinsten Worten und fragte ihn darnach: „Nachdem du das Bier verworfen hast, wirst du nun nicht auch alle andern Dinge verwerfen?" — „Ja, mein König, ich hoffe daß Gott mir helfen wird, alle bösen Dinge wegzuwerfen!" — „So schwöre mir dies heute!" — Nachdem dies Dinkoanyane gethan, rief der König aus: „Wenn ich dich heute nicht tödten lasse, so wird dein Vater noch aus dem Grabe aufstehen!" Darnach sandte er hin, um Dinkoanyane seine Frau zu rauben. Der Herr aber verhinderte, daß dieser Befehl zur Ausführung kam.

Trotzdem scheint es, daß Dinkoanyane noch einmal dem Willen des Köngs gefolgt und schwach geworden sei. Wir finden ihn im October 1862 wiederum als Anführer einer Mörderschaar, die der König beauftragt hatte, den Joseph Kathedi und Martinus Sewushan zu tödten.

Es war Sonntag; die Gläubigen saßen in einem Kraale

*) Lebensbilder p. 144 f.

unter freiem Himmel; Martinus hielt das Gebet. Da kam ein Bote des Königs, welcher sagen ließ, heute werde Sekukuni selbst zum Gottesdienst erscheinen. Martinus verstand das Wort und sprach zu den Versammelten: „Wer sich nun fürchtet, der gehe nach Hause; denn heute wird die Sache ernst.“ Einzelne wenige Katechumenen entfernten sich. Nicht lange darauf kam die Schaar, geführt von Dinkoanyane, dessen Bruder, der blutdürstige Ngoanatsumane, war mit unter der Schaar. — Da tritt einer aus den Bewaffneten an die Steinmauer, blickt hinüber und berichtet dem Ngoanatsumane, was er gesehen habe. Sofort sprang dieser über die Mauer, ging auf Martinus, der grade aus dem neuen Testament vorlas, zu, ergriff ihn beim Schopf und schwang das Beil zum Todesstreich. Des vornehmeren Bruders hemmendes Wort gebot ihm Halt. Dinkoanyane setzte sich neben Martinus und befahl ihm, weiter zu lesen. Und dieser liest und liest, und der Königssohn hört und hört, und wird nicht müde zu hören. Ngoanatsumane mit den Henkersknechten ist längst davongegangen, als Dinkoanyane noch immer sitzt und dem Worte Gottes zuhört. Endlich steht auch er auf, und geht mit dem festen Entschluß nach Hause zurück, nimmermehr wieder vom Glauben zu lassen.

Der König ergrimmt, läßt ihn rufen und verbietet ihm bei Todesstrafe, ferner zu beten und das Wort zu lesen. Dinkoanyane antwortet ihm: „Ja, willst du mich tödten, so tödte mich. Aber du kannst mir das Leben nur nehmen, wenn es der Herr haben will. Gott ist es, der das Leben giebt und nimmt. Warum schützet ihr nicht euch und die Eurigen gegen den Tod? Der Tod ist stärker, als ihr. Heulend und weinend bleibt ihr zurück, wenn er kommt. Ich aber bin nicht bange! Sterbe ich nach Seinem Willen, so gehe ich zu Ihm nach Seinem Worte! Aber vom Glauben lasse ich nicht, und wenn ihr mir 1000 Stück Vieh geben wolltet. Gott hat mich reicher gemacht als ihr Alle seid. Nach Gottes Wort und Willen gedenke ich zu leben!“

Der König stutzte über solche königliche Sprache. Er unterdrückte seinen Zorn gegen den Bruder; gab aber sofort Befehl, Martinus zu tödten, den er für Dinkoanyane's Verführer und Bezauberer ansah. Diesmal sollte das Todesurtheil so ausgeführt werden, daß Martinus zu einer Jagd befohlen wurde, bei welcher alle Jäger Befehl erhielten, nur auf Martinus zu schießen.

Am Abend des 3. Nov. 1862 tritt ganz still und heimlich der Sohn des vornehmen Ministers Mukir in Martinus Hütte. „Martinus, geh morgen nicht zur Jagd! Das Wild, auf welches geschossen werden soll, seid ihr!“ —

Martinus sieht dem heidnischen Freunde und Warner ruhig

ins Auge, und spricht: „Höre, Mukirs Sohn, du kennst Gott nicht! Heute aber wirst du sehen, was Gott vermag! Die Sache, über die du sprichst, bewegt mich nicht; ich denke nicht einmal darüber nach!“ —

Staunend verläßt ihn der Freund. Martinus aber bereitet seine Gewehre für die morgende Jagd. Was für Gedanken in der Nacht durch seine Seele gewogt haben, das weiß Gott der Herr. Noch stand ihm ja der Weg zur Flucht offen! Und war es ein Unrecht, unter solchen Umständen zu fliehen? — Dem Martinus war es ein Unrecht. Er war ja der Vorsteher der kleinen Gemeinde auf der Hauptstadt. Auf ihn waren Aller Augen gerichtet. Floh er, so waren die Gläubigen geärgert, Schafe ohne Hirten! — Martini Entschluß stand fest.

Am folgenden Morgen in der Frühe schon war der Freund wieder bei ihm. „Martinus, fliehe! fliehe! Ich bin selbst bei des Königs Pitscho gewesen und habe gehört, du sollst erschossen werden! Da sieht ihn Martinus mit strengen Blicken an: „Wie darfst du mir das sagen? Ich will nicht, daß du deines Königes Heimlichkeiten ausplauderst! Ich will dergleichen nicht wieder hören!“

Somit nimmt er seine Waffen und geht zur Jagd. Alsbald gesellen sich Dinkoanyane und ein anderer Christ zu ihm, um ihn zu begleiten. Er aber sendet sie fort: „Geht ihr allein! Ich bin das Wild, das man heute sucht. Aber man sucht auch euch, drum haltet euch abseits, fern von mir!“

Als Martinus sich dem verabredeten Versammlungsplatze näherte, waren die Jäger dort schon versammelt. „Jetzt, Leute ist es Zeit!“ rief Maschupje, Sekukunis Bruder. — Aber eine peinliche Stille erfolgte. Keiner der Heiden wagte auf den gefürchteten Martinus das Gewehr anzulegen, und als Ngoanatsumane den einen aus dem Haufen ruft: „Du, Matebe, wann wirst du nun das ausrichten, was ich dir gestern befahl?“, da stotterte derselbe verlegen die Antwort heraus: „Nein, Herr! Ich habe keine Kugel in der Tasche!“ — „Wann wird das Volk zur Jagd kommen? rief Kolluke, ein anderer Bruder des Königs. — „Koschi (Herr), entgegnete ihm der inzwischen dicht herangetretene Martinus, Koschi, sind sie denn zur Jagd befohlen?“ — Da merkten die Heiden, daß Martinus von Allem unterrichtet war. Und dennoch diese Furchtlosigkeit? Ein jäher Schreck durchzuckte sie. Der Mann, der so dem Tode ins Angesicht sehen konnte, mußte sicher gewaltige Zaubermittel besitzen. So rief der Anführer der Jagd: „Es ist nichts! Laßt uns nach Hause gehen!“ Martinus kehrte in Gesellschaft seiner Henker ruhig nach dem Kraal zurück. Als er an die ersten Häuser kam, hörte er, wie zwei Weiber hinter dem Zaun miteinander sprachen: „Eben sind zwei Schüsse gefallen! Nun ist Martinus todt!“ — Aber sein Glaube hatte ihn errettet!

Nach dieser Begebenheit machte Sekukuni noch einmal einen ernstlichen Anlauf auf das Herz seines Bruders Dinkoanyane. Er sagte ihm, er sei krank, und er, Dinkoanyane, der frühere Zauberer, möchte doch noch einmal für ihn die Zauberwürfel werfen. Als dieser es weigerte, begehrte der König auf! „Du bist ein Lügner! ein liebloser Mensch bist du, und nicht mein Bruder! Aber siehe, wenn die Sonne dort im Westen steht, so lebst du nicht mehr; heute werde ich dich tödten lassen!"

Ernst und schweigend ging Dinkoanyane seines Wegs und bereitete sich auf sein letztes Stündlein. Aber auch diesmal wagte der König nicht, die Hand an den Bruder zu legen, und als nun zwei Tage später die Brüder Merensky und Nachtigal auf die Hauptstadt kamen, da eilte Dinkoanyane nebst einem Begleiter namens Khatlang zu ihnen, und schüttete sein Herz aus: „Lehrer, ich muß Euch bekennen, daß ich ein krankes Herz habe und glaube! Dem, der neben mir sitzt, geht es eben so. Ich wohne hier so ganz allein und kann das Wort Gottes nicht hören. Heute seid ihr nun hier! Nun saget mir des Herrn Wort!" — Die Brüder thaten es mit Freuden, und drei Tage später (10. Nov. 62) machten die Beiden sich auf nach Khalatlolu, um förmlich in den Taufunterricht einzutreten.

---

20. Sekukuni fast gläubig.

Die Erlebnisse der letzten Tage hatten auf Sekukuni einen tiefen Eindruck gemacht. So oft hatte er nun schon Befehl ertheilt, etliche der Gläubigen zu erschlagen, und nie war der Befehl ausgeführt worden. Und doch konnte man nur mit Todesgefahr des Königs Befehl unausgeführt lassen! Und der König selbst war innerlich voll Bangen gewesen, darüber, daß er ausgeführt werden könnte. War es nicht wirklich ein persönlicher Gott, der die Christen beschützte?

Als nun am 7. Nov. 1862 die Brüder Nachtigal und Merensky auf die Hauptstadt kamen, fanden sie den König in einer merkwürdig weichen Stimmung. Er hatte nach langer Dürre so eben vergeblich sich bemüht, Regen zu machen, und bat in seiner Noth die Brüder, Gott um Regen zu bitten. Diese faßten Glauben zu solchem Gebet, und der Herr erhörte sie. Der König bekam einen neuen Anstoß. „Ist nicht der Gott, der im Himmel wohnt und das Gebet der Gläubigen erhört, mächtiger als die Lügenkraft, auf welche du so lange Zeit gebaut hast?" — „Wenn nur die Weiber nicht wären," sprach er am 10. Nov. zu Merensky, als er sich verabschiedete. „Ja wenn ich nur drei oder vier von ihnen behalten könnte, dann wollte ich die andern vierzig allein wohnen

lassen. Denn Gottes Wort ist doch ein wunderbares Ding, es wirkt nicht heftig an mir; aber so wie Fett ein Fell weich macht, so fühle ich jetzt, daß Gottes Wort mein Herz erweicht!"

Am 25. Nov. versammelte er seine Brüder um sich zum Bier. Dazu sprach er: „Wir wollen jetzt mit einander trinken. Ich muß euch aber zuvor etwas sagen. Wenn ich Jemand etwas gebe, so dankt er. Auch ihr habt mir für das Bier gedankt. Der Herr ist es, der das Korn zum Bier hat wachsen lassen! Sollten wir Menschen danken und nicht Gott? Dinkoanyane, sprich du ein Dankgebet!" Als dieser es mit Freuden that, sprach der König weiter: „Dinkoanyane, du lächelst jetzt über mich. Wenn ein Feind geschlagen ist, so streckt er die Waffen. Ich gleiche heute jenem Feinde. Ich bin überwunden, und werfe mein Schildfell und Assagai von mir!" Nachdem sie getrunken hatten, mußte Dinkoanyane abermals danken.

Jetzt gab es für diesen gläubigen Königssohn eine köstliche Friedenszeit. Er konnte nach Herzenslust sich satt essen am Worte. Sein Weib Molate trat im nächsten Februar auch in den Taufunterricht; sie ist später, am 25. Juni 1865, in Botshabelo getauft und heißt Martha; sie ist eine der gefördertsten Christinnen geworden.

Zum König redete der Herr aber noch auf besondere Weise. Es war am 6. December 1862 spät Abends. Der König war eben eingeschlafen, als er davon erwachte, daß Jemand neben ihm stand und ihn anfaßte. Es war eine Gestalt, in welcher der König den leibhaftigen Mafadi erkannte, der bei Mochoëte gefallen war. Er sah den König mit scharf forschendem Auge an, sprach aber kein Wort. Sekukuni ermannte sich und redete ihn an: „Mafadi, u tshua kaë?" (d. h. Mafadi, von wo kommst du?) Keine Antwort. — „Mafadi, was willst du? Woher kommst du? Bist du mit dem Regen vom Himmel herab gekommen?" — Wiederum keine Antwort. Da wurde es dem Könige zu enge im Hause; er stürzte hinaus und setzte sich auf einen Stein, am ganzen Leibe zitternd. Da es regnete, und die Müdigkeit den König wieder überfiel, begab er sich in sein Haus zurück. Aber kaum hat er sich niedergelegt, so steht Mafadi wieder neben ihm. Wiederum stürzte der König zum Hause hinaus und blieb die ganze Nacht im Freien. Am folgenden Tage sandte er zu den Brüdern Merensky und Nachtigal und ließ fragen, was diese Sache bedeute. Sie haben es ihm klar gesagt.

Acht Tage später saß Nachtigal beim Könige in der Hütte. Wiederum kam der König auf die Weiber zu sprechen und die Schwierigkeit, sie zu entlassen. „Aber," fuhr er fort, „ich sehe es kommen, daß das Wort Gottes mich noch ganz gefangen nehmen wird, und daß ich dann nur eine Frau behalten werde."

Am 21. December konnte Nachtigal seine erste wirkliche Predigt in Thaba Mossegu halten. Am Nachmittage sprach er wohl drei Stunden lang mit dem Könige über Matthäi 24. Der König erinnerte sich einer Sonnenfinsterniß, die an dem Tage stattgefunden habe, wo Tulare starb, und erzählte von der Angst, die er dabei ausgestanden habe. „Wie groß aber wird erst die Angst werden, wenn das geschieht, von dem du sprichst!" — „Ja," fuhr er dann fort, „es ist ein Gott und sein Wort ist groß und wahr; Gott ist ein großer Stier. Mein Herz ist erschrocken! Ich will Gott suchen, von ihm immer mehr hören!"

Zu seinen Leuten sprach der König: „Jetzt habe ich Gottes Worte ordentlich gehört. Gott ist groß. Wer da glauben will, der glaube nur; wer aber nicht glauben will, der schweige von nun ab mit seinem Spotten über das Wort und den Glauben! Hört ihr, was ich jetzt sage? Ich verbiete das Spotten!" Dies Wort des Königs lief bald von Mund zu Mund, und viele, die ihres Herzens Verlangen nach dem Glauben aus Furcht versteckt hatten, kamen jetzt offen damit hervor. Der König forderte aber selbst die Missionare auf, öfter, wenigstens einmal im Monat, zu kommen und Gottes Wort ihm und seinem Volke zu predigen. Beim Abschiede am Weihnachtsheiligabend sprach der König zu Nachtigal: „Du mußt nur ja nicht denken, daß ich wieder zurückgehen werde. Nein, ich gehe, wenn auch langsamen Schrittes, vorwärts. Ist ja doch das Wort Gottes nicht gleich einem ungestümen Rosse; es ist langsam, Schritt für Schritt ist es mir auf den Leib gerückt, und beginnt mein Herz zu fangen. Du bist mein Bruder, mein Kind; ich habe dich und Merensky lieb, mein Herz steht auf euch gerichtet. Gottes Wort, das ihr bringet, ist ein gutes Wort. Ich glaube es, und will, daß mein großer Sohn (der Thronfolger) auch glaube und lerne, von Kind auf, besser als ich, daß er auch schreiben und lesen könne. Bis jetzt hütet er meine Rinder, er soll aber nicht mehr Hirte bleiben; ich werde ihn von den Heerden wegnehmen und zu euch geben!"

Wie ernst es dem Könige damals um die Bekehrung war, das bekundete er damit, daß er zu Neujahr 1863 die Erlaubniß zur Anlegung einer zweiten Station in seinem Lande, beim Unterhäuptling Maserumule, ertheilte.

Zu Merensky aber sprach der König: „Du sollst auf der Hauptstadt selbst dein Haus bauen. Geh' nur erst hin und hole deine Frau; dann will ich dir so viele Arbeitsleute geben, daß dein Haus in einem Tage fertig wird, und dann wollen wir mit einander grau werden!"

Die neuangelegte Station Patametsane aber wurde ein neuer Lebensborn für das Land Sekukunis.

---

21. Pata metsane.

„Grabe das Wässerlein auf,“ bedeutet der Name, und in der That ist ein Brünnlein auf diesem Ort aufgethan worden, welches, wenn auch nicht für Heereshaufen, so doch für eine Anzahl durstiger Heidenseelen Heil und Leben gespendet hat.

Bruder Endemann, der am 8. Juni 1863 beim Häuptling Maserumule von Gerlachshoop aus eintraf, wurde mit einer peinlichen Scene empfangen. Zwischen Maleo und Maserumule war beständiger Kriegs- und Raub-Zustand. Als nun der letztgenannte Häuptling die von Gerlachshoop mitgekommenen Dienstleute des Bruder Endemann erblickte, fuhr er zornig auf diese los, auch sein Volk erhitzte sich zu immer größerem Zorn, so daß Endemann jeden Augenblick meinte, die Leute sollten erschlagen werden. Und wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn die Leute nicht Dienstleute des Missionars waren. So begnügte sich der Häuptling damit, die Feinde mittelst zweier Bewaffneten sofort über die Grenze zurück eskortiren zu lassen.

Endemann aber baute sein Hüttlein, von sieben Schritt Länge und vier Schritt Breite, von welchem er selbst folgende Beschreibung giebt: „Der Raum zur Bewegung ist so eng, daß ich grade am Tische sitzen und schreiben und vom Eingang bis ans Lager gelangen kann. Streusand habe ich für meine Stube nicht nöthig, dafür hat die Natur schon gesorgt. Freilich ist er nicht von der schönen, feinen, weißen Sorte, wie man ihn daheim hat, doch das thut nichts, ist's doch Streusand. Ausfegen und abfegen habe ich bis auf den Platz auf dem Tische, wo ich schreibe und esse, auch nicht nöthig, denn der Fußboden ist Sand, und das setzt so viel Staub, daß man sich die Luft abzufegen vergehen lassen muß, wenn man nicht den ganzen Tag dazu verwenden will.“

Zu der ersten Predigt des Missionars kamen 40 Leute, das nächste Mal 50 und so fort bis an 500, von welchen freilich viele nichts verstanden, auch gar nicht sich die Mühe zuzuhören gaben. Die ersten Leute, die einzeln kamen, brachten Tauschartikel, denn sie meinten, der Lehrer sei ein Händler; darnach aber kamen einzelne, die auf die Frage: „Was suchst Du?“ antworteten: „Ich suche das Wort!“ Es war aber damals eine Zeit geistlicher Heimsuchung über Sekukunis ganzes Land ausgegossen, so daß schon am zweiten Tage einer, Maputle, kam, — er hatte seine Kindheit unter den Menschenfressern zugebracht und ist jetzt Küster in Botshabelo, — mit der Bitte, in den Taufunterricht aufgenommen zu werden. Zu diesem gesellten sich am folgenden Tage zwei neue, am dritten wieder zwei, und nach Verlauf von acht Tagen konnte der Taufunterricht mit sechs Katechumenen beginnen.



Patametsane.

Den siebenten hinderten seine Verwandte. Es war ein eilfjähriger Knabe, namens Rabupi. Als dieser durch Worte sich nicht vom Besuchen des Lehrers abbringen ließ, versuchte man es mit wuchtigen Sambokhieben, und als dies nicht half, zerquetschte man ihm die Finger zwischen Assagaistielen, und als das nicht half, jagte man ihn fort. Darob verminderte sich sofort der Andrang zu den Gottesdiensten.

Malakeng, der eine Dienstjunge von Gerlachshoop, den Endemann schon als Katechumen mitgebracht und bei sich behalten hatte, wurde der Erstling in Patametsane; er erhielt am 13. September in der heiligen Taufe den Namen Johannes.

Im Januar des folgenden Jahres erweckte Bruder Endemann dadurch, daß er den Wagenweg durch eine Felsschlucht zurechtmachte, großen Unwillen. Die Leute meinten, er mache den Ort nur für Bauern zugänglch, damit sie mit ihren Wagen leichter herankommen könnten, was ja in der That für Kriegszeiten nicht ohne Bedenken war. Aber in der ersten Aufregung mußte der Missionar namentlich von Shikoane, Maserumule's Sohn, sehr böse Worte hören, er sei der Teufel, der den Regen vertreibe, denn seit er hier angebaut, sei der Regen ausgeblieben; er dürfe Raubvögel nicht ferner schießen, die Ziegelsteine, die er gebrannt habe, seien die Ursache, weshalb es nicht regne, und was der thörichten und bitteren Worte mehr waren. Ja der Häupting verbot zeitweise geradezu den Leuten, zur Predigt zu gehen — ein Verbot, was er freilich auf die Vorstellungen des Missionars hin sehr bald zurücknahm.

Während auf diese Weise die Gottesdienste sich leerten, wurden die eigentlichen Katechumenen nur eifriger, etliche von den benachbarten Häuptlingen Otjimile und Motshatshe, deren Kraale Endemann wiederholt besuchte, fanden sich hinzu, und so konnten am Osterfest 1864 die sechs ersten Erwachsenen und zwei Kinder aus dem Volk von Patametsane getauft werden.

Unter den ersteren waren außer Maputle, dem Menschenfresser, auch zwei Neffen des Häuptlings Maserumule, Söhne des angesehenen Unterhäuptlings Lehoelere, Bruders von Maserumule, welcher sich durch das königliche Verbot nicht hindern ließ,, die Gottesdienste zu besuchen, ja überhaupt den Eindruck machte, als sei er nicht fern vom Reiche Gottes. So hat ihn auch der Herausgeber noch im Jahr 1867 gefunden, wo er noch spät Abends zum Wagen herankam, um den großen Lehrer mit einem Topf Bier zu begrüßen (s. Reisetagebuch p. 521). Unter seinen beiden Söhnen zeichnete sich besonders der eine, namens Maserumule, aus, der in der Taufe den Namen Petrus empfing.

Dieser Petrus Masernmule ist durch eine Predigt erweckt worden, die Bruder Endemann auf Patametsane über den schmalen und breiten Weg hielt. Sein Gewissen bezeugte ihm, daß er auf

dem breitem Wege sei, und er begann nun täglich zu beten: „Modimo, u mpushe tseleng ea tachlecho; Morena u ntshokeloe, kibe cho ueni bophelong byo bo se felecho“ d. h. Gott bringe mich zurück vom Wege des Verderbens. Herr, erbarme Dich meiner, daß ich bei Dir sein möge im ewigen Leben! Amen!“ Das Gebet fand gnädige Erhörung. Am 27. März 1864 wurde Petrus getauft.

Nach Sitte der Bassuto war er Mann von einer Frau, die noch eigentlich ein Kind war, und bei ihren Eltern lebte. Als dieselbe herangewachsen war, ging er zu den Eltern und fragte, ob sie zustimmten, daß ihre Tochter mit ihm als Christin auf gleichem Wege wandeln dürfe. Die Eltern stimmten zu, und Bruder Endemann traute das junge Paar; die Frau besuchte die Gottesdienste in Patametsane. Binnen Kurzem aber verboten die Eltern der Tochter das Glauben, und dieselben wurden selbst so feindselig, daß sie ihr Kind zurücknahmen und den Petrus entschieden zurückwiesen, um ihre Tochter einem anderen Manne zu geben. Petrus liebte wirklich seine Frau und wollte nicht von ihr lassen. Als die Eltern das Kind der jungen Eheleute durch Gift zu beseitigen trachteten, erbat sich Petrus des Kindes Leben, und der Herr erhörte sein Gebet. Das Gift blieb ohne Wirkung. Alle Versuche, seine Frau wieder zu erhalten, scheiterten aber an der Hartnäckigkeit derselben und ihrer Eltern. Er hatte nur die Wahl, entweder sein Weib oder den Herrn aufzugeben. Er gab um des Herrn willen das zärtlich geliebte Weib auf.

Späterhin ist er nach Botshabelo ausgeflüchtet und Kraalhäuptling über eine größere Anzahl von Farbigen geworden. Seine Frau wurde die junge Zipora Mankone, eine der geflüchteten Frauen des Sekukuni, von denen wir weiter unten berichten werden.

Nachdem die acht getauft waren, traten sofort neue Katechumenen in den Unterricht und das Wässerlein begann bereits kräftiger zu rieseln, und wäre vielleicht noch fröhlicher gesprungen, wenn nicht die fast neun Monate in Anspruch nehmende Brautreise des Bruder Endemann, während welcher Bruder Sachse die Station verwaltete, ein Hemmniß gebracht hätte. In seiner Abwesenheit machten die Mapochschen einen Raubanfall auf die Station und nahmen 32 Ochsen mit, welche Sachse, trotzdem daß er sich darum selbst zu Mapoch begab, nicht wieder zurückerhalten konnte. Die Gewitterschwüle, die sich während dieser Zeit auf Taba Mossägu in den beiden Wettern des Juni und November entlud, wirkten auf Patametsane lähmend ein, so daß wir aus dieser Zeit nichts Erfrischendes, — wie von Khalatlolu —, zu vermelden haben. Als aber Endemann im October 1865 von der Bai zurückkam, war es, als sollte ein neues Regen und Bewegen von dem Lebenswasser auf Pata metsane beginnen; während die Zahl der Getauften sich auf

etwa 20 mehrte, meldeten sich immer mehr Katechumenen, bis, wie wir später ersehen werden, Sekukunis neu erwachte Feindschaft, auch diesem Lebensregen ein Ziel setzte.

22. Fröhlicher Aufschwung des Werkes unter Hindernissen. Cha Ra Tau.

Der Same, den der Herr in Sekukuni's Herz streute, war unter die Dornen gefallen; die wuchsen mit auf und erstickten ihn. Die Dornen hießen Vielweiberei, Herrschsucht, böse Räthe, Eifersucht, Trunksucht und Hoffahrt. Ein heidnischer Fürst kann eben nicht anders sich bekehren, als wenn er mit allem bricht, das er bis dahin groß geachtet hatte, und sich genügen läßt an himmlischen Gütern.

Die Spuren von dem tiefen Eindruck, welchen das Wort auf des Königs Herz gemacht hatte, lassen sich noch bis in den April 1863 hinein verfolgen, und gehen parallel einer allmälig wachsenden Feindschaft. Am 17. April 1863 weigerte sich eine Katechumenin, beim Tode ihres Mannes die üblichen Zaubereien an sich vornehmen zu lassen. Die Sache kam vor den König. „Hat sie das Buch gelernt?" — „Ja, Herr König." — „Nun, dann laßt sie in Frieden, wir wollen doch einmal sehen, was das Buch hier im Lande noch anrichten wird." Bald darauf wurde Mashile gläubig, und derselbe Mann, der früher alle Welt mit seinen Schwänken ergötzt hatte, wurde nun mit einem Male ganz still. Der König ließ ihn rufen: „Mashile, wie kommt es, daß du jetzt so still bist, und hast sonst doch so viele Spässe gemacht?" — „Daß ich jetzt still bin, das macht Gottes Wort." — Da rief der König aus: „Was ist es doch für eine Macht um das Wort Gottes! Das wird uns noch alle überwinden!" Er litt auch nicht, daß die Heiden Mashile verspotteten. „Seht," sprach er, „Mashile war still, ihr aber fangt an, ihn zu plagen. Das will ich aber nicht! Damit verscheucht ihr die Gläubigen von meinem Kchorong!"

Bei dieser Stellung des Königs zum Worte Gottes war es nicht zu verwundern, daß die Zahl der Taufbegehrenden sich auf weit über Hundert mehrte, und daß von ihnen von Zeit zu Zeit ein Häuflein getauft werden konnte. Ja, das Wort Gottes drang in seine nächste Umgebung ein; eine Anzahl seiner Weiber wurde gläubig, seine Mutter wurde angefaßt, sein Vetter David Impjane bekannte offen den Herrn, und bekräftigte es mit den Worten, man werde ihn leichter todtschlagen, als vom Wort des Herrn wegbringen. In der Hauptstadt selbst, in der unmittelbarsten Nähe des Königs, war eine kleine Gemeinde von Getauften und die Zahl der Katechumenen wuchs von Woche zu Woche. Der König war

von dem allen genau unterrichtet; jede neue Nachricht von einer vollzogenen Taufhandlung erfüllte ihn mit neuem Zorn; schon sah er sich im Geiste verlassen von den Besten, wenn nicht von der Mehrzahl seines Volkes. So brütete der arme Mann Pläne über Pläne, um dem Glauben entgegen zu arbeiten, und einer von denselben gelang ihm über Erwarten gut.

Das Schwerste in Sekukuni's Augen war, daß sein Bruder Dinkoanyane nicht blos glaubte, sondern auch selbst Todesdrohungen gegenüber treulich bekannte. Diesen wenigstens nicht Christ werden zu sehen, wünschte er um so mehr, als er fürchten mußte, daß, wenn die Christen erst einen der Ihrigen aus der Königsfamilie hätten, sie diesen leichtlich zum König ausrufen und ihn dann vom Throne stürzen könnten.

Er berief also im September 1863 Mukir, seinen schlauen Minister, um mit ihm einen Plan zu verabreden, wie Dinkoanyane vom Glauben abzubringen sei. Der König hatte selbst tief genug in's Wort Gottes und in das Herz der Gläubigen geschaut, um zu wissen, daß er mit Beraubung aller Güter, ja des Lebens selbst, bei ihnen gar nichts ausrichtete. Er hatte aber auch so viel aus Gottes Wort erkannt, daß bewußte Sünde schwach mache und das Glaubensband zerreiße. So setzte er also bei Dinkoanyane's früherer Lieblingssünde ein, und suchte ihn zum unerlaubten Umgange mit einer seiner Frauen zu bereden. Dinkoanyane widerstand kräftig.*) Aber Mukir von der einen Seite, und jenes Weib von der andern, wußten ihre Netze so fein zu stellen, daß der unglückliche Mann hineinfiel. — Wenige Tage später (6. October 1863) brachte ein Gläubiger nach Khalatlolu die schmerzliche Kunde, Dinkoanyane habe sich gänzlich von den Gläubigen zurückgezogen und lebe wieder, wie die Heiden. — Das satanische Bubenstück des Königs war völlig gelungen. Durch den Boten, den Nachtigal zu Dinkoanyane schickte, ließ dieser zurückantworten: „Du fragst, wie es mit mir geht? Frage nicht mehr also; denn ich gehöre nicht mehr euch! Ich bin müde geworden; denn der König und viele andere plagten mich Tag für Tag, und des Königs Weib hat immer gelockt und gerufen. Ich bete nicht mehr. Ich war ein Mensch; jetzt gleiche ich einem Unthier; ich bin wie ein Steinlein, wie ein Hälmchen Gras; ich bin nichts, ich bin kein Mensch mehr!"

Der König sammt seiner heidnischen Umgebung jubelte und triumphirte. Weit in's Land hinaus wurde die Nachricht verbreitet, Dinkoanyane habe den Glauben verworfen.

Aber Satan hatte sich verrechnet; er hatte nicht bedacht, daß durch die Buße auch eine Rettung aus seinen Netzen gegeben sei.

*) Lebensbilder p. 148 f.

Wie schon aus der obigen Botschaft Dinkoanyane's zu ersehen ist, hatte der arme Zurückgefallene keinen Frieden. Unstät irrte er umher; von der Süßigkeit des Wortes hatte er zu viel geschmeckt, um nicht durch den faden Ersatz der heidnischen Genüsse angeekelt zu werden. Ein Stich durch's Herz war es ihm, als am 14. Novbr. 1863 sein Vetter und naher Freund David Impjane inmitten von 22 Erwachsenen die heilige Taufe empfing. Er suchte die Gläubigen wieder, die ihn mieden, und einer von ihnen, den er anhielt, sah, wie er bitterlich weinte. Bald kam die Nachricht nach Khalatlolu, der abgefallene Königssohn gehe den thränenreichen Weg der Buße.

Als daher am 16. November*) Nachtigal zum Könige auf die Hauptstadt entboten wurde, um diesem einen Brief der Bauern zu lesen, da schaute er sich überall um, ob er nicht des unglücklichen Gefallenen ansichtig werden könne.

Es war Morgens ganz in der Frühe am folgenden Tage, als Dinkoanyane bei ihm eintrat: „Mein Herz ist voller Angst und Schmerz; ich weiß nicht, was ich thun soll; ich bin sehr erschrocken! Was muß ich thun, daß ich wieder fröhlich werde?" — „Du hast den Herrn weggeworfen; aber Er hat dich nicht weggeworfen. Flehe zu Ihm, daß Er dir deine Missethat vergebe. Aber dann bekenne dieselbe auch offen vor den Gläubigen und bitte sie um ihre Fürbitte!" — „Ja, Mynheer, das Alles werde ich thun!" — „Aber noch Eins, gehe auch zum Könige und sprich offen zu ihm, daß du nicht ferner wider Gott sündigen willst. Du wirst Spott und Schmerz auf dem Wege erfahren. Aber erschrick nicht, der Herr wird dir Kraft geben!" — „Nein, ich werde nicht erschrecken! Wenn ich nur wieder Frieden und Freude im Herzen erlange!"

Der Königssohn ging den schweren Weg. Die Engel Gottes standen ihm bei. Er war dem Netz des Jägers entronnen; der Strick entzwei, das Wild war frei!

Beides, die Taufe Impjane's und die Umkehr Dinkoanyane's reizten den König zum äußersten Zorn, und derselbe wandte sich jetzt nicht mehr blos gegen Martinus und Jacob Mantladi, die er bis dahin als Anstifter all' dieser Unruhe angesehen hatte, sondern ging nun direkt gegen die Lehrer selbst: „Ich habe ein Wort gehört," so sprach er öffentlich auf dem Kchorong, „das kommt vom Himmel. Das Wort spricht: Die Lehrer predigen Lügen; die Lehrer haben in ihrem Lande Böses gethan und sind geflohen. Der Merensky ist von den Zulu verjagt, von den Swazi verjagt, nun kommt er zu dir, dein Land zu verderben! Die Lehrer betrügen dich. Stets bringen sie nur Worte. Etwas Wirkliches

*) Lebensbilder p. 151.

haben sie dir noch nicht gezeigt; weder Pulver machen, noch Blei schmelzen, noch sonst etwas Großes!"

Trotzdem konnte er Merensky nicht entbehren. Derselbe galt bei Farbigen und Weißen als der größte Arzt im ganzen Lande. Als nun der angesehene Kraal-Capitän Sebase, ein mosamelo (Kopfkissen, d. h. vertrauter Freund) des Königs, am Fieber heftig erkrankte, mußte er den gefürchteten Lehrer dennoch wieder rufen.

Als derselbe am 1. Februar 1864 auf der Hauptstadt erschien, blickten die Heiden finster drein. Die Christen erzählten ihm, der König habe gedroht, er werde von den Gläubigen zwei Männer, zwei Weiber und zwei Kinder tödten; dem siebenten werde er alle Gebeine zerschlagen und dieselben auf den Weg streuen lassen, der nach Khalatlolu führe, damit die Kirchgänger zurückschreckten. Der zu dieser Execution bereits commandirte Mann wurde nur noch für jetzt auf den Rath eines alten Ministers zurückgehalten.

Als Merensky am 2. Februar vor den König trat, sprach dieser ganz unbefangen, als sei nichts vorgefallen. „Nein, König," redete Merensky ihn an, so mußt du heute nicht sprechen. Decke mir den Grund deines Herzens auf und fürchte meine Augen nicht!"

Da brach das verhaltene Ungewitter mit Macht hervor. Das Angesicht des Königs verfinsterte sich zu furchtbarer Zorneswuth und er schrie den Missionar an: „Ihr Lehrer betrügt mich, ihr nehmt mir mein Volk! Ihr verderbet das Land!" — „Nein, König, du verdirbst das Land!" — „Wie das?" — „Ja, siehe, Gottes Wort ist hier im Lande; Viele glauben es; aber du willst die Gläubigen zwingen, es wegzuwerfen. Das werden sie aber nie thun, auch wenn du sie mit dem Tode bedrohst; also wird das Land verdorben werden!" — „Das ist's ja! Das ist's ja," schrie der König, „du sagst es ja selbst. Ich bin nicht mehr König im Lande; ich herrsche nicht mehr! Du herrschest! Drohe ich den Gläubigen, so sagen sie: Da liegt ein Stück Holz, nimm es und schlage mich todt! Ich bin nicht mehr König im Lande; ihr habt mir mein Volk gestohlen!" Weiter rief er: „Spione seid ihr, Spione der Bauern; macht nur, daß ihr aus dem Lande kommt."

Nachdem sein Zorn ein wenig verraucht war, befahl der König, dem Gast ein Stück Fleisch zu geben. Er sollte ja dem Sebase Medizin bringen. Als er aus dem Königshause trat, erwarteten ihn die höhnischen Blicke der Hofschranzen. Er ging zu den Gläubigen, die ihn trösteten; auch Dinkoanyane kam zu ihm. „Jesus, der Herr, ist für uns gestorben, so ist es nichts, wenn wir auch für ihn sterben. Wir Lehrer können auch für den Herrn sterben!" — „Ja," antwortete ein erweckter Heide, „auch wir, die wir noch nicht glauben, kennen Gottes Wort. Selbst in der Nacht, wenn wir erwachen, steht es vor unserer Seele." Sebase aber, der kranke Kraalhäuptling, der sich von je

her feindlich zu den Gläubigen gestellt hatte, sprach: „Ihr Gläubigen seid nicht schuld, daß euch die Heiden hassen; ihr seid nicht widerspenstig noch rebellisch. Das Wort ist es, was die stolzen Leute nicht leiden können, besonders das, was das Wort über die Weiber und die Gerechtigkeit sagt“ (Apg. 24, 25).

Die andauernde Krankheit dieses angesehenen Mannes verschaffte Merensky zum öfteren Gelegenheit, nach der Hauptstadt zu kommen. Der König war äußerlich freundlich und wiederholte sogar sein früheres Versprechen, zur Anlegung einer neuen Station in seinem Lande die Erlaubniß zu geben, — nur das eine, daß sie auf der Hauptstadt selbst angelegt werde, wies er entschieden ab, und das war unter den vorliegenden Umständen Merensky auch ganz willkommen.

Als Merensky am 2. März wieder auf die Station kam, traf er am Fuß des Berges Dinkoanyane, der auf ihn wartete. Sie durften nur ganz kurz und verstohlen mit einander reden. „Dinkoanyane, glaubst du noch fest?“ — „Ja, Mynheer, ich glaube!“ — „Willst du getauft sein?“ — „Ach ja, Mynheer, ja,“ antwortete vor Freude zitternd der Königssohn. „Nun, so komm heute Mittag in Martinus' Haus!“ Dort erwartete sie eine nur kleine Versammlung, denn um der Verfolgung willen durften nicht alle Gläubigen zusammen gerufen werden. Merensky taufte zuerst ein Weib, dann ein Kind, dann Dinkoanyane. Er hatte den Namen Johannes erhalten, und ist ein rechter Johannes gewesen viele Jahre hindurch. — Am Abend feierte ein Gemeindlein von 14 Getauften das Abendmahl im Hause des Martinus. Man durfte nicht einmal laut singen dazu! Und doch war es helles Licht! Licht in den Herzen!

Neue finstere Pläne brütete Sekukuni, als er vom Geschehenen Kunde erhielt. Jetzt war es aus mit der Erlaubniß zur Anlegung einer neuen Station. Aber eine neue Fieberepidemie, welche Hunderte von Leuten in der Hauptstadt hinwegraffte, gab dem Königsherzen eine andere Richtung. Das Livingstone'sche Fiebermittel, welches Merensky anwandte, bewährte sich vortrefflich; alle, die es nahmen, genasen, so daß die Heiden dies Mittel „die Arznei des Lebens“ nannten. Aus Dankbarkeit drangen die Häuptlinge in den König, dem Merensky einen Platz näher der Hauptstadt anzuweisen, damit sie seine medizinische Hülfe schneller erreichen könnten. Ein Brief, den Merensky's Frau an den König sandte, in welchem sie ihm vorhielt, sie werde, wenn er nicht Wort hielte, in ihr Land zurückgehen, in welchem ein König, viel besser als er, regiere, gab den Ausschlag. Sekukuni wies dem Bruder Merensky einen Platz beim „Löwenvater“ (Ra Tau) an, dem Häuptling Sepeke, von wo die Entfernung zur Hauptstadt nur halb so groß ist, als von Khalatlolu. Der Ort war um so günstiger für die Mission, als Sepeke unter allen Unterhäuptlingen Sekukuni's

derjenige war, der am freundlichsten zu den Brüdern sich gestellt hatte. Am 11. Mai 1864, an demselben Tage, an welchem zum ersten Male die Sonne über die rauchenden Trümmer von Gerlachshoop aufging, zog Merensky von Khalatlolu aus, woselbst neben Nachtigal der aus Europa angekommene Br. Knothe blieb.



Lolugebirge bei Cha Ratau.

Merensky konnte mit dem Wagen den neuen Stationsort nicht an einem Tage erreichen. Der Pfingstsonntag früh war schon angebrochen, als er in Cha Ratau ankam. Die Heiden

kamen ihm jubelnd entgegen; Sepeke setzte sich auf seinen Wagen neben ihn. Und nun ging es schnell vorwärts. Außer den 37 Katechumenen, die aus der Hauptstadt zum Unterricht kamen, meldeten sich zwischen 30 und 40 Heiden von Sepeke's Volk. Immer weiter wurden die Zeltpflöcke der Hütte Gottes im Bapedi-lande ausgesteckt.

---

23. Die erste schwere Verfolgung der Gläubigen (im Juni 1864).

Der Juni 1864 kam heran. Wiederum wüthete das Fieber auf der Hauptstadt. Ein angesehener Heide begehrte das Fiebermittel von Martinus. Dieser wies ihn an Merensky. Der Heide antwortete: „Meine Frau ist sehr krank, du weigerst ihr die Medizin, stirbt sie, so hast du sie gemordet." Alsbald ging das Geschrei durch die ganze Stadt: „Die Gläubigen wollen uns von ihrer Medizin nicht mehr geben. Sie haben uns weggeworfen." Andere fügten hinzu: „Die Gläubigen sitzen auf einem hohen Berge und sehen auf uns herab, während wir in der Tiefe brennen! Dann werden sie lachen! Das darf nicht geschehen. Auf, laßt uns sie todtschlagen, daß wir uns über ihnen zur Ruhe begeben!"

Der Tumult kam bis vor den König. Ein alter angesehener Heide Machochlu, früher Minister des Königs Sekwati, ging persönlich zum Könige und gab ihm den Rath, er solle sofort ein Pitscho berufen und dabei alle Gläubigen tödten. Der König war vor kurzem auch noch von anderer Seite her wider die Brüder aufgeregt worden. Die entlegenen Gegenden Südafrika's werden von einzelnen Landstreichern und Abentheurern öfters aufgesucht, denen natürlich die Missionare ein Dorn im Auge sind. So waren auch ein Paar Engländer (Händler) auf die Königshauptstadt gekommen, hatten dem Könige versprochen, Pulver und Kanonen zu machen und hatten bei ihm bei der Gelegenheit die Missionare als seine größten Feinde und als Spione verläumdet, die von den Bauern ausgesandt seien, um sein Land jenen in die Hände zu spielen. Sekukuni hatte den Verläumdern umso bereitwilliger geglaubt, als ihre Lügen in der Richtung seines eigenen feindlich erbitterten Herzens lagen. So fiel Machochlu's Botschaft wie ein Funke ins Pulverfaß. Sekukuni verspricht, den Rath des Machochlu auszuführen. Aber kaum ist letzterer in seine Hütte zurückgekehrt, da schlägt ihn der Herr mit plötzlicher schwerer Krankheit. Sekukuni erfuhr das und schickte, um sich zu erkundigen. Die Antwort des Ahitophel war: „Ich bin wirklich (sehr) krank! Aber wie steht es mit dem

Rath, den ich dir gegeben habe?" — Sofort sandte der König Boten aus, um das Pitscho zu berufen, „wegen der Leute, die unsere Leute sind und mit uns Krieg haben! Wohlan ihr Gläubigen, nehmt eure Schilder, ich will das meine auch nehmen!" Die Boten flogen durchs Land und befahlen überall den Gläubigen, zum Pitscho zu kommen, auf Donnerstag den 16. Juni.

Kaum graute der Morgen, da kam die Nachricht zum Könige hinauf: „Machochlu ist todt! In dieser Nacht plötzlich gestorben!" Dies jähe Gottesgericht machte selbst die Heiden erbeben. Sekukuni bestellte sofort das Pitscho wieder ab. Der Sohn des Verstorbenen, Selatole aber trat sofort in den Taufunterricht, und wurde später (12. Mai 1867) vom Herausgeber dieser Geschichte in Botschabelo getauft mit dem Namen Cleophas.

Im Herzen des Königs aber siegte bereits nach kurzer Zeit der Haß über die Furcht. Nach zwei Tagen gingen die Boten wiederum aus: „Das Pitscho muß nun doch stattfinden!" Die Christen sandten zu Merensky: Was sollen wir thun? Er antwortete: Geht hin, bleibt standhaft, der Herr wird euch zeigen, was er mit euch vorhat!

Als nun der Tag des Pitscho (16. Juni 64) herankam, hielten Martinus Sewushan und Joseph Kathedi, der Blinde, dafür, daß sie, als die Vorsteher der kleinen Gemeinde der Hauptstadt, ihr Leben in die Faust nehmen und zum Könige gehen müßten, ob nicht vielleicht dessen Grimm dadurch, daß er sich über sie entlade, von der Gemeinde abgewandt werden könne.

Martinus nahm also seinen Sohn Jab auf den Rücken, und führte den blinden Joseph mittelst eines Stabes an der Hand, und so gingen die Beiden miteinander. Als sie vor Mukirs Kraal vorbeikamen, weinten die Weiber; sie meinten, die Beiden gingen ihren letzten Gang, deshalb weinten sie über sie. Joseph aber rief ihnen zu: Weinet nicht über mich, sondern über euch selbst und eure Sünden!" So gingen die Beiden miteinander. Aber schnell ihnen vorauf lief ein Bote von Thibane dem Kraalhäuptling, der ließ dem Könige sagen: „Heute morgen war Joseph bei mir, und sprach: Wenn ihr auch die Gläubigen todtschlagt, so ist damit die Sache nicht todt! Jagt ihr aber die Lehrer fort, so wird Gott das Land strafen!" Erschreckt durch diese Worte entsank dem Könige der Muth. Er kannte Martinus von früher her als einen starken Zauberer, so meinte er, all seine Freudigkeit stamme von einem geheimen Mittel. Er beschloß also, diesmal lieber die großen Gläubigen zu verschonen und nur das geringe Volk zu strafen, und zwar auch diese nicht zum Tode. So geschah es, daß er an die beiden treuen Zeugen nicht die Hand anzulegen wagte.

Während sie noch mit ihm verhandelten und um Schonung der Christen baten, hatten die Heiden, in fünf Haufen getheilt,

Beile und Keulen unter den Kleidern verborgen, das Verhör mit den Gläubigen begonnen.*)

„Ihr Schurken! Sagt uns heute, wo ist euer Gott? Wer ist er? Wir, eure Väter haben ihn nicht gesehen. Woher wißt ihr von ihm?"

Auf diese Frage erhob sich Martinus: „Ihr wißt das selbst; vor Zeiten war ein Pitscho wie heute, das hatte Sekwati berufen. Der ist jetzt todt, aber ihr, die ihr auf dem Pitscho waret, lebt. Ihr habt selbst gehört, wie Sekwati auf den Lehrer zeigte und sprach: Den sollt ihr hören! — Nun seht, wir sind die Leute, die gehört und gesehen haben, was der Lehrer zu uns gesprochen hat!"

Gegen dies Zeugniß konnten sie nichts einwenden, Martinus hatte sie mit ihrem eigenen Gesetz, den Ausspruch des verstorbenen Königs, der ihnen ein Heiligthum ist, geschlagen. Sekukuni merkte ihre Verlegenheit und rief Martinus hinweg, und schickte ihn mit gütigen besänftigenden Worten nach Hause, damit die Gläubigen, von seinem Rath und Beispiel getrennt, desto leichter überführt werden könnten. Martinus aber merkte des Königs List und kehrte zu den Gläubigen zurück. Joseph hatte inzwischen im Verhör an seiner Statt das Wort ergriffen.

Ihm trat Maschupje, des Königs Bruder entgegen: „Schweig' still, du Sohn Letuchus! Dich erträgt die Erde nicht, du bist ja blind! Schweig du doch still und setze dich." Zebedäus Lefula strafte ihn: „Blind sind alle Menschen, du bist auch blind!" Der Heide erschrak, und dachte, er solle verzaubert werden, daß er sein Augenlicht verliere. Deshalb bat er Zebedäus, er möchte doch nur ja nicht seinem Gott sagen, daß er ihn blind mache!" Zebedäus aber verwies ihn auf Jesum Christum, der auch ihn erretten könne. Zu seinem Zeugniß gesellte sich das des Salomo Matschaila: „Es ist ein Gott! Wir beten Gott an! Und wir beten ihn in Wahrheit an!"

Da hierüber Martinus auch wieder herangekommen war, riefen die Heiden in ihrer Verlegenheit Sekukuni zu Hülfe.

Dieser herrschte die Gläubigen, die sich bei seiner Ankunft ehrfurchtsvoll erhoben, an: „Von wannen seid Ihr? Steht auf und laßt uns nun fechten! Habt Ihr denn keine Waffen? Nehmt eure Kirris, wir müssen fechten!" Dann rief er die beiden Männer aus königlichem Geblüte, Dinkoanyane und Impjane (Kaulabapedi).**) Zunächst redete er Dinkoanyane an! „Nun nehmt eure Schildfelle und und Assagaien. Heute müssen wir fechten!" Dinkoanyane: „König wir können nicht mit dir fechten; denn wir sind deine Hunde!" — „Ist das wahr? Nun so werft Gott weg!" —

*) Maleo p. 152—162.
**) Lebensbilder p. 153.

Dinkoanyane: „Mein König, das kann ich nicht, die andern können es auch nicht. Den Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, können wir nicht wegwerfen!“ — „Nun, siehst du wohl, daß du lügst, wenn du sprichst: Wir sind deine Hunde?“

Darauf wandte er sich zu Impjane: „Du, das sind alte Sachen. Schon dein Vater Khabe hat gegen mich gefochten, und ich habe ihn getödtet! Nun komm, nun wollen wir mit einander fechten!“

„Mein König, die Sachen, um deren willen mein Vater mit dir gefochten hat, sind nicht die Sachen, von denen wir sprechen. Unsere Sachen sind solche, um die man nicht ficht!“

Darauf wandte sich der König wieder zu Dinkoanyane: „Dort sind die Gläubigen; sie sind deine Leute! Ich schenke sie dir. Ich bin nicht mehr König über sie, sondern du. Sucht euch einen abgesonderten Platz in einer Kloof und bauet euch dort an!“

„Nein, mein König! Die Gläubigen sind nicht mein Volk, sondern dein Volk. Nicht ich bin ihr König, sondern du!“

Solche Antwort hatte der König nicht erwartet. Er brach das Verhör ab und hieß die Beiden abtreten. Er wollte sie schonen, weil sie königlichen Geblüts waren. Sie aber theilten mit den Gläubigen alles Schwere der folgenden Tage; einem heidnischen Freunde, den Dinkoanyane bat, er möchte doch zum Könige nur sagen, er habe fortgeworfen, er könne ja in der Stille Gott doch dienen, antwortete dieser: „Wenn wir also thäten, hätten wir Gott schon fortgeworfen!“

Nachdem die Beiden fortgeschickt waren, wandte sich der König an das Volk, und theilte ihnen mit, jetzt werde er die Gläubigen bestrafen. Alle Heiden schrieen im wilden Chor! Ja König, du hast Recht, du mußt sie bestrafen.

So verbot der König den Gläubigen den Paß von Modimulle (den Weg zu den Lehrern). Aber Joseph antwortete ihm freimüthig: „Mein König, wir wollen dich nicht also betrügen, daß wir sagen sollten, wir gehen nicht mehr zum Lehrer! Ist er dein Lehrer, so ist er auch unser Lehrer!“

Der König gebot ihm Schweigen, rief einen aus der Mitte der Gläubigen heraus, den alten Mapakwan, und hieß ihn sein Kleid ablegen; dann ergriff er eine Keule und hieb auf ihn ein. Mit diesem einen Alten meinte er es wagen zu können. Aber bald entsank ihm der Muth zu ferneren Hieben. Er wurde still und nachdenklich und rief einmal über das andere: „Ich schnüffle (überlege) noch!“ — Endlich hatte er es gefunden. Er nahm den Gläubigen ihre Kleider und Hüte, und wies ihnen einen Platz im Sande an; dort sollten sie unbekleidet in der Winterkälte sitzen bleiben. „Hier habe ich euch in den Trunk (Gefängniß) gesteckt!“ — Nur Martinus und Joseph, Dinkoanyane und Impjane und seinen

beiden zum Glauben erweckten Frauen, Tlakale und Modikischeng befahl er, in ihre Häuser zurückzukehren.

Die Strafe, die der König über die Gläubigen verhängte, war keine geringe. In den Wintertagen jener Gegend brennt die Sonne zu Mittag ziemlich heiß, aber die Nächte sind umso empfindlicher kalt. In solcher Zeit ohne Kleider, ohne Essen und Trinken einen ganzen Tag zu sitzen, das hätte wohl ein wildes Thier zahm machen können.

Als die beiden Königsfrauen ihre Schwestern und Brüder vom Felsgipfel herab also leiden sahen, weinten sie und riefen aus: „Das sieht doch nun gerade so aus, als hätten wir Gott verleugnet, daß wir nicht bei dem Haufen der Gläubigen sein dürfen." Als Sekukuni das hörte, fluchte er ihnen und sprach: „Unser Kraal ist noch voll Madiaken (d. i. Gläubige)! Macht daß ihr hinunter kommt zu den Gläubigen." Sie waren froh, daß sie mit den übrigen leiden durften; sie setzten sich zu den übrigen; die Decken wurden ihnen ebenfalls abgenommen. Auch Joseph und Martinus gingen am Abend zu dem Haufen der Frierenden zurück, sie hatten einige wenige Decken für sie geholt; sie selbst setzten sich unbekleidet zu den übrigen. Als am andern Morgen Sekukuni den Martinus erblickte, rief er ihm zu: „Habe ich dir nicht gesagt, du solltest nach Hause gehen!" — Er aber antwortete: „Dies sind meine Brüder und meine Kinder; zu denen gehöre ich auch. Darum bin ich bei ihnen gewesen!" Und somit blieb er bei den übrigen, litt mit ihnen und stärkte sie aus Gottes Wort zum geduldigen Ausharren.

Als nun aber der erste Tag, der zweite, der dritte verging, da wurden selbst die Heiden empört, daß man die Christen also behandeln könne. Etliche baten, obgleich zuerst vergeblich, um Erleichterung, um etwas Feuer und Speise für die Christen. Dann wußten sie ihnen doch wenigstens ein wenig Speise und Feuer zu verschaffen. Ein Heide bat sie, sie möchten doch mit dem Munde verleugnen, sie könnten doch hernach wieder beten; sie aber antworteten: Das wäre schon so viel als verleugnen. Ein anderer alter Heide ermunterte die Dulder zu treuem Ausharren: „Haltet doch nur fest! Bleibet standhaft! Eure Worte sind Wahrheit! Wir sind alle durch sie erschrocken!" — So wurde das treue Dulden der Christen neuer Saame zu neuen Erweckungen. —

Schon war der dritte Tag angebrochen, die Gläubigen saßen noch immer in ihrem Gefängniß. Der König merkte, daß er auch mit dieser Strafe nichts ausrichtete, er müsse also die Saiten straffer anziehen. Er befahl zweien Gläubigen, die vor den andern im Glauben hervorragten, ohne jedoch von vornehmer Herkunft zu sein,

daß sie auf dem Königshofe vor ihm erschienen. Der eine war der uns bekannte Jacob Mantladi, der andere Stefanus Moruti. Beiden hatte er schon früher die Todesstrafe zuerkannt; jetzt gedachte er, sie zu vollziehen.

Stefanus wurde zuerst zum Könige gerufen. Er gedachte des Stefanus in der Apostelgeschichte und erbat sich Kraft vom Herrn, wenn es jetzt zum Tode gehen sollte. Ihm folgte bald darauf Jacob Mantladi: Er kam an eine Stätte, wo er am 20. August 1862 ein armes Weib hatte auf die grausamste Weise zu Tode martern sehen.*) Ihn durchschauderte der Gedanke, daß es ihm jetzt eben so ergehen werde; er erbat sich auch hierzu Kraft vom Herrn.

Der König hatte alle seine Brüder um sich versammelt, und trank sich mit ihnen Muth zu der Exekution, denn insgeheim fürchtete er sich noch immer, das Blut der Gläubigen zu vergießen.

Nach einiger Zeit redete er zuerst den Stefan an. Derselbe antwortete: „Mein Vater hat deinen Vater gefürchtet, und ich fürchte dich! Jetzt aber höre ich das Wort Gottes, das hat mir das Herz genommen!“ — „Schweig!“, unterbrach ihn der König, „mit deinen Reden wirst du mich nicht überwinden. Du verdirbst unsere Stadt!“ — Dann wandte er sich zu Mantladi: „Dich schlage ich todt! Du bist unser Hund! Wie ein Hund bist du auf dem Berge umhergelaufen, um die Leute zum Glauben zu verführen!“ — „Ja, mein König, es ist wahr, wie du sagst, ich bin euer Hund von Alters her. Mein Vater hat einen Hund erzeugt! Aber darum gehe ich nicht fort aus eurem Lande, eben weil ich ein Hund bin. Deinen Berg habe ich ja freilich umkreiset, aber das eben ist die Weise des Wortes Gottes, daß es muß überall hinzugetragen werden!“ —

Hier unterbrach ihn der König: „Mach doch, daß du fortkommst! Da sitzen die Matebelen (unter Mapoch), da sitzt Mampuru, sucht euch doch euren König, den ihr haben wollt!“ — Sie antworteten: „Nein König, wir sind deine Leute! In deinem Lande wollen wir sterben!“

„Kerl, bist du wahnsinnig?“ fuhr der König gegen Jakob auf, „aber warte, du Tollkopf, ich werde euren Trotz brechen. Ruft Jünglinge, die kraftvolle Schläge ertheilen!“ Dabei spie er in die Hand und leckte den Speichel wieder auf, — symbolisches Zeichen eines unverbrüchlichen Eides. — „Schlage uns! tödte uns!“ riefen die beiden; „aber denke nicht, daß wir vom Glauben ablassen werden.“

Die Henker erschienen. Die beiden Gläubigen mußten außerhalb der Schanzmauern niedersitzen; der König fürchtete, ihr Blut

*) Lebensb. p. 37 f.; Maleo 158 2c.

auf seinem Hofe zu vergießen. Darauf knieten beide nieder zum Gebet. Jakob betete: „Morena u ukchaochele! U utsokeloe kin 'na modira dibe!“ (Herr sei mir gnädig! Erbarme dich meiner, denn ich bin ein Sünder!) Der erste wuchtige Stab war auf seinem Leibe bald zerschlagen, Stücke des Fleisches und der Haut hingen herab. „Schlag tüchtig!“ schrie der König den Henker an, „schlag, oder ich lasse dich tödten!“ Der Henker hieb mit aller Gewalt. Jakob war ganz stumm, er verleugnete nicht, bat auch nicht um Gnade! Der König ergrimmte immer mehr in seinem Zorn. „Da sind noch viele Latten!“ schrie er, „ich will doch sehen, ob sie nicht schreien und das Wort verleugnen werden!“ — Stumm und still erduldeten beide Blutzeugen die Hiebe der Henker! —

Als der vierte Stab zerschlagen war, schien es, als ob der König müde sei. Er befahl keinen fünften. Die beiden aber glaubten, die Exekution sei zu Ende, und schleppten langsam ihre zerschlagenen Glieder von dannen. Der König war hierüber hocherfreut; er sah dies als einen Sieg über ihre Standhaftigkeit an, spie ihnen Fluchwörter und Zaubermittel nach und schrie: „Ich höre schon, daß ihr weit, weit weg seid!“ Dann brüllte er: „Gott ist nicht mehr! Ich bin Gott! Ich bin Gott!“ Seine Umgebung rief: „Ja König, ja so ists!“ und alle kehrten zum Bierkrug zurück!

Die beiden Zerschlagenen konnten nur mit Mühe von dannen schleichen. Sie gingen nach der Missionsstation Cha Ratau. Bruder Sachse sah sie bald nach ihrer Ankunft; er berichtet: „Ich fand sie erschöpft von Schmerzen, Hunger und Kälte, völlig nackt! Wirklich, ich bin von Ehrfurcht gegen sie erfüllt, und danke und preise im Grunde meines Herzens die Gnade, welche so Großes in den Heidenherzen zu Stande gebracht hat!“ Schwester Merensky rieb ihre Wunden mit Oel ein.

„Wie war dir zu Muthe unter den Henkerstreichen?“ fragte drei Jahre später der Herausgeber den Jakob Mantladi. Er antwortete: „Am Leibe habe ich Schmerzen gehabt. Aber der Schmerz war am Leibe! Da habe ich an Polycarp gedacht, den sie auch haben verbrennen wollen, und sein Leib wollte nicht anbrennen!“

Nachdem Sekukuni von seinem Bier ernüchtert war, sah er ein, daß er auch mit den beiden Blutzeugen nicht zum Ziel gekommen sei. Er sann also auf neue Plagen. Die Gläubigen saßen noch immer in ihrem Gefängniß ohne Kerkermauern, unter freiem Himmel. Da befahl der König am folgenden Tage (Sonntag den 19. Juni): „Sondert die Weiber aus dem Haufen und jagt sie in das Wasserloch!“ Dies war ein großer Wassertümpel fast Mannes tief. Einer von Sekukunis Leuten trieb die gläubigen

Frauen an, wie man eine Heerde Schafe antreibt. Bis an den Hals im Wasser mußten sie in dieser Winterszeit einen Sonntag feiern. Sie haben es gethan mit Psalmensingen und Beten. Gefroren haben sie nicht, wie etliche nachher berichteten.

Endlich in der Nacht vom Sonntag (19.) zum Montag hatte sich Sekukuni überzeugt, daß er nichts ausrichte, und hatte den Befehl ertheilt, die Gläubigen sollten nach Hause zurückkehren. — Von ihnen allen ist keiner zurückgefallen durch die Verfolgungen, als ein Sohn des Häuptlings Sebase. Aber auch dieser ist später wiedergekehrt.

Merensky war in diesen Tagen abwesend zu einer Konferenz in der Landeshauptstadt. Er erwirkte vom Präsidenten eine scharfe Botschaft an Sekukuni, die ihn warnen sollte, daß es ihm nur nicht einmal ergehen möchte, wie einst dem Maleo. Er hatte aber auch vor der Hand selbst genug und sprach: „Für jetzt ist die Verfolgung aus! Aber wenn die Zeit des Pickens kommt (die Ackerbestellung im Frühjahr, im November), dann wollen wir das Weitere sehen. Was die Kälte des Winters nicht vermocht hatte, sollte der Hunger vollenden. Aber für jetzt war der Sturm abgeschlagen. Sekukunis Wuth war an der Standhaftigkeit der Gläubigen zu Schanden geworden.

---

24. Kurze Ruhezeit.

Der große Sieg, den der Glaube der Bekenner über die blinde Wuth des Heidenthums davon trug, blieb nicht ohne seine reichliche Frucht. Die Zahl der Taufbegehrenden aus dem Bapedi-volk wuchs in Folge der Verfolgungen dermaßen, daß allein auf der Station Cha Ratau 150 in die Listen eingetragen wurden. Als man dies dem König Sekukuni mittheilte, antwortete er mit verhaltenem Grimm: „Laßt sie! Mit dem Tode werde ich sie nicht überwinden. Aber wenn die Zeit des Ackerns kommen wird, dann werde ich ihnen das Picken verbieten, da wollen wir sehen, ob Gott selbst ihnen Kost geben wird!"

Zwei Monate Ruhezeit waren also kaum vergangen, als die Stille des Lolugebirges plötzlich durch Kriegsgeschrei unterbrochen wurde. „Die Swazi kommen", hieß es auf allen Kraalen. Sekukuni erschrak. Er fürchtete das Schicksal Maleos. Schnell rief er seine Krieger zur Waffenweihe. Auch die Christen wurden dazu kommandirt. — Sie waren entschlossen, für ihren König den letzten Blutstropfen zu vergießen, aber an den mit der Waffenstärkung verbundenen Zaubereisünden unter keinen Umständen sich zu betheiligen. Johannes Dinkoanyane wurde beauftragt, dies dem Könige zu eröffnen — aber nicht vor aller Ohren, sondern privatim,

damit der König nicht meine, die Christen wollten ihm trotzen. Sekukuni hörte Johannes Worte wider Erwarten freundlich an, und antwortete nur: „Ja, das weiß ich von euch, daß ihr mit Zaubermitteln nichts zu thun haben wollt!“ Er mochte die Christen angesichts des drohenden Feindes nicht erzürnen wollen, und gab ihnen daher auch ihre im Juni confiscirten Waffen wieder heraus.

Als das Kriegsgeschrei sich als ein vergebliches auswies, kehrte der König zu seinem alten Grimme zurück, und suchte diesmal zunächst Martinus aus dem Wege zu räumen, weil dieser sich im Juni als die Stütze seiner Brüder bewiesen hatte. Aber auch diesmal wurde dieser treue Zeuge wunderbar bewahrt. Er träumte nämlich ganz bestimmt und klar,*) Sekukuni habe seinen Bruder Motowaze gesandt, um ihn zu tödten. Er erzählte seinen Traum dem Zebedäus, welcher ihm rieth, ins Gebirge zu fliehen. Er rief Jesaias, daß er ihn begleite, und dieser erzählte ihm, er habe dasselbe geträumt. Darnach träumte auch Zebedäus denselben Traum. Während aber Martinus im Gebirge war, kam Motowaze wirklich, um nach ihm zu fragen. Er suchte nach ihm vergeblich und berichtete dann dem Könige, daß er ihn nicht in seinem Hause gefunden habe.

Als der Winter verging und der Frühling herannahte, ließ Sekukuni seine Frau Modikisheng rufen, schenkte ihr, zum erstenmal wieder nach langer Zeit, ein Bockfell und kündigte ihr an: „Dies Jahr sollt ihr nicht picken (den Acker bestellen). Im Winter habe ich mit euch ein kleines Pitscho gehalten, jetzt wird das große kommen. Im Winter habe ich mit euch einen kleinen Kampf gekämpft, jetzt wird der große kommen. Als ihr Weiber damals im Wasser saßet, da hatte ich schon Lust das Wasser in Finsterniß zu verwandeln. Ich bin nicht dazu gekommen. Nun aber gieb Acht, Modikisheng, nun wirst du den Krieg bald sehen! In dem Kriege wird Blut fließen.“

Nach etlichen Tagen wurde den Gläubigen das Wort Sekukunis überbracht: „Im Winter ist ein Wasserpitscho gewesen. Jetzt werdet ihr ein Blutpitscho haben!“

In dieser Zeit kam zu Joseph dem Blinden zitternd sein alter Vater Letuchu: „Mein Kind, du mordest mich!“ — „Womit, mein Vater?“ „Der König hat gesagt, er will alle diejenigen, die beten, todtschlagen. Und weil du mein Kind bist, so haben die Leute schon zum König gesagt: Letuchu betet auch! So wird mich nun der König todtschlagen um deinetwillen!“ Da gab der heldenmüthige Blinde seinem Vater die Antwort: „Vater, wenn denn die Leute doch schon sagen, du betest, so fange doch nur or-

---

*) Maleo p. 164.

deutlich an zu beten. Tödtet dich dann der König, so hast du sicherlich keinen Schaden dadurch!"

In diesem Sinne bereiteten sich die Gläubigen auf das Kommen der schweren Tage, die nicht lange auf sich warten ließen.

---

25. Die zweite Verfolgung der Christen im November 1864.

Unter allen Verfolgungen der Gläubigen war in dem Herzen der gläubigen Königin Tlakale*) die Sehnsucht nach dem Sakrament der heiligen Taufe in dem Maße gewachsen, daß sie am Sonntag den 6. November einen Boten an Merensky nach Cha Ratau sandte, sie werde am folgenden Tage hinüberkommen, daß er sie taufe. Merensky erschrak. Es stand ihm klar vor Augen, welche Folgen unter den gegenwärtigen Umständen die Taufe einer Lieblingsfrau des Königs haben werde. Es dünkte ihm Pflicht zu sein, jetzt noch sie zu verschieben. Er schickte daher sofort Botschaft zurück, sie möchte nicht kommen, er wolle zuvor selbst mit dem Könige reden. Der Bote verfehlte sie aber, denn schon am finsteren Morgen des Montags war Tlakale unterwegs zum Lehrer und brachte dem ihr Verlangen nach der heiligen Taufe in so beweglicher Weise vor, daß dieser gewissenshalber ihr das Taufwasser nicht wehren konnte. Als eine Maria Magdalena kehrte die Königsfrau zurück.

Der König ließ sie am folgenden Tage rufen. Finsteren Blickes redete er sie an: „Tlakale, wo bist du gewesen?" — „Ich bin bei Gottes Wort gewesen!" — „Du hast mich hintergangen!" — „König, fragen konnte ich dich nicht, du hättest es mir ja nicht gestattet!"

Der König blieb scheinbar ruhig; nur daß er sofort seinen Bruder Kolluke mit dem Befehl an die Gläubigen entsandte, daß er ihnen das Picken verbiete.

Am folgenden Tage aber rief er Tlakales Verwandte zum Königshofe und sprach zu ihnen: „Die Madiaken (Gläubigen) jage ich alle aus dem Lande fort! Aber diese nicht! Die soll hier in diesem Hause verfaulen! Dann mögt ihr kommen, und ihren Leichnam fortschleppen!"

Damit ließ er sie in ein dunkles Haus schleppen, in welches weder Sonne noch Mond einen Strahl senden konnte. Bei Todesstrafe verbot er, ihr Essen hineinzubringen. Sie sollte Hungers sterben.

Wie lange Zeit sie in der Hütte gesessen hat, weiß sie selbst nicht; denn es drang kein Lichtstrahl in dieselbe. Aber der Herr

---

*) Die Bekehrungsgeschichte dieser Frau siehe Lebensbilder p. 165 f.

sandte ihr einen Elias-Raben in der Gestalt der Machlocho, der Mutter Jacob Makoëtle's, die ihr Leben wagte, und der Königsfrau heimlich Essen zu bringen wußte in der Nacht. Nach etlicher Zeit war Sekukunis Zorn verraucht, und sie konnte es wagen, wieder hervorzukommen. Sekukuni beachtete es nicht.

Während Tlakale noch in ihrem Gefängniß war, kam athemlos ein Christ von der Hauptstadt nach Cha Ratau, der berichtete, unterwegs habe ein Bote des Königs ihn angefahren und gesprochen: „Was machst du bei den Christen auf Cha Ratau, dich wollen wir nur gleich auf dem Wege todtschlagen!" — Er sprach noch, da brachte ein anderer Gläubiger aus der Hauptstadt die Nachricht, Sekukuni sei soeben daran, den Gläubigen all ihr Vieh und ihr Korn abzunehmen.

Die Gläubigen traten sofort in Berathung. Ihr Beschluß war, ein Jüngling solle auf Cha Ratau bleiben für den Fall, daß Merensky eine Botschaft zu entsenden habe, die andern sollten alle sich nach Mossegu, der Hauptstadt, begeben, um der angebrochenen neuen Verfolgung gemeinschaftlich entgegenzutreten.

Schon unterwegs erfuhren sie, Ngoanatsumane habe soeben allen Gläubigen ihr Korn genommen und suche nun ihre Rinder. Als sie weiter gingen, sahen sie in der Ferne die Staubwolken von dem Vieh der Gläubigen, welches Sekukuni's Krieger zusammen trieben. Als Martinus in sein Haus kam, war die erste Nachricht, die ihn traf, auch sein Vieh sei genommen. Am Sonntag wurden auch ihre Kornkörbe ihnen genommen. Sie sollten nur die Wahl haben zwischen Verhungern und Verleugnen. Etliche Katechumenen ertrugen diese Versuchung nicht, sondern verleugneten. Von den Getauften verleugnete nicht Einer.

Die Christen hielten abermals einen Rath, was zu thun. Ihr Beschluß war: „Wir sprechen, wir sind eure Kinder; wir halten fest an Gottes Wort, im übrigen aber wollen wir uns nicht von euch absondern." Dann stärkten sie sich im Gebet auf die schwere Verfolgung, die ihnen bevorstand. Noch lagen sie auf ihren Knieen, da schallte es draußen laut durch die Nacht: „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Ihr Gläubigen, nehmt Pulver und Blei! Morgen werden wir mit euch kämpfen! Morgen kämpfen wir!"

Die Sonne des Montag-Morgens (14. November) ging unheimlich über eine düstere Rathsversammlung auf. Sekukuni saß halb trunken unter seinen Großen, um zu berathen, was man mit den Gläubigen thun solle. Die Meinungen gingen auseinander. Während die einen sagten, man solle sie wirklich todtschlagen, gaben die andern den Rath: „Schlagt sie! Aber tödtet sie nicht!"

Der König entließ die Versammlung, ohne seinen Entschluß kundgethan zu haben.

Draußen aber erscholl das mogchôschi (Kriegsgeschrei) der Heiden: „Zu den Waffen! Heraus ihr Gläubigen! Zu den Waffen!" So zogen sie auf den von dem König bestimmten Platz. Auch die Gläubigen zogen dorthin, zwei Häuflein, das eine die Männer, das andere die Weiber. „Nun nehmt eure Waffen und kämpft," redeten die Heiden sie an. Sie antworteten: „Gottes Wort verbietet uns, mit unserm Könige zu kämpfen. Wir haben keine Sache wider Sekukuni!" — „Nun denn, so sendet Dinkoanyane zum Könige, daß dieser selbst bestimme."

Die Christen erachteten aber, daß man den Königssohn in dieser aufgeregten Zeit lieber nicht vor den König kommen lassen solle, der bereits gedroht hatte, zwischen den Prinzen von Geblüt und dem gemeinen Volk jetzt keinerlei Unterschied mehr zu machen. Sie beschlossen also, daß abermals Joseph und Martinus zum Könige gehen sollten. Diesmal galt es einen Weg, wie ihn Luther nach Worms machte.

Als sie dem Königshofe naheten, vermahnte Joseph den Freund: „Nun laß uns standhaft sein! Wir gehen einen schweren Gang! Aber wir haben bisher Andere ermahnt, so dürfen wir heute ihnen kein schlechtes Beispiel geben. Laß uns auf das Vorbild Johannis des Täufers sehen. Wenn auch unsere fleischernen Herzen sich fürchten, so laß uns doch in unserm neuen Herzen furchtlos sein. Denn eine gute Sache ist ein Bekenntniß, wie es Johannes that, der seine Sache mit dem Tode versiegelte!"

Als die Heiden sie also getrost ziehen sahen, riefen sie verwundert aus: „Was ist das doch für ein wunderbares Ding! Diese Leute gehen, um todtgeschlagen zu werden, und doch gehen sie ganz ruhig und laufen nicht fort!"

Auf dem Königshofe erwartete sie ein Bruder des Königs und fragte sie um ihre Sache. Martinus antwortete: „Wir haben keine Sache! Ihr habt uns gerufen, daß wir mit euch fechten sollen! Wir wollen aber nicht fechten, denn ihr seid unsere Herrn und Väter!" Joseph fügte hinzu: „Ihr wißt es selbst; wenn wir geschickt werden, so gehen wir, wenn man uns Arbeit überweist, so arbeiten wir. Aus bloßem Muthwillen habt ihr uns gerufen; denn wir sprechen von dem lebendigen Gott und beten ihn an!"

Ob dieser Worte begannen die Heiden zu rasen und zu toben. Ehe sie aber etwas beginnen konnten, trieb der Herr durch einen wolkenbruchartigen Regen alle auseinander. Die Christen hatten köstliche Abendstunden in Martinus' Hause. „Wenn die Heiden ihre Waffen nehmen," so war ihr Beschluß, „so wollen wir die unsrigen auch nehmen; greifen sie zu den Assagaien, so wollen wir beten!"

Am Dienstag (15. November) waren sämmtliche Christen wieder bei Martinus zusammen. Aber Thibane, der wohlwollende Kraalcapitän ließ sie dringend bitten, doch sofort hinaus zu gehen zu dem Versammlungsort, weil Sekukuni bereits gedroht habe, er werde den ganzen Kraal abbrennen, und alle, die darin gefunden werden, todtschlagen lassen. So beschlossen sie, zu gehen. Ihre Weiber ließen sie diesmal zurück.

Abermals stand das kleine Zeugenhäuflein seinen Henkern gegenüber, welche, elf Haufen stark, bewaffnet waren mit Beilen, Assagaien, Keulen und frischen Stäben. Wiederum ging ein Verhör voraus, um der Form zu genügen. Das Urtheil selbst war ja vorher schon gesprochen. Aber die Gläubigen fanden auch diesmal Gelegenheit, ihren Herrn ernst und klar zu bekennen.*)

Es währte auch nicht lange, so brachte Sekukuni's Bote den Befehl: „Schlagt sie! Aber die Bergpfade habe ich ihnen offen gelassen!" — d. h. „schlagt sie, wehrt ihnen aber nicht, zu entfliehen, denn durch Mangel und Elend in den Bergen hoffe ich sie leichter zu besiegen, als durch blutige Züchtigung." Dem Boten, der den Befehl brachte, sah man es an, daß er froh war, seinen Auftrag ausgerichtet zu haben. Um sich selbst zu stärken, fügte er hinzu: „In die Hölle müssen wir ja doch; brennen werden wir, darum laßt uns nur brennen; ich habe Bier getrunken!"

Sofort sprangen Sekukuni's Kahlkaffern mit teuflischer Lust herzu, um die Execution zu vollziehen. Die Bapedi vertraten ihnen den Weg. „Nein, ihr werdet sie sofort todtschlagen; wir wollen schlagen, schlagen, aber nicht tödten!"

Nun holten die Henkersknechte den alten Mapakwan hervor, den im Juni schon Sekukuni eigenhändig geschlagen hatte. „Du sollst heute der Vorkämpfer sein!" Damit hieben sie ihm über den Rücken, bis sein Blut troff; darauf hieb ihm einer über den Kopf, daß er für todt zusammenbrach.

Wie der Tiger, wenn er Blut gesehen hat, so entbrannten nun die Krieger Sekukuni's zu grausamer Wuth. „Schlagt ihn völlig todt!" schrie Nkopodi, Sekukuni's Bruder. Und sie hieben auf ihn, bis er kein Lebenszeichen mehr gab.

„Jetzt greift alle Leute und schlagt sie," commandirte ein anderer Bruder des Königs.

Da thaten die Christen, wie sie verabredet hatten, sie fielen auf ihre Kniee und beteten. Martinus ermahnte und tröstete die Uebrigen und sprach ihnen Muth ein aus Gottes Wort. Sie empfingen schweigend die Keulenhiebe der Heiden, die durch Kriegs-

---

*) Maleo p. 174.

geheul sich selbst Muth machten zu der unheimlichen Blutarbeit. Johannes Dinkoanyane und David Impjane wurden allein ausgesondert, weil sie königlichen Geblütes waren. Auf die übrigen 31 treuen Jünger regneten die Hiebe, bis der ganze Boden mit ihrem Blute gefärbt war. Vier von ihnen lagen bereits für todt auf der Richtstätte. Da machten sie sich auch an Martinus und Joseph, die sie bis zuletzt gelassen hatten. Auf Martinus zerhieben sie zwei dicke Stäbe, dann brach er unter einem Keulenschlag zusammen. Seine Freunde sprangen herzu, ihn aus der Gerichtsstätte herauszuschleifen, bevor er ganz todt geschlagen wäre.

Wie er aus seiner Betäubung erwacht, sieht er, daß Joseph auf seinen Knieen liegt und die Hiebe empfängt. Sein eigener Bruder hatte den ersten Hieb auf ihn gethan. Schon blutete er aus vielen Wunden und betete: „Herr, stärke uns in dem Streite, den wir streiten gegen die Kinder der Welt, um deinetwillen, auf daß wir deinen Namen nicht verleugnen! Aber es geschehe dein Wille, und sei nicht nach unserm Willen! Wir wissen, du bist der Herr! Stehe uns bei, Herr Gott Zebaoth!" — Als die Schläge heftiger fielen, betete er weiter: „Herr Zebaoth, hilf uns! Herr Zebaoth, stärke uns! Eleyson! Eleyson! Herr, erbarme dich unser!" — Körperschmerz fühlte er nicht. — Da traf ihn ein Keulenschlag auf das Haupt. Er sank bewußtlos um.

Wie Martinus dies sah, riß er sich los von den Freunden, die ihn hielten: „Laßt mich, rief er, daß ich Joseph hole oder mit ihm sterbe!" Die Liebe gab ihm Riesenkräfte, er warf die Freunde zurück und war in dem Augenblick bei Joseph, legte sich über ihn, und fing die Hiebe, die ihm galten, mit seinem Leibe auf.

Die Heiden prallten zurück; ihre Stäbe waren zerschlagen; sie gingen in den nahen Wald, um neue zu schneiden. Dort stand auf einer Felsspitze Samuel, Martinus Bruder, der sich durch die Flucht gerettet hatte, und rief ihnen zu: „Heute schlagt ihr uns! Die Stunde wird kommen, wo der Herr euch schlagen wird!"

Die Christen benutzten den Moment, um, soviel ihrer noch gehen konnten, in die Berge zu flüchten. Aber wie sah es auf der Gerichtsstätte aus! Dort lag Mapakwan ohne Lebenszeichen, dort lag Agabus Sinyeku, dort Stefanus Moruti, heute zum zweiten Male blutig geschlagen, nur noch mit Mühe Athem holend, dort Willem Tsie, dort Joseph bluttriefend; bei ihnen stand Martinus, aus vielen Wunden blutend. Er gab dem blinden Freunde einen Stab in die Hand, um ihn seinem Kraale zuzuführen. Er war tief betrübt, daß man ihn vom Tode herausgerissen hatte. „Wie gern," sprach er, „wäre ich für den Herrn gestorben!" Joseph strafte den Freund: „Martinus, du thust nicht recht! Sei zufrieden mit dem, was und wie es der Herr

thut. Und übrigens sind ja unsere Leiden noch nicht zu Ende! Wer weiß, was noch kommen wird! Halte du nur noch am Herrn fest!" Weiter konnte der zum Tode matte Mann nicht sprechen. Er brach zusammen. „Mich dürstet!" ächzte er, und glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen. Martinus lief und holte ein wenig Wasser, fünf von den Verwandten Josephs kamen und trugen ihn auf den Schultern in den Kraal eines Gläubigen. Aber auch hier war kein Verweilen. Kaum begann er aufzuathmen, da brachte Abraham Kharrebe die Botschaft, alle Gläubigen müßten in den Berg fliehen; Joseph's Frau schlug vor, lieber zu Merensky nach Cha Ratau zu gehen.

„Wie war euch zu Muthe auf dem Gerichtsplatz?" fragte der Herausgeber die theuren Märtyrer nach 2½ Jahren. „Wir sind vor Gott dem Herrn gewesen," antwortete Joseph; „während sie schlugen, habe ich gebetet!" Stefan sprach: „Ich hatte nicht viel Zeit zu denken, mein Bewußtsein war bald dahin. Als sie anfingen zu schlagen, beteten wir." Andere sagten: „Wir klammerten uns an unsern Herrn und gedachten des Wortes: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht mögen tödten. Dann gedachten wir, daß der Herr gesagt hat: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich wieder bekennen vor meinem himmlischen Vater! Und das Bild des Heilandes war vor unsern Augen, wie er von den Kriegsknechten gegeißelt und an's Kreuz geschlagen wurde, wie er blutete und starb für uns. Das gab uns Kraft und machte unsere Herzen fröhlich!"

Martinus, nachdem er Joseph in Sicherheit gebracht, eilte auf die Gerichtsstätte zurück. Er fand sie leer. Nur noch der alte Mapatwan lag regungslos da. Martinus beugte sich über ihn, um die Leiche zu bestatten. Da sieht er, daß sich seine Lippen bewegen. Er neigt sein Ohr zu denselben und hört, wie er leise betete: „Herr Jesu, nimm mich auf! Herr Jesu, nimm mich auf!" — Da faßt er ihn bei der Hand und ruft ihm zu: „Sei getrost, mein Bruder, der Herr ist mit dir!" Dann ruft er Johannes und andere Brüder, die auch diesen Blutzeugen in Sicherheit bringen. Keiner von allen Gläubigen ist seinen Wunden erlegen! Der Herr hat sie alle gnädig errettet aus dem Rachen des Todes!

Von der Gerichtsstätte waren etliche der Heiden nach dem Kraal geeilt, wo die Weiber warteten: „Eure Männer haben wir alle todtgeschlagen, jetzt werft den Glauben weg, oder wir zünden den Kraal an, daß ihr alle verbrennet!" — „Ja, zündet nur an!" antworteten die Weiber, und die Heiden gingen davon.

Sekukuni sandte nun Boten in alle Kraale, mit dem Befehl: „Sämmtliche Christen müssen den Kraal verlassen. Wer hier bleibt und ißt und trinkt, von dem nehme ich an, daß er damit den Glauben verleugnet hat!" — Das letzte Wort zwang die Christen, alle davonzugehen. Ein wohlwollender Heide rieth Dinkoanyane, zu Sekukuni zu gehen, um Gnade zu bitten. Dieser antwortete: „Er hat meine Leute todtgeschlagen. Wir halten fest. Aber der Elephant, der die Bäume muthwillig zertritt, vernichtet dadurch das Bette, auf dem er schläft." Martinus antwortete dem Boten: „Wir halten, was wir versprochen haben; ich gebe heute keine andere Antwort, als die ich alle Tage gegeben habe." Dann sandte er sein letztes Stück Vieh, das ihm die Knechte des Königs übrig gelassen hatten, zu Sekukuni mit der Bitte, doch nur gestatten zu wollen, daß sie in seinem Lande wohnen und ihr Korn essen könnten. Sekukuni schlug die Bitte höhnend ab. Denn das war ja eben seine Absicht, die Leute durch den drohenden Hungertod zur Verleugnung zu zwingen. Er verbot daher auf das Strengste, ihnen irgend welche Nahrung zukommen zu lassen.

Am folgenden Tage (Mittwoch, den 16. November) schleppten sich etliche der Schwerverwundeten nach Cha Ratau. Merensky rief die Brüder von Khalatlolu zu gemeinsamer Berathung. Der Beschluß lautete: Merensky und Nachtigal sollten noch einmal zu Sekukuni gehen und ihn um die Rücknahme seines strengen Befehls angehen.

Am Donnerstag, den 17. November, machten die beiden Missionare sich auf, um in die Höhle des Löwen zu gehen. Aus den Felsen und Büschen riefen ihnen die versteckten Christen zu. Sie klagten: „Alles haben sie uns genommen!" Doch freuten sich die Geflüchteten, ihre lieben Lehrer zu sehen. „Bleibt dem Herrn treu!" riefen diese ihnen zu und ermahnten und trösteten und stärkten die Verlassenen.

Als sie auf dem Königskraal ankamen, war ein alter Knecht eben dabei, die Böcke zu zählen, die man den Gläubigen abgenommen hatte. Ein anderer brachte die erbeuteten Kleider, Gewehre und Vorräthe. Aber alle die Hunderte von Vieh, die der König also raubte, wurden fast unmittelbar darauf von der Lungenseuche hinweggerafft.

Merensky redete den König an: „Sekukuni, das Land ist voll Geschrei, du nimmst den Gläubigen ihr Vieh, Korn und Gärten und verjagst sie aus den Häusern, und uns Lehrer willst du vertreiben. Wir kommen, um von dir zu hören, ob das wahr ist!" — „Ich fechte nicht mit euch, sondern mit den Leuten, die meine Leute sind und glauben wollen!"

Da öffnete der Missionar seinen Mund und sprach: „Sekukuni, du hast der Gläubigen Blut vergossen! Das schreit zum Himmel!

Dein Reich wird verwüstet, dein Königreich wird durch diese Dinge zerstört werden!"

Mit eisiger Ruhe hörte der König diese Worte an. „Nun, Nachtigal, rede du!" — Als dieser ihn an seine früheren Zusagen erinnerte, begann der König zu toben. Kein Zureden half. Auch das Wohnen im Lande schnitt er den Gläubigen durchaus ab. Er brütete vielmehr neue Mordgedanken. „Ihr werdet von mir hören! Ihr werdet von mir hören!" so sprach er wiederholt. Die Brüder schüttelten den Staub von ihren Füßen und begaben sich auf den Rückweg.

In den Felsklüften drängten sich die Christen wieder an die Lehrer heran. Sie zeigten ihnen ihren zerfleischten Rücken und die blutenden Wunden und erzählten ihnen von ihrer Noth, daß sie ohne Kleider und Nahrung in der Wildniß verschmachteten. Jetzt blieb kein Ausweg, als Fliehen aus dem Lande!

---

26. Flucht und Rettung.

Die armen Zerschlagenen ahnten in den Gebirgsklüften, in welchen sie zunächst Schutz gefunden hatten, nicht, daß Schwereres ihnen bevorstand, als was sie soeben erlitten hatten.*) — Ohne Obdach, ohne Kleider, ohne Speise waren sie den Nachtfröstén und den Tages=Regenschauern ausgesetzt. Die wenigen genießbaren Wurzeln waren bald aufgezehrt, ihre Kinder erkrankten und viele derselben starben dahin. Und nach den andern suchten Sekukuni's Späher; der König wollte wenigstens die Kinder erhalten, wenn er die Eltern verlöre.

Die Nacht vom Freitag zum Sonnabend war zur Flucht über den Steelport verabredet. Den ganzen Abend hindurch drängten sich Trupp um Trupp der Flüchtlinge aus den Felskloofen heraus, verhungert, verschmachtet. Der Topf mit Mehlbrei auf dem Feuer wurde nicht leer. Dann ging es hinaus in die Nacht. Nur Stefanus Moruti war so zerschlagen, daß er nicht weiter konnte. Er blieb mit zwei Kindern im Missionarshause, um mit Merensky zusammen auf dem Wagen zu fliehen. Zu Mitternacht sollte aufgebrochen werden. Der Bauer Kraienburg hielt unten am Hügel mit seinem Ochsenwagen. Aber während die gepackten Kisten eine nach der andern den steilen Berg hinabgetragen wurden, folgte ein heftiges Gewitterschauer dem andern. Die Brüder lagen auf den Knieen, flehten, rangen mit dem Herrn, daß er doch dem Regen Einhalt gebieten möchte. Je mehr sie schrieen, desto stärker strömte

---

*) Maleo 2c. p. 182 f.

der Regen. Was sollten sie anfangen? Der nächste Morgen brachte sichere Todesgefahr für sie. Also fort unter allen Umständen! — Aber um zwei Uhr erklärt Kraienburg: Es ist unmöglich! Der Regen hat tiefe Löcher in den Weg gerissen und den Steelportfluß gefüllt, so daß keine Möglichkeit ist, den Fluß in dieser Nacht zu erreichen, geschweige ihn zu durchfahren.

Der Morgen dämmerte. Die Brüder mußten sich in des Herrn Willen ergeben. Aber schwere Stunden standen bevor.

Und während die Missionare, und die Gläubigen durch die heftigen Regengüsse in Angst und Noth versetzt werden, triumphirt oben auf seinem Felskopf der Tyrann: „Ha, nun habe ich sie! Ha, nun habe ich sie! Der Steelport ist voll! Der Elefantenfluß ist voll! Niemand kann hinüber. Nun hab ich sie! Nun hab ich sie!“ Er sah schon im Geiste, wie die halbverhungerten Christen den Glauben wegwarfen und um Gnade flehten!

Der Thor! — Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken! Er hatte mit weiser Absicht den Regen gesandt. Denn nun hatten die Flüchtigen nicht nöthig, von ihren Berggipfeln herab die wenigen Wasserflecke aufzusuchen, welche von Sekukunis Kriegern gekannt und besetzt waren, sondern ihr Trinkwasser wurde ihnen vom Himmel herab eingeschenkt. Und derselbe Regen, der ihnen Trank brachte, verwischte die Spuren ihrer Fußtritte, so daß die Krieger des Königs ihrer Keinen fanden! —

Aber freilich am folgenden Morgen (Sonnabend den 19. Nov.) stellten sich die gefürchteten Krieger Sekukuni's, etwa fünfzig an der Zahl, auf der Station Cha Ratau ein.

„Wo sind die Madiaken (Gläubigen)?“ schrieen sie Merensky an. Wo ist Mantladi? Wo Moruti? Wo Dinkoanyane? Wo Sewushan? Sekukuni sucht seine Kinder, du hast sie versteckt! Gieb sie heraus!“ — „Die ihr sucht sind ja nicht mehr eure Kinder, sondern Wild des Feldes. In den Bergen sind sie; dort suchet sie!“ Tobend und schreiend zerstreuten sich die Heiden. Oft waren sie dicht bei dem nahen Versteck der Christen, aber ihre Augen wurden gehalten, daß sie derer keinen fanden. — Schnell wurden in ihrer Abwesenheit Stefanus Moruti und die beiden Kinder unter das Bett der kranken Schwester Merensky gesteckt. Es war der einzige Bergeort!

Nach einigen Stunden kehrten die Heiden wieder: „Hier sind sie gewesen! Hier sind Reste von Korn! Gieb sie heraus, oder wir tödten dich!“ — „Ja freilich sind sie hier gewesen, seht meine Kornkörbe, sie sind leer. Aber jetzt sind sie nicht mehr hier!“

Nun begannen die Tobenden die Häuser zu durchsuchen; sie kamen in Br. Sachse's Haus, es war leer, — in die Packkammer —; sie war leer. Jetzt wollten sie auch in Merensky's Wohnzimmer eindringen. „Hier dürft ihr nicht hinein! Hier liegt

mein Weib schwer krank!" Die Heiden stutzten! — Aber einer von ihnen riß die Thür auf und stürmte hinein. Hätte er die Flüchtlinge entdeckt, er hätte sie vor den Augen der Frau ermordet. Aber er durfte sie nicht sehen, und brachte den andern die Nachricht heraus, im Hause sei niemand, als die kranke Frau.

Draußen aber drangen die Krieger immer wüthender auf Merensky ein: „Gieb die Flüchtlinge heraus, oder wir tödten dich!"

Und während sie also tobten, wurde drinnen im Hause dem Missionar sein erstes Kindlein geboren! Und in ihrer großen Noth hat die Mutter desselben an ihren Mann nur Eine Bitte: „Fliehe, so schnell du kannst, nach Khalatlolu; denn sie trachten dir sichtlich nach dem Leben. Erhalte dich für dein Weib und Kind!" — Merensky — in dieser Stunde sein Weib verlassen? Nein, nimmermehr! — Nun denn, sprach Sachse, so bleiben wir denn zusammen. Aber wie die Hunde wollen wir nicht sterben, sondern unser Leben vertheidigen, so lange wir können, und damit machte er sein Gewehr in Ordnung. Sie befahlen ihr Leben in Gottes Hand.

Endlich mußte Merensky dennoch dem Flehen seines Weibes nachgeben. Er sattelte sein Pferd und ritt den schmalen Pfad über das Lolugebirge mitten in der Nacht. Der Sattel streifte ab, als er das Pferd auf den Felsklippen hinter sich leiten mußte. Am andern Morgen brachte ein Farbiger denselben in das Missionarshaus — ohne Botschaft. War er ermordet?!

Inzwischen war ein schneller Bote die Nacht hindurch gelaufen zu Hermanus Stein, dem Büffeljäger; er möchte kommen so schnell als möglich, Menschenleben stehe in Gefahr. — Allein als der Bote ankommt, ist Hermanus gerade auf der Jagd, und kommt erst Abends zurück. Darnach sind die Ochsen nicht zur Hand, die ganze Nacht werden sie gesucht. Endlich sind sie eingespannt. So schnell sie laufen können, geht es zur Fuhrt des Steelport. Aber die Wasser des Flusses gehen hoch. Es ist nicht möglich hindurch zu fahren. — „Menschenleben in Gefahr!" denkt Hermanus. Hinein gehts in den Fluß! Aber nur wenige Schritte, da treiben die Ochsen und er muß froh sein, daß er sein Ufer wieder gewinnt. Die Säcke voll Mehl, die er für Nachtigal aufgeladen hatte, sind gänzlich durchweicht. Jenseits des Flusses sehen sie die hungernden Geflüchteten, aber keine Möglichkeit, hinüber und herüber zu kommen! Dinkoanyane sendet Boten nach Cha Ratau! „Die Feinde sind uns auf den Fersen! Jeden Augenblick können sie uns erreichen!"

In der größten Noth schreien die Flüchtigen zum Herrn. Und siehe! Wie durch ein Wunder fällt plötzlich das Wasser. Hermanus ist glücklich mit seinem Wagen hindurch und giebt den fast vor Hunger verschmachteten Flüchtlingen das durchweichte Mehl.

Schnell wird Botschaft an Merensky geschickt, Hermanus sei

glücklich durch den Fluß und auf dem Wege nach der Station. Dort liegt das arme Weib ohne alle weibliche Pflege in Hunger, Durst und Fiebergluth, jeden Augenblick ihr letztes Stündlein erwartend. Der Gedanke, ohne Abschied von ihrem Manne scheiden zu müssen, der Blick auf das liebe Kindlein macht ihr den Gedanken ans Sterben sehr schwer. Endlich gelingt es ihr, die Seele im Gebet zu sammeln. Da plötzlich bricht sich die Krankheit. Bald darauf tritt ihr Mann herein; und dann kommt der Bote von Hermanus.

Aber jetzt kommt eine neue ernste Erwägung. Fliehen unter diesen Umständen heißt, den Gedanken an jegliche Missionsthätigkeit in Sekukuni's Lande aufgeben; es galt als Landesverrath. Drob zögert Merensky eine Zeit. Da kommt Lea, eine Getaufte, schnellen Laufes und bringt die Nachricht: „Sekukuni's Kommando ist bereits unterwegs hierher. Du sollst die Gläubigen zurückrufen, oder sie sollen dich sofort ermorden!"

Nun gab es keine Wahl mehr. Schnell die Kisten auf den Wagen gepackt, und mitten in der Nacht gehts den Berg herab. Die kranke Frau wird auf einem Stuhl heruntergetragen, das Kindlein bringt Sachse in einer Schürze nach. Bei Sepekes Kraal wird die Schwester Merensky auf's Pferd gehoben und also der Wagen glücklich erreicht, und fort ging's durch die Nacht dem Steelport zu.

Als der Morgen tagt, kommen die Flüchtlinge von allen Seiten die Berge herab, die Karawane wird mit jeder Stunde größer.

Was haben diese Aermsten in den langen Tagen alles durchlebt. Joseph der Blinde wurde durch einen Heiden geleitet. Seine Frau Maria hatte die kleine Barutla an der Hand. Sie ertrug die Reisestrapazen nicht. Barutla, d. h. „die Lehrer kommen," hatte der Vater sie in Freuden genannt an dem Tage, als die Lehrer ins Land kamen. Jetzt, da die Lehrer flüchteten, starb das Kind. Todesmatt sank die arme Frau am Steelport nieder und meinte, ihre Stunde sei gekommen. Ein Matebele, der in der Nähe wohnte, nahm sie in sein Haus und pflegte sie; allein das Kindlein, dessen sie jetzt genas, war todt! Joseph konnte wegen seiner Wunden nur Schritt vor Schritt gehen. Er gebrauchte bis zum Steelport vier volle Tage; drei Freunde geleiteten ihn. Den Fluß erreichte er, als so eben Hermanus mit dem Wagen herüber gekommen ist.

Nun sind alle Flüchtlinge glücklich beisammen, die Fuhrt ist erreicht. Die Weiber und Kinder auf dem Wagen, die Männer mit Hülfe der Pferde: so kommen alle glücklich hinüber.

Ein Seufzer entrang sich der Brust der Geretteten. Auf derselben Stelle hatte vor vier Jahren Merensky den Fluß zum erstenmal überschritten; damals voller Jugendhoffnungen, jetzt ein Verjagter, aber auch damals allein, jetzt mit Weib und Kind und

einer stattlichen Beute, die dem Satan entrissen war. Da konnte er von ganzem Herzen danken und preisen: „Herr ich bin zu gering aller Barmherzigkeit, die du an deinem Knecht gethan hast, denn ich hatte nichts als diesen Stab, als ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zween Heere geworden!"

Und kaum waren die Flüchtlinge über den Fluß gekommen, da schwollen dessen Fluthen wieder an, und derselbe Steelportfluß, den Sekukuni als eine unüberschreitbare Mauer für die Flüchtlinge angesehen hatte, wurde nun eine Mauer, die sie schützte wider ihre Verfolger.

Freilich die Tage der Angst und Noth waren noch lange nicht vorüber. Merensky's Frau mußte noch manche Krankheitsstunde durchmachen, bis die Folgen der anstrengenden Reise verwunden waren; die geflüchteten Christen mußten noch manches liebe Kindlein dem Herrn zurückgeben, das in Folge der durchgemachten Strapazen starb; manche von ihnen nahmen selbst den Keim des Todes mit in das Land ihrer Freiheit. Und auch hier sollten sie fürs erste keine Ruhe finden. Es war theure Zeit im Lande. So mußten die Geflüchteten, anstatt sich um ihren geliebten Lehrer zu einer christlichen Gemeinde sammeln zu können, sich weit umher im Lande bis zum Vaalfluß hin zerstreuen, um nur durch schwere Arbeit bei kärglichem Unterhalt ihr Leben zu fristen, bis es — wie wir weiter unten ausführlicher darlegen werden, gelang, einen Bergeort zu finden, auf welchem sich die Zerstreuten sammeln konnten.

---

27. Neues Aufblühen des Werkes im Bapedilande.

Scham, Unmuth und Zorn erfüllten Sekukuni's Herz, als er alle seine Pläne, die doch so klug ersonnen waren, mit einem Schlage zu nichte gemacht sah. Die Leute, die er für das Heidenthum retten wollte, waren für immer für ihn verloren. Jetzt hätte er gern seine Befehle zurückgenommen, oder auch die Gläubigen unter den günstigsten Bedingungen zurückgerufen; allein es war zu spät.

Da Nachtigal aus Khalatlolu noch nicht ausgeflüchtet war, sandte er sofort Botschaft an ihn. Er sei verwundert, warum Merensky so heimlich fortgegangen sei, da ihn doch Niemand verjagt hätte. Nachtigal möchte doch ruhig auf seiner Station bleiben, die Gläubigen könnten ja auch wiederkehren und ruhig ihre Ländereien bearbeiten; er, der König, habe auch die Sache eigentlich gar nicht von sich aus erdacht, sondern sei durch seinen Oheim Kabu und seinen Bruder Mashupje dazu verleitet worden. Jetzt thäte ihm alles sehr leid.



Cha Natau.

Nachtigal glaubte diesen, nur durch die augenblickliche Bedrängniß eingegebenen Worten zu leicht, und misbilligte Merensky's Verfahren und glaubte, im direkten Gegensatz dazu, Alles thun zu müssen, um die Christen am Ausflüchten zu hindern, und seinerseits die Station halten zu müssen, so lange als möglich. Sekukuni that Alles, um ihn in seiner Meinung zu bestärken. Er erließ ein strenges Verbot, sich an den Häusern und dem zurückgelassenen Eigenthum der Missionare zu vergreifen, ja, er stellte sogar Wachen zu dessen Schutz aus; und so konnte Sachse schon nach wenigen Tagen nach Cha Ratau zurückkehren. Sekukuni litt ihn um so eher, als er in Erz und Eisen zu arbeiten verstand.

Am 27. November besuchte Nachtigal abermals den König, der ihn mit Schmeichelreden überhäufte, darum, daß er nicht ausgeflüchtet sei und ihm nicht sein Volk gestohlen habe. Als aber Nachtigal nun äußerte, der König habe das Ausflüchten ja durch seine Strenge gegen die Gläubigen verschuldet, da loderte die alte Zornesflamme im Könige auf: Er könne mit seinen Leuten machen, was er wolle; wenn er sie bis auf's Blut plagen und verhungern lassen wolle, so gehe das keinen Menschen etwas an. Zurückkehren könnten sie, ihr Land picken auch, aber das Glauben wolle er nicht mehr haben, und neue Stationen würden die Missionare nimmermehr wieder anlegen. Jetzt sei das erste, was geschehen müsse, daß Merensky seine Leute ihm wieder zurückschicke, und auf jeden Fall müsse Dinkoanyane wieder kommen; diesen seinen Bruder müsse er unter allen Umständen wieder haben.

Inzwischen entstand im ganzen Lande eine allgemeine Unzufriedenheit über des Königs Verfahren. Man beschuldigte den König, er habe die Leute aus dem Lande getrieben, fünf der angesehensten Räthe erklärten, sie würden fortgehen, wenn der König fortfahre, unschuldige Leute zu plagen, Sekukuni's eigene Mutter sprach es geradezu aus: „Es wäre besser, ich hätte diesen Sohn nie geboren! Warum läßt er die Leute nicht in Ruhe?" — Daß das den Christen abgenommene Vieh fast sämmtlich an der Lungenseuche fiel, sah das Volk als eine Strafe Gottes an, und schon hörte man auf der Hauptstadt die dem Meckern einer Ziege ähnliche Stimme jenes Todtenvogels, dessen Töne nach dem Volksaberglauben den baldigen Tod des Königs verkündigen sollen.

Dem König ging das Alles tief zu Herzen. Den Bruder Nachtigal ließ er wiederholt rufen und besprach mit ihm alles Mögliche, was das fernere Ausflüchten der Leute verhindern und die ausgeflüchteten Leute zurückbringen könnte. Aber als das Alles vergebens war, als vielmehr Haufe um Haufe angeregter Leute seines Volkes jenen ersten Fortgezogenen folgten, da erwachte wiederum Sekukuni's Zorn zu lichten Flammen. Das Höchste, was Nachtigal erreichen konnte, war, daß er den Leuten gestatten

wollte, insgeheim zu glauben; die gottesdienstlichen Zusammenkünfte verbot er entschieden — bei Todesstrafe.

So kamen denn die Gläubigen auf Khalatlolu nur ganz verstohlen und des Nachts zusammen, um sich aus dem Worte Gottes Lebensspeise zu holen. Ergreifend war die Feier des heiligen Abendmahls in der Nacht des 2. Januar 1865, an welcher sich 18 Erwachsene betheiligten, und welche bis 3 Uhr in der Nacht dauerte. Da zeigte es sich, wie tief das Wort Gottes in den Herzen gewurzelt war; es war unter allen Abendmahlsgästen wohl keiner, der nicht mit Freuden um seines Glaubens willen Gut und Blut hingegeben hätte, und wenn auch die Großen und Mächtigen des Volkes sich jetzt kühl, ja feindselig von den Lehrern zurückzogen, so schaarten sich die Gläubigen nur desto enger um sie. — Plötzlich aber fiel in das neuaufblühende Leben der Station ein unerwarteter Schlag.

Es war am Abend des 20. Januar 1865. Bruder Knothe, der Nachtigal auf Khalatlolu zur Seite gegeben ward, war eben von Patametsane zurückgekehrt, und es gab viel zu erzählen, wie auch dort das Werk des Herrn vorwärts ging, — dann waren die Brüder eben zur Ruhe gegangen, da pochte es heftig an die Hausthür. Die Brüder öffneten, und vor ihnen standen drei erschreckte Frauen, in denen Nachtigal alsbald drei alte Bekannte wiederfand, Tlakale, Modikisheng und Mankone, gläubige Frauen des Königs Sekukuni. Sie waren um ihres Glaubens willen ausgeflüchtet; denn Sekukuni hatte sie fremden Männern preisgeben wollen, um sie vom Glauben zu bringen. Die eine, die junge Mankone*) war sogar bis aufs Blut gegeißelt worden; aber nicht diese Mishandlung, sondern die Nöthigung, mit einem zweiten Manne eine Art heidnischer Ehe eingehen zu sollen, ohne daß ihr eheliches Verhältniß zu Sekukuni dadurch aufhörte, hatte ihren Verzweiflungsentschluß gereift, mit Gefahr des Lebens auszuflüchten.

Nachtigal erschrak, als die Frauen kamen. Erfuhr Sekukuni ihren Aufenthalt, so würden nicht bloß sie selbst, sondern vielleicht alle Gläubigen der Station niedergemetzelt und die Station niedergebrannt worden sein. Er suchte sie daher zur Rückkehr nach Thaba Mosägu, der Königsstadt, zu bewegen. Als dies nicht gelang, blieb ihm nichts übrig, als die Flüchtigen in einem ganz kleinen, mit Mais dünn bestandenen Beet seines Gartens zu verstecken. Dort sollten sie ganz still liegen. Nahte ihnen Gefahr, so sollte das ihr Zeichen sein, daß er laut nach seinem Hunde rufe: Bosko! Bosko! — Dann schickte er zu allen Gläubigen, es dürfe jetzt in diesen Tagen

---

*) Ihre Bekehrungsgeschichte siehe Lebensbilder p. 170 f.

Niemand zur Station kommen. Niemand außer den Missionaren durfte um die Anwesenheit der Weiber wissen, sonst war es nicht möglich, sie zu retten.

In der folgenden Nacht um 1 Uhr pochte es wieder an die Thür. Patakche, der Bote von Moreoane, Tlakales Vater, brachte Botschaft, die drei Frauen seien geflüchtet, entweder zu Mampuru oder zu den Gläubigen, der König habe alle waffenfähigen Männer auf seinen Berg entboten. — Jetzt wußten die Brüder, was sie zu erwarten hatten. Schnell eilte Nachtigal in das kleine Häuschen, in welchem er den drei Flüchtlingen für diese Nacht Quartier bereitet hatte, und hieß sie eiligst in ihren Maisgarten zurückkehren. Dort saßen sie zwei bange Tage.

Am Dienstag, den 24. Januar, aber füllte sich plötzlich der ganze Platz mit Kriegern von Sekukuni, die lärmend das Haus des Missionars umstellten und brüllten: „Wir kommen, mit dir zu kämpfen!" Dann erzählten sie, des Königs Zauberwürfel hätten beständig und wiederholt auf Khalatlolu gewiesen, hier müßten die Geflüchteten sein; wenn er sie versteckt halte, so koste es ihn sein Leben!

„Thut, was eures Amtes ist, die Stationsgebäude stehen euch offen, durchsucht sie, und überzeugt euch, ob die Flüchtlinge hier sind!"

Nun wurden alle Häuser durchsucht, alle Büsche und Felsklüfte in der Nähe; an das kleine, dünnbestandene Maisbeet dachte kein Mensch. Die Nacht brach herein. An 200 Krieger Sekukuni's lagerten sich um die Wachtfeuer.

Am folgenden Morgen sahen die Brüder, wie alle Wege, die zur Station führten, mit Patrouillen besetzt wurden. Sie forschten nach und erfuhren, daß man noch einen zweiten Fang zu thun gedächte, nämlich Jacob Mokoëtle, den früher von Sekukuni so hoch geschätzten und jetzt so gehaßten, kühnen Büffeljäger*), welcher in diesen Tagen mit dem Stationswagen aus der Colonie zurück erwartet wurde. Schnell schlich sich Daniel, einer der Gläubigen, auf verborgenen Pfaden über die Linie der Patrouillen hinaus auf den Weg, dem Wagen entgegen, um Jacob zu warnen. Dieser sprang vom Wagen herab in die Felsklüfte, und kaum war er fort, so wurde der Wagen von Sekukunis Kriegern vergeblich durchsucht.

Nie ist dem Bruder Nachtigal die Ankunft eines Wagens so willkommen gewesen, als diese. Bruder Sachtleben, der Tischler, hatte allerlei Sachen mitgebracht, die nun in möglichst zeitraubender Weise ausgepackt und einzeln erläutert und von Sekukuni's

---

*) Seine merkwürdige Lebens- und Bekehrungsgeschichte siehe Lebensbilder p. 184 f.

Commandoleuten bewundert wurden. So versäumten die Krieger das Suchen. Als aber auch das letzte Stück ausgepackt war, begannen sie von Neuem. Die Häuptlinge kochten und brieten und



Die drei Frauen in den Steinklüften von Cha Katau.

leiteten die Suchenden an, bis diese endlich mit der Botschaft zurückkehrten, nun sei alles durchsucht, nur noch der Garten nicht.

Nachtigal erschrak; er seufzte zum Herrn. Da blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf.

Es standen zwei Heiden müßig da. Diese redete er an und

sprach: „Ihr seht, wie ich eure Herrn hier ehre und bewirthe; thut ihr ein Gleiches. Dort hinten im Garten steht mein Zuckerrohr, nun lauft schnell, ohne euch umzusehen, quer durch den Garten und holt zwei Arme voll für eure Herren. Kommt ihr aber nicht schnell zurück, so werdet ihr bestraft werden, weil ihr eure Herrn nicht ehrt!" — Als die Heiden liefen, rief Nachtigal laut nach seinem Hunde: Bosko! Bosko! — Die Frauen im Mais streckten sich lang auf die Erde und rührten kein Glied.

Die List war völlig gelungen. Die Heiden stürzten eiligst durch den Garten und holten das Zuckerrohr, welches die Häuptlinge wohlgefällig kauten. Nun noch einmal den Garten durchsuchen zu lassen, hielten sie nicht für nöthig; hatten ihn doch soeben zwei Krieger der Länge nach durchlaufen und nichts gefunden. Alles begab sich zur Ruhe.

Am folgenden Morgen wurden die Frauen in ihrem Versteck von solcher Bangigkeit ergriffen, daß sie vor Anbruch des Tages sich aufmachten und in nahe Felsklüfte sich versteckten. Noch vor Sonnenaufgang erhoben sich auch die Krieger und durchsuchten noch einmal alle Häuser und den Garten, und nun auch das leere Maisbeet. Als sie nichts fanden, entschuldigten sich die Häuptlinge bei dem Missionar, daß sie ihn fälschlich in Verdacht gehabt hätten, und um zehn Uhr zog das ganze Commando von dannen.

Aber wer malt den Schreck der Brüder, als sie sofort zum Maisbeet eilend, dasselbe leer fanden! Wie leicht konnten die Spuren der Frauen entdeckt und sie gefangen werden! — Am Abend waren sie wieder in ihrem Maisbeete.

Nun wurde schnell der Plan gefaßt. Nachtigal, der, um seine Braut zu holen, mit dem Wagen nach Natal fahren mußte, sollte den Frauen zu ihrer Flucht aus dem Lande behülflich sein. Jacob Makoëtle, der jeden Felspfad kennt, sollte sie mit sich in die Felsklüfte nehmen, und von dort mit ihnen des Abends an den Wagen kommen, um mit Kost versehen zu werden. Der Plan gelang vortrefflich. Nach wenigen Wochen waren die drei Königsfrauen glücklich auf Botshabelo angekommen. Sekukuni's Aufmerksamkeit wurde durch die Empörung des Unterhäuptlings Machal abgelenkt. Er hatte ihn bereits umzingelt, als es dem Empörer gelang, sich durchzuschlagen. Später freilich hat Sekukuni oft mit bittern Worten und zornigen Blicken seiner drei Frauen auf Botshabelo gedacht. Tlakale ist seit dem Oktober 1866 Ehefrau von Martinus Sewushan. Die beiden andern Königsfrauen haben am 25. Juni 1865 in Botschabelo die heilige Taufe empfangen und Modikisheng den Namen Salome und Mankone den Namen Zipora erhalten. Salome wurde die Frau eines ernsten Christen ihres Kraals namens Tschoeane, Zipora die Frau des Petrus

Maserumule*), des Capitäns einer am entlegneren Theil des Festungsberges von Botshabelo wohnenden Abtheilung der Gemeinde. Doch wir kehren nach Khalatlolu zurück.

Die Brautreise der Brüder Nachtigal und Endemann, so günstig sie für die Flucht der drei Königsfrauen war, so schädlich war sie für die Entwicklung der Bapedimission. Die Rückkehr der beiden Brüder verzögerte sich bis in den Oktober, und gerade in dieser wichtigen Zeit blieben unsere drei Bapedistationen der heiligen Sacramente beraubt; denn die beiden fortgezogenen Brüder waren die einzigen ordinirten, und die Verwaltung der drei Stationen blieb den beiden unordinirten Katechetenbrüdern Sachse und Knothe überlassen. Ersterer siedelte zur Vertretung Endemanns bereits im Januar 1865 von Cha Ratau nach Patametsane über, so daß Cha Ratau, wo so viele Heilsuchende waren, diese ganze Zeit über eines eigenen Missionars entbehrte. Im Oktober ging der so eben aus Europa gekommene Br. Kobold dorthin, um die aufgegebene Arbeit wieder aufzunehmen.

Und trotz all dieser ungünstigen Verhältnisse war doch ein sichtliches Wachsthum des Werks im Bapedilande unverkennbar. Auf Patametsane war die Zahl der Getauften gegen Ende 1865 bereits auf 17 Seelen, und die der Katechumenen auf 36 herangewachsen; der alte Häuptling Maserumule ließ die Missionare gewähren, sein Bruder Lekchoelere war sogar sehr freundlich gegen sie, und ließ es zu, daß zwei seiner Söhne (unter ihnen der oben erwähnte Petrus Maserumule) getauft wurden.

Am kräftigsten aber entwickelte sich die Station Khalatlolu**) unter der Verwaltung des eifrigen und treuen Br. Knothe. Freilich durfte er nur bei Nachtzeit seine Gottesdienste halten, und meistens kamen die Leute vereinzelt; aber die Gläubigen kamen dazu mit heißem Heilsverlangen. Sie sprachen: „Mache uns doch lebendig aus Gottes Wort!“ Rührend war es, daß einmal auch zwei Kindlein kamen, Mashelane und Jochebed, die früher die Sonntagsschule besucht hatten, und jetzt auch baten, weil zur Zeit die großen Leute einzeln kämen, so kämen sie auch einzeln, um aus dem Munde des Lehrers „die Geschichten“ zu hören. Eine Scheidung trat ein; die, welche nur oberflächlich angefaßt waren, fielen ab, aber die, bei denen es in die Tiefe gegangen war, hielten um so treuer! — Wir geben nur etliche Beispiele von einer Lebenden, und zwei von Gestorbenen. Die eine Lebende, — welche noch heute auf Thaba Mossegu wohnt, heißt Hanna Mankubu. Wir haben

---

*) Lebensbilder p. 181.
**) Lebensbilder p. 215.

ihrer bereits oben gedacht, daß sie im Jahre 1862 immer zwei Tage und eine Nacht gebrauchte, um über die schweren Gebirgspfade hin zum Taufunterricht zu kommen. Dieselbe hielt sich auch jetzt treu zu Br. Knothes nächtlichen Gottesdiensten, abgesehen von ihrem besonderen Gebetsplatz, den sie sich in der Nähe ihrer Hütte bereitet hatte.*) Eines Tages will Br. Knothe sich überzeugen, ob die Alte auch wohl im Stande sei, den Vorträgen zu folgen. Da er über das Gebet im Namen Jesu gesprochen hatte, fragt er sie, ob sie nun wohl wisse, was das sei, Beten im Namen Jesu. — Sie antwortete: „Ich weiß nicht, du Knecht Gottes, ob ich mich hierüber werde recht ausdrücken können. Aber ich will dir sagen, wie ich es mir denke. Du mußt mich dann weiter belehren. Wenn ich ein Anliegen an einen großen König habe, so kann ich als eine fremde alte Frau doch gewiß nicht ohne weiteres zu ihm laufen; ich würde mich fürchten. Erst muß die Sache gehörig überlegt sein. Ich würde mir einen hohen Mann suchen, und den fragen, was er zu meiner Bitte sage, ob sie denn vor den König gebracht werden könnte. Am liebsten würde ich mich an des Königs Kind halten, das kennt der König. Würde das Kind des Königs sagen, ja deine Bitte läßt sich hören, so würde ich es bitten, mit mir auf das Kchoro zu gehen, und mein Mund zu sein. Willigt es ein, dann brauche ich mich nicht zu fürchten, sondern kann mit ihm getrost unter die Fürsten treten. Dann halte ich mich hinter des Königs Sohn, und der spricht für mich — ich brauche gar nichts zu reden! — Sollte denn der König nicht ja sagen? Gewiß! Es bittet ja nicht eine alte Frau, sondern ein hoher Mann, den der König liebt. Siehst du, wenn ich im Namen des Sohnes Gottes bitte, dann kann ich eben so getrost bitten. Ich umfasse Gottes Kind, und bin Ein Ding mit ihm! So kann mich Gott nicht verachten!"

Der eine heimgegangene hieß Abraham. Er war sichtlich von den Heiden vergiftet worden. Als er sein Ende nahen fühlte, bat er den Bruder Knothe, derselbe möchte ihm offen sagen, ob er seines Todes gewärtig sein müsse. Als ihm dieser seine Frage offen bejahte, antwortete der Kranke: „O, wie freue ich mich, daß ich heimgehen soll; ich will ja so gern abscheiden!" —

Nach etlichen Tagen sah ihn Knothe wieder, und eröffnete ihm, daß sein Ende nun wahrscheinlich sehr nahe bevorstehe. „O," erwiederte er, „ich warte auf den Herrn mit Sehnsucht und Verlangen!" — „Aber deine Sünden?" — „Ja, ich bin ein großer Sünder (er bekannte seine Sünden einzeln) — aber ich verlasse mich auf die Gnade des Herrn!" Als ihm der Missionar nun zur Linderung seiner heftigen Schmerzen Arznei reichen wollte, sah

*) Maleo 2c. p. 198 f.

er ihn mit großen Augen verwundert an: „Muß denn ein Gläubiger, wenn er weiß, daß sein Herr ihn ruft, auch noch Medizin essen?" Nachdem Knothe sich entfernt hatte, rief Abraham alle die Seinen zu sich, um Abschied zu nehmen, und die einzelnen zu vermahnen, ihnen für erwiesene Liebe zu danken, und zu sagen, wie jetzt in der Stunde des Abschiedes der Herr ihm fühlbar nahe sei, und ihn erquicke. Gegen Abend wurde Knothe noch einmal gerufen, um mit dem Sterbenden zu beten. Derselbe sprach: „Mein Leib ist elend und voller Schmerzen an allen Seiten, aber meine Seele ist vergnügt im Herrn!" Noah, Abrahams Vater, erzählte ein Gesicht, welches er um die Mittagsstunde gehabt hatte. Er hatte unweit Abrahams Hauses zwei flimmernde, raschelnd sich hin und her bewegende Rauchsäulen gesehen, die endlich himmelan aufstiegen und verschwanden. Die Christen versammelten sich am Sterbebette und sangen auf Abrahams Wunsch: „O Lamm Gottes unschuldig!" „Die Gnade unsers Herrn!" „Ach, wie schön, ach wie schön ist der Engel Lobgetön!"

Noch zwei Tage zögerte der Herr mit seinem Stündlein. Am Dienstag fand sich ein Häuflein Gläubiger bei Knothe ein mit der Bitte: „Mache uns lebend mit Gottes Wort!" Nach Mitternacht klopfte Sarah, Abrahams Frau, an die Hausthür, Abraham liege im Sterben. Knothe machte sich auf und fand in der Hütte eine ganze Anzahl von Gläubigen, alle auf den Angesichtern liegend, während Noah betete. Unter dem Gebet ist Abraham heimgegangen. Die Engel haben seine Seele getragen in Abrahams Schooß.

Der andere Heimgegangene war der erste wirkliche Märtyrer unserer Bapedimission, ein sechzehnjähriger Knabe, namens Tschanke. Als derselbe im September 1863 sich gegen den Willen seines Vaters heimlich zu Martinus stahl, um von ihm das „Wort" zu hören, brachte ihm jeder solcher Besuch eine Tracht Schläge ein, die ihm sein Vater mit den Worten: „Dieser Stock ist dein Sonntag" ertheilte. Eine Zeit lang betete er in der Stille; dann, als Martinus ausgewandert war, lief er wiederholt vier Meilen weit nach Khalatlolu, um das „Wort" aus dem Munde der Lehrer zu hören; und um es recht nahe zu haben, vermiethete er sich bei Br. Knothe. Von hier aus rissen ihn die Seinigen im Juli 1865 hinweg, um ihn zur Feier der Beschneidung zu zwingen. Mitten unter diesen Heidengreueln bekannte er aber fröhlich seinen Heiland, bis plötzlich die Nachricht erscholl: „Die Koma (Beschneidung) hat Tschanke gefressen," d. h. die Satansknechte haben ihn bei Gelegenheit der Beschneidung zu Tode gepeinigt. — Wie er gestorben ist, das hat kein Augenzeuge berichtet, aber daß die Engel ihn in Abrahams Schooß getragen haben, dürfen wir mit Sicherheit hoffen.

Ein anderer erweckter Knabe erklärte bestimmt, er werde die Beschneidung nicht mitmachen, und wenn er darüber sterben sollte.

Scharfe Schläge hat er um seines Glaubens willen erduldet, obschon ihm die Märtyrerkrone seines Genossen Tschanke nicht vergönnt war.

Es war eine Zeit des tiefsten Sehnens nach Gottes Wort auf Khalatlolu, welchem einst die alte Batseba mit den Worten Ausdruck gab: „Mein Herz ist krank! Wann wird der Herr uns erretten? Mein Herz ist krank! Schlafen kann ich des Nachts nicht, und wenn die Zeit des Gottesdienstes kommt, möchte ich immer weinen!"

So konnte Bruder Knothe im October 1865 eine große Schaar für die Taufe herangereifter Katechumenen dem Bruder Nachtigal, als er mit seiner neuvermählten Frau heimkehrte, zur Taufe übergeben, und andere traten sofort in ihre Stelle. Schon konnte man wagen, wieder öffentliche Gottesdienste zu halten, die so zahlreich besucht wurden, daß es in Khalatlolu fast wieder so aussah, wie vor der Zeit der Verfolgung.

---

28. Der Untergang der drei Bapedistationen.

Sekukuni hatte Nachtigal, da er von seiner Brautreise zurückkehrte, mit großer Freundlichkeit empfangen. War ihm doch seine Rückkehr ein Beweis, daß er nicht mit der Absicht umging, wie Merensky das Land zu verlassen und die Gläubigen mitzunehmen. Als er aber erfuhr, welchen Umfang die Gottesdienste bereits wieder auf Khalatlolu gewonnen hatten, beschloß er endlich definitiv, in seinem Lande dem Christenthum ein für alle Mal ein Ende zu machen.

Am 17. December sandte er Botschaft an den Unterhäuptling Nachlachane, er werde ihm die Kahlkaffern (Umfutu) zum Morden auf seinen Kraal schicken, wenn er seine Leute am Kirchengehen nicht verhindere. Gegen die Gläubigen auf der Hauptstadt stieß er direkte Todesdrohungen aus, ja er sprach bereits vom Ermorden der Missionare. Hatten ihn doch etliche Bauern bereits wissen lassen, sie würden, wenn er die Missionare todtschlüge, darum noch nicht Krieg anfangen. Mametsi, der Kraalshäuptling von Khalatlolu, begann daher bereits seine Leute um des Glaubens willen mit dem Knopfkirri zu schlagen.

Am 22. December kam Mamaricha mit der offiziellen Botschaft von Sekukuni an Nachtigal, er müsse seine Station so bald als möglich verlassen, welche Botschaft, als ihr nicht sofort Folge geleistet wurde, am 28. December wiederholt wurde mit der hinzugefügten Drohung, der König würde, falls der Missionar abermals zögere, ohne Erbarmen alle Gläubigen niedermetzeln.

Als Nachtigal dieserhalb Anstalt machte zu gehen, kamen seine

Gemeindeglieder einmüthig zu ihm mit der Bitte, er möchte doch bleiben, — und wenigstens nicht eher gehen, bis Sekukuni wirklich etliche von ihnen erschlagen haben werde.

Der Missionar beschloß zu bleiben, und es war ergreifend zu sehen, wie nunmehr die Gläubigen nicht blos furchtloser, sondern auch zahlreicher als sonst zu den Gottesdiensten kamen. Sie meinten, sie müßten des Worts jetzt warnehmen, da sie es noch hätten; es werde ja bald die Zeit gekommen sein, wo sie darben müßten. Lucas Lechuchu sprach zum Lehrer: „Wo du deine Augen hinwendest und bleibst, da bleibe ich auch, und wenn du zu Moselekazzi zögest." Jonas sprach: „Wo du bist, da laß auch uns sein; denn du gehörst zu uns, und wir zu dir!" Und was diese beiden aussprachen, das dachten Viele der Andern.

Als Nachtigal an verschiedenen Anzeichen wahrnahm, daß seines Bleibens dennoch nicht länger sein könne, da versammelte er das Häuflein der Gläubigen, um Abschied zu nehmen. Er erinnerte sie an die Verfolgungen des Jahres 1864, und an die jetzt im erhöhten Maße ausgestoßenen Drohungen des Königs und setzte ihnen die Nothwendigkeit seines Weggehens auseinander. Dann schloß er:

Trauert nicht um meinetwillen, wenn ich weggehe; denn ich bin nicht Gott. Haltet fest am Glauben und fürchtet weder die Unterhäuptlinge, noch die Knechte des Satans. Wir gehen mit fröhlichem Herzen, denn auch die Jünger des Herrn und die ersten Christen sind allzeit verjagt, verflucht und getödtet. Und überdies hat man selbst den Herrn Christum bedrückt; darum kann ich mich nicht fürchten verjagt zu werden, sondern es ist mir angenehm, und danke ich dem Herrn dafür. Ich sage euch abermals, ich bin nicht bange vor'm Könige, ich fürchte Gott allein, der Himmel und Erde erschaffen hat. Nächster Tage werdet ihr mich zum letzten Male sehen; es wäre möglich, daß ich bald weggehen müßte, darum grüße ich euch, Geliebte! Lebt wohl! Der Herr mache euch gläubig, stärke euren Glauben, und lasse uns einst alle in den Himmel kommen, wo wir allzeit und ohne Unterbrechung bei einander sein können. Geliebte, ich habe euch stets Gottes Liebe und Wort verkündigt, im Glauben unterwiesen und euch die wahre Weisheit gelehrt. Haltet meine Worte! Hanget nicht mir, sondern Gott an, der euer aller Vater und König ist! Theilt euern Landsleuten mit: Der Lehrer wird vertrieben, darum geht er, aber er hat keine Furcht in seinem Herzen, sondern ist fröhlich. Gott aber lehre, stärke und bewahre euch, damit ihr könnt Theil haben an der wahren und ewigen Seligkeit. Amen."

Am letzten Tage des scheidenden Jahres sandte Sekukuni auch nach Cha Ratau zu Br. Koboldt Botschaft, er solle unversäumt

das Land räumen. Seine Antwort war: „Das Wort, das du mir sendest, ist nicht eines Königs Wort, sondern eines Kindes, das heute so und morgen so spricht. Bin ich dein Feind, warum hast du denn meine Decke und meinen Leuchter als Geschenke angenommen? Geschenke nimmt man nur von Freunden. Du hast selbst gesagt, ich solle in Cha Natau bleiben, bis ich die Sprache erlernt habe. Ich kann die Sprache noch nicht, also werde ich wohnen bleiben. Nicht wir sind es, die das Volk wegjagen, sondern du selbst! Da du zu Nachtigal sandtest, er solle das Land meiden, sind sofort wieder fünf Frauen ausgeflohen; das ist deine Strafe. Willst du, daß noch recht viel Volks ausfliehe, so jage uns ganz fort!"

Am Abend des 4. Januar 1866 kam Br. Koboldt in Khalatlolu an. Es waren an dem Tage, Nachm. ½3 Uhr 15 Mann von Taba Mossegu ziemlich angetrunken in Cha Natau erschienen, und hatten des Königs Befehl gebracht, Koboldt solle noch an demselben Tage das Land verlassen; bei der geringsten Weigerung sollten sie ihn todtschießen. Als er auf seinen kranken Fuß hinwies, herrschten sie ihn an: „Du mußt jetzt fort, und wenn du auch an dem großen Berge liegen bleibst und stirbst. Wenn wir dann auch in die Hölle kommen und brennen, so ist das nichts weiter. Wir wollen brennen! Und wenn du dann auch die Swazi und die Engländer und die Bauern wider uns rufst. Sekukuni fürchtet den Tod nicht! Das Buch, das du hast, bringt hier alles in Verwirrung! Sekukuni ist Gott! Und ihr seid schwache Menschen! Jetzt macht schnell! Heute siehst du nicht Sekukuni's Knechte, sondern Sekukuni's eigene Augen!"

So mußte Br. Koboldt die Station plötzlich verlassen, und mit seinem lahmen Fuß in der Finsterniß das Lolugebirge übersteigen, um Abends 9 Uhr bei Nachtigal einzutreffen. Er brachte ihm die Nachricht, daß am folgenden Tage ihm dasselbe Schicksal zugedacht sei. Schnell begann dieser die nöthigen Sachen einzupacken, um auf alle Fälle bereit zu sein, und sandte Boten nach Patametsane, um die Brüder Endemann und Sachtleben zu warnen. Dann lohnte er alle seine Arbeiter ab, um morgen nicht von ihnen gepreßt zu werden. Nachdem die schwersten Kisten auf den Wagen geladen waren, befahlen sich alle in den Schutz des Herrn und schliefen — die letzte Nacht in Khalatlolu!

Am Freitag, den 5. Januar 1866 waren bereits um 5 Uhr früh fünfzehn stark bewaffnete Männer unter Anführung von Ngoana tsumane vor der Thür. Sie lehnten ihre Gewehre, Spieße und Streitäxte an die Wand.

„Sekukuni läßt dir sagen: Jetzt sind zwei Könige im Lande, ich der eine, du der andere. Rufe nun deine Männer und kämpfe mit mir!"

„Welche Männer meinst du?“

„Die, welche du dem Könige gestohlen hast, und die, welche zu Merensky geflohen sind. Jetzt will der König dem Dinge ein Ende machen. Du mußt noch heute fort von hier, und weigerst du dich, so haben wir Befehl, dich niederzuschießen, wie man einen Hund niederschießt. Du hast nun die Wahl, ob du noch länger leben oder sterben willst. Willst du am Leben bleiben, so mach, daß du fortkommst! Ihr seid Herumstreicher, von denen die Zulu und Swazi nichts wissen wollten! Erst waren eure Worte glatt und lügnerisch, jetzt ist eure Schelmerei offenbar. Ist nun dein Gott, von dem du sprichst, wirklich so groß und mächtig, wie du sagst, laß uns jetzt sehen, ob er dich gegen Sekukuni schützen wird. Jetzt gieb deine Antwort, aber sprichst du ein einziges ungeziemendes Wort, so wirst du niedergeschossen, wie ein Hund!“

Nachtigal: Ich habe Sekukuni sagen lassen: Auf dein bloßes Wort hin gehe ich nicht; schicke Bewaffnete, die mich vertreiben. Das hat Sekukuni gethan, nun werde ich gehen!

Ngoanatsumane: Es ist gut, daß du gehen willst. Aber du darfst nicht lange zögern. Heute Abend noch müssen wir Sekukuni die Botschaft bringen, daß du heute gegangen bist!

Ueber die nun folgenden Stunden hören wir Br. Nachtigal's eigene Worte:

„Nachdem ich geantwortet hatte, daß ich gehen wolle, gingen die Leute, ganz wie Sekukuni ihnen befohlen hatte, mit bedecktem Haupte in mein Haus, setzten sich auf die Stühle, nahmen alle Gegenstände in die Hand und thaten, als ob sie die Herren des Hauses und wir ihre Hunde seien, so daß wir, die wir noch nichts gegessen und getrunken hatten, vorm Hause bleiben mußten. Sie wollten mich eben reizen, wenn ich schelte, mich stoßen, wenn ich schlage, mich tödten, damit sie sagen könnten, ich wäre durch meine Heftigkeit selbst Schuld am Tode. Was sollte ich Wehrloser thun? Meine Frau bat und flehte: Werde doch nicht böse, bleibe geduldig, auf daß kein Unglück geschicht.

Meine Frau nahm versüßte saure Milch und gab sie Ngoana tsumane, dem Br. Koboldt hernach oder zuvor noch Perlen brachte, die er sich von mir borgte und die er ihm gestern versprochen hatte.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, suchte ich noch etwas Zeit zum Packen zu gewinnen. Ich nahm deshalb eine fette Schlachtziege und gab sie dem Königsbruder mit den Worten: Du hast einen weiten Weg und noch nichts zu essen gehabt, nimm dies Stückchen Fleisch von mir zur Stärkung, schlachte und iß.

„Was? Du schenkst mir noch eine Ziege? — Ich danke dir. Aber du mußt mir noch Töpfe borgen, darin wir das Fleisch kochen können.“

Mit Freuden brachte ich die, denn das hatte ich beabsichtigt, und als meine Dränger wieder mich weghaben wollten, wies ich sie auf die Töpfe, die ich ihnen geborgt hatte, und ohne die ich nicht gehen könne. Da den Schwarzen aber Fleisch über alles geht, blieben sie still. Während sie kochten, packten wir."

Gegen 10 Uhr kam ein neuer Bote des Königs mit scharfen Befehlen; noch heute müßten die Brüder den Steelport überschritten haben. Sofort begann das Lärmen, Drängen, Toben und Drohen von neuem. Es war kein Wagentreiber vorhanden; endlich fand sich einer, der unverschämt forderte, während die Krieger höhnisch spotteten. Es war derselbe Kobate, der den Brüdern das erste mal den Weg ins Land gezeigt hatte.

Der Platz füllte sich inzwischen immer dichter mit Heiden, die einander zu überbieten trachteten in Höhnen und Spotten. Einige liefen in den Garten, um alles zu verwüsten, während ein anderer, Nachtigal's Person nachahmend, sie bedrohte, und ihren Hohn entgegennahm; andere stürmten ins Haus und setzten sich möglichst breit auf die Stühle, behielten ihre Hüte auf, und riefen dazu: „Was fehlt doch nur heute dem Lehrer? Sonst durfte Niemand ungerufen oder mit bedecktem Haupte sein Zimmer betreten, und heute sagt er uns nichts! Wo ist er nur? Wo bleibt er?"

Das alles thaten sie auf Sekukuni's Befehl, der die Weisung ertheilt hatte, man solle den Lehrer so viel als möglich reizen; wenn er dann schelte, solle man ihn stoßen und schlagen, und wenn er sich zur Wehre setze, ihn niederschießen.

Der Herr gab den Brüdern Kraft und Weisheit, alles in Geduld zu ertragen.

„Endlich mittags um 12 Uhr," so schreibt Nachtigal in seinem Tagebuch, „vernagelte ich die Thüren, und somit verließen wir unser geliebtes Khalatlolu, das nun aufgehört hatte, Station zu sein. Als wir eine kleine Strecke gefahren waren, kam Jacobus (Khobise) betrübten Herzens, das sahen wir ihm an, zum Wagen, um uns wenigstens flüchtig zu grüßen. Sprechen durfte er uns nicht, denn einer von Sekukuni's Abgesandten saß mit auf dem Wagen, damit wir nicht etwa wieder umkehrten. Wie wehmüthig blickte uns Jacobus an, und wie groß war sein innerlicher Kampf, als er uns die Hand reichte und sprach: „Fahrt glücklich!" Seine Stimme zitterte. Er wandte sich dann schnell und ging wieder weg. Mit thränendem Auge und blutendem Herzen schauten wir ihm nach! Ich konnte mich vor großer Wehmuth kaum fassen, und doch mußten wir fort, mußten alle, die uns lieb geworden waren, verlassen!"

Bei aller Anstrengung war es unmöglich, an diesem Tage bereits den Steelportfluß zu durchfahren. Es mußte noch einmal in Sekukuni's Lande übernachtet werden. Am folgenden Tage gelang

es, mit Hülfe entgegenkommender Bauern den Fluß zu durchfahren. Nachtigal kehrte am 9. Januar noch einmal zurück nach Khalatlolu, um zurückgebliebenes Gut zu verpacken. Alle Gläubigen sammelten sich um ihn. Wie viel stiller war jetzt die Abfahrt des letzten Wagens! Auch Koboldt wollte nach Cha Ratau, um seine Sachen zu holen. Er wurde durch den angeschwollenen Fluß verhindert. Nachher erfuhr er, Sekukuni haben Befehl gegeben, ihn, wenn er sich noch einmal auf Cha Ratau sehen ließe, gefangen zu nehmen und zu ihm zu führen, weil er ihm seine Leute gestohlen habe.

Auf Patametsane hatte am 20. Dezember des vergangenen Jahres Salomo, ein Getaufter, einen bedeutsamen Traum. Er sah bei Otjimile viele Menschen versammelt. Das Gericht sollte gehalten werden, der Herr war herabgekommen; Endemann und seine Gemeinde standen besonders, die übrige Menge stand auch besonders. Da fragte der Herr die Heiden: „Ist nicht das Wort des Jesaias bei euch vorhanden? Ist nicht das Wort des Elias bei euch vorhanden?“ — Sie antworteten: Cha re itse, d. h. Wir wissen es nicht! — Da sprach Endemann zum Herrn: Ke a ba botsa chomme ba chana, d. h.: Ich sage es ihnen, aber sie wollen es nicht. Dagegen hat die Menge keine Antwort gehabt. Darüber erwachte Salomo und sah, daß es ein Traum war.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo der Traum sich erfüllen sollte.

Am 8. Januar 1866 kam eine Gesandtschaft von Sekukuni, der Lehrer müßte fort. Endemann ging sofort zum Häuptling Maserumule, um ihn zu fragen, ob dies auch sein Wille sei. Shikoane nebst Sekukuni's Gesandten folgten ihm auf den Fuß. Endemann wandte sich und sprach zu Shikoane: „Du bist es, der alles Volk an Bosheit übertrifft. Aber Verderben wird kommen.“ Mit Schimpfen und Lästern antwortete der Heide. Lehoelere schickte dem Missionar zum Abschied einen Sambok mit den Worten: Ich bin nicht Häuptling von Matlale; ich wünsche dir eine glückliche Reise.

Da die Bauern, deren Wagen die Sachen transportiren sollten, nicht gleich zur Hand waren, verzögerte sich Endemanns Abreise. Am 14 Januar konnte er noch einmal Gottesdienst halten. Danach ging er zu Maserumule und verkündigte ihm die Strafe Gottes. Er wollte antworten; Endemann aber wandte sich und ging. — Am 15. Januar reiste er ab.

Er ging zunächst nach Gerlachshoop. Die beiden Bekehrten, Simeon und David, die ihn begleiteten, hat der Herr gnädig bewahrt. Endemann rieth ihnen, sie sollten vorweg gehen, aber nicht auf dem Wege, sondern durch das Gras, damit man ihre Fußtapfen nicht sehen könne. Nur wenig waren sie dem Wagen voraufgeeilt, als auch schon Lehoelere auf Befehl des Häuptlings kam, um sie

einzufangen. Als Freund der Missionare hielt er sich eine Weile beim Wagen, bis man ihn aufmerksam machte, es sei Zeit umzukehren, denn hier sei man bereits in Mapoch's, des Feindes Gebiet. Er kehrte um, und nach wenig hundert Schritten waren die Flüchtigen bereits eingeholt; sie waren den Verfolgern entronnen.

Am 18 Januar 1866 kam Nachtigal in Leydenburg an, und wurde von den dortigen Behörden gut aufgenommen. Ein großer Theil seiner Gemeindeglieder floh ihm nach und sammelte sich um ihn. Der Schreiber dieses Berichtes fand dort 1867 die kleine Gemeinde, und kaufte Grundstücke zur Anlegung einer Station, deren vornehmliche Bestimmung sein sollte, von hier aus die Christen in Sekukuni's Lande mit dem Worte Gottes zu versehen.

Die Stationsgebäude von Khalatlolu fand ich im Jahre 1867 noch vor; nur einige Theile der Dächer waren eingefallen. Die neue Kirche stand noch ohne Dach, wie die Brüder sie verlassen hatten. Seitdem ist alles zerstört worden, von den Häusern keine Spur mehr. Die einzelnen gebrannten Mauersteine aus denselben haben sich die Heiden ausgebrochen, und zu Kopfkissen gemacht. Sie legen auf deren Besitz einen abergläubischen Werth. Sie meinen, ihnen wohne etwas von der Kraft des Wortes Gottes bei, das die Gläubigen vor dem Tode schütze.

So müssen, da die ordentliche Predigt des Evangelii in Sekukuni's Lande verstummt ist, einstweilen die Steine zeugen. Denn das Wort läßt nicht ab, das Zeugniß ist nicht verstummt. Es gährt fort in Sekukuni's Lande, wie wir das später darlegen werden.

---

29. Fortgesetztes Ausflüchten aus Sekukunis Lande.

Der arme Sekukuni hatte auch diesmal wieder sich verrechnet. Mit dem Fortgange der Missionare, so hatte er gehofft, werde er ein für alle mal von der verhaßten Religion der Weißen befreit sein, und werde, wenn gleich er die bereits Fortgezogenen auch als verloren aufgäbe, wenigstens seine übrigen Unterthanen behalten. Jetzt mußte er erfahren, daß er durch den Weggang der Missionare noch viel mehr Leute verlieren sollte. Denn die Geflüchteten holten nicht blos ihre zurückgebliebenen Frauen und Kinder nach, sondern auch aus ihrer Verwandtschaft folgte ihnen ein Trupp nach dem andern, und nachdem erst auf Botshabelo eine christliche Bapedigemeinde unter dem Häuptling Dinkoanyane entstanden war, übte auch diese eine solche Anziehungskraft auf die zu den Diamantfeldern und in die Colonie auf Arbeit ziehenden Männer, daß von letzteren eine Schaar nach der andern in Botshabelo haften blieb, und Sekukuni verloren ging. Vergeblich suchte dieser den verhaßten Ort zu vernichten,

seine Commandos wagten sich nicht an die Gläubigen, und er mußte es nun von weitem sehen, wie am Mohlotsi (Botshabelo) die Zahl der Bekenner von Jahr zu Jahr um mehr als Hundert wuchs.

Auf der andern Seite bildete sich dicht vor den Thoren seines Landes eine zweite Christengemeinde in Lydenburg, die ihm ebenfalls eine Anzahl seiner Unterthanen entzog. Mit diesen konnte er nicht so feindlich verfahren; er sah sie als einen vorgeschobenen Posten gegen seine Erbfeinde, die Swazi, an, von deren Kommen sie ihn benachrichtigen mußten. Aber trotzdem war ihm jeder neu Getaufte aus seinem Volk auch hier ein Dorn im Auge. Und nachdem er gesehen hatte, daß seine Feindschaft gegen die Gläubigen nicht sofort ihm die Strafe Gottes zuzöge, faßte er auch wirklich Muth, einzelne von ihnen zu ermorden.

Das erste Opfer, welches fiel, war der mehrmals erwähnte alte Heide Mukir. Derselbe hatte seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß selbst blinde und lahme alte Frauen, die keinen Weg wüßten und nicht mehr laufen könnten, wohlbehalten nach Botshabelo gelangten. Daraus könne man deutlich ersehen, daß dennoch ein Gott wirklich sei. Dazu hatte er dem König offen erklärt, er werde aus dem Lande gehen, wenn derselbe nicht seine Feindseligkeiten gegen die Gläubigen einstellte. Darauf läßt Sekukuni den Alten rufen, setzt ihm eine Kalabasse mit Bier vor und befiehlt ihm zu trinken. Mukir merkt, daß das Bier vergiftet ist, und weigert sich zuerst, darnach trinkt er ein wenig und setzt das Gefäß ab und spricht: „Ich fühle, das Bier tödtet mich!" Der König befiehlt streng, das Gefäß ganz zu leeren; Mukir thut es, geht nach seinem Kraal und stirbt sofort — das Opfer eines wenn auch nur ganz schwachen Glaubens.

Der zweite, den Sekukuni erschlagen ließ, war sein eigner Vetter, den er ganz besonders liebte, namens Sekwati. Ihm hatte er einst seine gläubige Frau Mankone übergeben wollen, die unter den Hieben der Henker blutend ihren Glauben bekannte. Vielleicht war es gerade die Treue dieser Bekennerin, die ihn den ersten Eindruck von Gott empfangen ließ. Die Lehrer waren noch nicht lange fort, da hieß es, Sekwati betet. Angeber brachten dem Könige die Kunde, sein Günstling habe gesagt, Sekukuni vermöge nicht Regen zu machen, das vermöge Gott allein. „Soll ich die verfluchten Madiaken in meinem eignen Hause haben?" rief Sekukuni aus, als er es hörte, und gab Befehl, Sekwati zu tödten. Meroane warnte ihn, er solle fliehen. Er antwortete: „Soll ich um Gottes willen sterben, so mögen sie mich tödten. Ich will dann gern um des Herrn willen sterben! Fliehen werde ich nicht!" Bald darauf erschien der Henker, unter dessen Assagaistichen er sein Leben endete. Ein Bruder Sekukunis, Kolluke, der ebenfalls schon Eindrücke von Gottes Wort empfangen hatte, floh. Nachdem ihn der König zurückgerufen hatte, siechte er langsam da-



Steingötze bei Cha Ratau.



hin; alle Welt sprach, Sekukuni habe ihn vergiftet. Den Bruder von Joseph, dem Blinden, der gekommen war, seine Frau und Kinder auszuflüchten, ließ der König vor den Augen seines Vaters mit Keulen erschlagen. Auch Petrus Ngoana Maroco, den der Herausgeber bei seinem Besuche in Khalatlolu zum Evangelisten und Hirten über die im Lande noch zerstreut lebenden Christen eingesegnet hatte, wollte er ermorden lassen. Er konnte aber noch fliehen, als sein Kraal bereits von den Mördern umstellt war. Mit zwei Begleitern entkam er, während der dritte wirklich getödtet wurde. — So erzählte man noch von einer Reihe Christen, die Sekukuni erschlagen ließ.

Durch das Alles aber erreichte der König nichts anderes, als daß das Verlangen nach Gottes Wort in seinem Volke nur um so größer wurde. Viele wanderten auf Arbeit aus, um nie wiederzukehren, sondern in der Colonie oder bei den französischen Brüdern, oder auch in Botshabelo getauft zu werden.

Welche entsetzlichen Leiden die ausflüchtenden Christen auf der Flucht zu bestehen hatten, und wie wunderbar der Herr sie dabei beschützt hat, davon wollen wir zum Schluß dieses Abschnitts noch drei besonders bemerkenswerthe Beispiele, (die wir aus den „Lebensbildern" entnehmen,) mittheilen.

---

30. Drei Gerettete.

a) Seleoe und die Seinen.

Am 3. Januar 1865 kehrte Seleoe, der in den Novembertagen 1864 bereits sich gerettet hatte, heimlich in's Land zurück, um seine Frau und Kinder und andere Angehörigen auszuflüchten. Er mußte Wochen lang harren, bis die Gelegenheit sich fand. Endlich in denselben Tagen, als die drei Königsfrauen Tlakale, Modikischeng und Mankone flohen, hatte sich eine ganze Gesellschaft von Flüchtlingen zusammengefunden. Moroamachale, Willem Tsie nebst seiner Frau, Seleoe mit seiner Mutter, seiner Frau und den Kindern, Techore, Kharrebe und seine Frau und mehrere Andere, neunzehn Personen.

Die Flüchtlinge hatten einen ungünstigen Zeitpunkt erwählt. Denn Sekukuni hatte, um seine geflüchteten Frauen einzufangen, alle Wege mit Bewaffneten besetzen lassen. Einer derselben stieß auch auf unsere Flüchtlinge, und schoß auf sie sein Gewehr ab, doch ohne zu treffen. Alle stoben aus einander und warfen alles sie beschwerende Gepäck von sich. Madire mit ihren drei Kindern und ihrer alten Schwiegermutter nahm er gefangen, und wollte sie

zur Umkehr zwingen. Sie sträubte sich mit Händen und Füßen. Der Häscher ergriff eins ihrer Kinder und drohte, dasselbe mitzunehmen; sie aber wollte auch jetzt nicht umkehren, sondern rief ihm zu: Tödte mich doch lieber. Was suche ich noch bei meinem Kraal! Da stand der Mann von seinem Vorhaben ab, und begnügte sich damit, ihnen alle ihre Decken abzunehmen.

Nackt und blos erreichten die Armen den Steelpoortfluß. Aber, o wehe! Derselbe war hoch angeschwollen, abgesehen davon, daß er von Krokodilen wimmelt, und die armen Weiber und Kinder waren ohne männlichen Schutz und Beistand. Endlich besann sich Madire auf eine in der Nähe befindliche seichtere Stelle des Flusses. Dort wollten sie es in Gottes Namen versuchen, denn an solchen seichten Stellen pflegen die Krokodile sich weniger zahlreich aufzuhalten. Sie nahm also ein Kind auf den Rücken, das andere ließ sie vor sich gehen, das dritte nahm die alte Schwiegermutter. Der Strom war aber auch auf dieser Stelle noch so stark, daß die alte Frau von demselben umgerissen, und durch Madire nur mit großer Mühe von dem Ertrinken gerettet wurde.

Der Regen fiel in Srömen, die Nacht kam heran, die Kleider waren den Flüchtlingen abgenommen, Speise hatten sie nicht; die Kinder hungerten und froren, und begannen bitterlich zu weinen. Das Mutterherz wand sich vor Mitleid und Kummer; aber es war keine Hülfe anders, als daß sich alle so nahe als möglich aneinander setzten, um sich gegenseitig zu wärmen. Durch das Schreien der Kinder wurde eine Hyäne angelockt, und verließ sie die ganze Nacht hindurch nicht, so daß die Frauen wach bleiben mußten, um sich und ihre Kinder, wenn es nöthig wäre, nach Kräften zu vertheidigen. In ihrer Angst schrieen sie zum Herrn, und derselbe erhörte sie, daß der Morgen anbrach und das Raubthier davon ging.

Am andern Tage mußten sie abermals durch einen angeschwollenen Fluß, den sie nur mit größter Noth durchwateten. Der Herr half aber auch hier. Nun waren sie in einem gänzlich unbekannten Lande. Niemand war da, der ihnen hätte sagen können, wo das ersehnte Lydenburg lag. Auch dieser Tag ging zu Ende, ohne daß sie irgend etwas Speise gefunden hätten. Der Hunger und die Kälte der folgenden Nacht schmerzten deshalb doppelt so stark; ein heftiger Regen vermehrte die Schrecken. Mitten in der Nacht kam ein Löwe mit grausigem Gebrüll auf sie zu. Sie glaubten, ihre letzte Stunde sei gekommen! „Mutter, sprach Madire, jetzt laß uns unsere Seele dem Herrn befehlen; denn wir wissen nicht, was der Herr mit uns thun wird!“ So drückten sie sich fest an einander und schrieen in ihrer Todesangst zum Herrn, und schlossen die Kinder in ihre Arme! Natürlich kam auch in dieser Nacht kein Augenblick Schlaf über sie; denn der Löwe lief brüllend um sie

herum, bis der Morgen graute. Dann wandte er sich, und ließ die Geängsteten unbeschädigt.

Dankbaren Herzens setzten am andern Morgen die Flüchtlinge ihre Wanderung fort. Aber neue Gefahren warteten ihrer an diesem dritten Tage. Zwar fanden sie einige Wurzeln, mit denen sie nothdürftig den quälenden Hunger befriedigen konnten. Aber Madire wäre durch einen vom Berge herabrollenden, dicht neben ihr aufsetzenden Felsblock, dem sie nur durch einen Sprung auf die Seite entging, fast erschlagen. Hunger und Angst hatten ihre Kräfte in dem Maße erschöpft, daß sie nicht länger ihre beiden Kinder tragen konnte. Dicht neben der nunmehr nebenher laufenden fünfjährigen Christiane schoß eine giftige Schlange vorbei — doch ohne das Kind zu verwunden. Endlich trafen sie einen Mann, der sie berichten konnte, wohinaus der Weg nach Lydenburg gehe; aber neuer Schrecken! Er fügte hinzu, daß es bis dahin noch ein weiter, weiter Weg sei! — Nun war die Kraft und der Muth der Flüchtlinge erschöpft! — „Mutter," sprach Madire, „ich kann nicht weiter gehen. Wir sterben vor Hunger und Kälte. Laß uns umkehren. Der Herr wird uns ja beistehen!" So begaben sie sich auf den Rückweg. Alle Gefahren und Strapazen waren vergebens gewesen! Am fünften Tage kamen sie wieder auf Taba Mossegu an, wo man sie fortan scharf bewachte, im übrigen aber ungestraft ließ. Das eine Kind von Madire erlag bald den Folgen der Reiseanstrengungen.

Madire hat auf Taba Mossegu eine gelegenere Zeit zur Flucht abgewartet. Dann ist sie in Gottes Namen wieder aufgebrochen, und diesmal glücklich in Botshabelo angekommen, woselbst sie am 27. Mai 1866 getauft worden ist und in der Taufe den Namen Johanna empfangen hat.

b) Jochebeth.

Das Jahr 1866 war herangekommen. Die Häuser der Station Khalatlolu standen leer. In Lydenburg sammelten sich Bruchtheile der Gemeinde um Bruder Nachtigal. Da gedachten auch Noah und Nicodemus an das Ausfliehen mit den Ihrigen.

Es war eine eisig kalte Winternacht, als sie auf dem hohen Lolugebirge entlang gingen, und dann von demselben herabstiegen in die Ebene des Steelportflusses. Nachdem sie den Strom durchschritten hatten, waren sie so erstarrt, daß sie trotz der drohenden Nähe der Dörfer Sekukunis es wagten, ein Feuer anzuzünden. Aber sie konnten sich anders der schneidenden Kälte nicht erwehren.

Als die Sonne im Osten aufstieg, ermahnte Noah, sich zu ermannen, und der Gefahr zu gedenken, in der sie schwebten. Das warme Feuer wurde also verlassen und der Fußweg nach Lyden=

burg eingeschlagen. Gegen Mittag fanden sie zu ihrer Freude einen Baum, dessen eßbare Wurzeln mit einem spitzen Stocke ausgegraben werden konnten. Auch die kleine Jochebeth, Nicodemus und Marthas neunjährige Tochter, erhielt ihr Theil. Sie aber in ihrem Eigensinn erklärte rundweg, sie wäre kein Pavian, und solche Kost esse sie nicht; lieber wolle sie hungern. Alles Zureden half nicht, sondern in der einen Hand die Wurzel, in der andern die Sandalen ihrer kleinen Schwester tragend, folgte das Kind dem Zuge, der sich wieder in Bewegung setzte, in einiger Entfernung. Dann warf sie die Wurzel fort. Man beachtete dies nicht, und wurde es auch nicht gewahr, daß sie, als man ihr weigerte, ihr Schwesterlein Bertha tragen zu dürfen, sich eigensinnig am Wege niedersetzte. Man hörte sie wohl einmal Jo! Jo! rufen, dachte aber, sie sei übermüthig und man setzte die Reise ruhig fort.

Nach etwa einer halben Stunde begegneten die Flüchtlinge zweien Männern, und sprachen mit ihnen; und nun erst zu ihrem Schrecken werden sie gewahr, daß Jochebeth nicht bei ihnen ist. Sie rufen, sie pfeifen — aber keine Antwort! — Sehr weit konnte sie ja aber nicht zurückgeblieben sein. Martha gab also den beiden Männern den Auftrag, die Jochebeth, wenn sie ihr begegneten, zur Eile anzutreiben, sie wollten inzwischen langsam vorangehen. Aber Jochebeth kam nicht.

Da wurde der Mutter bange, und sie ging mit Noah zurück, um das vermißte Kind zu suchen. Sie gingen bis zu der Stelle, wo sie sie noch zuletzt gesehen hatten. Dort riefen sie wieder und pfiffen. — Keine Antwort! — Sie mußten mit schwerem Herzen das weitere Suchen aufgeben. Sie kehrten zurück zu den Uebrigen, erwählten eine geeignete Stelle zum Nachtlager, ließen dort die Sachen und die kleineren Kinder, und nun begann ein allgemeines Suchen. Koetepe ging weit zurück, fand aber weder die beiden Männer, noch das vermißte Kind. Mit eingebrochener Dunkelheit mußten alle, der reißenden Thiere halber, nach dem verabredeten Lagerplatz zurück.

Noch eine Hoffnung blieb der geängsteten Mutter. Ihr Mann Nicodemus war mit ihrer Mutter Machole, die nicht so schnell gehen konnte, zurückgeblieben. Sicherlich wird das Kind zurückgelaufen sein. So mußte sie also dem Vater begegnen, und er wird es mitbringen. In der Nacht hörten sie Fußtritte. Freudig erhob sich Martha: Bist du da, Nicodemus? — Ja, Martha! —

Wo ist das Kind?

Wer? Welches Kind?

Jochebeth! Hast du sie nicht gesehen? — Nein!

Ist sie nicht bei euch? — Nein.

Nun erzählte die Mutter dem Nicodemus, wie das Kind verschwunden sei. Sicherlich, meinte sie, haben jene beiden Bassuto es mit zurückgenommen! —

Was können wir thun? fragte Nicodemus, sollen wir abermals umkehren?

Nein, antwortete Martha; der Herr hat uns so weit gebracht, laß uns ihm vertrauen, und zu ihm beten, aber nicht wieder zurückkehren!

Als es Tag war, begab sich wiederum alles ans Suchen, aber nirgends eine Spur von dem Kinde zu finden! — Da alle ohne Speise waren, mußten sie zu Mittag weiter wandern. Das Elternherz war sehr schwer, aber sie vertrauten auf den Herrn, der auch aus dieser Sorge helfen könne. Nicodemus, so meinten sie, könne ja späterhin in Sekukunis Land zurückkehren, um das Kind nachzuholen. Daß dasselbe in dieser Wildniß sich verirrt haben könne, daran dachte Niemand.

Gegen Abend durchschritten sie den Waterfallfluß, wo sie zu übernachten gedachten. Ein freundlicher Bauer, Jacob Malan trat zu ihnen, und sagte, er freue sich, ihnen helfen zu können, sie möchten aus dem Viehkraal nur Fleisch, Korn und Milch holen. Alle suchten ihr Nachtquartier. Nur Nicodemus, der entdeckte, daß er seine Sandalen irgendwo vergessen habe, lief, als die Sonne am Untergehen war, schleunigst zurück, um sie zu holen.

Wo aber war inzwischen Jochebeth geblieben?

Nachdem sie eine Weile hinter den Flüchtenden zurückgeblieben war, wollte sie sich aufmachen, ihnen zu folgen. Aber sie hatte Weg und Spur verloren, und schrie nun: Jo! Jo! — Als sie keine Antwort erhielt, faßte sie die Angst, sie kniete nieder und betete: „Herr Gott sei mit mir und gieb mir meine Mutter, und laß mich wieder zu ihr kommen!“ Dann lief sie zu einem dichten Gebüsch: aber, o Schrecken, sie sah darin „große gelbe Thiere, die entsetzlich brüllten, und sie grimmig anblickten.“

Da begann sie zu zittern am ganzen Leibe, weinte bitterlich und rief: „O liebe Mutter, komm doch und hilf mir von diesen Thieren! Mutter, liebe Mutter, verlaß mich nicht, sondern hilf mir!“ So weinte und schrie sie lange Zeit. Die Thiere aber hörten nicht auf zu brüllen. Da die Mutter nicht kam, ging Jochebeth endlich von den Thieren weg, und fand unweit der Stelle einen Baum. Unter dem kniete sie nieder und betete: „Herr Gott, laß mich in dieser Nacht sicher schlafen. Denn ich bin mitten unter den wilden Thieren. Und dann bringe mich doch dahin, wohin ich gern möchte.“ Dann kauerte sie sich zusammen und versuchte einzuschlafen. Aber da sie ohne jegliche Leibesbedeckung war, konnte sie in der scharfkalten Nacht kaum die Augen zuthun; bis endlich die Natur ihr Recht geltend machte, und die müden Wimpern herabsanken. Den Löwen hielt der Herr den Rachen zu, daß sich keine der Bestien an das einsame, wehrlose Kind machen durfte.

Nachdem es Tag geworden war, stand Jochebeth auf und suchte nach dem Wege. Endlich fand sie frische Spuren von Menschen. Denen folgte sie, aber sie lief und lief ohne Speise den ganzen Tag, bis die Sonne sich neigte.

Wie nun ihr Vater Nicodemus um seine Sandalen in der Dämmerung dahin läuft, sieht er in der Ferne etwas sich bewegen. Er steht still. Sollte es ein Ungethier sein? Nein, es war ein menschlich Wesen. Wer mag denn hier noch so spät laufen? dachte er, eilte näher, schärfte den Blick und erkannte — sein vermißtes Kind, welches harmlos und fröhlich auf den Vater zueilte, als ob nichts geschehen sei. Er nahm sie auf den Rücken und trug sie dem Nachtlager seiner Frau zu. Die Sandalen ihrer kleinen Schwester hatte sie noch in der Hand. Da gab es ein Jubeln und Danken!

Als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, huben etliche der Flüchtlinge an, vor tiefer Bewegung zu weinen über solche wunderbare Errettung nicht blos aus den Klauen der Löwen, sondern auch aus schwerer Hungersnoth. Denn zwei und einen halben Tag war das Kindlein nackt und blos gelaufen, ohne einen Bissen zu essen. Dabei hatte sie nicht einen einzigen Augenblick den Hunger auch nur gefühlt. Jetzt aber, nachdem sie gerettet war, da hat auch das liebe Kind, welches von seiner Mutter frühe zum Gebet angehalten war, ihr Herz zum Dankgebet erhoben, und gesprochen: „Gott ist mächtig; ich will ihn nun festhalten; denn Er hat mich errettet von den Löwen, als ich verloren war!"

c) Ruth Mampatshe.*)

In einer der Gebirgsschluchten des Lolu-Gebirges saß am Ende des Jahres 1867 eine alte Heidin, blind, krank, elend; von ihrem Manne mit dem Tode bedroht, weil sie ihm nur eine Last sei, und vielleicht nur darum verschont, weil sie eine Tante des Königs Sekukuni war. Sie war auch einst in den Katechumenen-unterricht getreten, aber die Lehrer waren verjagt, ehe sie noch viel lernen konnte. Einen innigen Kinderglauben hatte sie behalten. Ihre Kinder und Enkel, eine große Zahl, waren fast alle ausge-flüchtet und getauft; sie in ihrem Elende hatte nicht mitflüchten können. So saß sie in ihrem Elende mit ihrem Gott allein. Im Gebete suchte und fand sie ihren einzigen Trost.

Als sie nun auch einmal über ihr Gebet eingeschlafen war, erschien ihr der Herr in einem Traumgesicht.

Sie stand auf einer Höhe und sah in eine schöne Ebene hinab, welche mit einer Menge blendend weiß gekleideter Menschen bedeckt war. Unter diesen stand in der Mitte eine schöne große Gestalt, deren weißes lichtes Gewand bis auf die Erde niederwallte, also

*) Ihre Lebensbeschreibung siehe Lebensbilder p. 227—251.

daß nur das Haupt unbedeckt blieb. Um diese Gestalt lagerten sich die andern, wie Schafe um ihren Hirten. Einer der Weißgekleideten aber nahete sich zu ihr und sprach: „Kehre um! Kehre um!" Sie eilte deshalb auch sofort davon. Und darüber erwachte sie. Sie sprach zu sich selbst: Was habe ich gesehen? Bin ich nicht zu den Weißgekleideten gerufen? — Von dem Tage ab wandte sich ihre Krankheit und sie genas. Sie erzählte aber in Sekukuni's Lande Niemandem ein Wort von dem, was sie gesehen. Erst später theilte sie es Martha und dann dem Br. Nachtigal mit.

Von jetzt ab betete sie um so eifriger. Das Gebet, dessen erste Hälfte sie von Noah und Nicodemus gelernt hatte, und dessen andere Hälfte sie aus ihrem Herzen hinzufügte, lautete (Br. Nachtigal hat es sich später von ihr vorsprechen lassen und auf sessuto zu Papier gebracht und dann wörtlich in das Deutsche übersetzt):

„Großer Herr Christus! Herr, aus dem Grabe Gekommener, der (Du) aus dem Tode gekommen (b) ist, und der (Tod nun) vergangen ist; (Du) Lamm des Blutes der Kraft; droben am Himmel entstand eine Oeffnung, und eine Stimme erscholl und sprach: Dieser ist es, dieser ist mein Sohn, den ich lieb habe! (Und o Du) großer Elefant, (Du) Vater des Menschenheilandes, (des) für uns Gestorbenen, (des) Christus, der (sein) Blut vergossen hat in dem Lande, das durch Ihn geschaffen ist, (der) mit Nägeln angenagelt, mit Speichel angespieen und mit Nadeln (spitzen Dornen) durchstochen ist: Erbarme Dich meiner, bringe mich ins ewige Leben, und vereinige mich wieder mit meinen Kindern! Herr ich bitte (Dich) für Noah, für Nicodemus, für Matudi, für Madibeng und für Josef. Bekehre mir sie und Dorkas, so wie ihre Töchter Maria und Mashelane. Ich bitte für Lea und für deren Kinder, nämlich (für) Mamocho, Aaron und für die Anderen: Die Martha, o großer Herr, und deren Töchter Dinoko, Jochebeth und Rebekka, und ihren älteren Bruder Johannes bekehre zum Herrn Christus! — O Gott, von wem werde ich (doch einst) begraben werden? Schenke mir meine Kinder, die mich begraben werden! Laß den Lehrer wiederkehren in dieses Land, daß er ihnen (den Leuten) die (Heils) Geschichten verkündige! Amen!"

Einmal, im August 1868 wurde ihr auch die Freude zu Theil, das Angesicht ihres jüngsten Sohnes Nicodemus zu schauen, der den Jonas Pudumo auf seiner Evangelistenreise begleitete, und die Gelegenheit benutzte, die alte Mutter zu besuchen und aus Gottes Wort zu stärken. Dann saß sie wieder ein ganzes Jahr allein in ihrer Einsamkeit. Aber hatte sie nicht einst mit Selbstaufopferung ihren beiden Söhnen Noah und Nicodemus das Leben erhalten? Hatte sie sich nicht in der Hungersnoth an ihrer alten Mutter einen Gotteslohn verdient? Sollte der Segen des vierten Gebotes

an ihr sich nicht erfüllen? Ja freilich. Wenn des Herrn Stunde da ist!

Als Nicodemus von seiner Reise zurückkehrte und dem Noah und den meistens schon herangewachsenen Enkeln von der alten Mutter erzählte, erwachte in diesen die Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen, und die dankbare Erinnerung an alle mütterliche Liebe, die sie von ihr erfahren hatten; und sie gedachten ihrer Kindespflicht, die alte Mutter nicht als Heidin in der einsamen Wüste sterben zu lassen.

Mehr als einmal kam Nicodemus zu Noah oder Noah zu Nicodemus mit der Frage, ob sie es nicht versuchen sollten, heimlich in Sekukuni's Land zu gehen, um die Alte zu holen. Endlich waren sie schlüssig geworden und theilten ihren Plan dem Missionar Nachtigal mit. Aber dieser verbot es ihnen entschieden, heimlich und bei Nacht in Sekukuni's Land zu gehen, um Mampatshe zu holen, zumal da die Alte eine Tante von Sekukuni selbst (eine Cousine seiner Mutter) war und von ihm, so oft sie auf Grund dieser Verwandtschaft zu ihm kam, um ihm Bier zu bringen, als „Mutter" angeredet wurde. Es hatte sich durch des Herrn besondere Gnade damals eine Art freundschaftlichen Verkehrs zwischen Sekukuni und Nachtigal nebst seiner lydenburger Gemeinde angebahnt, so daß die Leute Sekukuni's nach Lydenburg und die von Lydenburg in das Bapediland frei ziehen konnten. Dieser Verkehr war schon vielen Bapedi zum Segen geworden, und war die einzige Brücke, über die hinweg das Wort Gottes noch jetzt in Sekukuni's Land getragen werden konnte. Dieser Verkehr mußte aber natürlich mit dem Tage aufhören, wo Sekukuni erfuhr, daß lydenburger Christen ihm seine Mutter gestohlen hatten. Deshalb antwortete Nachtigal dem Nicodemus: „Wenn ihr wirklich Glauben habt, und es als Gottes Befehl ansehet, daß ihr eure alte Mutter holen sollt, so habt auch so viel Glauben, daß ihr geradezu vor Sekukuni's Angesicht tretet und ihn um die Erlaubniß bittet. Läßt es euch der Herr gelingen, so wird eure Freude um so größer sein."

Nicodemus erschrak, der schüchterne Noah noch mehr! Freilich war es ja nicht unmöglich, daß der König, wenn er gerade bei guter Laune war, ihnen ihre Bitte gewährte; aber ebenso möglich, und eigentlich viel wahrscheinlicher war es, daß er über die Frechheit solcher Zumuthung erzürnt, sie schlagen, wenn nicht todtschlagen ließ. Sie standen daher von ihrem Vorhaben ab. — Aber das tägliche Gebet der alten Mutter bewies seine Kraft, die Gebetskraft, die auch über Berg und Thal hinweg ihres Ziels und ihrer Wirkung nicht fehlt. Eines Tages kam Nicodemus wieder zu Nachtigal:

„Nunmehr sind wir entschlossen! Wir glauben, daß Gott der

Herr uns auch aus Sekukuni's Hand erretten und unsern Wunsch erfüllen kann. Wir wollen offen zu Sekukuni gehen und ihn um unsere alte Mutter bitten!"

„So geht, Kinder, in Gottes Namen. Der Herr geleite euch!"

Also machte sich denn Nicodemus auf mit seinem Sohne Johannes und Noahs Sohn Madibeng und seinem altbewährten Freunde David Koetepe, um zu Sekukuni zu gehen.

Nicodemus und Madibeng sammelten sich im Gebet, faßten ihr Leben in ihre Faust und stiegen die Blutfelstreppe hinauf zu dem Kraal des gefürchteten Tyrannen. Sie kündigten sich als Boten Nachtigals an und theilten ihm mit, sie hätten beabsichtigt, heimlich ihre Mutter zu holen. Das habe aber der Lehrer verboten und ihnen befohlen, offenbarlich vor ihn zu treten und seine Erlaubniß zu erbitten.

Und siehe, Gott der Herr lenkte das Herz des Wütherichs!

„Das ist schön von euch, meine Kinder!" rief er aus. „Das ist schön, daß ihr zu mir kommt und nicht heimlich, oder gar bei Nacht in mein Land einbrechet, wie die Leute von Botshabelo. Darum erlaube ich euch auch, in meinem Lande umherzugehen. Für euch steht der Weg zu mir immer offen. Kommt, so oft ihr wollt! Aber die von Botshabelo dürfen nicht kommen. Die werde ich tödten, wenn ich sie des Nachts hier ertappe. Geht und nehmt eure alte Mutter, die da alt und gebrechlich ist und der Pflege bedarf! Ich habe schon lange immerfort gedacht: Werden denn die Kinder wirklich ihre Mutter so ganz ohne Pflege und Hülfe sterben und von den Hyänen fressen lassen? Heute endlich seid ihr gekommen! Nehmt unsere Mutter und bringt sie nach Lydenburg zu meiner Frau, dem Lehrer; versorgt sie, und wenn sie gestorben ist, so begrabt sie."

Voller Freuden eilten die vier zu der alten Mutter. Was das für ein Wiedersehen war, das läßt sich denken, aber nicht beschreiben. So mag es dem alten Jacob zu Muthe gewesen sein, als er seines Sohnes Josef Botschaft erhielt, und sich dann aufmachte, um noch einmal sein Angesicht zu sehen, ehe denn er stürbe. Hier aber war mehr denn Josef; denn der Alten höchstes Sehnen war ja, durch die Taufe ein Kind Gottes zu werden.

So wurde also schnell eine Decke genommen und wie eine Art Hängematte um einen Stab gebunden. In diese wurde die Alte gesetzt, und nun ging es über Berg und Thal nach Lydenburg zu. So oft es steil bergan ging, nahm der Sohn abwechselnd mit den beiden Enkeln die Mutter heraus, um sie auf dem Rücken zu tragen. Die Reise dauerte volle fünf Tage. Noah, der andere Sohn, war von Leydenburg dem Zuge bereits entgegengeeilt und holte die ersehnte Mutter mit Dank und Freuden ein. Solches geschah im September 1869.

Es wird in alten Geschichten von zwei Brüdern, Cleobis und Biton, erzählt, die ihre Mutter, eine Priesterin der Juno, als die Zugthiere fehlten, in einem Wagen 45 Stadien (also eine Meile weit) zu ihrem Priesteraltar gezogen haben, und dann zum Lohn ihrer kindlichen Treue im Frieden hinter dem Altar eingeschlafen und gestorben sind. Hier aber ist mehr, als Cleobis und Biton.

Als die Kinder mit der theuren Last noch auf dem Wege waren, sprach die alte Mutter zu Johannes, ihrem Enkel: „Was freue ich mich, mit euch vereinigt zu sein! Nun könnt ihr mir doch Gottes Wort erzählen, und mich begraben!"

„Großmutter," antwortete der Enkel, „sprich nicht so, und denke nicht zuerst an uns, deine Kinder! Du weißt ja noch gar nicht, ob wir nicht vor dir sterben. Ich könnte viel früher sterben, als du. Denn der Tod macht keine Auswahl; er nimmt, was er will. Das laß also nicht deine Hauptfreude sein, daß du mit allen deinen Kindern vereinigt bist, und daß die dich begraben werden. Freue dich vielmehr, daß du nun Gottes Wort haben kannst, was du bisher entbehren mußtest. Denke an Gott allein, hoffe nur auf Ihn und danke Ihm, daß Er dich mit deinen Kindern vereinigt hat!"

Von der Stunde an änderte die alte Mampatshe die eine Stelle in ihrem Gebet, und betete fortan: „Ich danke dir Gott, daß Du mir die gegeben hast, um die ich fort und fort bat, daß ich sie sehen möchte!"

Dritter Abschnitt.

Zerstreuung und Sammlung.



31. Ein Zufluchtsort.

Im achten Capitel der Apostelgeschichte lesen wir: „Es erhub sich der Zeit eine große Verfolgung über die Gemeinde — und sie zerstreuten sich — Saulus zerstreuete die Gemeinde — aber die zerstreut waren gingen um, und predigten das Wort."

Das ist der regelrechte Gang in der Entwickelung des Reiches Gottes. Satan erhebt einen Sturm, knickt die Blüthen und jagt den Samen aus einander, in der Meinung, er solle vernichtet werden. Aber jedes Samenkörnlein nimmt Lebenskräfte mit sich, findet durch Gottes Gnade ein Plätzlein, wo es wurzeln kann, und so entstehen, zuerst ganz in der Stille, dann aber offenbar vor Aller Augen zum Preise des Herrn und zur Freude seiner Frommen Saatfelder ringsum, die ihre Frucht zeitigen für die Scheuern des Herrn.

Sekukuni hatte, (27. November 1864), wenige Tage nach Merensky's Flucht, in einem Gespräch mit Nachtigal einen heiligen Eid geschworen: „So wahr ich jetzt meinen auf die Hand geworfenen Speichel wieder ablecke, (Zeichen eines allerheiligsten Schwures bei den Bapedi), so wahr ist es, daß ihr, du und Merensky, keine neue Station anlegen werdet. Ich werde dafür sorgen. Ich habe wohl gehört, daß ihr zu Mankopane gehen wollt. Das laßt euch nur aus dem Sinn kommen! Da wird nichts draus! Denn von euren Bubenstreichen wird die ganze Welt hören!"

Er mußte in seinem Zorne gerade denjenigen Fürsten nennen, in dessen Volk der durch den Sturm der Verfolgung im Bapedilande aufgehobene und fortgeschleuderte Same neue Wurzeln fassen sollte. Doch wir kehren zunächst zu Merensky zurück und den mit ihm im November 1864 Ausgeflüchteten.

Merensky mit seiner schwerkranken Frau und seinem neugeborenen Kindlein hatte zunächst Aufnahme gefunden in der Wohnung von Hermanus Stein, dem Büffeljäger, der ein kleines Häuslein unweit Waterfallsrevier bewohnte. Dasselbe bestand zwar nur aus einer Stube und einer Kammer, und Merensky mit den Seinen war auf die Kammer angewiesen; allein es war doch ein vorläufiges Unterkommen und ein sicherer Bergeort. Nachdem die



Botshabelo im Jahre 1867.

Genesung so weit vorgeschritten war, daß man die Reise fortsetzen konnte, siedelte er zunächst nach Lydenburg über, wo doch für das Nöthigste gesorgt war.

Jetzt war unser altes Gerlachshoop, obschon nach Maleo's Untergang von allen Seiten bedroht, der einzige feste Punkt im Lande, wo die Missionare sich zusammenfinden konnten. Im December 1864 wurde daher dorthin eine Conferenz sämmtlicher Brüder berufen, um zu berathen, was jetzt zu thun sei. Der einstimmige Beschluß war, Merensky und Grützner sollten reisen, um einen Bauernplatz zu suchen, auf welchem die Zerstreuten aus Sekukuni's Lande zunächst sich sammeln könnten. Schon um die Mitte Januar hatten sie einen geeigneten Platz gefunden, einen Bauernplatz an der Grenze des Buschfeldes, nahe am Hohenfelde, welches der Besitzer, weil auf ihm für die Schafzucht ungünstige, giftige Kräuter wuchsen, um den billigen Preis von 500 Thalern anbot. Der Platz liegt etwa acht Meilen südlich von Gerlachshoop, 20 Meilen von der Landeshauptstadt, am Mojhlotsifluß, etwa anderthalb Stunden vor dessen Vereinigung mit dem Elephantenfluß. An der Grenze des Buschfeldes gelegen, entsprach er den Sitten der an Wild und Busch gewöhnten Bapedi und Bakopa, während die 25 Meilen, zum Theil mit Bauerhöfen bestandenen Landes, die zwischen dort und Sekukuni's Lande liegen, einen genügenden Wall gegen einen Ueberfall dieses Fürsten bildeten. Außerdem boten ein kleinerer Unterhäuptling des Matebelenfürsten Mapoch, Namens Mukibe, mit seinem etwa 1500 Seelen zählenden Volk, sowie einige nicht weit entfernte Bakopa-Kraale Gelegenheit dar zu ferneren Missionsarbeiten; die giftigen Kräuter schadeten dem Rindvieh nicht, auf welches die Farbigen ja vornämlich angewiesen sind, und bedingten dabei den genannten billigen Kaufpreis, der für die beschränkten Mittel der Berliner Missionsgesellschaft nicht unerschwinglich war — kurz — der Platz erschien wie vom Herrn selbst ausgesucht, die Brüder kauften ihn sofort, und Merensky schickte sich an, ihn zu beziehen. Er sollte nicht blos für die zersprengten Bapedi aus Sekukuni's Land, sondern auch für die Bakopa, deren Bleibens auf Gerlachshoop auch nicht länger war, ein Sammelpunkt werden. Letztere brachen zuerst auf am 27. Januar 1865, etwa 130 Seelen, unter ihrem Häuptling Ramopudu, Maleo's Sohn.

Die Bapedi aus Sekukuni's Land suchte ein Sohn des befreundeten Bauern Hendrik Grobler aus den Orten, wohin sie sich um des Hungers willen durch das ganze Land zerstreut hatten, zusammen und brachte sie zu dem bestimmten Termin (7. Februar 1865) nach dem etwa drei Meilen von Botshabelo entfernten Platz des alten Willem Jacobs, desselben Gefährten von Andries Pretorius, auf dessen Kopf die Engländer 1848 eine hohe Belohnung gesetzt hatten (s. o. p. 9) und der hernach nebst A. Pretorius

als Retter der Freiheit in Blumfontein so hoch gepriesen war. Dorthin kam zum gleichen Tage auch Merensky von Lydenburg und am folgenden Morgen brachen Hirt und Heerde mit Fröhlichkeit in Hoffnung auf, um das neue „Daheim" zu beziehen. Der Regen goß in Strömen, der Sturm heulte, aber was kümmerte das die Glücklichen, die nach einer Zeit unsäglichen Elends nun in den Friedenshafen einzulaufen gedachten.

Ein kleines Hartebeest-Häuschen*), welches Merensky zum ersten Obdach für die Seinen durch einen Bauer hatte erbauen lassen, fanden sie in Trümmern, der Sturm hatte es soeben vor zwei Stunden zusammengebrochen, gerade zeitig genug, um Schaden zu verhüten; so wurde das erste Obdach der Ochsenwagen mit seinem nassen Plane. Aber schon nach drei Tagen hatten die fleißigen Hände der Schwarzen am Abhange eines Hügels ein anderes rundes Pfahlhäuschen für den geliebten Lehrer hergerichtet. Darauf entstanden sehr schnell, dem Hügel der Missionsstation gegenüber, nur durch ein kleines, fließendes Wässerlein im Thalgrunde getrennt, zwei Bassutodörfer, jedes nach Bassutoart einen großen, ringförmigen Platz (den Kchoro) enthaltend, mit ihren Hütten, Lapa's (Vorhöfen) und Nebenhütten, das eine Dorf für die Bakopa unter Ramopudu, das andere für die Bapedi unter Dinkoanyane. Am nächsten Sonntag rief zum ersten Male der für Viele bis dahin ungehörte Klang einer (aus der Grafschaft Ruppin geschenkten) Glocke die Andächtigen zu dem ungefährdeten Gottesdienst.

Freilich galt es zunächst hier auch: „Zion, heb im Elend an!" Die Zuziehenden brachten nichts mit, als das nackte Leben, kein Korn zur Speise, keins zur Aussaat, kein Geld, um es zu beschaffen; und dabei waren es noch mehrere Monate bis zur nächsten Erndte. Dazu kamen wöchentlich neue Zuzügler aus Sekukuni's Lande, die auch nichts weiteres mitbrachten, als einen leeren Beutel und noch leereren Magen, und mit denen doch auch der letzte Bissen getheilt werden mußte. Da mußten manche, die in Botshabelo bereits den Friedenshafen erreicht zu haben vermeinten, gleich wieder hinaus, um als Dienstknechte unter den Bauern für das tägliche Brod arbeiten zu können. Wohl sammelten mitleidige Missionsfreunde in Deutschland Gaben für die Hungernden, — aber dieselben konnten erst nach Jahr und Tag zur Stelle sein, nachdem die erste Noth bereits überwunden war.

Dazu waren die Stationsbewohner Sekukuni gegenüber keineswegs durch die zwischen Beiden sich hinstreckende Entfernung wirklich geschützt. Dieser heidnische Wütherich schaute mit wachsendem

*) Ein Häuschen von Baumästen und Sträuchern, die mit Lehm beworfen sind, nothdürftig aufgerichtet.

Ingrimm, daß trotz all' seiner Verhinderungsmaßregeln ein Trupp Christen und Katechumenen nach dem andern aus seinem Lande den 69 Getauften, welche am 23. November über den Steelport sich geflüchtet hatten, nachfolgten. Zu besonderer Wuth reizte ihn im Januar 1865 die Flucht seiner drei Frauen, und obschon er zuerst schwankte, und die in sein Land zum Behuf des Ausflüchtens der Ihrigen zurückkehrenden Flüchtlinge in der Hoffnung, sie dadurch zu gewinnen, ab und zu freundlich aufnahm, so steigerte sich, als der gehoffte Erfolg ausblieb, als vielmehr die Zahl der um des Glaubens willen Ausflüchtenden von Monat zu Monat sich mehrte, sein Zorn zu tobender Wuth; und nachdem er in diesem Zustande die ersten Christen erst wirklich ermordet hatte, glich er dem Löwen, der Menschenblut geschmeckt hatte; sein ganzes Dichten und Trachten richtete sich darauf, Botshabelo zu zerstören, seine Frauen und Dinkoanyane zurückzuholen und die andern Christen zu ermorden. Seine Spione umkreisten die Station; zwei Mal (1865 und 1866) berief er größere Heereshaufen, um die Station aufzuheben. Das erste Commando wurde verrathen, zum zweiten weigerten die Unterhäuptlinge den Gehorsam, weil sie sich gegen den Christengott zu fechten fürchteten; so blieb dem armen Könige nichts übrig, als einen Boten zu Dinkoanyane zu schicken mit dem Worte: „Geh' zu Dinkoanyane und grüße ihn! Sage ihm auch, wenn er vier Jahre am Mojhlotsi säße, so würde doch im fünften eine Wolke auf ihn fallen. Vielleicht aber sterbe ich vor dieser Zeit. Da ist jedoch noch ein kleines Gewächs hier (sein Sohn Moroamotsche), das wird ihn stechen!"

Von der anderen Seite her drohte ein zwar weniger mächtiger, trotzdem aber noch gefährlicherer Feind, der Matebelenhäuptling Mapoch, dessen uneinnehmbares Felsennest nur eine starke Tagereise, noch nicht halb so weit von Botshabelo entfernt liegt, als Sekukuni's Hauptstadt, und dessen Unterhäuptling und Schwiegersohn Mukibe, welcher allein eben so viel Bewaffnete als Botshabelo in's Feld zu stellen vermochte, gar nur anderthalb Stunden von Botshabelo entfernt in einer wilden Felsenschlucht seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Der Felsberg von Mapoch ist der Ausläufer eines langen Bergrückens, kahles Felsgeröll, dessen Zugang durch Ricinus, Kaktus und Schlingpflanzen unzugänglich gemacht worden ist; die Hütten seiner Leute werden von mächtigen Felsblöcken bedeckt, und sind daher von unten nicht sichtbar; die Felsblöcke sind durch mächtige Schanzmauern mit einander verbunden, und daher die Festung für solche strategische Mittel, wie sie die Eingeborenen oder die Bauern aufzubringen im Stande sind, durchaus unbezwinglich, um so mehr, als fließendes Wasser auf dem Berge selbst vorhanden ist. In dem Kriege, da die Bauern gegen Mapoch und

Maleo die Swazis hereinriefen (s. o. p. 120), war Maleo zwar ausgerottet, Mapoch aber unbezwungen geblieben. Die Bauern hatten sein Felsennest umstellt und die Besatzung fast ausgehungert, so daß die Matebelen wie die Skelette umhergingen. Dann war den Bauern, nach der schlaffen Art ihrer Kriegführung, die Sache zu langwierig geworden, und das Commando war einfach abgezogen, das ganze umherliegende Land, auf welchem die Bauerhöfe nur sehr vereinzelt und zerstreut liegen, ohne Schutz lassend. Nach dem Abzuge des Bauern-Commandos war Mapoch aus seinem Felsennest hervorgebrochen, und hatte, sich als Sieger ansehend, die einzelnen Bauerhöfe ausgebrannt und geplündert, so daß noch 1867 der Herausgeber viele derselben in Trümmer liegend oder verlassen fand; die übrigen Bewohner dieses Theils des Districts Lydenburg hatten gegen eine jährliche Abgabe „Friede gerölt" (Frieden erkauft). Darüber war diesem räuberischen Häuptling der Kamm geschwollen, so daß er die Feindschaft der Bauern nicht mehr sonderlich achtete.

Maleo aber hatte ja in jenem Bündniß, das er mit Mapoch abschloß, diesen wiederholt seinen „Vater" und seinen „Gott" genannt. Dies hielt derselbe nach der Zersprengung von Maleo's Stamm also fest, daß er einfach erklärte: Maleo's Volk sind meine Unterthanen, die ich nach Belieben aussaugen und ausplündern kann. Wir haben ja schon oben (p. 127) gesehen, daß um der räuberischen und mörderischen Anfälle willen, die er auf die einsame Station Gerlachshoop unternahm, die Reste des Maleo'schen Stammes aus jener Gegend zu flüchten sich gezwungen sahen. Jetzt sandte er zu denjenigen Bakopa, die sich unter Ramopudu auf Botshabelo gesammelt hatten, und von hier aus das in ihren Gärten in Gerlachshoop gesäte Korn abzuerndten begannen, eine Botschaft: „Du, Ramopudu! Was erndtest du denn? Wenn du Bauern miethest, um dort das Korn mit dem Wagen fortzuholen, dann bringst du den Tod hin! Meine Kinder sind Gnu, Zebra und wilde Böcke, die sollen es essen!" Dazu verlangte Mapoch auch von den Bakopa in Botshabelo geradezu eine Zahlung von Tribut, welche zu leisten Merensky von vorn herein direkt verbot. Darum betrachtete sich Mapoch von dort ab als Feind der Station, und machte sofort einen Plan, sie zu überfallen, welcher jedoch durch die Wachsamkeit der Botshabelo'schen vereitelt wurde. Im März 1866 stahlen die Mapoch'schen während eines Gottesdienstes die sämmtlichen Schafe von Botshabelo, mußten aber, rechtzeitig verfolgt, dieselben wieder herausgeben. Im August 1866 ließ Mapoch drei Personen von Botshabelo, einen Mann, eine Frau und ein Kind auf dem Wege nach Gerlachshoop meuchlings überfallen und ermorden. Von da ab war erklärter Krieg zwischen Mapoch und Botshabelo, kein Mapoch'scher durfte, bei Todesstrafe, sich auf Botshabeloer Grund und Boden blicken lassen, und noch im Jahre

1867 gingen die Mapoch'schen, wenn der Herausgeber in Begleitung von Merensky etlichen ihrer umherstreifenden Bewaffneten begegnete, scheu und finster aus dem Wege. —

Unter diesen Umständen war es eine gnädige Fügung, daß der in der Nähe von Botshabelo wohnende Mapoch'sche Unterhäuptling Mukibe, — aus Furcht, gelegentlich doch von dem an Macht wachsenden Botshabeloschen scharf gestraft werden zu können, mit denselben ein Schutz- und Trutzbündniß einging mit dem Versprechen, eine Annäherung der Feinde sofort anzuzeigen. — Ebenso hatte Merensky im ganzen Umkreis auch unter den befreundeten Bauern seine Vorposten ausgestellt, die ihn von einer androhenden Gefahr rechtzeitig benachrichtigen sollten; letztere versprachen, bei einem vorkommenden Ueberfall sofort bewaffnete Hülfe zu leisten.

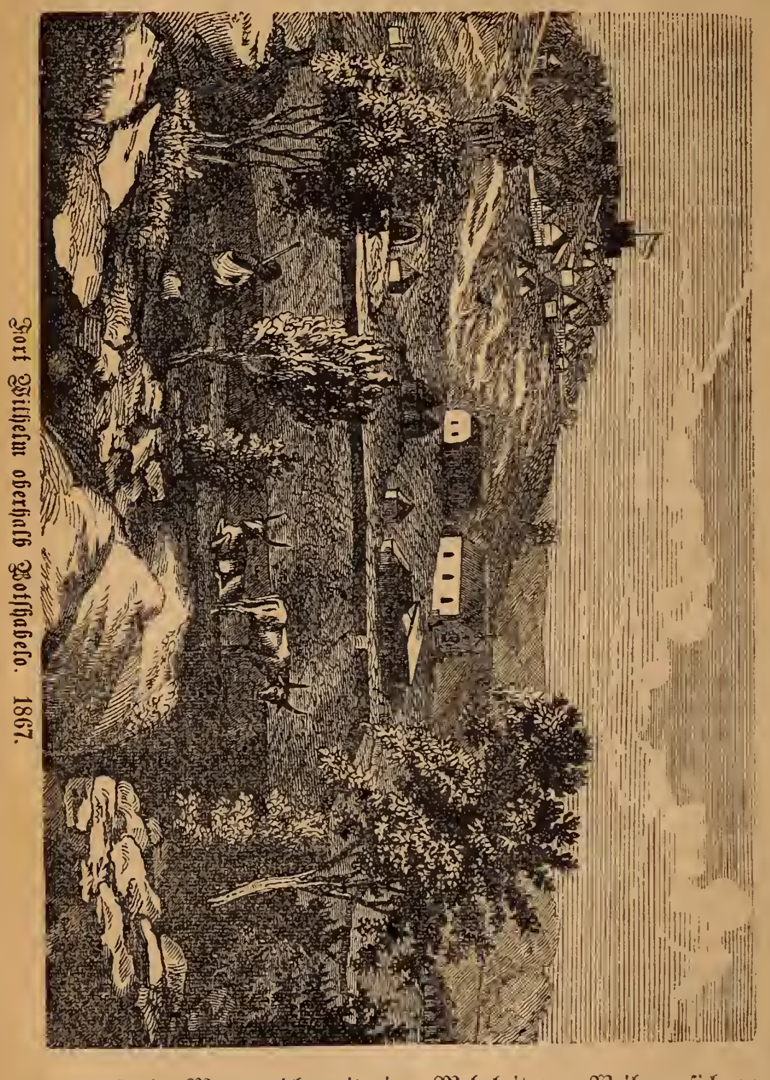
Solcher gefährlichen Lage gegenüber war es Pflicht, obschon die Gläubigen wußten, daß ohne Gottes Willen ihnen kein Haar gekrümmt werden konnte, doch keine Vorsichtsmaßregel zu versäumen, um den möglichsten, auch menschlichen Schutz zu bewirken. Merensky baute also auf dem Gipfel des Hügels, an dessen Abhang die Missionsgebäude errichtet wurden, eine umfassende Schanze von etwa 10 Fuß hohen Feldsteinmauern, die mit Schießscharten versehen waren. Er nannte sie zu Ehren seines geliebten Königs Fort Wilhelm. Um die Schanze her ließ er eine Anzahl der geübtesten Schützen ihre Hütten errichten und setzte denselben den bekannten, berühmten und gefürchteten Büffeljäger Jacob Makoëtle als Festungscommandanten vor.*) Diese Besatzung hatte den Befehl, bei vorkommendem Ueberfall sofort sich und die Ihrigen in die Festung zu werfen, von welcher aus das ganze umliegende Terrain der Station beherrscht wird. Merensky wußte, daß bei der entsetzlichen Angst, die die Heiden vor allem haben, was einer Festung ähnlich ist, schon das bloße Vorhandensein einer solchen das beste Schutzmittel gegen einen etwa zu versuchenden Ueberfall darbiete. Und er hat sich nicht getäuscht; weder Mapoch noch Sekukuni haben seither einen Angriff auf die Station gewagt. Die Bauern erkannten Johannes Dinkoanyane als Fürsten seines Volkes an, und gewährten auf Merensky's Bitte den Leuten von Botshabelo eine Anzahl Gewehre und Munition zu ihrer Vertheidigung; Mukibe sandte zum Zeugniß, daß er Johannes als Häuptling ehren und mit ihm gute Nachbarschaft halten wolle, ihm einen Ochsen zum Geschenk.

So konnte sich denn die kleine Gemeinde unter dem Schutz des Herrn in Frieden erbauen. Sie begannen, ihre Felder zu bestellen, — wobei Johannes Dinkoanyane, obschon die Bassuto-

---

*) Die merkwürdige Bekehrungs- und Lebensgeschichte dieses kühnen Jägers s. Lebensb. p. 184 :c.

häuptlinge nicht persönlich solche, bei ihnen gewöhnlich nur von den Weibern verrichtete Arbeiten zu thun pflegen, den andern zur Nacheiferung mit gutem Beispiel voranging. Jetzt lernten die Farbi-



Fort Wilhelm oberhalb Botshabelo. 1867.

gen, daß ein Mann nicht mit einer Mehrheit von Weibern sich zu umgeben nöthig habe, um den nöthigen Unterhalt zu gewinnen, und daß auch daheim in der Hütte ein christlich Familienleben gepflegt werden kann, wenn Mann und Weib, beide fleißig, ihre Ar-

beit thun. Durch ihre fleißige Arbeit wurde der Nothstand denn auch bald überwunden; die ausgezogenen Dienstleute sammelten sich wieder auf der Station, die jetzt wirklich eine Stätte ernster Gottesverehrung, christlicher Zucht und Ordnung, und vor allem seligen Friedens in Gott wurde. Die Männer, die ihre Hälse den Streichen des Henkers dargeboten hatten, wurden jetzt die Leiter und Ordner, Diaconen und Evangelisten der Gemeinde, und sie, die mit Drangabe aller ihrer Habe und ihres Gutes dem Heidenthum entflohen waren, hielten nun mit um so größerem sittlichen Ernst, darauf, daß das Heidenthum sammt all seinem Unfug und Unsitte, Zauberei, Dieberei, Ehebruch auch mit „Stumpf und Stiel" ausgerottet wurde. Dies führten sie so gewissenhaft durch, daß Fälle von Unzucht und Diebstahl Jahre lang gar nicht mehr vorkamen.

Bei den gottesdienstlichen Versammlungen, für welche sofort eine steinerne Kirche erbaut wurde, fehlte nie ein einziger Platzbewohner, wenn er nicht durch Krankheit, Alter oder Jugend gehindert war; zu der Schule fanden sich sämmtliche Kinder ein; die Katechumenenstunden und Wochengottesdienste wurden mit wärmstem Heilsverlangen besucht. Botshabelo war ein solcher Garten Gottes geworden, wie diese arme sündige Erde seit der Apostel Zeiten wohl wenige gesehen hat.

---

32. Neu sich öffnende Thüren.

Während in Botshabelo ein neuer Mittelpunkt unserer Missionsarbeit in Transvaal sich bildete, blieb einer Anzahl andrer Brüder die Aufgabe, sich nach neuen Arbeitsstätten umzusehen. Für Sachse war nach Endemanns Rückkehr auf Pametsane keine Arbeit, Moschütz und Grützner standen nach der Aufhebung von Gerlachshoop auch da als Arbeiter, die Niemand gedinget hatte; Knothe hatte neben Nachtigal auf Khalatlolu auch kein genügendes Arbeitsfeld. Und nach weniger als Jahresfrist waren auch Nachtigal, Lademann, Sachtleben, Endemann durch Aufhebung ihrer Stationen in der Lage, neue Wohnstätten aufsuchen zu müssen. So mußten sich denn die Brüder aufmachen, zu sehen, wo sie den Zeltpflock von Neuem einschlagen könnten.

Den Brüdern Grützner und Moschütz auf Gerlachshoop ward zum ersten der Weg gewiesen, den sie zu diesem Zwecke einzuschlagen hatten.

Im September 1864, in jener Angstzeit, da man auf Gerlachshoop in jedem Trupp Eingeborener, der sich in der Ferne zeigte, Räuber und Mörder vermuthete, kam eines Sonntags nach

dem Nachmittagsgottesdienste athemlos ein Mann in Bruder Grützner's Haus gestürzt: „Die Feinde sind in der Nähe! Ein großes Commando ist im Anzuge gerade auf den Platz los. Zwei Mann reiten vorauf!" — Schnell wurde das Vieh in die Kraale gebracht und alles nach Kräften zur Vertheidigung eingerichtet. Da kamen die beiden Reiter heran und schossen, zum Zeichen ihrer friedlichen Begrüßung, ihre Gewehre ab. Es waren Matebelen des Häuptlings Mankopane, wohlbewaffnet, 130 Mann mit 15 Pferden, Dienstkaffern, die in ihre Heimath zurückkehrend, in einer so respektvollen Zahl zogen, daß sie von Bauern und Farbigen unbehelligt blieben. Einige hatten auf den Stationen der Pariser Brüder im Süd-Bassutolande die Anfänge des Evangelii gehört, und riefen nun, als sie die Missionare sahen, aus: „O was sind die Leute von Gerlachshoop glücklich zu preisen, daß sie einen Lehrer haben. In unserem Lande sind Viele, die so gern einen Lehrer haben möchten, aber keinen bekommen können." Dabei zeigten die beiden Anführer des Zuges, Tletle und Letsatsi freudestrahlend dem Br. Grützner ihre Bücher, und versicherten, auch ihr König, Mapela, (Mankopane) verlange sehnlichst nach einem Lehrer.

Grützner erkannte in dieser Botschaft einen Wink vom Herrn, und machte sich mit Br. Knothe am 18. Oct. auf den Weg, um den Häuptling Mapela aufzusuchen. Sie ahnten damals nicht, daß diese Reise den Grund legen sollte zu einer ganz neuen, seither weit verzweigten und ausgedehnten Missionsarbeit im Distrikt Zoutpansberg.

Das Gebirge Zoutpansberg ist das nördlichste der Gebirge in der Transvaalrepublik, und gehört schon der heißen Zone an. Es ist von sehr zahlreichen Kafferstämmen besetzt und zeichnet sich durch Wasserreichthum und üppige Vegetation vor den südlicheren Gegenden des Landes aus. Seinen Namen hat es von einer mächtigen unweit der Berge gelegenen Salzpfanne (d. h. einem kleinen See, der in periodischer Zeitfolge austrocknet und auf der Oberfläche des verdunsteten Wassers eine ziemlich starke Kruste von Salz zurückläßt). Der Name ist aber hernach ausgedehnt worden auf einen an 12—15 Meilen vom Gebirge südlich sich erstreckenden Bezirk, dem auch das Dorf Makapanspoort angehörte. Dieser Bezirk wurde im Jahre 1844 von Hendrik Potgieter occupirt, und durch den kühnen Bauernführer Stefan Schumann südlich am Zoutpansgebirge die Stadt Schumannsdal angelegt, deren Bewohnerschaft indeß durch das Fieber scharf dezimirt wurde. Ein Portugiese, namens Albasini, hatte in jenen Gegenden eine Art Häuptlingschaft erworben. In dem südlichen Theil des Bezirks hatten die Bauern unter dem General Paul Krieger dem Häuptling Mankopane eine empfindliche Niederlage beigebracht, so daß dieser nicht gern in neue kriegerische Unternehmungen gegen die Bauern sich einlassen mochte. Die Ermordung einer Anzahl von

Trekbauern durch die Matebelen an der Drift des Nilstroms, die von dieser Begebenheit noch heute den Namen Mord-Drift führt, hatten die Bauern dadurch streng gerochen, daß sie etwa zwei Meilen östlich von dem Dorf Makapansport oder Pietpotgietersrust Hunderte und Tausende von Schwarzen, die sich in schwer zugängliche Höhlen flüchteten, in diesen Höhlen durch ein vor deren Eingang angezündetes großes Feuer erstickten. Dadurch hatten sie unter den dortigen Bassutostämmen eine solche Furcht erweckt, daß diese sie ungehindert in dem neu angelegten Dorfe Makapanspoort wohnen ließen. Von diesem Dorf aus etwa eine Stunde westnordwestlich liegt der Berg Sefakaulo, welchen der Häuptling Lekalekale, Unterhäuptling des noch minderjährigen und von seinem Oheim Mocheme bevormundeten in der Nähe des Berges wohnenden Häuptlings Claas Mokopan besetzt hielt. Etwa 6—8 Meilen nördlich von Makapanspoort wohnte der etwa 20000 Seelen beherrschende Häuptling Mangoati oder Matlale in einem von hohen Bergen eingeschlossenen Gebirgskessel, dessen höchste Spitze, der heilige Berg, weit aus einer dies Kesselgebirge umgebenden Ebene, hervorragt. Von dort etwa 10 Meilen nördlich erstreckt sich ein von Osten nach Westen sich ziehender, ebenfalls von Bassuto bewohnter, von dem Könige Monyebodi, einem von Mangoati abhängigen Häuptling, beherrschter Gebirgszug, welchem parallel über 2—3 Meilen nördlicher, ein zweiter vom König Mashiokane beherrschter, ebenfalls von Bassuto (Bagananoa) bewohnter Gebirgszug sich hinzieht. Von dem Dorfe Makapanspoort nach Nordwesten reisend, stößt man in einer Entfernung von etwa 3 Meilen auf einen Häuptling Makao oder Leso, drei Meilen weiter in gleicher Richtung von diesem auf ein Häuptling Modipane, beides Unterhäuptlinge des mächtigen Häuptlings Mankopane, der auf einem, dem Königstein nicht unähnlichen Felskopf mit seinem Volk seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, etwa 3 Meilen westnordwerstlich von Malokung, dem Sitz Modipanes.

Dies ist das Terrain, dessen Recognoscirung Bruder Grützner unternahm, und das fast in seiner ganzen Ausdehnung vom Herrn unserer Berliner Mission als neues Arbeitsfeld jetzt überwiesen und von ihr in Angriff genommen wurde.*)

Als Grützner mit Br. Knothe auf Mankopane's Stadt ankam, wurden die beiden Reisenden zuerst mistrauisch aufgenommen, bis Tletle und Letsatsi kamen, und sie als die Lehrer von Gerlachshoop erkannten. Als aber dann nun gar noch ein höchst unfreundliches barsches Schreiben des Bauern-Commandanten von Makapanspoort die Missionare zu ihrer Rechtfertigung citirte, da waren die Schwarzen

*) Die nachfolgende Darstellung der Recognoscirungsreise entnehmen wir dem Buch: „Maleo und Sekukuni.“

gewiß, dies seien keine Bauern, sondern die längst ersehnten Lehrer. Mankopane ließ hocherfreut sie näher an sich herantreten und sprach: „Seht mich an, daß ihr mich kennt! Ich bin Mapela! Ich sage, ich will Lehrer haben. Alles, was ich haben will, das sind Lehrer, die meine Kinder lehren, die auch mir rathen, wie ich mein Verhalten den Bauern gegenüber einzurichten habe!“ Als die Brüder ihm ein späteres Kommen von Lehrern in Aussicht stellten, antwortete er: „Mein Herz ist schwarz darüber, daß ihr nicht gleich hier bleiben wollt!“

Was war natürlicher als, daß Grützner, — nachdem im Januar 1865 Gerlachshoop definitiv aufgegeben werden mußte, sofort seinen Sinn auf jenen mächtigen König richtete, der so dringend nach Lehrern verlangte. Er verschaffte sich die Erlaubniß der Regierung in Pretoria, und brach dann mit Weib und Kind, in Begleitung des Bruder Moschütz am 28. April 1865 von Botshabelo auf, welches seit dem Januar auch für diesen ein Botshabelo gewesen war.

Die Reisenden waren etwa zehn Tage unterwegs, als auf einer weiten Ebene ein einsamer Reiter auf sie zusprengte, um zu fragen, woher sie kämen und wohin sie gingen. Als er hörte, es seien Sendlinge für Mankopane, da pries der Fremde mit lauter Stimme den Herrn, daß Er diesen Tag ihn habe erleben lassen, wo seines Herzens sehnlicher Wunsch und sein beständiges Gebet erfüllt würde. Der Mann hieß Gert Lottering; er war durch den frommen Prediger Mac Kidd erweckt, hatte selbst bereits angefangen, seine heidnischen Dienstleute zu unterrichten, und überraschte nun die Brüder mit der wundersamen Nachricht, daß Mankopane bereits beschäftigt sei, eine Kirche auf seinem Felskopf zu bauen, deren Mauern bereits neun Fuß hoch emporgewachsen seien.

Mit Dank im Herzen nahmen die Brüder diese unerwartete Begegnung im wüsten Lande als ein Gnadenzeichen vom Herrn an, und erreichten nach einigen Tagen das Dorf Makapansport. Diesmal war der Commandant ausnehmend freundlich, und als er das Erlaubnißschreiben des Uitvoerenden Raads las, da rief er: „Ja Kerls, das Papier ist gut: Ich kann euch nicht hindern!“ Alle Bedenken gegen die Unternehmung waren verschwunden. Ebenso glätteten sich angesichts des guten Papiers die rauhen Mienen des Feldkornets.

Freitag den 19. Mai kamen die Brüder, von Letsatsi und einem zweiten Reiter ehrend eingeholt, in Mapelas Stadt an.

Aber hier sollte sich bald Alles mit einem Schlage ändern. In der Zwischenzeit, seit dem ersten Besuche der Brüder bei Mapela, war von den französischen Missionaren aus dem Südbassutolande gesandt, ein eingeborener Katechet angelangt, Jesaias Seéle, der bereits mit gutem Erfolge die Missionsarbeit bei Mapela in

Angriff genommen hatte. Der König hatte nämlich in seinem lebhaften Wunsche, bald Lehrer zu haben, sich auch an Moschesch gewandt, welcher wie eine Autoritätsperson und oberste Instanz bei allen Bassutostämmen galt; und die französischen Missionare hatten, da sie nicht selbst sofort kommen konnten, Jesaias, einen befähigten Nationalgehilfen, vorweg gesandt, ihr eigenes Nachkommen in Aussicht stellend.

Die Brüder überzeugten sich bald, daß Jesaias in aller Treue und unter dem sichtlichen Segen des Herrn den Grund zu legen angefangen habe, und waren fest entschlossen, in dessen Werk ohne seinen Willen sich nicht einzudrängen. Jesaias aber weigerte sich ebenso standhaft, unsere Lehrer auch nur neben sich auf einem andern Orte in Mankopane's Lande arbeiten zu lassen. Wenn das geschähe, versicherte er, würde er gehen. Die weißen Lehrer (die Franzosen) würden bald nachfolgen.

Niemand war unglücklicher als der König! Er rief aus: „Ich bin blind, ich sehe nicht. Meine Ohren sind verschlossen, ich höre nicht. Ihr werdet meine Augen und Ohren öffnen, und mich den rechten Weg leiten. Seht euch das Land an bei meiner Stadt! Wo ihr wohnen wollt, da könnt ihr bauen!" — Als unsere Brüder ihm sagten, die französischen Lehrer würden ja kommen, antwortete er: „Nein, nein! Meine Augen sehen Euch! Ihr seid schon gekommen. Meine Augen sehen nicht die anderen Lehrer, die noch kommen wollen. Ihr müßt hier bleiben!" Auf den Einwand, er habe ja schon einen Lehrer, erwiederte er (was sich mancher bei dieser Gelegenheit merken könnte): „Die Lehrer sind ja keine Kühe, die sich stoßen, wenn fremde unter sie kommen. Ihr werdet zusammen hier wohnen und mit einander lehren!" Ja, er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er gern Jesaias ziehen lassen und die Brüder behalten wolle: „Jesaias ist allein der Besen, der gefegt hat; ihr werdet nun aufbauen!"

Jesaias blieb unbeweglich; er erklärte: „Böcke werden nicht zwei Mal gezeichnet. Deine Böcke, Mapela, sind schon gezeichnet!" Er versicherte, er werde zu Moschesch zurückgehen, und Mapela's Räthe machten ihn darauf aufmerksam, daß er doch unmöglich diesem großen Fürsten den von ihm selbst erbetenen Lehrer zurücksenden könne, ohne dessen heftigen Zorn zu erregen. Dies schlug durch: „Nein nein, rief der König, dies hier ist Moschesch's Land. Den Tag, als ich ihm meine Tochter schickte, habe ich ihm sagen lassen: Hier hast du meine Tochter, ihr gehört das Land, nun ist mein Land dein Land"; — dann sprach er zu Jesaias: „Mein Vater, du mußt hierbleiben, wir sind deine Kinder. Ihr werdet wissen, was ihr thun müßt. Ich weiß nichts. Ich suche ja nur Lehrer!"

Die Sache war abgemacht. Mit gepreßtem Herzen mußten die Brüder, die zur Zeit ohne Obdach und Arbeitsfeld, hierher drei

Wochen weit gefahren waren, um beides zu finden, die Wagen wieder besteigen und zurückfahren, zunächst nach Makapanspoort, ohne zu ahnen, wohin der Herr ihre Füße lenken würde. Das war ein schmerzliches Pfingstfest, an welchem der heilige Geist, der werthe Tröster, sicherlich an den Herzen unserer Geschwister schwere Arbeit gehabt hat.

Aber die Festtage waren noch nicht vorüber, als der Herr auf ihre heißen Gebete bereits herrliche Erhörung sandte.

In Folge der ausgedehnten Untersuchungsreisen, welche mehrere der Brüder im Laufe aller dieser Jahre gemacht hatten, um Land und Leute kennen zu lernen, wußte man, daß etwa sechs bis acht Meilen nordnordöstlich von Makapanspoort der Häuptling Mangoati (auch Matlale genannt) mit einem sehr zahlreichen Volke Bassuto sitze. Nun gab der Herr unserem Moschütz den Gedanken ins Herz, dorthin zu reiten, um zu versuchen, ob man nicht dort eine Missionsarbeit beginnen könne. Jubelnd kam er zurück: „Ja, Mangoati verlangt nach einem Lehrer!" Am dritten Pfingsttage, 6. Juni 1865 konnten die Brüder bereits ihren Einzug halten.

So entstand unsere Station Ga Matlale (bei Matlale) oder Matlale Thabéng (Matlale am Berge).

Vor der Hand bot Ga Matlale den jüngeren Brüdern, die sich zum Missionswerk erst vorbereiteten, eine treffliche Uebungsschule. Der Berg von Mangoati ist voller Kraale und andere ziehen sich stundenlang am Fuße des Berges hin. Von diesen konnten die Kraale der Häuptlinge Maroputlane und Mamodisha bald regelmäßig bedient werden.

Aber die Brüder verlangten und suchten sehnlichst nach Plätzen zu selbstständiger Thätigkeit. Eine Aussicht dazu hatten sie täglich vor Augen. Tritt man nämlich in eine der Windöffnungen, die das kleine Thal von Ga Matlale umgeben, so erblickt man in der Entfernung von acht bis zehn Meilen zwei Gebirgszüge, Makchabeng und Blauberg genannt. Dorthin stand längst der Sinn der jüngeren Brüder Moschütz, Kühl und Beyer. Sie versuchten mehreremal, dort Fuß zu fassen, wurden aber immer wieder abgewiesen.

Eine Hoffnung auf ein neues Arbeitsfeld gab in dieser Zeit des Zuwartens abermals Mankopane, mit dem die Brüder, namentlich Moschütz, wiederholt in erneuerte Berührung traten. Die erwarteten Pariser Missionare kamen nicht an, und die Sehnsucht des Häuptlings nach weißen Lehrern, die den Verkehr zwischen ihm und den Bauern besser vermitteln könnten, als Jesaias der Mossuto, blieb unbefriedigt. Im October schickte er Botschaft an Moschütz nach Ga Matlale: „Sollte eine Zeit kommen, wo Du von Matlale weggehst, so bitte ich Dich, nicht nach einer andern Himmelsgegend zu ziehen, sondern den nächsten Weg nach meiner Stadt zu nehmen."

Fröhlich machte sich Moschütz sofort auf (24. October 1865.) Diesmal war Jesaias auch schon freundlicher gesinnt. Er war von den französischen Missionaren durch mehr als hundert Meilen getrennt, abgeschnitten, vereinsamt und hatte bei unsern Brüdern allein noch etliche Unterstützung, Aushülfe an Kleidern und andern Gegenständen gefunden. Dazu begann er der Missionsarbeit in der Fremde bereits müde zu werden.

Besonders erfreut war Mankopane, als er Moschütz wiedersah: „Seit dem Tage, sprach er, wo Ihr Lehrer von hier weggegangen seid, ist mein Herz schwarz. Erst von der Zeit an, da du mich vor einem Monat grüßen ließest, habe ich schön geschlafen, und heute bin ich wie ein Kalb vergnügt, das seine Mutter wiedergefunden hat und Milch trinken kann." Auf Jesaias, meinte er, solle jetzt nicht mehr Rücksicht genommen werden. Jesaias Seele ist müde und will nach Hause gehen. Die weißen Lehrer von daher sehen meine Augen noch nicht, werden sie auch wohl nicht sehen. In meinem Lande können viele Lehrer wohnen. Darum laß mich nicht länger allein sitzen! Wähle dir einen Platz! Mein Land ist dein Land!"

Jubelnd zog Moschütz seine Straße und erwählte einen Platz bei dem Unterhäuptling Maloko, um dort die erste Station in Mankopane's Land zu errichten. Inzwischen war auch daheim alles geordnet. Der Vorstand der Pariser Gesellschaft hatte (s. u.) auf eine Anfrage des Berliner Comité geantwortet, daß man von Seiten der Franzosen durchaus nichts beabsichtige, die Mission bei dem so weit entfernten Mankopane aufzunehmen, und überdies hatte die Obrigkeit der Republik ganz bestimmt erklärt, sie würde keine französischen Missionare in das Land einlassen.

Voll freudiger Hoffnung also brach Moschütz am 6. November 1865 von Ga Matlale auf, zu Maloko, und sandte von dort Botschaft zu Mapela, seine Ankunft zu melden. Aber welche Antwort wurde ihm? „Nimm es nicht übel," ließ Mapela sagen, „daß ich heute anders spreche! Moschesch ist der Herr dieses Landes. Derselbe hat vor kurzem einen Boten geschickt und mein Land aufschreiben lassen. Darum bin ich bange, dich bei mir aufzunehmen. Die Lehrer von Moschesch werden bald kommen. Deshalb geh bei Seite! Jetzt kannst du hier nicht bauen. Ich bitte dich aber nochmals, solches nicht übel zu nehmen; ich liebe dich nach wie vor!"

Was hatte diesen so völligen Umschwung im Herzen des Königs bewirkt? Nachrichten waren aus dem Süden gekommen, daß Moschesch einen Sturm der Bauern auf seine Bergfestung Taba Bossigo abgeschlagen habe, das Gerücht hatte diese Nachricht so vergrößert, als ob die Bauern im Süden bereits völlig besiegt seien. Darüber war dem Kafferhäuptling der Kamm ge-

schwollen in der Hoffnung, nun würden die Bauern im Norden auch bald unterliegen. Was bedurfte er dann noch eines Missionars!

Noch schärfer als im Könige bekundete sich der Umschwung der Stimmung im Volke. Dieselben Leute, die noch vor wenigen Monaten so freundlich und zutraulich gewesen waren, drangen nun mit Toben auf Moschütz ein, wollten ihm den Wagen zerhauen und verbrennen und ihn selbst tödten. Er mußte froh sein, unverletzt Ga Matlale zu erreichen. — So endete der zweite Versuch, in Mankopane's Reich Eingang zu finden.

Nicht lange sollte der rastlos nach einem festen Arbeitsplatz suchende Bruder Moschütz auf die Erfüllung seines innigsten Wunsches harren. Kaum nach Ga Matlale zurückgekehrt, empfing er einen Brief von der Regierung, daß dieselbe vier Erben (jedes zu hundert Schritte (à 3 Fuß) lang und fünfzig Schritte breit) auf der Feldmark des Dorfes Makapanspoort, etwa eine Meile vom Orte selbst entfernt, zur Anlegung einer Missionsstation geschenkt habe. Schon am 19. December konnte die neue Station bezogen werden, auf welcher die jungen Brüder Moschütz und Beyer alsbald eine energische Thätigkeit entfalteten.

Auch hier war der Anfang schwer. Das geschenkte Stationsgrundstück liegt am Fuße des von dem Häuptlinge Lekalekale bewohnten Berges Sefakaolo, und wurde von diesem als Eigenthum reclamirt. Ja der Häuptling verbot bei Todesstrafe seinem Volke, zur Predigt zu gehen. Als indeß der Präsident Pretorius den Lekalekale dieserhalb ernst gestraft hatte, gab derselbe seine feindselige Haltung auf; eine Anzahl Heilsbegieriger fand sich ein, so daß bald auch hier schon die Erstlinge in den Gnadenbund des Herrn Jesu durch die Taufe aufgenommen werden konnten.

Von hier aus ist es denn endlich auch gelungen, in Mankopane's Lande festen Fuß zu fassen.

Zwischen dem Könige und Jesaias Seéle war das freundschaftliche Verhältniß namentlich dadurch, daß Jesaias einen aufständigen Sohn Mapela's begünstigte, bis zu dem Maße gestört worden, daß für diesen Nationalhelfer kein Raum mehr im Lande blieb. Da erschien am 9. Juni 1866 Madala, der Sohn des Königs, bei Moschütz mit der Bitte seines Vaters, er möchte ihn doch die Sprache der Weißen lehren. Der Brief schloß mit den Worten: „Ich, Mapela, bin ein Mann, der glaubt an Jesum. Alle Welt kann es sehen!“ Ein Besuch von Moschütz auf des Königs Stadt befestigte das Freundschaftsverhältniß. Ja, der König sandte dem Missionar Pferde zur Wiederholung des Besuches. Freilich suchte auch Mankopane mit dem Missionar nur irdische Vortheile. Wie hätte das auch anders sein sollen! Aber die Thür war doch also dem Herrn geöffnet. Bruder Grützner, der mit Bruder Beyer im Januar 1867 nach Tutloane kam,

brachte die Verhandlungen zum Abschluß. Mankopane bewilligte einen Platz zur Missionsstation dicht bei seiner Stadt. Den hat Bruder Kühl im April 1867 bezogen; er heißt Tutloane.*) Einen zweiten Platz gewährte der König etwa drei Meilen von der Stadt auf dem Wege nach Makapanspoort, den hat der Bruder Endemann im Mai bezogen. Sein Name ist Malokung. Einen dritten Platz bewilligte er dem Bruder Beyer bei dem Häuptling Leso, etwa zwei Meilen von Malokung und vier Meilen von Makapanspoort. Der Platz ist aber nicht bezogen worden.

Als im Januar 1866 die sämmtlichen Stationen in Sekukuni's Lande aufgehoben wurden, mußten auch die auf Patametsane und Khalatlolu arbeitenden Brüder nach neuen Arbeitsstätten sich umsehen. Die beiden Colonistenbrüder, Sachtleben und Lademann, gingen nach Botshabelo, Knothe hatte, wie wir später sehen werden, bereits einen Monat früher Khalatlolu verlassen, um beim Matebelenhäuptling Zebetiele oder Bapo eine neue Station anzulegen, und war von dort nach wenigen Monaten nach Pretoria gegangen; Nachtigal begab sich zunächst nach Lydenburg, woselbst er ein Haus mit ausgedehntem Landbesitz vom Capitän Bührmann miethete, auf welchem er mit seinen Flüchtlingen aus Khalatlolu einstweilen Aufnahme fand. Endemann konnte auf seiner Station Patametsane noch am längsten verweilen. Am 14. Januar hielt er seinen letzten Gottesdienst, am 15. zog er ab und besetzte zuerst das leere Gerlachshoop, wo er einige Flüchtlinge um sich sammelte, bis dieselben nach etlichen Monaten weiter nach Botshabelo verzogen, wohin der Missionar ihnen im October 1866 nachfolgte. Von dort aus ging er im April 1867 zu dem oben genannten Häuptling Modipane, einem Unterhäuptling von Mankopane, und gründete die Station Malokung, während Bruder Sachse einstweilen in der Landeshauptstadt die durch Bruder Knothe neugestiftete Station in dessen Abwesenheit versah.

Nachdem nämlich sich durch Gottes Gnade also die Arbeit der Missionare über den ganzen nordöstlichen Theil der Transvaalrepublik ausgedehnt hatte, war es von größter Wichtigkeit für das gesammte Werk, daß ihm durch Anlegung einer Station in der Landeshauptstadt Pretoria ein fester Grund und Stützpunkt gegeben wurde. Der dort wohnende Missionar konnte die lebendigen und stetigen Beziehungen zu den Behörden des Landes, dem Volksrath und dem ausführenden Rath erhalten. In der Hauptstadt sammelt sich außerdem eine Menge Dienstvolks aus allen Theilen des Landes zu zeitweiligem Aufenthalt; und es konnte, wenn es gelang, aus diesen etliche für den Herrn zu gewinnen, den bereits

*) D. h. Giraffe; von der Gestalt des dortigen Bergrückens.

bestehenden Stationen durch die aus der Hauptstadt heimkehrenden christlichen oder angeregten Dienstkaffern ein wesentlicher Zuwachs christlicher Elemente bereitet werden, während andere Bekehrte den Samen des Wortes vorbereitend in solche Stämme tragen können, zu denen bisher noch kein Missionar gekommen ist. Endlich aber wohnen in nicht allzugroßer Entfernung von Pretoria noch eine ganze Anzahl Heiden in größeren und kleineren Kraalen, die, weil bereits mehr umgeben von christlichen Einwohnern, dem Worte der Evangelisten leichter zugänglich sind.

Der Bruder Knothe, dem die wichtige Aufgabe, in Pretoria selbst das Werk zu beginnen, vom Herrn zugedacht war, mußte, bevor er Hand anlegen durfte, manches Schwere durchmachen, wovon wir weiter unten bei Darstellung der Geschichte der Station selbst das Nähere berichten werden. Einstweilen aber war auch diese Thür für uns geöffnet.

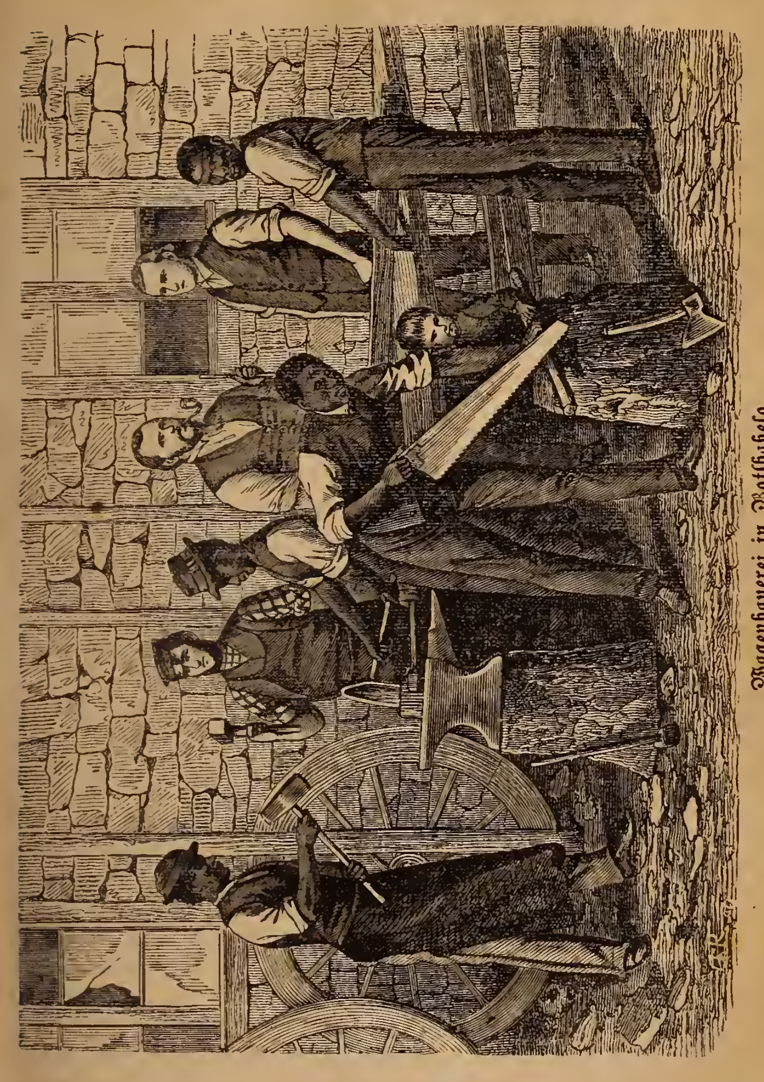
---

33. Die Anwesenheit des Missionsdirektors in Transvaal im Jahre 1867.

Als der Herausgeber dieser Geschichte bei seiner Revisionsreise durch Süd-Afrika auch das Gebiet unserer Transvaalmission besuchte, fand er, wie im vorigen Capitel berichtet ist, nach der Aufhebung der Bapedistationen die zerstreuten Missionare soeben im Begriff, sich zu neuer, energischer Thätigkeit zu sammeln.

In vollster Blüthe fand er das Werk des Herrn auf der neuerstandenen Station Botshabelo, woselbst unter 650 Bewohnern bereits 250 Getaufte und nur noch circa 25 erwachsene Heiden sich befanden, die übrigen Ungetauften alle in Schul- und Katechumenenunterricht. Die im Jahre 1865 gebaute Steinkirche war zu klein geworden, und bedurfte des Ersatzes durch eine größere, die Gemeindeverhältnisse waren geordnet, das gottesdienstliche Leben in Kirche und Haus in frischem Wachsthum, Zucht und Ordnung in liebevollem heiligen Ernst gehandhabt, eine Gemeinde, in der mancher Zug an das apostolische Zeitalter erinnerte; er bekam den Eindruck einer Oase in der Wüste. Die Brüder Sachtleben und Lademann hatten ihre Tischlerei und Stellmacherwerkstätte eröffnet. Bruder Kobold harrte sehnlich auf die Gelegenheit, eine neue Station anlegen zu können. In der Landeshauptstadt Pretoria fand er Bruder Sachse ebenfalls auf eine Gelegenheit zur Missionsarbeit noch harrend, Knothe aber lebendig und frisch unter einer kleinen, auserlesenen Zahl heilsbegieriger Farbiger arbeitend. Er hatte sich auf den für unsere Gesellschaft käuflich erstandenen „Erben" (Bauplätzen) ein kleines steinernes Häuschen errichtet und erwog soeben den Gedanken, eine feste Kirche zu erbauen. Auf

Lydenburg fand er ein kleines Häuflein von Bassutochristen aus Khalatlolu geschaart um Bruder Nachtigal, in der von einer Anzahl lernbegieriger Kinder besuchten Schule den Nationalhelfer Jonas



Wagenbauerei in Botshabelo.
Titus. Paul. Adam. Lademann. August Klingenberg.
Jacobus. Fritz Lademann. Joseph Manyake.

Pudumo thätig, aber das Bestehen der Station noch nicht gesichert, da Missionar und Gemeinde, ungewiß, ob Lydenburg dauernd Station werden sollte, noch auf einem provisorisch gemietheten Grundstück wohnten. Gerlachshoop fand er völlig verlassen und

verödet, Häuser und Kirche verfallend, Maleo's Felskopf eine Schädelstätte voll Grauen und Todesschauer. Die Stationen im Pedilande, Cha Ratau, Khalatlolu und Patametsane, fand er zum Theil noch stehend, auch eine Anzahl Gläubiger im Lande vorhanden, welche auf seine durch Boten bewirkte Einladung auf den Stationen sich zu zweitägigen Gottesdiensten versammelten. Bei dem Häuptling Bapo fand er die Steinmauern des von Bruder Knothe in Angriff genommenen Rondabels zerfallend, in Ga Matlale und Ga Lekalekale hübsche Kirchen und die gesunden Anfänge zu einer Gemeindebildung, auf letzterer Station neben Bruder Moschütz den Bruder Beyer, auf den Augenblick harrend, wo er die Station bei Leso anlegen könne. Auf Thutloane traf er Bruder Kühl als einsamen Junggesellen in der Hütte des Jesaias Seéle, dem Felskopf Mankopane gegenüber wohnend, vom Häuptling geliebt, und von einer Anzahl wirklich heilsbegieriger Heiden fleißig aufgesucht; auf Malokung fand er Bruder Endemann in seinem großen durch Bruder Beyer erbauten, runden Steinhause, auf die Erstlinge seiner Arbeit harrend. — Mit Ausnahme der festgegründeten Station Botshabelo und den ziemlich gesicherten auf Ga Matlale und Makapanspoort, fand er alle Stationen in noch unentwickeltem Zustande, und in ihrer Totalität als eine noch nicht genau gegliederte Masse, oder wenigstens als ein Netz, in welchem wichtige Verbindungsknoten fehlten. Ihm erwuchs also außer der allgemeinen Aufgabe, das Vorhandene zu stärken, die andere, die geeignetsten Punkte kennen zu lernen, woselbst durch Anlegung neuer Stationen der ganze Organismus unserer Missionsthätigkeit im Lande zu einem zusammenhängenden Ganzen gestaltet werden könnte.

Zuvor aber wollte er einen Versuch machen, ob nicht vom Könige Sekukuni selbst die Genehmigung zur Wiedereröffnung der verlassenen Stationen in seinem Lande zu erlangen sein möchte. Er brach daher am 1. Juli 1867, begleitet von den Brüdern Nachtigal und Knothe und etlichen treuen Getauften, von Botshabelo aus, nach Sekukuni's Land auf. Die ausführliche Beschreibung dieser Reise ist in dem unter dem Titel „Ein Reisejahr in Süd-Afrika" herausgegebenen Tagebuch des Verfassers p. 496—527 veröffentlicht. Wir können uns hier daher auf die Mittheilung der erzielten Resultate beschränken.

Als wir den Aufgang der Felstreppe erreicht hatten, die von Mukir's Kraal zu dem Felsberg Sekukuni's hinaufführt, banden wir unten im Kraal die Pferde an und begannen die Felstreppe zu erklimmen. Auf etwas mehr als halber Höhe sahen wir, wie von oben herab in zierlichen Sätzen, von Felsblock zu Felsblock springend, ein Bote des Königs auf uns zueilte. „Munni, munni! Kuning

zeggt terugg!“ rief er uns athemlos in gebrochenem Holländisch entgegen. (Müßt nicht! Müßt nicht! König sagt: Zurück.) Ich antwortete, ich werde zurückgehen, nachdem ich den König gesprochen hätte, und setzte meinen Weg fort. Der Bote bat flehentlich, ich möchte doch wenigstens warten, bis ich angemeldet sei, wogegen ich natürlich nichts einwenden konnte. So flog der Bote hin und her, um mein Kommen zum Könige zu vermitteln.

Bald aber erschien in gravitätischem Schritt ein stattlicher Mann in purpurrother Decke, der Bruder des Königs, mit dem Auftrage, er solle meine Botschaft dem Könige überbringen. Ich ließ zurückantworten, ein großer Häuptling wie ich, könne nicht mit einem Untergebenen verhandeln, sondern müsse den König selbst sprechen. Dann wollte Sekukuni durch Nachtigal hören, was ich ihm zu sagen hätte. Ich ließ ihm zurücksagen, Nachtigal sei mein Mund, und ein Mund könne nicht allein gehen, ohne daß der Kopf mitginge. Der König aber blieb fest; unter dem Hohngelächter der Heiden mußte ich umkehren, ohne Sekukuni gesprochen zu haben. Hernach erfuhr ich, daß seine Geheimen Räthe ihm gesagt hatten, die Missionare seien die kleinen Zauberer, die hätten ihn beinahe festgezaubert gehabt, sie seien aber damit nicht zu Ende gekommen; so hätten sie also den großen Zauberer zu Hülfe geholt, den solle er ja nicht vor sich lassen, denn sonst würde er sicherlich völlig bezaubert werden.

Da dieser Zweck meiner Reise verfehlt war, ritt ich wenigstens zu den verfallenen Stationen und blieb in jeder derselben zwei Tage. Zuvor sandte ich Boten zu den einzelnen im Lande wohnenden Gläubigen und ließ sie zu den Gottesdiensten einladen, die wir auf diesen verlassenen Orten hielten. Da kamen sie voll Thränen und Schmerz, daß sie keinen Lehrer mehr hätten. Petrus Ngoana Maroko, den ich, als wir auf Khalatlolu beim Wachtfeuer in die Abendluft hinaus sangen, fragte: „Wie schmeckt dir dies?“ — antwortete: „Ach, wo ist das Fett (das Liebliche des Lebens) geblieben!“ Die alte Hanna Mankubu antwortete auf meine Fragen, wie es ihr hier in ihrer Einsamkeit ergehe, mit den Worten: „Thränen! Thränen über diese meine Backen!“ — „Hast du den Herrn Jesum noch lieb?“ — „Ich bin Erde, aber ich habe ihn lieb.“ — „Betest du noch?“ — „Ja ich bete: „Herr gieb mir Glauben, ich bin schwach. Aber ich schaue auf den Herrn und hoffe auf ihn. Bin ich auch nur ein schwaches Blatt, so bin ich doch ein Blatt an dem Baum, der Jesus ist!“ Alle erzählten, daß sie ihren Gottesdienst noch hielten und auf den Kraalen sich Sonntags versammelten, und da sie dem Petrus Ngoana Maroko, einem getauften Untercapitän des Sekukuni, das Zeugniß gaben, daß er unermüdlich umherreise, um die Gläubigen zu stärken, so weihte ich denselben in der zerfallenen Kirche von Khalatlolu zum

Diacon über die Reste der Gläubigen dieser Station feierlich ein, mit dem Auftrag, die Gläubigen zu besuchen, zu belehren, zu ermahnen und zu stärken. Er antwortete: „Ich habe es bisher schon gethan, aber ich habe keinen Weg gehabt. Nun hast du mir den Weg geöffnet. Und ich werde ihn mit Freuden gehen, um so mehr als ich weiß, daß mir das Amt befohlen ist!" In Patametsane weihte ich mit ähnlichem Auftrag für die Reste der Christen dortiger Gegend einen gewissen Lucas ein, und befahl beiden Diaconen, fleißig nach Lydenburg zu gehen, um dort vom Missionar Unterweisung zu empfangen und durch das heilige Sacrament Stärkung zu holen. So wurde ein beständiger Verkehr zwischen den Resten der Gläubigen in Sekukuni's Lande und der Station Lydenburg hergestellt, den ich noch dadurch zu befestigen suchte, daß ich in Lydenburg sowohl Bruder Nachtigal, als auch den treuen Jonas Pudumo mit dem Auftrag versah, öfter in Sekukuni's Land zu reisen, um die zerstreuten Gläubigen daselbst zu besuchen und zu stärken.

Noch weniger als bei Sekukuni konnte ich bei dem Matebelenhäuptling Bapo ausrichten, der mich mit der beißenden Rede abfertigte, weshalb denn so viele Aerzte im Lande herumliefen, während doch niemand ihre Hülfe begehrte. Eine Erlaubniß zur Wiedereröffnung einer Missionsthätigkeit unter seinem Volke konnte ich von ihm nicht erlangen, und das Ende meiner Verhandlung mit ihm war, daß er mir den Rücken wandte mit der Bemerkung, er habe jetzt Hunger und wolle essen.

Viel freundlicher war der Empfang, den ich beim Häuptling Mankopane hatte. Ich konnte nicht nur auf seinem Kchorong vor ihm predigen, sondern er gab mir auch vollständige Freiheit, in seinem Lande umherzureisen und Plätze aufzusuchen, wo wir Missionsstationen anlegen könnten. Er borgte mir dazu sein eigenes Reitpferd zu einem Recognoscirungsritt in den Kraal des Häuptlings Nottuane. Ich fand außer der bei Leso bereits in's Auge gefaßten eine andere treffliche Gelegenheit bei dem Unterhäuptling Nottuane. Zum Abschied machte er mir eine schöne Straußfeder und einen Ochsen zum Geschenk.

Der Häuptling Mangoati auf Ga Matlale war ebenfalls freundlich und zugänglich; ich konnte auf dieser Station den ersten Letebelen in unserer Mission taufen, den alten Letoaba. Als ich denselben fragte, wie er genannt werden wollte, antwortete er: „Das Kind wählt sich nicht selber seinen Namen, sondern erhält ihn vom Vater, gieb du mir einen neuen Namen!" So nannte ich denn den alten, mehr als 80jährigen Greis, Simeon. Auch einen Unterhäuptling, namens Motschere, nebst seiner Tochter Netla fand ich dem Evangelio nicht abgeneigt.

Auf Ga Lekalekale fand ich in dem Unterhäuptling Lekalekale

einen recht verständigen Heiden, der mit Bruder Moschütz in trefflichem Einvernehmen stand. Ich konnte am zweiten Pfingsttage daselbst aus der Zahl von 16 Taufcandidaten heraus den Andries,



Bei Pottnane.

einen früheren Henkersknecht Sekukuni's, den ersten Knopneusen in unserer Mission, taufen.

In Lydenburg erkannte ich, daß eine so nahe an Sekukuni's Lande gelegene Station für die Erhaltung des Feuerfunkens in seinem Volk von großer Wichtigkeit sei, und da außerdem eine

ziemliche Anzahl Dienstkaffern der Dorfbewohner dem Missionar reichlich Arbeit darbieten, kaufte ich ein soeben neugebautes Haus nebst Baustelle für 75 Pfund Sterling und wurde also diese Station unter die feststehenden Stationen unserer Gesellschaft aufgenommen. Von den Khalatloluer Flüchtlingen konnte ich drei, David Koëtepe, Batseba Manoi und Eva Mataban taufen.

In Pretoria sprach sich der Präsident Martinus Wessel Pretorius sehr anerkennend über unsere Missionare aus, die er als nuttige menschen (nützliche Leute) bezeichnete. Er übersandte mir sogar ein offizielles Schreiben des Inhalts, daß das Gouvernement unserer Gesellschaft auf der Hauptstadt 12 Erben zum freien Geschenk gemacht habe. Indeß ist es späterhin unsern Brüdern nicht gelungen, die Realisirung dieser Schenkung zu erreichen; sie blieben vielmehr darauf angewiesen, das für Gründung einer Ansiedelung der Farbigen nöthige Grundstück aus den Mitteln der Gesellschaft zu kaufen.

Die längste Zeit brachte ich in Botshabelo zu, woselbst ich unter den lieben Getauften wirkliche Festtage verleben durfte. Schon das Aeußere der Station imponirte; Brücken, Kirche, Schanze, Mauern, Wege, alles war durch die Arbeit der Getauften um sehr geringen Preis hergestellt worden und in schönster Ordnung. Ihre Dankbarkeit gegen die Mission gaben sie auf alle mögliche Weise kund. Die Gottesdienste wurden vom ersten bis zum letzten von allen Stationsbewohnern besucht, und die erste aus Feldsteinen erbaute 18 × 50 Fuß messende Kirche erwies sich bei der auf 650 Seelen herangewachsenen Seelenzahl als viel zu klein. Ich ließ also ein Pitscho abhalten, um den Bau einer neuen größeren, 70 × 23 Fuß, zu berathen.

Schneller und thatkräftiger dürfte kaum je ein Kirchbau von diesem Umfange beschlossen und in Angriff genommen worden sein. Ich saß nebst Merensky an der Wand seines Hauses, neben ihm stand Majhlatse, sein Küchenjunge und zugleich Hausminister, als sein Mund. Vor uns hockten auf der Erde die drei Häuptlinge, mit ihrem Volk hinter sich, fächerförmig geordnet; Johannes Dinkoanyane mit seinen Bapedi, Ramopudu mit seinen Bakopa und Petrus Maserumule mit denen vom Schanzberge. Ich sprach zu Merensky — so erfordert das die Sitte, — das alte Gotteshaus sei zu klein, wir bedürften eines anderen; ich erböte mich, zur Bezahlung der Maurerarbeit und des Holzes zum Dachstuhl 75 Pfund Sterling als Vertreter der Gesellschaft zu schenken, sie ihrer Seits sollten sämmtliche Ziegelsteine formen und brennen, und außerdem täglich 20 Mann und je einen Tag in der Woche alle Mannschaft, Männer, Frauen und Kinder zu Hülfe bei der Arbeit stellen. Diese Botschaft sprach Merensky in der Bassutosprache zu seinem „Mund“; dieser, so erforderte es die Sitte, sprach



Botshabelo im Jahre 1867.

die Botschaft an die drei Häuptlinge, jeder derselben wandte sich und sprach sie zu dem von ihm befehligten Haufen; diese beriethen und erklärten sich einverstanden; die drei Häuptlinge sprachen diesen Volksbeschluß gegen Majhlatse, den Mund, aus, dieser theilte ihn Merensky, und dieser mir mit. Damit war die Sache abgemacht, in etwa 20 Minuten. Nächsten Montag war wieder ein Pitscho, in welchem die einzelnen Personen für die Arbeit vertheilt wurden, und 14 Tage später war das Fundament von Feldsteinen bereits 7 Fuß



Joseph Kathedi.

hoch aufgemauert, und die ganze Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder war beschäftigt, um in einem Tage die Höhlung dieses Fundaments zur Planirung des Fußbodens auszufüllen. Wenige Monate später konnte die Kirche eingeweiht werden.

Die Einzelbesuche, die ich bei den Gläubigen machte und von ihnen erhielt, machten mir den Eindruck, daß das Wort Gottes sie in der Tiefe erfaßt habe. Der blinde Joseph Kathedi that so tief eingehende Fragen über ihm dunkel gebliebene Stellen der heiligen Schrift, daß ich mich dessen wunderte.

Einen anderen tiefen Eindruck bekam ich von den lieben Märtyrern, die ich zu einer dreitägigen Conferenz zusammenberufen hatte, damit sie mir ihre Erlebnisse erzählten. Diese Nüchternheit und Entschiedenheit, mit der sie, ohne im Geringsten auf ihr Heldenthum ein Gewicht zu legen, oder desselben auch nur bewußt zu sein, ihre gläubigen Bekenntnisse ablegten, hat mich auf das Tiefste ergriffen.

Einen andern Eindruck bekam ich von etwa 7 Schulkindern, die mich in eine Felskluft begleiteten, als ich dort einen halben Tag lang zeichnete. In lieblichster Weise vertrieben sie sich die Zeit damit, daß sie untereinander nicht blos nachahmend, sondern wirklich Schule hielten; der eine erzählte eine biblische Geschichte den andern, die gespannt lauschten, dann las ein anderer einen Abschnitt aus dem neuen Testament, dann sangen sie, bis die Zeit zum Nachhausegehen gekommen war.

An einem Sonntage konnte ich 24 Erwachsene taufen; unter denselben eine ganz alte Frau, die auf allen Vieren herankroch, und einen Mann, der mit seinem Kinde zugleich die Taufe empfing, welches von der bereits getauften Mutter auf dem Arm hinzugetragen wurde.

In einem Gottesdienst konnte ich Zebedäus Lefula zum Evangelisten einweihen, damit er das Wort Gottes zu fernen heidnischen Sammesgenossen tragen könne; und er hat dies mit großer Treue und schönem Erfolg gethan.

In einem andern Gottesdienst konnte ich, nachdem jene 24 getauft waren und so eine Anzahl Ehen nun erst, nachdem beide, Mann und Weib getauft waren, zu wirklich christlichen geworden waren, 30 solcher Ehepaare, die bis dahin nur heidnisch copulirt waren, zu christlicher Ehe nachträglich einsegnen, und es war dieser Tag ein Festtag für die ganze Station.

In einer andern Versammlung konnte ich mit den Häuptlingen und Ältesten feststellen, daß ein Jeder vom Ertrage seines Ackers den Zehnten zu Missionszwecken zahle, so daß ich auf dieses Conto hin den Ankauf der beiden benachbarten Bauergrundstücke anordnen konnte, da der erste für die täglich wachsende Zahl der Zuziehenden bereits zu klein geworden war. — So war mein Aufenthalt in Botshabelo von reichem Segen für mich, und ich durfte mit Dank gegen den Herrn auf denselben zurückblicken.

Ein anderer Zweck meiner Reisen durch das Land war die Auffindung von Orten, woselbst zwischen den ferner auseinander liegenden Stationen Verbindungsglieder gewonnen werden könnten. Namentlich war die Entfernung zwischen der Hauptstadt und der neuen zoutpansberger Station eine zu große, und es war mir daher eine besondere Freude, als es gelang, zwei Orte ausfündig zu machen, den einen bei dem Häuptling Saul, und den anderen bei

dem Bauer Gert Lottering, woselbst Zwischenstationen zwischen Pretoria und Makapanspoort angelegt werden konnten.

Die Anlegung der erstgenannten Station gab mir Gelegenheit, mit dem Vicesuperintendenten der Hermannsburger Mission, Bruder Behrendt in Bethanien Rücksprache zu nehmen über eine Grenzlinie, die wir, um schiedlich friedlich neben einander arbeiten zu können, durch Transvaal ziehen wollten, so daß die Hermannsburger auf der westlichen und wir auf der östlichen Seite dieser Linie bleiben wollten. Die Linie geht in der Richtung von Pretoria über Tshuaneng und Waterberg, und ist von beiden Seiten redlich inne gehalten worden.

Nachdem auf diese Weise das Nöthige zur gedeihlichen Fortentwickelung unserer Missionsarbeit, so weit ich als Bevollmächtigter des Comités dazu beitragen konnte, angeordnet war, versammelte ich noch einmal sämmtliche Brüder zu einer Conferenz nach Botshabelo, woselbst ich, damit ein dauernder Vertreter der Autorität des Comités im Lande selbst sei, der bei vorkommenden ernstlichen Fällen in Vollmacht handeln könne, den Bruder Merensky zum Superintendenten einsetzte über die zu einem Synodalkreise erhobene bisherige Conferenz der Brüder in Transvaal.

Bevor wir indeß die weitere Entwickelung unserer Mission in Transvaal nach den im Vorigen gezeichneten Grundlinien zum Gegenstand unserer ferneren geschichtlichen Darstellung machen, müssen wir in diesem Abschnitt noch eines Zwischenfalls Erwähnung thun, der nahe daran war, unser ganzes, neues Arbeitsfeld in Zoutpansberg wieder zu vernichten.

---

34. Der Krieg in Zoutpansberg 1867/68.

Nachdem ich am Pfingstmontage 1867 den Knopneusen Andries auf Ga Lekalekale im Vormittagsgottesdienst getauft und Nachmittags die Katechumenen catechisirt hatte, ritt ich gegen Abend in das etwa eine Meile entfernte Dorf Makapanspoort. Haufen flüchtiger Kaffern bekundeten, daß das Bauern-Commando wirklich schon angekommen sei. Ich fand es, etwa 10 Minuten vom Dorf gelagert*), etwa 80—100 Ochsenwagen mit 1000 Zugochsen, 400 Bauern und etwa 3—400 Hülfskaffern. Die letzteren sind als Kanonenfutter im Kriege gut zu verwenden, da der eigentliche Bauer es für eine Thorheit und Sünde hält, sich in der Schlacht an einen Ort zu stellen, wo ihn ein feindliches Geschoß erreichen könnte, und sicherlich denjenigen Commandanten, unter dessen Kom-

*) Die ausführliche Mittheilung siehe Reisetagebuch p. 461 f.

mando 3 — 4 Welße in einer Feldschlacht gefallen sind, gern vor ein Kriegsgericht stellen würde, weil er so onvoorzigtig kommandirt habe.

Die Ausrüstung des Heldenheeres der Bauern war über die Maßen primitiv. Wer kein Pferd hatte, ging zu Fuß, und wer durch seinen colossalen Fettbauch an beidem gehindert war, fuhr auf dem Wagen. Neben wirklich anständigen und intelligenten Gesichtern fanden sich auch wahre Galgengesichter, die uns Missionare mit verbissenem Ingrimm ansahen und aus deren Munde ich die auf uns gemünzten Worte hörte: „die goed moet een mensch toch maar dood schieten d. h., das Pack muß man doch nur todt schießen." An eine Uniform war nicht zu denken, Strohhüte mit breitester Krämpe paradirten neben dem zierlichen Filz, Gewehre aller Kaliber vertrugen sich friedlich nebeneinander. Die begleitenden Kaffern waren die einzigen, die einen einigermaßen kriegerischen Anblick darboten. Im Zelt des Höchstkommandirenden, des tapferen General P. Krieger, des gefürchteten Besiegers von Mankopane, sah alles höchst einfach aus; die Adjutanten im Kriegsrath in Hemdsärmeln; von zwei kleinen Feldstühlen bekam ich den einen, die übrigen suchten auf Klötzen, Wasserfässern 2c. sich möglichst bequem zu placiren. Wie ein armer Sünder zugleich und richtiger Galgenstrick stand vor dem Kriegsrath der Häuptling Mochem, der die auferlegte Zahl von Rindvieh als Kriegscontribution nicht gestellt hatte, und nun nach Kaffernmanier hin und her drehte, die Armuth seines Volkes und die pure Unmöglichkeit zu Aufbringung der verlangten Zahl zu beweisen versuchte, von Paul Krieger aber in aller Ruhe belehrt wurde, auf die Bitte des Zendelings hin sei die ihm auferlegte Zahl zwar etwas ermäßigt; würde aber die bestimmte Zahl nicht bis zum Abend gebracht, so würde das Kommando vor Sefakaulo (dem Berge, auf dem Lekalekale wohnt) auf Kosten des Kapitäns so lange dort liegen bleiben, bis die Contribution und die wegen der Säumigkeit auferlegte Buße bezahlt sein würde. Mochem war sichtlich erleichtert, als er mit heiler Haut aus dem peinlichen Verhör entlassen wurde.

Späterhin erfuhr ich den Grund zu diesem Commando der Bauern aus dem Munde des Bauern Gert Lottering, der selbst Mitglied einer von der Obrigkeit ernannten Commission gewesen war, die am Zoutpansberg an Ort und Stelle zu untersuchen hatte, ob zu dem Kriege ein gerechter Grund vorhanden sei oder nicht. Als Resultat seiner Untersuchung gab er an, einen ungerechteren Krieg als diesen habe die Erde nicht gesehen und stellte den Sachverhalt folgendermaßen dar:

„Im vergangenen Jahre zieht ein Commando von Bauern im Zoutpansberg auf eigene Hand aus, um einen kleinen Kafferhäuptling „onder de kogels te krygen", wie der technische Aus-

druck lautet (unter die Kugeln zu nehmen). Früh vor Sonnenaufgang ist der Kraal von Bewaffneten so umstellt, daß an Entrinnen kein Gedanke ist. Darauf wird eine Botschaft an den Kraalcapitän geschickt: „Du hast Feuerwaffen, das ist wider das Gesetz, gieb sie gutwillig heraus, so soll dir kein Leides weiter geschehen." Zitternd gehorcht der Capitän. Darauf wird eine zweite Botschaft an ihn gesandt: „Zur Strafe dafür, daß du Feuerwaffen gehabt hast, gieb jetzt auch all deine Beile, Keulen, Streitäxte, Spieße und was du an Waffen hast, heraus, so soll dir nichts weiter geschehen!" Auch diese Forderung wird erfüllt. Dann heißt es zum dritten: „Nun gieb auch deine Kühe, dein Korn und was du hast, heraus." — Und nachdem dies geschehen, beginnt die Metzelei. Zuerst wird der Häuptling, der zum Verhandeln herausgekommen war, niedergemetzelt; danach wird sein Volk „onder de kogels" genommen, d. h. alle Erwachsene niedergeschossen, und nur die noch zur Arbeit brauchbaren Weiber, und vor allem die Kinder als Beute mitgenommen. Diese haben den technischen Ausdruck „schwarzes Elfenbein".

In diesem Jahre nun war ein Aehnliches geschehen. Bauern hatten eine Anzahl von Kaffern mit Gewehren und Munition versehen, daß sie „schwarzes und weißes Elfenbein" erjagen möchten, d. h. Elephantenzähne und Kaffernkinder. Sie hatten ein Jahr lang mit Erfolg gejagt und verlangten nun den bedungenen Lohn, der ihnen aber verweigert wird, worauf sie erklären, sie würden die 153 Gewehre so lange behalten, bis sie den Lohn ausgezahlt bekämen. Zugleich erklären sie, daß sie bis dahin den Elephantenjägern der Bauern den Weg verlegen würden.

Hieraus wird ein Kriegsfall gemacht. Der Bauer, der den Kaffern sein Versprechen nicht gehalten, wird in boete (Geldstrafe) genommen, aber nun auch zugleich dem Kaffercapitän Katlachter (die Bauern nannten ihn auch Katzekatze, auf den Karten steht er mit dem Namen Matshie bezeichnet) aufforderten, die onwettig (wider das Gesetz) zurückbehaltenen Gewehre herauszugeben. Eine Gesandtschaft der Bauern kommt nach Schumansdal; aber Katlachter weigert sich, persönlich zur Verhandlung zu erscheinen, weil es ihm ja bei derselben eben so ergehen könne, wie dem oben erwähnten kleinen Untercapitän. So kamen die gütlichen Verhandlungen nicht zu Stande und endeten mit Katlachters trotziger Antwort, die Bauern möchten doch selbst kommen und die Gewehre aus dem Pulverdampfe sich herausholen. Da aber mit dem Verbieten des freien Durchzugs für die Elephanten- und Straußenjäger dem Lande eine der Lebensadern unterbunden sein würde, wird der Krieg für unvermeidlich erklärt, und das Commando rückt aus.

Es hat vor Zoutpansberg ein schmachvolles Ende erreicht. Die tapferen Vaterlandskämpfer hatten sich den Felskränzen der Kaffern

gegenüber gelagert, und setzten dieselben lange Zeit in tödtliche Furcht und Schrecken, bis es einem derselben einfiel, sich in solche Nähe zum Lager heranzubegeben, daß er das Pferd eines Bauern erschoß. Ob dieses schaudererregenden Beweises der Möglichkeit, daß ja auch ein Mensch einmal von der Kugel eines Kaffern könnte getroffen, jawohl gar getödtet werden, brach das Bauernlager auf. Katlachter warf sich als ihr Ueberwinder in die Brust, der Rest der Bevölkerung des Dorfes Schumanndal, den das verheerende Fieber übrig gelassen hatte, fühlte sich unter diesen Umständen nicht mehr sicher, und das Dorf mußte aufgegeben werden. Es liegt mit seinen herrlichen Wasserleitungen, Gärten und Baumpflanzungen wüste bis auf diesen Tag.

Da ein solcher Erfolg eines Kriegszuges durchaus den angeborenen Anschauungen eines Bauern-Commandos widerspricht, welches nur mit der Aussicht auf reiche Beute zu bewegen ist, das traute Daheim mit der Unruhe eines Kriegszuges zu vertauschen, so mußte der arme Mochem am Berge Sefakaulo büßen. Er hatte die am zweiten Pfingsttage ihm auferlegte Zahl von Rindern, trotz dem sie auf Bitten des Missionars Moschütz ermäßigt war, nicht geleistet, und mußte nun dem erfolglos von Zoutpansberg heimkehrenden Commando die Zeche bezahlen.

Bruder Moschütz war wenige Tage zuvor von der durch den Direktor in Botshabelo abgehaltenen ersten Synadalconferenz zurückgekehrt, als er am 30. Juli mit Sonnenaufgang Schuß auf Schuß jenseits des Dorfes fallen hört. Einige Stunden später sah man Rauch aufsteigen; die siegreichen Bauern hatten die Häuser der geflohenen Matebelen Claas Mokopans angezündet; die Leute von Lekalekale hatten in ihrer Angst sich in die Höhlen des Sefakaulo geflüchtet und erwarteten zitternd die Ankunft der Bauern.

Am folgenden Tage ritt Moschütz zum Bauergeneral P. Krieger, der ihm mittheilte, daß, weil die Leute von Mochem ihm weder früher das auferlegte Vieh bezahlt, noch seiner Weisung, den Berg zu verlassen und sich in der Ebene anzubauen, nachgekommen seien, er den Kapitän Mochem habe binden und seine Leute beschießen lassen. Die Kaffern hätten nach kurzem Widerstande sich geflüchtet, so habe er ihr Vieh erbeutet.

Die Abgeordneten, welche die erschreckten Häuptlinge Lekalekale und Mokopan in das Bauernlager um des Friedens willen sandte, willigten in alle Bedingungen, so daß am 8. August der Friede geschlossen wurde auf die Bedingung hin, daß die Kaffern in der Ebene sich anbauen sollten. Die Bauern zogen ab. Als aber die Häuptlinge von dieser Bedingung hörten, waren sie weit entfernt, sie zu erfüllen, und so wüthete der Kriegweiter. Die Bauern schossen alle Schwarzen nieder, die ohne Paß angetroffen wurden; die Matebelen dagegen stahlen dem Händler Schmidt, welcher

in Makapanspoort wohnte, seine Pferde und verbrannten ihm zwei Wagen und hätten fast ihn selbst erschossen. Von dem anderweitig geraubten Vieh sandten sie dem Bruder Moschütz das ihm gehörende zurück, riethen ihm aber, lieber die Station zu verlassen, weil sie den Krieg gegen die Bauern bis auf's Aeußerste fortzusetzen entschlossen seien. Als derselbe darauf ging, befahl der Häuptling Lekalekale auf das Entschiedenste, die Stationshäuser und das Eigenthum des Missionars zu verschonen, so daß er nach einigen Wochen all sein Eigenthum unverletzt wieder fand. Das Leben desselben war während dieses ganzen Krieges mehr von Seiten der Bauern gefährdet, als von Seiten der Schwarzen. Während die Bauern in Haß und Erbitterung auf den verkehrten Sendeling, der die Kaffern nur verderbe, schimpften und tobten, und während es sogar einmal vorkam, daß ein Bauer bereits auf Bruder Moschütz das Gewehr angelegt hatte, respektirten die Matebelen die weiße Binde, die derselbe zum Zeichen seiner Neutralität um den Hut gebunden hatte, und wenn er oder Bruder Beyer mit seinem Wagen mitten durch die von Matebelen besetzten Gegenden kam, so genügte es für ihn, sich als den zendeling von Lekalekale kundzuthun, um überall ungefährdet reisen zu können. Nur einmal hatte sich ein Trupp heidnischer Matebelen aufgemacht, um Bruder Moschütz zu ermorden. Er war nur wenige Schritte von demselben noch entfernt, als noch rechtzeitig ein Bote, den der Häuptling sandte, sie in ihrem Vorhaben hinderte. Als aber die Bauern im Anfang September nun der Missionsstation gegenüber Posten faßten, um den Berg Sefakaulo zu beschießen, und als die Kugeln rechts und links an der Kirche und dem Wohnhaus des Bruder Moschütz vorbei pfiffen, da achtete dieser es für nöthig, doch nun mit Hab und Gut auszuflüchten; er erbat und erhielt daher von Bauern und Matebelen einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand, um seine Wagen zu beladen und ungehindert abziehen zu können. Er begab sich zunächst zu Bruder Grützner nach Matlale und erfuhr dort bald, daß das Volk von Lekalekale, hart bedrängt durch die Bauern, sich aufgelöst und theils zu Mankopane, theils zu Bapo, theils nach anderen Richtungen hin geflohen sei.

Da das Bauerncommando in Folge dessen sich ebenfalls von Makapanspoort entfernte, konnte Moschütz schon am 23. September wieder zurückkehren, und fand zu seiner Freude die Gebäude der Station noch wohl erhalten, nur die Thürklinken gestohlen und einige Kleinigkeiten entwendet. Auch die Matebelen kehrten im November wieder zurück auf ihre früheren Wohnplätze, so daß Bruder Moschütz sowohl auf dem Dorfe Makapanspoort als auch auf seiner Station die Missonsarbeit wieder aufnehmen konnte.

Beiderseits war man des Krieges müde. Die Matebelen schickten wiederholt in das Dorf, um Frieden zu erbitten. Die Bauern antworteten, der Capitän müsse selber kommen, weil der mit den Abgeordneten desselben am 8. August abgeschlossene Friede vom Capitän nicht respectirt worden sei; der Capitän dagegen weigerte sich, zu kommen, weil er das letzte Mal, wo er selbst erschien, von den Bauern wider alles Völkerrecht gebunden worden sei. So wurden also die Feindseligkeiten wieder eröffnet, die Bauern erbeuteten Vieh der Farbigen und begannen den Berg Sefakaulo einzuschließen. Den Kaffern ihrerseits gelang es, einen allein reitenden Bauer zu erschießen und seine Leiche mit auf den Berg zu nehmen.

Am 10. December entbrannte der Kampf in der Nähe des Stationsgebäudes in solcher Heftigkeit, daß der Missionar, trotzdem daß seine Frau in ihrem damaligen Zustand der größten Schonung bedurfte, sich genöthigt sah, mit ihr in das nahegelegene Dorf zu fliehen, damit sie nicht erleben möchten, daß entweder die Matebelen oder die Bauern das Haus etwa besetzten und als Schanze benutzten. Unter entsetzlichen Mühen wurde das Dorf erreicht und der armen Frau ein stallartiges Gemach ohne Fenster voller Ungeziefer zur Wohnung angewiesen, und dort genas sie am folgenden Tage eines lieblichen Kindleins. Die Bauern des Dorfes aber blickten mit Ingrimm und Haß auf die Ankömmlinge; einer derselben erklärte, obschon er früher ein Freund des Moschütz gewesen war, jetzt finsteren Blickes, eigentlich müßte man ihn todtschießen, er sei ein Landesverräther, hielte es mit den Feinden, wie ja deutlich daran zu erkennen sei, daß er und die übrigen Missionare unbelästigt zwischen ihnen wohnen könnten, er versehe sie mit Pulver und Munition, und was dergleichen Anklagen mehr waren. Allgemein wurde unter den Bauern gesprochen, der Missionar müßte vor ein Kriegsgericht gestellt und als Hochverräther bestraft werden. Und auf welche Gründe hin diese Erregung? Ein kleiner Kaffernjunge hatte, wahrscheinlich aufgestachelt durch einen böswilligen Bauer, alle diese Sachen ausgesagt, und während sonst die Aussage eines Kaffern vor dem Bauerngericht völlig ungültig ist, so hatte der instinktmäßige Haß des Bauern gegen die Boten des Herrn diesmal der Aussage des Jungen Glauben verschafft und schon am folgenden Tage sollte das Gericht gehalten werden.

Aber plötzlich wandte sich, wie durch ein Wunder Gottes das Blatt. Zunächst wünschten die Bauern die Leiche ihres erschossenen Landsmannes zurückzuhaben, und sandten deshalb Bruder Moschütz mit dem Auftrage, dieserhalb zu unterhandeln, auf den Sefakaulo. Und als derselbe unverrichteter Sache zurückkehrte, hatte dieser Todesfall eines der Ihrigen im Bauernlager einen solchen Schreck geweckt, daß am folgenden Tage Moschütz abermals auf den

Sefakaulo gesandt wurde, um mit den Kaffern über den Frieden zu verhandeln. Moschütz, der soeben des Hochverraths Angeklagte, war jetzt in ihren Augen der beste Freund, denn auf ihn und seine Unterhandlungen setzte man die Hoffnung, in Frieden nach Hause gehen zu können. Von dem Hochverrathsprozeß war nie wieder die Rede.

Vergebens aber setzte der Missionar den Bauern auseinander, daß Friedensunterhandlungen, unter solchen Umständen von den Bauern angeboten, in den Augen der Matebelen nur ein Beweis ihrer Schwäche und Furcht sein würden, und das Gegentheil von dem bewirken müßten, was die Bauern wünschten, ja daß der ganze Distrikt von Makapaansport in die größte Gefahr gerathen würde, wenn das Commando jetzt abziehen würde, ohne genügende Grundlagen zu einem dauernden Frieden gewonnen zu haben. — Das Heimathsfieber war in die Massen gefahren; dazu hatten sie so eben eine bedeutende Masse Vieh erbeutet, die doch vor allem in Sicherheit gebracht werden mußte. Wo ein Bauernkommando einmal des Kampfes müde geworden, nach Hause begehrt, da giebt es keine Macht der Welt, die dasselbe zu halten im Stande wäre.

Der Erfolg entsprach durchaus den Warnungen des Missionars. Die Matebelen horchten hoch auf, als Moschütz ihnen die Friedensanerbietung brachte. Sie waren fest überzeugt, daß die Bauern nur aus Furcht von dannen zögen, und sie, die so eben noch voll Schrecken vor den Weißen gewesen waren, erhoben sich zu Trotz und Uebermuth; anstatt auf das Dorf zur Verhandlung zu kommen, bestimmten sie den Platz, wo sie verhandeln wollten, und anstatt zu dem bestimmten Tage sich einzufinden, bestimmten sie einen anderen Tag, der ihnen paßte.

Und die Bauern? — Selbst diese dringliche Lage vermochte nicht das Heimathsfieber zu dämpfen. Sie ließen einfach den Matebelen die Friedensbedingung zurück, daß sie ihre Bergfeste verlassend, sich auf der Ebene anzubauen hätten; dann feierte der größere Theil des Commando beim Branntweinswagen einseitig den geschlossenen Frieden, und der größere Theil des Commando zog nach Hause. Nur eine ganz geringe Mannschaft, die nicht einmal zum Schutz des Dorfes ausgereicht hätte, geschweige zur Fortsetzung des Angriffskrieges, blieb im Dorfe.

Als nun diese geringe Anzahl trotz ihrer Schwäche einen Angriff auf den Sefakaulo unternahm, und dieser von den Matebelen abgeschlagen ward, da betrachteten diese sich als Sieger und drangen mit ihren Bewaffneten selbst bis in das Dorf Makapaansport vor, in welchem sie am Weihnachtsheiligabend 1867 sogar das Haus des Commandanten in Brand steckten.

Ueber all diese Miserfolge der Bauern war nun auch Mankopane der Muth gewachsen. Schon im September hatte er gegen den Missionar Kühl seinen heftigen Zorn darüber kundgegeben, daß die Bauern auch ihm sieben Leute erschossen hätten, da er doch nicht im Kriege mit ihnen sei. Später hatte er wiederholt geltend gemacht, daß Mokopan und Lekalekale seine Unterthanen (eigentlich Verbündete) seien, und daß er nicht so ohne weiteres die Behandlung mit ansehen könne, die dieselben von den Bauern erführen. Doch war bis jetzt die Erinnerung an die vor einer Reihe von Jahren erlittene Niederlage noch lebhaft genug gewesen, um alle Kriegsgedanken in ihm zu unterdrücken. Er hatte aus diesem Grunde auch die von den Matebelen geraubten Pferde, die in sein Land geflüchtet worden waren, den Bauern nach Makapaansport zurückgesandt mit dem Bemerken, er wünsche Frieden. Als aber die flüchtigen Matebelen vom Sefakaulo bei ihm Schutz und Aufnahme fanden, verlor er durch deren Mittheilungen von der Schlaffheit der Bauern allmählich die Furcht vor den Letzteren. Und jetzt, da er sah, daß es den Matebelen am Sefakaulo möglich gewesen war, Mord und Brand selbst bis in ein Bauerndorf hineinzutragen, schien auch für ihn der Zeitpunkt des Losschlagens gekommen zu sein.

Er sandte daher im Januar 1868 zwei Haufen Bewaffneter aus, von denen der eine bis ins Dorf Makapaanspoort vorstoßend, den größten Theil desselben in Asche legte, der andere plündernd, sengend und mordend sich im Lande der Weißen ausbreitete, so daß diese doppelt und dreifache Anstrengungen machen mußten, um nun auch den Krieg mit diesem mächtigen Matebelenfürsten aufzunehmen.

Von dieser Zeit ab entstand für unsere in Mankopanes Lande arbeitenden Missionare die Frage, ob sie auf ihren Stationen bleiben, oder einen neutralen Ort aufsuchen sollten. Mankopane wünschte und verlangte das erstere, und wollte an dem Bleiben der Missionare erkennen, ob sie wirklich rücksichtslos seine Freunde, oder ob sie nicht insgeheim Freunde der Bauern wären, und sicherlich hätten die Brüder von den Farbigen während des Krieges keinerlei Unbill zu befürchten gehabt, und sie wären am liebsten auch geblieben. Aber auf der anderen Seite waren sie ja Bürger der Transvaalrepublik, und dieser letzteren gegenüber verpflichtet, dem Bauerncommando die verlangten Nachrichten über Mankopanes Thun zu senden, also gewissermaßen Spionsdienste zu leisten, wider das Volk, unter dem sie arbeiteten. Letzteres konnten sie nicht, sowohl um des Volkes willen, als auch um ihrer eigenen Sicherheit willen; denn wurde diese, ihre Zwitterstellung verrathen, so war es nicht nur überhaupt zu Ende mit ihrer Missionsthätigkeit unter jenem Volk, sondern auch ihr eigenes Leben war gefährdet. So entschlossen

sich denn nach längerem Zaudern am 17. Februar 1868 die Brüder, ihre Stationen zu verlassen. Kühl von Tutloane und Moschütz von Ga Lekalekale begaben sich mit Familien, Hab und Gut zu Bruder Grützner nach Ga Matlale, woselbst der Häuptling Mangoati an seiner traditionellen Friedenspolitik festhielt. Derselbe war nämlich nicht der eigentliche angestammte Capitän des dortigen Volkes, sondern verwaltete die Capitänswürde nur für den zur Zeit noch minderjährigen Thronerben, und mochte unter diesen Umständen, zumal er mit dem benachbarten Mankopane allzeit auf dem Kriegsfuß stand, nicht auch die Bauern noch zu Feinden haben. Er hatte auch von denselben, da bis jetzt in seinem Land kein Bauernansiedler wohnte, nicht einmal Belästigung, und dagegen auf dem etwa sieben Meilen von seinem Kraal entfernten Dorf Makapaansport Gelegenheit, sich und sein Volk mit Picken, Decken und sonstigem Bedarf zu versehen. Als daher der obschwebende Krieg an ihn nur in der milden Form herantrat, daß der Bauerncommandant von ihm eine Kriegscontribution von 25 Ochsen verlangte, so zahlte er sie willig und blieb während des ganzen Krieges neutral. Dies war von der größten Wichtigkeit für unsere Brüder, weil denselben also beim Verlassen ihrer Stationen ein sicherer Zufluchtsort eröffnet war, woselbst sie wohl ein halbes Jahr in Frieden bleiben konnten.

Von den beiden Brüdern Beyer und Endemann hatte der erstere im zweiten Halbjahre 1867 vergeblich wiederholte Versuche gemacht, beim Häuptling Leso (einem zwischen Ga Lekalekale und Thutloane wohnenden Unterhäuptling Mankopanes) das beabsichtigte Missionswerk zu eröffnen; war dann im November 1867 zunächst nach Ga Matlale gegangen, und hatte von dort aus am 25. November eine Recognoscirungsreise zu dem in freundlichen Beziehungen zu Mangoati stehenden Volke der Bagananoa im Blauberg unternommen, deren Resultat so günstig war, daß er noch im December des genannten Jahres aufbrach, um dort eine neue Missionsstation zu gründen. Da er bald darauf sich zur Brautreise nach Natal aufmachte, so hielt Bruder Endemann es für das Gerathenste, bei seinem Fortgang von Malokung nicht die Zahl der auf Ga Matlale versammelten Missionare zu vermehren, sondern zur Vertretung seines Schwagers Beyer nach Blauberg zu gehen, woselbst er am 1. Mai 1868 mit Frau und Kind, Hab und Gut eintraf..

Mankopane war über das Fortgehen der Missionare während des Krieges auf das Höchste entrüstet. So freundlich er sonst sich zu Bruder Kühl gestellt hatte, so barsch und grob fuhr er ihn jetzt an und ließ nicht undeutlich merken, daß, wenn die Missionare erst heraus seien aus dem Lande, er sie nicht so leicht wieder hereinlassen werde. Zugleich gab er seinen durch das Land ausgesandten

Räuberschaaren den gemessensten Befehl mit, alle Häuser der Weißen niederzubrennen, alles Vieh der Weißen zu rauben und alle Weißen niederzumetzeln und dabei durchaus keinen Unterschied zu machen


Ga Leso.

zwischen Missionaren und Bauern, denn die Missionare seien ja doch auch nur Bauern, oder doch deren Freunde und Helfershelfer.

So geschah es denn, daß ein Trupp Mankopanescher Kriegsleute auch unsere Station Ga Lekalekale überfiel, und das schöne liebliche Kirchlein nebst den Wohngebäuden von Grund aus zer=

störte. Lekalekale gab jetzt hierzu gern seine Zustimmung, denn die Bauern hatten gerade diese hart am Fuß des Sefakaulo gelegene Kirche in dem letzten Gefechte dazu benutzt, um von dort aus, die Fenster als Schießlöcher benutzend, den Berg zu beschießen.

Ein anderer Raub- und Plünderungszug der Mankopaneschen Krieger wurde bis tief in das Land der Bauern hinein, bis in die Gegend des Dorfes Nylstrom in Waterberg, vorgestoßen und nahm unsere vor Kurzem gegründete Station Modimulle (oder Waterberg) zum Zielpunkt. Wir geben, da dieser heidnische Ueberfall zugleich ein Beispiel darbietet für die Art der Kriegsführung mit den Schwarzen, von demselben eine genauere Darstellung.

---

35. Ueberfall der Missionsstation Waterberg.

Am 17. März 1868 Abends saß unser Bruder Koboldt, der Stifter von Modimulle, mit dem deutschen Maurer Kamann in trautem Gespräch. Auch Bruder Schubert war eben von Thutloane aus mit dem Stationswagen des Bruder Kühl angekommen. Niemand ahnte, daß sich der Krieg bis so weit werde ausdehnen können; die Warnung des benachbarten Bauer Gert Lottering (s. p. 220) hatten unsere Brüder als allzu große Aengstlichkeit einfach überhört, zumahl da sie ja von dem Befehl des Mankopane, auch die Missionare nicht zu schonen, nichts wußten und gewohnt waren, als Friedensboten selbst mitten im Kriege von den Farbigen angesehen und behandelt zu werden. Zur Sicherheit hatte Koboldt vor, selbst zu Mankopane zu reiten und Schutz für die Station zu erbitten, und hatte, als er zu diesem Zweck kein Pferd bekommen konnte, Bruder Kühl beauftragt, dem Häuptling diese seine Bitte vorzutragen. Derselbe hatte sie, als Kühl am Morgen des 18. März sie ihm vortrug, auch gewährt, aber mit dem bedeutsamen Zusatz: „Nur kann ich nicht einstehen für das, was vielleicht gerade jetzt an diesem Tage geschehen ist.“ — Die Bitte des Missionars war zu spät gekommen. Gerade in der Nacht zuvor war der von Mankopane angeordnete Ueberfall unserer Station Modimulle bereits ausgeführt worden.

Als nun also am Abend des 17. März die Brüder in trautem Gespräch miteinander saßen, bis in die späte Nachtstunde hinein, stieg ein Gewitter auf. Helle Blitze leuchteten durch die Nacht, der Regen schlug heftig gegen die Fenster. Da pochte es hastig an die Hausthür. Zwei Bauern hielten mit dem Wagen vor der Thür, aber nicht um auszuspannen, sondern um den Brüdern die Nach-

richt zu bringen, sie hätten soeben beim Schein eines Blitzes in der Nähe einen Kaffer gesehen, der sich auf sein Gewehr gestützt habe. Die Brüder möchten sich vorsehen. Damit fuhren die Bauern weiter.

Schnell trafen die Brüder an Vorsichtsmaßregeln, was in der Eile und in der Nacht geschehen konnte. Die Stationskaffern wurden gebeten, nicht in ihren Hütten, sondern in der Kirche diese Nacht zu schlafen; das Vieh wurde aus dem fernen Kraal näher zu den Häusern getrieben, der Wagen des Bruder Schubert bis dicht an die Hausthür gezogen und die Pferde an denselben festgebunden. Nachdem dies geschehen, befahlen die drei Brüder ihre Seele in des Herrn Hand, und begaben sich dann in Gottes Namen zur Ruhe, Koboldt und Kamann im Hause und Schubert im Wagen.

Bald nach Mitternacht hatte das Gewitter ausgetobt; ein klarer Sternenhimmel erhellte das Land. Plötzlich aber werden die beiden Schläfer im Hause und der eine im Wagen durch ein heftiges Toben, Zanken und Streiten aus dem Schlafe aufgeweckt. Der Mankopanesche Plünderungszug, geführt von Matlale, einem Sohn des Häuptlings und einem seiner Brüder, hatte den Stationskraal überfallen, aber von seinen Bewohnern geleert gefunden. Hernach hatten sie das Vieh geraubt und unter sich vertheilt. Aber über diese Vertheilung waren sie, da jeder das beste Stück für sich beanspruchte, in heftiges Zanken gerathen, das bereits in Schlägerei ausartete. Der hierbei erhobene Lärm hatte die Brüder aufgeweckt.

Koboldt war der erste, der erwachte. „Wir sind überfallen!" rief er dem Maurer Kamann zu, der sich durchaus nicht aus dem Schlaf ermuntern wollte. Während er ihn noch am Bein zerrt, fiel auch schon der erste Schuß gegen das Fenster. Das half. Kamann sprang auf, ergriff sein Gewehr und setzte sich in Bereitschaft. „Schieß nicht! Um Gottes willen, rief ihm Koboldt zu, unserer sind zu wenige zur Vertheidigung, wir verrathen ihnen nur, wo wir sind, und reizen sie, laß uns schnell in den Garten fliehen!" — Kaum hatte er Zeit, seine Beinkleider und einen Strumpf anzuziehen, und war in die Nebenkammer getreten, als auch schon eine volle Salve gegen das Zimmer krachte, mit solchem Getöse der einschlagenden Kugeln, daß die Brüder vermeinten, die Feinde legten schon direkt Hand ans Haus. Schnell eilten sie zur Hausthür, um Bruder Schubert aus dem Wagen zu rufen; — aber sie fanden ihn nicht mehr. Sie schlossen also die Thür hinter sich ab und suchten ihr Versteck im Garten.

Bruder Schubert, welcher in seinem Wagen ebenfalls von dem Getöse der Streitenden erwacht war, hatte sich schnell angekleidet, sein Gewehr und Munition ergriffen und war aus dem

Wagen gesprungen. Die Heiden, die ihn bemerkten, gaben auf ihn die vorhervermeldete Salve; die jedoch weder ihm, noch seinem Wagen, noch den angebundenen Pferden einen Schaden zufügte. Schubert fand eine sichere Stelle im Schilf, und da er das Schießen der Schwarzen für Schüsse hielt, die die Brüder aus dem Hause feuerten, schoß er von seinem Versteck aus aufs Gerathewohl tapfer in die Nacht hinein, um die Schwarzen zu schrecken. Die Stationskaffern mit ihren Kindern hatten ebenfalls Zeit gewonnen, aus der Kirche sich in den Garten zu flüchten, um dort ein sicheres Versteck zu finden.

Etwa eine Viertelstunde hatten sie dort gesessen, da fällt ein Schuß von dem etwa eine Viertelstunde entfernten Hause des befreundeten Bauern Gert Lottering. „Baas Gert schiet het volk bang!“ sagten die Stationskaffern. Neen, antwortete Koboldt, dat is een ander Kommando! Kaum hatte er dies gespochen, da krachte auch schon von dort her eine Salve.

Während dieser ganzen Zeit bemühte sich das Commando auf unserer Station vergeblich, das Stationsgebäude mit Zündlumpen in Brand zu schießen. Dasselbe war zwar mit einem Strohdach gedeckt, allein der unmittelbar vorhergegangene Gewitterregen hatte dasselbe so durchnäßt, daß es nicht Feuer fing. An den Wagen wagten sie sich nicht heran, weil er zu dicht am Hause stand.

Mit der Zeit, da im Hause alles still war, und aus demselben nicht herausgeschossen wurde, faßten 10 oder 12 Mordgesellen den Muth, in dasselbe einzudringen. Während sie aber schon dicht heran waren, schreit einer von ihnen: „Geht nicht herein! Das Haus ist voller Teufel! Kein Mensch schießt heraus. Da steckt etwas dahinter!“ Ueber diese Worte war der Muth der tapferen Helden sofort gebrochen, denn vor nichts haben die Heiden größere Angst, als vor bösen Geistern.

Sie kehren also zu ihrer Beute zurück, woselbst sich der Streit über das Vieh alsbald erneuert. Während sie dort untereinander zanken, geht Schubert, der vermeint, sie stritten mit den Stationskaffern, ohne eigentlich zu wissen, was er thut, mit dem Gewehr in der Hand auf den streitenden Haufen zu. Sowie die Kaffern im Mondschein den weißen Mann mit dem Feuergewehr in der Hand so ruhig auf sich zuschreiten sehen, werden sie vom Schrecken Gottes gefaßt und zerstieben in alle vier Winde. Das Vieh hatten sie leider schon angetrieben und konnten es als Beute mit hinwegschleppen. Bruder Schubert, der nicht minder erschrocken war, als die Matebelen, machte, daß er sich um die Ecke des Hauses zurückflüchtete. Aber das Schießen auf dasselbe wurde immer schwächer und verstummte zuletzt gänzlich. Die Feinde waren mit ihrer Beute davongezogen.

Es war ½2 Uhr in der Nacht, als Bruder Koboldt, trotzdem noch immer einzelne Schüsse fielen, sein Versteck verließ und sich vorsichtig dem Hause näherte, in welchem er Bruder Schubert bereits vorfand. Im Mondscheinlicht konnte man nun sehen, was geschehen war. Bruder Koboldt war um 21 Haupt Rindvieh ärmer geworden, die Stationskaffern um 100, auch unser Stationsgespann von Thutloane mit seinen 11 Ochsen war geraubt. Bruder Grützner hatte eine Ferse, Bruder Moschütz eine Kuh verloren. Die Brüder berechneten den Schaden der Missionskasse auf 300 Thaler, den ihrigen auf mehr als das Doppelte. Aber wie viel größer hätte der Schaden sein können, und wie gnädig hatte der Herr seine Hand über die Station selbst gehalten. Von den Brüdern war keinem ein Haar gekrümmt, von den Stationskaffern war nur einer leicht am Fuß verwundet, die Wagen, die Pferde, die Gebäude waren alle gerettet. Die Wand des Wohnhauses war zwar mit Kugeln gespickt, aber vor derselben lagen die erloschenen Zündlappen der Feinde. Von drüben, von Gert Lotterings Hause her hörte man fortgesetzt heftiges Schießen. Was mochte dort Alles geschehen sein?

---

36. Ueberfall bei Gert Lottering.

Gert Lottering, ein alter erfahrener Bauer, hatte bei Zeiten den ganzen Ernst des Krieges erkannt, und sobald die Nachricht von den ersten Raubzügen der Matebelen anlangte, neben seinem Hause eine Steinschanze erbaut, in welche er seine und etlicher benachbarter Bauern werthvollste Habe zu bergen, und die er in Gemeinschaft mit diesen Nachbarn zu vertheidigen gedachte.

In dieser Nacht nun wurde er durch die Schüsse geweckt, die von der Missionsstation herüberschallten. Schnell machte er sich auf, weckte die drei Bauern, die aus der Nachbarschaft mit Hab und Gut soeben angekommen waren, und deren vollbeladene Wagen noch außerhalb am Eingange der Schanze standen; die Ochsen an den Rädern festgebunden. Die Bauern warfen sich schleunigst in die Kleider, versahen sich mit Gewehren und Munition, und wollten den Missionaren zu Hülfe eilen, als auch sie schon von den Matebelen sich angegriffen sahen. Die ersten Schüsse auf der Missionsstation hatten also wenigstens das Gute gehabt, daß Gert und die Seinen zum Empfange des Commando von etlichen Hundert Matebelen, das ihn und sein Haus überfallen sollte, bereits geweckt und gerüstet war. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätten die Feinde mit den sechs oder sieben Vertheidigern der Schanze wohl sehr bald aufgeräumt gehabt.

Den ersten Angriff machten die Feinde auf die Wagen und das Vieh; sie schnitten die Ochsen los und trieben sie, 150 Stück, fort. Dann sollte die Schanze gestürmt werden.

Die Matebelen bestanden aus zwei Haufen, der eine von Leuten aus Mankopane's Kraal, der andere aus Leuten von Malokung, deren Anführer Khoputso war, ein besonders wilder, tapferer Krieger. Er hatte sich den Namen Khoputso „Schütteln" beigelegt, von dem Büffel, welcher, wenn er sich auf seinen Feind stürzt, ihn zu durchbohren, zuvor mit den Hörnern schüttelt. Solch ein Büffel wollte auch er sein. Bruder Endemann hatte vor wenigen Monaten auf Malokung schon seine Bekanntschaft gemacht, als er nebst zwei ihm ähnlichen Gefährten an der Spitze eines Haufens von Heiden auf das Wohnhaus von Endemann eindrang, um ihn zu ermorden, und gegen das Fenster schon auf den in das Haus geflüchteten Missionar das Gewehr angelegt hatte, und nur von einem anderen Heiden noch rechtzeitig am Abdrücken gehindert wurde. Jetzt schrie er seinen Leuten zu: „Nun laßt uns ins Haus dringen, alle Männer ermorden und die Weiber und Kinder lebendig zu Mankopane bringen!"

Die Mankopanesche Abtheilung begann zuerst Sturm zu laufen, ihr Anführer an der Spitze. Gert legt an, und derselbe wälzt sich schwer in seinem Blute! — „Lauft Sturm!" brüllte Khoputso, „da liegt euer Haupt! Hunde seid ihr! Lauft zu! Nehmt ein! Seht da ist Ou Mo-Gert (der alte Gert)." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er von Gert's Kugel getroffen, zusammenbrach. „Komm hier so!" brüllte ein dritter Heide, und stellte sich auf das Rad eines Wagens, da erhielt er eine Kugel mitten durchs Gehirn, der vierte eine gerade durchs Herz, ein fünfter durch die Brust. Als das die übrigen sahen, zogen sie sich zurück. Das erbeutete Vieh und die beiden schwerverwundeten Häuptlinge nahmen sie mit sich fort. Khoputso brüllte: „Wäre ich doch nur nicht verwundet! Ich hätte wollen eindringen in das Haus! Aber ihr seid feige Hunde! Warum stürmt ihr nicht!" Von den Kugeln der Bauern hart bedrängt, eilten sie davon. Der Häuptling starb auf dem Wege; den Khoputso, einen schweren Mann, legten sie abseits vom Wege an einen sicheren Ort; sein Gewehr nahmen sie mit, die Assagai ließen sie ihm.

So hatten mit Gottes Hülfe sieben Mann von den Bauern ein Comando von hundert Matebelen in die Flucht geschlagen. Es war hohe Zeit gewesen, daß die Heiden abzogen; denn in der Schanze begann bereits die Munition knapp zu werden. So wie es Tag war, sattelten sie die Pferde, um den Räubern die Beute abzujagen. Es wäre ihnen sicherlich gelungen, wenn sie sie noch in der Ebene angetroffen hätten; denn dort haben die Farbigen vor den Pferden und Kugeln der selten fehlenden Bauern einen heili-

gen Respekt, und sind eigentlich nur im Gebirge tapfer. Aber dies hatten sie am anderen Morgen bereits erreicht, die Bauern sahen dort oben deutlich ihr Vieh, von Hunderten schwarzer Krieger bewacht. Es von dort zu holen, wagten sie nicht.

Bruder Koboldt ritt hinüber zu seinem tapferen Nachbar, und fand dort die drei erschossenen Kaffern noch an der Stelle, wo die Kugel sie erreicht hatte. Einen vierten fand man am Nachmittag, verwundet unter den Feigenbäumen versteckt. Die Bauern veranstalteten sofort über ihn ein Verhör. „Warum bist du hierhergekommen?" — „Ich bin gekommen, weil mein König mich hierher geschickt hat," antwortete der Jüngling, am ganzen Leibe zitternd. Nachdem er über alles gehörig ausgefragt war, wurde das Gewehr zur Stelle gebracht; Bruder Koboldt, der es nicht hindern konnte und den Anblick nicht haben wollte, entfernte sich. Dem Kaffer wurde befohlen, daß er sich auf den Leib lege. Er that es, und empfing die tödtliche Kugel.

Khoputso lag etwa 15 Minuten vom Hause entfernt. Gerts Kugel hatte ihm den Oberschenkel zerschmettert; er konnte sich nicht bewegen. So fand ihn einer unserer Stationskaffern. „Ist das nun schön, daß du also hier liegst?" — „Ja, antwortete der wilde Kriegsmann, das ist schön für mich, denn ich bin kein Weib. Es ist gut, daß ich hier sterbe wie ein Mann." Bruder Koboldt suchte ihn auf, und versuchte mit ihm zu sprechen. Er antwortete ihm aber kein Wort, sondern wandte mit ingrimmiger Geberde das Gesicht ab. Gert Lottering, der in Begleitung eines Mossuto, Namens Matome, herbei kam, fand den Verwundeten auf dem Rücken liegend, das Haupt in die Hand gestützt. „Trag ihn in mein Haus, daß ich ihn pflegen kann, befahl der alte Gert; der Mossuto weigerte sich. Nun denn, so gieb ihm den Rest!" — Der Mossuto ergriff nun Khoputso's eigene Assagai; dieser faßte sie bei der Schneide, daß sie ihm die ganze Hand zerriß. Als der Mossulo ihm dann den Unterleib durchbohrte, schrie er abermals: „Ja tödte mich nur! Das ist mir nichts! Denn ich weiß, du wirst auch nicht lange mehr leben. Ihr werdet noch alle von den Matebelen getödtet werden!" Dabei stieß er keinen Schmerzenslaut aus, sondern lag den ganzen Tag regungslos in der brennenden Sonnenhitze.

So traf ihn am Abend ein Knecht, Namens Slinger noch lebend. Er bat ihn: „Willst du mich nicht nach Hause mitnehmen und mich pflegen?" — „Ich weiß nicht, ob ichs darf, ich muß erst die Bauern fragen." „Nun so leg mir denn wenigstens erst mein zerschossenes Bein zurecht! Es schmerzt mich, und ich bin so müde." Den Wunsch erfüllte ihm der farbige Knecht. —

Als zwei der Bauern nun zu ihm kamen, fragten sie ihn: „Was wolltet ihr hier?" — „Euch alle tödten, lautete die trotzige

Antwort, und euer Vieh nehmen; so hatte uns unser König befohlen. Mir thut nur leid, daß ich den Schuß bekam, sonst wäre ich sicher in die Schanze eingedrungen!"

Da nahm einer der Bauern das Gewehr, und Khoputso empfing seine letzte Kugel.

Als am folgenden Morgen Zwaartbooy sich nach der Leiche umsah, waren nur noch Theile von seinem Gebein vorhanden, einen Tag später waren auch diese verschwunden. Die Raubthiere hatten das Todtengräberamt ausgerichtet.

So starb der Mann, der mitten im Frieden sein Gewehr auf Bruder Endemann angelegt hatte. Seine beiden damaligen Begleiter fielen, der eine bei der Gelegenheit, als im Januar Mankopane das Dorf Makapaanspoort niederbrennen ließ, der andere am 5. Juni bei einem Angriff der Bauern. Als die Heiden zu Malokung das hörten, riefen sie verwundert aus: „Wie kommt das doch, daß gerade diese drei, die den Lehrer haßten, alle drei todt sind?" — Eine Antwort auf diese Frage suchten und fanden sie nicht.

---

37. Ende und Folgen des Krieges.

Die Bauern aber wurden durch die Raubanfälle Mankopanes dazu gezwungen, endlich ein energisches Commando aufzubringen. Mit demselben rückten sie bis zu Mankopane's Felsenkopf, erstürmten denselben, schossen ihm 50 Leute nieder und erbeuteten 1900 Haupt Vieh. Ein zweiter Sturm fand die Kaffern besser vorbereitet und wurde abgeschlagen, so daß, als hierauf das Bauern-Commando auch hier unverrichteter Sache abzog, Mankopane mit dem Gefühle eines Siegers ihm nachblickte.

Die Bauern sammelten sich im Juli 1868 um den Sefakaulo, welcher mit sieben Bauernlagern umgeben wurde, um die Matebelen auszuhungern. Lekalekale aber ließ, als die Noth ihn und seine Mannschaft zu drücken begann, den Bauern herab sagen, sie möchten dort nur recht lange liegen bleiben, aber in nächster Zeit würden die Matebelen all ihr (der Bauern) Vieh bei sich haben, ihre Frauen und Kinder würden die Bauern aber nie wieder zu sehen bekommen. Ueber solche stolze Sprache erschraken die Bauern, meinten, die Matebelen auf dem Berge seien noch auf lange Zeit mit dem Nöthigen versehen — und zogen ab. Lekalekale und Mocheme und Claas Mokopan lachten ihnen nach als Sieger, und zerstörten bald darauf auch noch die Reste des Dorfes Makapanspoort. Der Krieg wurde nun mit großer Schlaffheit von beiden Seiten noch eine Zeit lang fortgeführt, und endlich erst im Jahre 1869 der definitive Friede geschlossen. Die Bewohner von Maka-

panspoort kehrten in ihre zerstörten Wohnplätze zurück; als sie aber bald darauf durch ein verheerendes Fieber bedeutend heimgesucht wurden, so daß das Dorf fast ausstarb, da wurde es von den Bewohnern wieder verlassen. Die Matebelen betrachteten sich als Sieger und verwehrten einzelnen Weißen, die sich auf dem Dorfe wieder anbauen wollten, dies mit Androhung von Gewaltmaßregeln, und betrachten sich seitdem als die Herren des Landes. Davon, daß sie ihre gesicherten Wohnplätze auf dem Sefakaulo mit gefährdeteren in der Ebene vertauschen sollten, war jetzt nicht mehr die Rede.

Das wichtige Resultat des Zoutpansberger Feldzuges war, daß die Scheu, welche die Schwarzen von Moselekazzi's Zeit her vor den Bauern hatten, völlig vernichtet war. Der freie Kaffer verachtete den weißen Bauer als einen Feigling, dem man nur mit Ernst entgegenzutreten brauche, um ihn zu verscheuchen, und daß die Bauern nicht gänzlich aus jenen Gegenden vertrieben wurden, geschah nur deswegen, weil schließlich die Schwarzen doch noch ärgere Feiglinge waren, und der Intelligenz, Kriegskunst und Beharrlichkeit des weißen Mannes doch nicht gewachsen waren.

Wir haben diesen Kriegszug der Bauern mit Absicht bis in seine Details hin mitgetheilt, theils um ein Beispiel zu geben von der Weise der Kriegführung in Transvaal, theils weil unsere Mission durch diesen Krieg doch wesentlich mitberührt wurde, besonders aber, weil in Folge dieses Krieges die Stellung, welche die Häuptlinge zu den Missionaren einnahmen, eine durchaus veränderte wurde.

Bis dahin hatten sie die Bauern gefürchtet, und darum auch sich gescheut, den Sendeling, den sie doch als irgendwie mit den Bauern in Connex stehend ansahen, anzutasten. Sie hatten dazu das Bewußtsein, daß sie doch eigentlich abhingen von den Bauern, und den Missionar als Vermittler des diplomatischen, und insonderheit des schriftlichen Verkehrs zwischen ihnen und den Bauern, ja vorkommenden Falles auch als nützlichen und kräftigen Fürsprecher wohl gebrauchen konnten. Jetzt hatten sie die Furcht vor den Bauern zum großen Theil verloren, gaben auch nicht allzuviel auf den Verkehr mit ihnen; so sank auch der Sendeling in ihren Augen, und sie gaben nichts darum, ihm vorkommenden Falles auch den Stuhl vor die Thür zu setzen, oder ihm den Aufenthalt im Lande zu versagen. So hatte die Mission eine wichtige weltliche Stütze weniger, war aber um so mehr auf die Waffen des Geistes, Zeugniß und Gebet, und, wenn es sein mußte, Leiden in Geduld und Glauben der Heiligen, angewiesen. Die Häuptlinge nahmen von jetzt ab eine mehr oder weniger feindliche oder doch ungünstige Haltung zu den Missionaren ein, und das Werk der letzteren ging langsamer voran, obgleich desto nüchterner

und solider, weil die morschen Stützen hinweggenommen worden waren.

Wir sind mit dieser Darstellung des Zoutpansberger Krieges der geschichtlichen Entwicklung unserer Missionsarbeiten im dortigen Lande in etwas voraufgegangen, und werden in dem folgenden Abschnitt in Bezug auf manche Station einzelnes nachzutragen haben. Wir glaubten aber, zunächst diese einschneidende Begebenheit im Zusammenhange darstellen zu müssen, damit wir für die Darstellung der Geschichte der einzelnen Stationen die zu ihrem Verständniß nöthige Grundlage zuvor gewinnen möchten.

Wir werden daher im folgenden die Geschichte der einzelnen Stationen unserer Transvaalmission in folgenden Gruppen zu zeichnen versuchen:

1. Die Stationen im Distrikt Lydenburg zugleich mit der fortgesetzten Missionsarbeit in Sekukuni's Land;
2. die Stationen im Distrikt Zoutpansberg mit Ausschluß der nördlichsten Stationen;
3. die Stationen in der Hauptstadt und in der Verbindungskette;
4. das neueste angefangene Werk bei den nördlichsten Völkerschaften von Transvaal.

Vierter Abschnitt.

Entwickelung der Missionsarbeit

im Distrikt Lydenburg.



38. Erste Zustände des Gemeindelebens in Botshabelo.

Die kleine Märtyrergemeinde aus Sekukuni's Lande hatte nach ihrem Hafenort Botshabelo einen Segen mit hinweggenommen, der kräftiger geht, als viele andere Segnungen, den Segen des Wortes: „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden — es wird euch wohl belohnet werden." Die friedsame Frucht der Gerechtigkeit, die aus den schweren Verfolgungstagen des November 1864 erwachsen war, zeigte sich insonderheit in einem Gemeindeleben der neuen Station, welches uns vielfach an die Zustände der ersten Apostelgemeinden erinnert. Leute, die Alles verlassen hatten um des Herrn Jesu willen, suchten nun auch ihr Alles in Jesu, und an denen, die um Jesu willen dem Tode freudig in's Angesicht geschaut hatten, offenbarte Er selbst, der Herr, Kräfte des ewigen Lebens. Durch die ganze Gemeinde der Geretteten hindurch ging ein kräftiges Verlangen nach Gottes Wort, nach Seelsorge und Heiligung im Wandel und Leben. Die alten heidnischen Sünden: Mord, Lüge, Zauberei, Fleischeslust, wurden gehaßt, wie eine giftige Schlange, in dem Maße, daß drei Jahre vergingen, bevor der erste Fall von Unzucht vorkam. Und dieser war entstanden durch die Verführung eines eingewanderten hottentottischen Weibes und der Schuldige wurde sofort mit körperlicher Züchtigung und Platzverweisung auf ein Jahr gerügt. Das Wort Mäßigung im Genießen von Speisen deuteten sie nicht blos auf starke Getränke, welche sie überhaupt nicht genossen, sondern auch auf den Genuß der erlaubten Speise. Als sie einmal bei einer längerandauernden Hungersnoth von Merensky aufgefordert wurden, doch aus den noch unreifen Maiskolben sich Speise zu bereiten, antworteten sie: „Nein, das hieße Korn verwüsten; das ist noch jung und hat noch keine Kraft; da würden wir zu viel verbrauchen!" Sie hungerten lieber ein wenig weiter, als daß sie Gottes Gabe hätten verwüsten sollen. Und als dann mitten in der Hungersnoth unerwarteter Weise einmal eine ziemliche Zufuhr ankam, und einer der Gläubigen nun in seinem Heißhunger mehr, als zur Sättigung nöthig war, aß, da kam er hernach sofort zu Merensky, voller Reue darüber, daß er das heilige Gebot Gottes, welches Mäßigkeit befiehlt, gebrochen habe, und bat ihn bußfertig um Vergebung für diese schwere,

von ihm begangene Sünde, so daß unserm Merensky die Augen sich mit Thränen füllten ob solcher heiligen Gewissenhaftigkeit. Von demselben lieben Getauften schreibt Merensky: „In der Hungerzeit hat er sicher viel und schweren Hunger erlitten. Aber nie habe ich ihn klagen hören, oder betteln oder dergleichen. Er ist wohl einer von denen, die der Herr selig preist, wenn er sagt, sie werden Gott schauen!"

Einer der jungen Christen, Zacharias Lepoku, hatte sich dahin vergessen, daß er einen Dieb, der ihn bestohlen hatte, durch Anwendung angedrohter Zauberei zum Herausgeben des Gestohlenen nöthigte. Er machte ihn nämlich dadurch, daß er glühende Kohlen um seine Hütte her streuete, bange, als solle er bezaubert werden; das Mittel hatte auch den gewünschten Erfolg, der Dieb brachte das Gestohlene. Aber nun erwachte Zacharia's Gewissen darüber, daß er seine Seele mit Zaubereisünde befleckt habe. Voller Angst ruft er die Gemeinde zusammen und bittet sie laut um Vergebung. Dann läuft er zu Merensky's Hause, um Absolution zu erhalten. Und da er ihn nicht daheim trifft, läuft er schreiend auf dem Platz umher: „Ich habe wider Gott gesündigt!" und konnte die Abendstunde kaum erwarten, wo Merensky nach Hause kam, und darnach vermochte er wieder kaum vor Thränen und Schluchzen sein Bekenntniß abzulegen, und war gleich am andern Morgen wieder bei der Hand, um lautschreiend und schluchzend sich selbst anzuklagen, so daß der Missionar Mühe hatte, ihn zu trösten.

An der lieben geistlichen Speise, dem Worte Gottes, aßen sich die lieben Neugetauften nach Herzenslust satt, so daß das Wort erfüllt wurde: „Selig sind, die da hungern, denn sie sollen satt werden!" An vielen Orten hielten sie in den Wochenabenden ihre Erbauungs- und Gebetstunden, und des Sonntags fehlte kein Einziger, der nicht durch Krankheit oder Alter verhindert war, im Gotteshause. Oft kamen sie, das neue Testament unter dem Arm, zum Missionar, um schwierige Stellen sich auslegen zu lassen, oder um ihres Herzens Wünsche und Wallungen vor ihrem geliebten Seelsorger auszuschütten. Merensky schreibt z. B. sub 21. Sept. 1867: „Mirjam und Rahel, zwei sehr liebe Mädchen, kamen, mir ihr Herz auszuschütten. Letztere ist eine unserer ersten Täuflinge in Sekukuni's Lande gewesen. Und was war es? Ihr Herz sei so voll ob der Güte des Herrn, mit der Er sie getragen habe, und noch täglich trage, daß sie nicht wüßten, wie sie dem Herrn danken sollten. Wie tief sind doch diese lieben Seelen in der Gnade gegründet! Wie tief innerlich verzehrt sie die Liebe zu Jesu! Ich sage, tief innerlich; denn nach der Anlage unseres Volkes und nach der Erziehung, die sie gehabt, halten unsere Leute gewöhnlich und gern ihr innerstes Glaubensleben tief verborgen. Heute aber schienen diese beiden die Liebe des Herrn nicht mehr

schweigend tragen zu können. So lange ich diese beide Christinnen kenne, habe ich noch nie etwas an ihnen wahrgenommen, als stillen Wandel in der Furcht Gottes!"

Den Schwächeren gingen mit Rath und That und Vorbild die „großen Gläubigen," wie Sekukuni sie nannte, zur Hand, die, welche schon im Pedilande Stütze und Halt der Gemeinde gewesen waren, Männer wie Martin Sewushan, Jacob Mantladi, Joseph Kathedi, Johannes Dinkoanyane, welche der Herausgeber noch



Jacob Mantladi.

sämmtlich in der Jugendfrische ihrer ersten Liebe in Botshabelo im Jahre 1867 sehen und kennen lernen konnte.

Jacob Mantladi war eine etwas hagere Gestalt, nur mit einem weißen Hemd bekleidet, um den Hals eine Schnur mit einem kleinen bronzenen Crucifix, das er sehr werth hielt. Ein heiliger, tiefer, fast ascetischer Ernst lag auf seinem Angesicht sowohl, als in der ganzen Haltung seines Leibes, wenn er langsam und bedächtig einherschritt. Ueber jedem Worte schwebte eine heilige

Salbung, und Merensky sagte mir wiederholt, wenn er aus ihm hätte einen römisch-katholischen Heiligen ziehen wollen, der mit Fasten und heiligen Werken das Staunen der Umgebung erwürbe, so wäre dies ihm ein Leichtes gewesen. Aber das ist eben unsere Art nicht; wir halten die Leute nüchtern nach der apostolischen und nicht nach der mönchischen Weise. Aber einen tiefen Eindruck hat mir dieser liebe Mantladi hinterlassen, wie er in der Kirche, dicht neben dem predigenden Merensky sitzend, jedem Worte desselben lauschte, und da, wo diesem etwa ein Wort in der Bassutosprache mangelte, oder er sich darin vergriff, leise ihm das richtige Wort zuflüsterte, oder wie er in den Gemeindeversammlungen alle Dinge mit nüchternem Ernst, aber vollster Entschiedenheit, nur an dem Maßstab von Gottes Wort maß. Einmal widerstand und widersprach er sogar mir, dem großen Lehrer, der ich in seinen Augen doch die größte denkbare menschliche Autorität war, mit aller Bescheidenheit, aber eben so großer Entschiedenheit. Ich hatte auf meiner Reise durch das Land einen Nationalhelfer der südlichen (französischen) Bassutostationen angetroffen, der gern in seine Heimath zurückgekehrt wäre, aber, weil er keinen Paß hatte, sich vor den Vergewaltigungen der Bauern fürchtete. Ich hatte ihm angeboten, er solle nach Botshabelo kommen, damit er von da aus, als zu meinen Begleitern und Dienerschaft gehörig, mit mir nach Natal und so in das südliche Bassutoland gelangen könne. Er kam auch wirklich an und wurde von der Gemeinde mit aller christlichen Freundschaft und Brüderlichkeit aufgenommen. Aber schon am dritten Tage kam Jacob in Gemeinschaft von Martinus Sewushan und Joseph Kathedi und anderen, — der Isaac müsse fort, den dürften sie auf dem Platz nicht einen Tag länger dulden. Ich forschte nach, und es ergab sich, daß derselbe allerlei Zaubereien und Wahrsagereien aus den Wolken gelesen haben wollte. Der Unglückliche wand sich im Verhör hin und her, bis er endlich kleinlaut gestand. Nun wollte ich, daß, weil er Buße gethan, man ihm seine Sünden vergebe und dem Armen durch seine Ausweisung nicht die Möglichkeit der Rückkehr in die Heimath abschnitte. Aber die Diaconen widerstanden mir einmüthig. „Du kennst die Bassuto nicht! Wenn die auch sagen, sie bereuen, so ist das nur mit dem Munde gesprochen. Warum hat er zuerst noch zu leugnen versucht, bis er überführt werden mußte? Der ist innerlich nicht los von der Zaubereisünde. Unsere jungen Christen aber sind leicht verführt; wir sind Wächter über sie, wir dürfen nicht leiden, daß der Wolf unter den Schafen würge. Er hat ein Aergerniß gegeben den Schwachen, darum müssen wir ihn von uns hinausthun, damit ärgerer Schade verhütet werde." — Dabei blieben sie fest und beständig und dem „großen Lehrer" blieb nichts übrig, als sich unter den heiligen, nüchternen Ernst der festen, farbigen Diaconen

zu beugen, und er mußte seine europäisch ritterlichen Anschauungen von gastlicher Pflicht und Hülfe für einen Hülfsbedürftigen der heiligen Fürsorge für die Schwachen, daß sie nicht geärgert werden, unterstellen.

Nur wenige Jahre durfte Jacob, der Helfer der Missionare, in Botshabelo sein. In seinem ersten Halbjahrsbericht 1870 meldet Br. Merensky: „Der alte treue Jacob Mantladi liegt an der Schwindsucht darnieder, der Herr wird ihn wohl bald heimholen. Er wird für uns schwer zu entbehren sein in seinem offenen, ungeschminkten Wesen."

Bald darauf am 24. Juli 1870 nach der Nachmittagskirche wollten Merensky und seine Frau ihn besuchen. — Er war eben heimgegangen; sie fanden ihn noch warm; Friede lag auf seinem Angesicht. Man erzählte ihnen, wie er kurz zuvor in der Nacht zu seinen Häupten einen Mann in weißen Kleidern gesehen habe. Darauf habe er seine Kinder rufen lassen, daß sie ihm geistliche Lieder sängen. Zu seinem Töchterlein Victoria habe er gesagt: „Siehst du, mein Kind, wie ich leide? Du mußt den Herrn Jesum bitten, daß er mich erlöse!" — Nun, der hat's ja dann auch bald gethan. An einem Sonntag ist er heimgegangen.

Bei seiner Beerdigung war die ganze Gemeinde zugegen. Manche heiße Thräne wurde ihm nachgeweint.

Ergreifend ist der folgende Nachruf, den Br. Merensky dem heimgegangenen Freunde widmete:

„Tief bewegt zeige ich hiermit der heimischen Missionsgemeinde den am 24. Juli (1870), Sonntags, erfolgten seligen Tod meines Gemeindehelfers Jacob Mantladi an.

Der Heimgegangene ist nicht durch mich oder den Dienst eines unserer Brüder erweckt; doch preise ich den Herrn, der mir es gegeben hat, diesen Mann taufen und ihm ein Seelsorger sein zu dürfen fast neun Jahre lang. Ja ich preise den Herrn für Alles, was er mir und meiner Gemeinde diese Jahre hindurch an ihm und durch ihn gegeben hat. Er ist mir viel gewesen; an ihm verliert nicht nur die Gemeinde aus den Heiden eines ihrer treusten Glieder, an ihm verlor auch ich einen treuen Freund und Bruder der mir oft zum Trost, zur Mahnung und zum Vorbild gewesen ist. Er war ein lauteres Kind Gottes, voll Demuth, Einfalt und heiligen Ernstes. Und wenn ich ausgesendet gewesen wäre, nur um diesen Einen zu taufen, zu unterweisen, ihm zu dienen mit geistlicher Gabe und ihm die Augen zuzudrücken, so müßte ich Gott dennoch preisen, daß er mich den Weg nach Afrika hat gehen heißen. In der schweren leiblichen Noth der Leiden seiner letzten Tage war seines Herzens Trost das Wort des Herrn: „Ihr werdet weinen und heulen, aber eure Traurigkeit soll in Freude verkehrt werden, und eure Freude wird Niemand von euch nehmen."

Zu dieser Freude ist er eingegangen und ich gönne ihm die Ruhe bei Jesu im Licht von ganzem Herzen.

Die Mahlzeichen des Herrn Jesu, die er an seinem Leibe trug, als Zeichen seiner Treue in schweren Tagen der Anfechtung, hat er mit in sein Grab genommen, in dem er entgegenschlummert der Auferstehung der Gerechten. Die Missionsgemeinde aber bete



Martinus Sewushan.

mit mir, daß seines Geistes auf uns bleibe in Botshabelo, auf daß wir alle einen gleich guten Kampf kämpfen, wie dieser unser Bruder." So weit Merensky.*)

Nicht minder lieb und werth als Jacob Mantladi ist dem Herausgeber der theure Gottesknecht Martinus Sewushan geworden, der todesmuthige Bekenner, dem wir bereits im zweiten Abschnitt unseres Buches wiederholt begegnet sind. Derselbe ist eine stattliche,

*) Die ausführliche Lebens- und Bekehrungsgeschichte des theuren Jacob Mantladi ist in den „Lebensbildern aus Südafrika" gegeben p. 27 f.

kräftige Gestalt mit großem, muthigem Auge und freimüthigem Ausdruck des Angesichtes, allzeit zu fröhlicher That bereit, den Lehrern zur Hand mit Leib und Gut, nicht blos als Diacon, sondern hernach auch als Schulhelfer, um die Gemeinde Botshabelo hoch verdient bis auf diesen Tag.*) Seine Erzählungen waren frisch und lebendig, knapp von Worten, aber schlagend. Als er mir die Geschichte der gesegneten Märtyrertage in Sekukuni's Land in ihren Einzelheiten mittheilte, fragte ich ihn, ob denn unter den entsetzlichen Martern nicht auch etliche verleugnet hätten? „Ja," antwortete er, „einige wohl!" — Welche denn? — „Solche, die noch nicht sich fest entschieden hatten, und die noch im Taufunterricht waren!" — Die meine ich nicht! Haben von den Getauften nicht etliche verleugnet? — Bei dieser Frage sah mich Martinus mit seinen ausdrucksvollen Augen fast betroffen an — endlich antwortete er: „Aber, großer Lehrer, ist denn das möglich, daß ein Christ, der schon getauft ist, seinen Glauben noch wieder wegwerfen kann?"

Einen besonders lieblichen Eindruck machte dem Herausgeber auch Joseph Kathedi, der Blinde. Um seinen Mund schwebte beständig ein zartes, feines Lächeln, während die hohe Stirn, die sich über dem geschlossenen Auge wölbte, den tiefen Denker verrieth. Joseph ist ein feiner Kopf. In den Rathsversammlungen, die man im Anfang namentlich auch zu dem Zweck abhalten mußte, um wider Sekukuni's Mordanschläge die nöthigen Sicherungsmaßregeln zu besprechen, traf er immer den Nagel auf den Kopf. Die Botshabeloer hatten ihre Freunde und geheimen Verbindungen, durch welche sie in beständiger Kenntniß erhalten wurden von den Worten und Anschlägen Sekukuni's, die meistens in bildlicher Rede sich bewegten. Diese vermochte Niemand so sicher zu entziffern, als der blinde Joseph. — Seinen Unterhalt erwarb er mit Korbflechten; aber während der Arbeit las er allzeit in Gottes Wort, — durch die Hülfe der Augen seines neunjährigen Töchterleins. Gefiel ihm ein Capitel, so „schrieb er es sich auf," nämlich in's Gedächtniß, und überraschte nicht selten den Missionar mit der unvermuthetsten Bibelkenntniß. Ich sah ihn öfters, wie er an seinem Stabe, geleitet von seinem Töchterlein, in die Studirstube von Merensky eintrat und dort im Winkel sich niederhockte und mit bescheidener, zurückhaltender Stimme um Belehrung bat über dies oder jenes, was er aus Gottes Wort nicht verstanden hatte. Was er aber dann gefaßt hatte, damit wucherte er, ging umher zu den Kranken und Angefochtenen, ja ließ sich am Stabe auch wohl zu entfernteren Kraalen leiten, um dort das Brot des Lebens auszuspenden. Wie sehr sein Geist auf das Eine Ziel gerichtet ist,

*) Seine Lebensbeschreibung siehe Lebensbilder p. 46 f.

das bekundete er einmal, als ihn sein heidnischer Vater bat, er möchte doch seiner (des Vaters) schonen, er werde nun schon um Josephs willen todtgeschlagen werden, denn weil dieser sein Sohn



Jacob Makoëtle.

sei und glaube, so sagten die Leute nun auch schon, Letuchu, der Vater, glaube, und alle Gläubigen wolle Sekukuni todtschlagen. Da antwortete der Sohn: „Vater, wenn die Leute denn doch schon sagen, du glaubest und betest, so glaube und bete doch in der

That, so wirst du sicherlich keinen Schaden davon haben, wenn dich Sekukuni darob todtschlagen wird!"*)

Höchst anziehend für den Herausgeber war auch die Gestalt des kühnen Büffeljägers Jakob Makoëtle, dem wir als dem Begleiter der drei ausflüchtenden Königsfrauen bereits oben begegnet sind.**) Nicht groß von Gestalt, ist er doch sehr ebenmäßig gebaut, von starken Muskeln, aber behende wie eine Katze; so habe ich ihn öfters bewundert, wie er das Wild beschlich, von dem er auf unserer Reise durch die Jagdfelder uns allzeit eine für die ganze Reisegesellschaft genügende Quantität herbeibrachte. Interessant waren seine lebhaften Jagderzählungen, aber noch lieber wurde er mir durch die feurige Weise, wie er seinen Landsleuten das Wort Gottes verkündigte, da, wo er mir bei meinem Verkehr mit den Eingeborenen als Dollmetscher dienen mußte.

Sehr lieb und werth wurde mir aber auch Johannes Dinkoanyane, der getaufte Bruder des blutdürstigen Sekukuni. Die Bauern hatten ihn als König und Fürst über das farbige Volk in Botshabelo anerkannt, und auch die übrigen Häuptlinge der Stämme auf der Station ordneten sich ihm willig unter; Mukibe, der benachbarte Matebelen-Capitän übersandte ihm als Anerkennung seiner Häuptlingschaft einen Ochsen. Aber gern und bescheiden unterstellte er seine Häuptlingschaft dem Missionar Merensky, den er als einen Vater ehrte; seinem Volk gegenüber zeigte er große Lindigkeit und Freundlichkeit, das Gegentheil der Weise, die die heidnischen Häuptlinge zu zeigen pflegen. Nicht bloß im Gebetsleben, sondern auch mit der Arbeit, ja selbst der den heidnischen Fürsten doch sehr fern liegenden Feldarbeit ging er, um seinem Volk ein gutes Beispiel zu geben, unverdrossen voran. Ueberaus lieblich war es, wie er den Mubje, einen Henkersknecht seines Bruders Sekukuni, der diesem entlaufen, in Botshabelo getauft worden war und dann an der Schwindsucht starb, bis zu seinem Tode verpflegte. Diesen Mann, der ohne Verwandtschaft und Freundschaft war, diesen verachteten Knecht, den er im Pedilande, als er noch ein Heide war, kaum wie einen Hund geachtet haben würde, nahm er nun in seine Hütte und verpflegte ihn wie einen Bruder, bis er ihm die Augen zudrücken konnte. Als es mit ihm zum Sterben kommen sollte, fragte der Königssohn den Henkersknecht: „Welche Worte erwägst du am meisten in deinem Herzen?" — „Die Worte," so lautete die Antwort, „wo der Herr sagt: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" — „Das ist schön, daß du daran denkst. Fällt dir aber nicht bisweilen dies Wort bei: „Also hat Gott die

*) Josephs's Lebensbeschreibung siehe Lebensbilder p. 66 f.
**) Seine Lebensbeschreibung siehe Lebensbilder p. 184.

Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben?“ — „Ja, und auch das Wort: „Wer an mich glaubt, wird den Tod nicht sehen ewiglich!“ — Damit richtete sich der Sterbende noch einmal auf und schaute gen Himmel. Dann sank er zurück und schloß seine Augen für immer! Der Königssohn drückte ihm sie zu. Das geschah am 24. Juli 1868.

Von dem gesammten christlichen Leben der Märtyrergemeinde Botshabelo bekamen die jungen Brüder, die neu nach Afrika herausgingen, einen tiefen Eindruck. Bruder Beyer schrieb 1866: „Ich habe viel Freude und Segen in Bruder Merenskys Gemeinde gehabt. Mein Glaube und meine Freudigkeit zu meinem Berufe wurden gestärkt, als ich die Seelen sah, die ihre Hälse um des Herrn Jesu willen oft und freudig hergegeben hatten. Deren Striemen und Malzeichen waren mir Beweis genug, daß der Geist Gottes auch solche heruntergekommene Heiden zu Gotteskindern machen kann. Eines Abends ging ich schon spät um einer Sache willen mit Bruder Merensky auf den Kraal zu Johannes Dinkoanyane. Alles war im Häuschen still; wir bückten uns, um hineinzusehen und bemerkten die ganze Hütte voll Bassuto auf ihren Knien liegend im Gebete vor dem Herrn!“

Drei Jahre später (sub 12. Juli 1869) schreibt Missionar Düring: „Der Herr hat in der That Großes hier gethan, und seinen Namen in auffallender Weise an diesem Volke verherrlicht. Es ist wahrhaft erquicklich, wenn man sieht, wie sie den Herrn Jesum und in Ihm das Heil ihrer Seele mit ganzem Ernst und mit ganzem Herzen ergriffen haben, wie er das Kleinod ihres Lebens ist. Darum aber waren sie auch willig und fähig, das Kleinod mit ihrem Leben zu erkaufen, als man es ihnen rauben wollte. Mit Gottes Wort beschäftigen sie sich viel und gerne. Es kann in Wahrheit auf diese Leute angewandt werden, was Psalm 119, 97 steht: Wie habe ich das Gesetz so lieb! Täglich rede ich davon! Kam ich z. B. des Sonntags Nachmittags hinüber zu den Kraalen, so fand ich überall kleine Kreise um Gottes Wort versammelt. Entweder lasen sie mit einander, oder sie sprachen darüber. Setzte ich mich zu ihnen, so ergingen auch bald Fragen an mich, in welchen sie um Aufschluß baten über diese oder jene Stelle. Oft geschah es auch, daß sie während der Woche mit Fragen zu mir ins Haus kamen. An jedem Sonntage, Vor- wie Nachmittags ist die gerade nicht kleine Kirche gedrückt, ja gepfropft voll; viele mußten noch draußen vor den Thüren stehen. Ich hatte an jedem Sonntage meine Lust daran, wenn die zwei Wege von den Kraalen bis zur Kirche ganz wie besäet waren von Kirchgängern. Bruder Merensky geht allen Ernstes damit um, eine größere Kirche zu bauen. Wann wird doch daheim einmal

eine Kirche in zwei Jahren zu klein werden? Denn erst so lange steht die Botshabelo=Kirche, und sie ist doch um ein bedeutendes größer, als manche Dorfkirche daheim. Besuchte ich die Kranken, so wurde ich erquickt an ihren Lagern. Sie waren völlig ergeben in den Willen des Herrn; bei Keinem fand ich die geringste Furcht vor dem Tode. Alle waren bereit, zum Heilande zu gehen, wenn ich sie danach fragte. Auch die Kinder in der Schule haben mir mit ihrer Lernbegierde viel Freude bereitet. An einigen Tagen mußte z. B. die Schule ausfallen, da ich die Kinder zu einer Arbeit nöthig hatte. Als ich nun am Abend die Schule mit den Erwachsenen hielt, stellte sich ein ganzer Trupp dieser kleinen Schaar ein, um das Versäumte nachholen zu wollen. Ueber die Auffassung und die Fähigkeit einiger Kinder habe ich mich oft verwundern müssen. Ich glaube, sie würden unseren deutschen Schulkindern in den Volksschulen, d. h. solchen, die mit ihnen einen gleich langen Unterricht empfangen haben, wenig oder gar nicht nachstehen, wenn es auf eine Prüfung ankäme. Die Lernbegierde ist hier entschieden größer!"

So weit Bruder Düring. Und hiermit schließen wir dieses Lebensbild ab, welches wir von der Gemeinde Botshabelo aus den ersten 5—7 Jahren ihres Bestehens entwerfen wollten, und geben zunächst Nachricht von der äußerlichen Entwicklung und dem Wachsthum der Station.

---

39. Wachsthum und äußerliche Entwicklung der Station Botshabelo 1867—1872.

Wo ein lebensfähiger Keim vorhanden ist, da entfaltet er sich unter Gottes Segen auch zu Blatt, Halm und Frucht, und wo die nöthigen Elemente in der Masse sind, da crystallisiren sie sich bald zu geordneten Gebilden. In Botshabelo war ein von Gottes Leben durchhauchter Keim, in den heilsbegierigen Massen der Bassutostämme die nöthigen Elemente, so sehen wir denn bald die Station Botshabelo in einer staunenswerthen Weise innerlich und äußerlich sich entfalten, und dieselbe gewährt uns in der That ein Lebensbild, wie wir es, wenn überhaupt, so doch selten in der Geschichte der Mission antreffen.

In das Bapedivolk des Sekukuni war die Hand voll Sauerteig unter die drei Scheffel Korn gemengt. Es half dem Sekukuni nicht, daß er, wie er meinte, den Sauerteig hinausgeworfen hatte aus seinem Lande, die Gährung währte fort. Unter den mächtigen Unterhäuptlingen wurde je länger je mehr eine Unzufriedenheit laut, der König verderbe das Land durch Austreibung der Gläubigen. Seine eigene Mutter sprach es aus, es wäre besser, sie hätte diesen

Sohn nie geboren, der erste Minister Sekwatis, der alte Mukir, sprach seine Theilnahme für die Christen in einer Weise aus, daß der König (s. p. 196) ihn aus dem Wege schaffte, was natürlich in die große Familie und den weit verzweigten Anhang des Ermordeten neuen Zündstoff brachte. Die augenfällige Thatsache, daß die Austreibung der Christen dem Lande keine Ruhe, sondern nur größere Unruhe bereitet habe, machte die Schritte des Königs schwankend, so daß er bald Botschaft nach Botshabelo schickte, die Ausgeflüchteten könnten ruhig zum Besuch der Ihrigen in das Land kommen, und wenn sie kamen, er sie freundlich aufnahm und bewirthete, um sie zurückzulocken, — bald andererseits tobte und drohte, wenn er sah, wie in Botshabelo die Zahl heranwuchs, und dann in seinem Grimm die zum Besuch kommenden ermordete. Aber auch hiermit erreichte er nichts weiter, als daß in den noch etwa im Lande verbliebenen Gläubigen und Angeregten der Wunsch erweckt wurde, ebenfalls auszufliehen, und daß durch die Nachricht über den aufblühenden Wohlstand und den inneren Frieden der nach Botshabelo Verzogenen deren Verwandte zur Nachfolge gereizt wurden. So geschah es, daß ein Hundert nach dem anderen von Sekukunis Unterthanen das Land ihrer Väter verließ, um in Botshabelo, woselbst ja auch ein Sproß ihrer angestammten Königsfamilie das Regiment führte, die Segnungen des eignen Weinstocks und Feigenbaums um Israels Hütten zu genießen, dem König Sekukuni zum wachsenden Verdruß und zur steigenden Erbitterung.

Als die Zahl der Bapedi auf Botshabelo unter der gelinden Regierung des Johannes Dinkoanyane in dieser Weise schon auf mehr als dreihundert Seelen herangewachsen war, erwachte in Mampuru, dem stolzen Bruder Sekukuni's, der Gedanke, vielleicht mit Hülfe dieser Zahl seinen Bruder stürzen und sich des Regiments bemächtigen zu können. Der Geburt nach war er ja der vornehmste unter den Söhnen Sekwati's, von diesem selbst als Nachfolger bestimmt worden; sein kluger und tapferer Bruder war bei Sekwati's Tode ihm nur durch schnelle That zuvorgekommen, und er hatte, der Herrschaft beraubt, sich zu Mampuru, dem mächtigen Unterhäuptling in Magakal, geflüchtet. Hierher hatten im Januar 1867 die Brüder Beyer und Kühl eine Reise gemacht, um zu versuchen, ob sie nicht daselbst eine neue Station gründen könnten. Dies mislang zwar, aber Mampuru hatte die Brüder mit offenen Armen aufgenommen und schickte nach einem halben Jahre eine Gesandtschaft nach Botshabelo, ob er mit seinem ganzen (freilich bis auf etwa 50 Bewaffnete zusammengeschmolzenen) Anhange wohl auf der Station Aufnahme finden könne, er wolle auch ein Christ werden. Der Herausgeber traf die Gesandtschaft in Botshabelo bei seinem Besuch im Jahre 1867, und ordnete zunächst den Zebedäus Lefula, einen frommen

begabten Eingeborenen, als Evangelisten zu Mampuru, damit dieser dem dortigen Volk das Evangelium predigen und das Fernere mit Mampuru verabreden könne. Mampuru's Gesandter, und Zebedäus reisten einige Tagereisen weit noch mit dem Herausgeber, als derselbe seine Reise nach dem Distrikt Zoutpansberg unternahm, und Zebedäus brachte nach einigen Wochen über das, was er ausgerichtet hatte, günstigen Bericht. Die Heiden insgemein freilich hatten ihn mistrauisch, Mampuru äußerlich zurückhaltend aufgenommen, allein er hatte doch das Wort Gottes ungestört predigen können und heilsbegierige Seelen gefunden, von denen etliche die Taufe begehrten. Bald kam dann auch nach Botshabelo die Nachricht, Mampuru sei mit dreißig Mann zum Ausflüchten bereit, Sekukuni verlege ihnen aber den Weg, ob die Botshabeloschen Christen nicht Mannschaft zum Schutz seines Zuges entgegensenden möchten. Die Häuptlinge überlegten, was zu thun sei, Dinkoanyane, der liebenswürdige, selbstverleugnende Häuptling, wußte ja sehr wohl, daß, wenn Mampuru erst Christ wäre, diesem, als dem der Abstammung nach vornehmeren Bruder die Häuptlingswürde über das Volk in Botshabelo zufallen werde; aber um des Reiches Gottes willen war er gern auch zu diesem Opfer bereit, und entsandte unter Anführung seines Vetters David Impjane ein Commando von 60 wohlbewaffneten tapferen Schützen an die Fuhrt des Lepel'le, woselbst man sich mit den Mampuruschen Leuten treffen und vereinigen wollte.

Aber der ganze Anschlag war dem König Sekukuni verrathen worden, und dieser hatte 500 seiner auserlesensten Mannschaften an die gleiche Fuhrt des Lepel'le in den Hinterhalt gelegt, welche die sämmtlichen Mannschaften Mampuru's und David Impjanes niederzumetzeln beauftragt waren.

Kaum waren die Unsrigen über die Fuhrt, so sahen sie sich von allen Seiten umzingelt, und von einem lebhaften Schützenfeuer begrüßt. Aber David faßte sich entschlossen, löste seine 60 Mann in eine Schützenkette auf und unternahm einen allgemeinen Sturmangriff auf die Feinde. Diese erschraken und begaben sich in wilde Flucht, David erreichte glücklich den Mampuru und seinen Haufen, und beide Schaaren vereinigt erreichten mit unbedeutendem Verlust Botshabelo.*) Die Sekukunischen haben hernach zu Hause erzählt, gegen die Christen zu kämpfen wäre unmöglich; die Gewehre seien nicht losgegangen, wenn sie auf sie hätten schießen wollen.

Auf Botshabelo angekommen erwies sich Mampuru, auf dessen Bekehrung unsere Brüder schon in Sekukuni's Lande sich Hoffnung gemacht hatten, als ein echter Heide und Betrüger.

---

*) s. Missionsberichte 1868 p. 260 f. 331 f.

Jetzt wie damals war sein scheinbares Verlangen nach dem Wort Gottes nur Maske gewesen; und es entpuppte sich seinerseits sehr bald der Plan, die Christen von Botshabelo zu einem Ueberfall gegen Sekukuni zu vermögen, womöglich sie zum Heidenthum zurückzubringen; jedenfalls aber sie zunächst den Lehrern und dem christlichen Häuptling Dinkoanyane zu entfremden. Er hatte aber sich verrechnet; keinen einzigen von den Botshabeloschen Christen gelang es ihm, zu verführen. Dieselben Leute, die soeben Leben und Blut in die Schanze geschlagen hatten, um ihren Königssohn zu retten, widerstanden demselben bis auf den letzten Mann, wo sie merkten, daß er sich hinterrückisch zu den Lehrern und zum Christenthum stellte, und als nun gar Mampuru überführt wurde, heidnische Zauberwürfel mitgebracht und in Botshabelo in Gebrauch genommen zu haben, da wurde ihm bedeutet, daß seines Bleibens nicht länger sei auf der Station, und voller Grimm zog er mit seinem Anhang fort, zunächst zu Mapoch, dann zu den Swazi, den Erbfeinden Sekukuni's; darauf wurde er todtgesagt, nach späteren Nachrichten aber soll er noch jetzt bei Mapoch leben. Von Mapoch aus plante er anfänglich mit Hülfe dieses Matebelen-Häuptlings einen Ueberfall gegen Botshabelo mit der ausgesprochenen Absicht, die Männer sämmtlich zu tödten, und die Frauen und Kinder gefangen wegzuführen. Die Botshabeloer sahen sich deshalb genöthigt, auf den beiden Kchoro's (Versammlungsplätzen, Marktplätzen) der Bapedi und der Bakopa noch neue steinerne Schanzen zu erbauen, in welchen für den Fall einer Ueberrumpelung die Frauen, die Kinder und das Vieh wenigstens vorläufigen Schutz fänden. Ueberhaupt wurden die Mauern des Forts Wilhelm durch Vorbauten in den das Fort umgebenden Kraalen, und außerdem die die Gärten und Wege umschließenden Mauern in der Weise befestigt, daß Botshabelo als die stärkste von Menschen erbaute Festung im ganzen Transvaallande gelten konnte, vor deren Angreifen die Heiden sich weislich hüteten, so daß die Gemeinde inmitten der von allen Seiten hin bedrohenden Feindesgefahr, in Frieden sich weiter erbauen konnte. Freilich Vorsicht mußte angewandt werden. Ueber Jahr und Tag konnten die Kirchgänger nur mit geladenem Gewehr den Sonntagsgottesdienst besuchen; denn sie hatten erfahren, die Feinde beabsichtigten ihren Ueberfall während des Gottesdienstes am Sonntag auszuführen, weil dann alle bis auf den letzten Mann in der Kirche waren. So wurden also während des Gottesdienstes Wachen ausgestellt bei den an die Kirchenmauer angelehnten Gewehren, damit bei gegebenem Signalzeichen Jedermann kampfbereit wäre. So erfüllte sich, was Nehemia schreibt: „Mit der einen Hand hielten sie die Waffen, mit der anderen bauten sie!"

Der Zug Mampuru's sollte aber doch auch nicht ohne segensreiche Folgen für die Station verlaufen. Nicht alle diejenigen

seiner Leute, die ihm von Magakal nach Bothsabelo gefolgt waren, folgten ihm auch von dort zu Mapoch. Den meisten von ihnen war der Aufenthalt in Botshabelo lieb und werth geworden, und sie waren in dem Netz des Evangeliums gefangen. Etwa der dritte Theil von Mampuru's Leuten blieb also auf der Station und wurde darnach getauft; unter ihnen auch ein besonders tapferer Kriegsmann Maremakao. Derselbe hatte als ein besonders geschätzter Held bereits unter Sekwati und Mojaludi, und nun unter Mampuru gedient. Jetzt faßte ihn der Stärkere. Schon auf Magakal hatte das Wort unseres einfältigen treuen Zebedäus Lefula den ersten Saamen in sein Herz geworfen. Jetzt keimte derselbe, und er verlangte nach der Taufe und blieb zu diesem Ende in Botshabelo zurück. Merensky hatte seine ganze Freude an dem stillen kräftigen Manne und schrieb damals: „Er ist so recht einer der Unsrigen geworden.“ Nach einiger Zeit erkrankte er am Fieber, und die Krankheit nahm eine gefährliche Wendung. Als er daher, eine Zeit lang aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, nach der heiligen Taufe verlangte, konnte sie ihm nicht vorenthalten werden; Merensky taufte ihn mit dem Namen Lucas. Nach etlichen Tagen schwand ihm das Bewußtsein wieder und er lag meistens ohne Besinnung. Nur die Worte: „Ich liebe den Herrn Jesum und bete meinen Gott an“, stammelten seine brennenden Lippen. Darnach aber genas er und wurde ein Vorbild heiligen Christenwandels in der Gemeinde.

Aus Sekukuni's Lande folgten Schaaren um Schaaren, die sich in Botshabelo niederließen; auch von denen, die in die Colonie auf Arbeit zogen, blieb mancher auf der Station, angezogen von dem innerlichen Leben und Gedeihen derselben. Freilich blieben ja natürlich nicht Alle; in etlichen erwachten, wenn ihnen die tieferen ernsten Ansprüche des Christenthums entgegentraten, die alten heidnischen Lüste und sie zogen ins Heidenland zurück. Sie thaten dies meistens in der Nacht — aus Scham, nicht aus Furcht, denn Niemand hätte sie gehalten, wenn sie bei Tage hätten gehen wollen. Aber die Finsterniß entsprach mehr den Wegen, die sie suchten. Bisweilen aber zeigte sich bei solchen Gelegenheiten auch das Heidenthum in seiner ganzen Greuelmacht.

Noch bevor unsere Brüder in Sekukuni's Land gekommen waren, hatte dorthin ein farbiger Gewehrschmied, Namens Padishe oder Sefuti die erste Kunde von Gottes Wort gebracht, und namentlich unser Martinus Sewushane, der bei ihm die Schmiedekunst lernte, hatte aus seinem Munde manche biblische Geschichte gehört, die er ihm bei der Arbeit zum Zeitvertreib erzählte. In dem Manne war keine Ader von Heilsverlangen und er hielt sich

deshalb auch von den Missionaren fern, die er mit Eifersucht ansah, weil sie mehr von Gottes Wort wußten als er, und ihn also gewissermaßen ausstachen. Nach der Aufhebung der Stationen des Pedilandes blieb Padishe in Sekukunis Lande als geschätzter Gewehrschmied und erzählte bei Hammer und Feile nach wie vor seine biblischen Geschichten zum Zeitvertreib. Aber Sekukuni's böses Gewissen ließ ihn selbst hier eine Gefahr wittern für sein Volk. Als er daher im März 1868 den Bruder unsers blinden Josef Kathedi, der um seine Frau auszuflüchten, nach dem Lande zurückgekehrt war, nebst einigen anderen Christen hatte ermorden lassen, entwarf er eine Proscriptionsliste für noch andere in seinem Lande ansässige Christen und auf dieser stand auch Padishe. Dieser erfuhr es, und flüchtete mit seinen beiden Weibern nach Botshabelo, um sein Leben zu retten. Er wohnte dort 1½ Jahr. Welchen weiteren Verlauf sein Leben genommen hat, darüber hören wir Merensky's Bericht vom 8. Januar 1869.

Er meldete sich im Mai 1869 zum Unterricht, behielt aber seine zwei Weiber noch. Da jetzt endlich ward der einen der beiden Weiber, der Makchomong, das Herz geöffnet, sie verstand Gottes Wort, sah das Sündige ihres polygamischen Verhältnisses ein und begehrte Scheidung. Sie brachte ihre Sache vor die Häuptlinge, noch ehe ich Kenntniß davon erhielt. Als die Häuptlinge mir ihre Entscheidung vorlegten, war ich durchaus mit derselben einverstanden. Während wir sonst immer dem Manne, welcher ein polygamisches Verhältniß lösen wollte, es selbst überlassen hatten, sich die auszuwählen unter seinen Frauen, mit der er die rechte Ehe nun eingehen wollte, hatten die Richter hier entschieden, daß Makchomong frei sein sollte, Sefuti dagegen seine andere Frau Mochlopong behalten müsse; denn Makchomong, die leibliche Schwester seiner eigentlichen Frau, hatte Sefuti auch wider Sitte und Brauch der Bapedi zu dieser hinzugenommen. Als die Sache also entschieden war, fiel es mir auf, daß Makchomong sehr bange und ängstlich aussprach, wir kennten den Sefuti nicht, der werde sich rächen; so kam sie und bat mich, ihr zu erlauben, bei mir eine Zeit zu bleiben, hier fühle sie sich am sichersten. Da an einem Sonntag Nachmittag stürzte sie in unser Haus, und Sefuti wie ein Wüthender hinterher; er hatte ihr ihr Kind entreißen wollen. Ich trieb ihn zum Haus hinaus und schalt die draußen stehenden Leute, daß sie ihn hineingelassen hatten; die entschuldigten sich mit Unwissenheit; da sie aber meine Worte wurmten, ich sei in meinem Hause nicht mehr sicher, so nahmen sie den Delinquenten, banden ihn und brachten ihn zu den Richtern, die verurtheilten ihn, weil er das Haus des Lehrers „unsers Vaters, den wir alle fürchten" nicht respectirt habe, sondern sich unterstanden, in dasselbe einzudringen, daß er eine Nacht in der Schanze krumm sitzen solle. Die Strenge

hatte scheinbar gewirkt. Sefuti sprach sein „Jetzt habe ich verstanden," was bedeutet: Jetzt will ich mich anders aufführen. Von Zeit zu Zeit hörten wir, er habe Drohungen ausgestoßen, man achte aber derselben nicht. Heut am 12. Januar war ich mit Bruder Grünberger hinunter zur Mühle geritten, als auf einmal der Kriegsruf ertönte. Etliche Leute riefen uns zu, Sefuti verübe ein Verbrechen in den Gärten bei van Kollers altem Platz. Da wir zu Pferde waren, sprengten wir in aller Eile nach der bezeichneten Stelle in der Hoffnung, daß wir ein Unglück vielleicht noch verhüten könnten. Wir fanden Weiber, die uns erzählten, beim Holzsammeln sei Sefuti aus dem Gebüsch gesprungen und habe Makchomong aus ihrer Mitte gerissen; sie hätten nur noch gesehen, wie er mit einem Baumast auf die arme Frau eingeschlagen habe, die hätte mit beiden Händen seinen Speer festgehalten. Ob er sie getödtet oder entführt hätte, das wußten sie nicht. Wir überließen die Verfolgung des Menschen den mittlerweile von allen Seiten herbeieilenden Bewaffneten, und ritten nach Haus.

Am 15. früh brachten die Leute Sefuti gefangen. Er hatte das arme Weib entsetzlich geschlagen und unter Todesdrohungen gezwungen, ihm zu folgen. Als er gegen Morgen sein Versteck von Suchenden umgeben sah, hatte er dem Weibe sein weißes Hemd angezogen, wohl in der Hoffnung, daß wenn man ihn etwa tödten wollte, man dann von dem Hemde getäuscht auf das Weib schießen, und er so Zeit haben würde zu entkommen. So brachte man ihn denn gefangen; wir waren froh, daß das arme Weib, die Makchomong, aus seinen Händen errettet war, aber die schwierige Frage war, was mit Sefuti anfangen. Ihn, wie sonst die Bassuto in solchem Falle thun, ohne Weiteres zum Tode verurtheilen, wollten die Häuptlinge nicht; nach gründlicher Berathung beschlossen sie, er solle geschlagen werden, Eisen tragen, und möglichst bald nach Natal gebracht werden unter scharfer Bedrohung, sich hier nicht mehr blicken zu lassen. Sefuti bekam seine Ketten. Da aber ein Gefängniß in Botshabelo nicht ist, so dauerte es nur etwa zwei Wochen und er war entsprungen. Als Schmied hatte er sich seiner Ketten wohl zu entledigen gewußt. Nach einigen Tagen hörten wir, er sei bei Mokibe; dort führte er freche Reden, wie z. B. er werde des Dinkoanyane Frau tödten, oder des Martinus Kind und dergl. Mokibes Sohn kam, für ihn ein gut Wort einzulegen. Es ward Sefuti gesagt, da man über seine mörderischen Absichten seine eigenen Aussagen habe, so solle er sich nie in der Nähe des Platzes außerhalb der allgemeinen Wege treffen lassen, falls er nicht Gefahr laufen wolle, getödtet zu werden.

1. April. Gestern ritten Bruder Richter und ich eben vom Platze nach der Mühle, wo wir etwas zu thun hatten, als ein Weib uns entgegenkam und erzählte, Sefuti habe die Makchomong

wieder gefangen und geraubt; ob er sie getödtet, wisse sie nicht. Wir, nachdem wir den Ort der That erfahren, ließen die Pferde laufen, kamen aber leider zu spät, um das arme Weib von ihrem Dränger zu retten. Er mußte die Felsenklüfte schon gewonnen haben. Bald kamen hinter uns Haufen Bewaffneter an, aber auch sie konnten den Flüchtling nicht entdecken. Am Abend, nachdem alle Verfolger wieder zu Haus waren, stellte es sich als sehr wahrscheinlich heraus, daß Sefuti mit der Entführten den ersten Kraal der Matebelen erreicht und von diesen verborgen worden sei. Der Herr stehe dem armen Weibe bei.

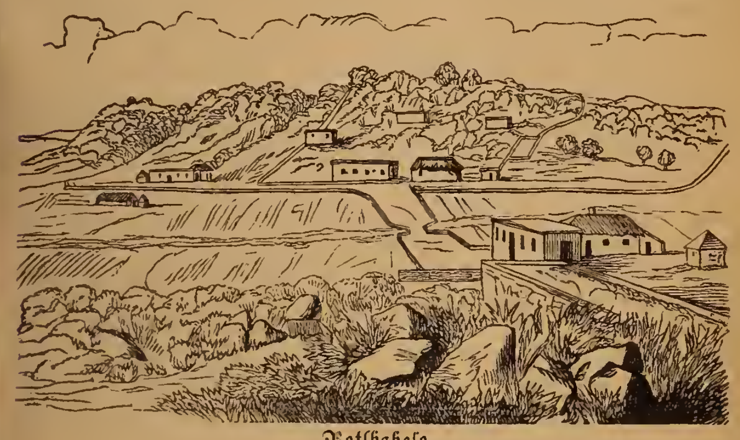
Auch solche Reaktionen des Heidenthums sind ein Zeugniß von der Macht des christlichen Geistes, der die Station Botshabelo durchdrang, und in dessen Sphäre auszuhalten einem Heiden oder einem unlauteren Christen auf die Dauer nicht möglich war.

Das mußten wir auch an unserem unglücklichen Petrus Ngoana Maroko erfahren, jenem hochbegabten vornehmen Häuptling, den der Herausgeber (p. 229) in den Trümmern der Kirche von Khalatlolu zum Wächter und Evangelisten für die Ueberreste der Christengemeinde im Lande eingesetzt hatte. Derselbe nebst dreien Gefährten war auch von Sekukuni zum Tode bestimmt. Seine Hütte war bereits von Bewaffneten umstellt, als er mit seinen Gefährten es bemerkte und die Flucht versuchte. Einer der Seinen wurde getödtet, er selbst entrann nach Botshabelo. Aber er hatte mit der Vielweiberei nicht völlig gebrochen; dem Namen nach war nur eine seiner Frauen sein wirkliches Weib, und die anderen wollte er nur, um sie nicht zu verstoßen, auf seinem Kraal wohnen lassen. Aber der That nach hatte er sein Verhältniß zu ihnen nicht völlig gelöst, und von dieser neuen Unlauterkeit aus wurde sein ganzes Christenthum durchfressen. Er wurde hochmüthig, anmaßend, betrog die Lehrer und mußte endlich förmlich excommunicirt werden. Als ein Leugner der Auferstehung lebte er jetzt in Sekukuni's Lande, woselbst ihm Nachtigal und Knothe seither öfter begegnet sind. Er war voll vornehmen, bitteren Sarkasmus gegen die Gläubigen, und beschwerte sich darüber, daß er von ihnen verstoßen sei, ein warnender Belag für die doppelte apostolische Mahnung: „Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig" und „Lege Niemand die Hand bald auf, mach dich nicht theilhaftig fremder Sünden."

Bei der großen Menge derer, die nach Botshabelo zogen, ist es natürlich, daß ähnliche Fälle mit Heiden und Zurückgefallenen, wie die beispielsweise von uns hier ausführlicher mitgetheilten des Sefuti und des Petrus sich später öfters widerholten, und daß es hier und dort nöthig wurde, auch den Bindeschlüssel anzuwen-

den, um die Gemeinde vor der Zersetzung durch unreine Elemente zu wahren.

Die Zuzügler der Station Botshabelo waren auch keineswegs nur aus dem Stamme der Bapedi, sondern auch die Reste des beim Untergange von Gerlachshoop zersprengten Bakopastammes sammelten sich mit der Zeit mehr und mehr um den Ramopudu, den Sohn Maleo's, welcher am 15. März 1868 zugleich mit der Einweihung der neuen Kirche getauft worden war. Es ist eine tief eingeprägte Charakter-Eigenthümlichkeit der Bassuto, daß sie sich um ihre angeborenen Häuptlinge sammeln, wie die Bienen um ihre Königin. Es ist, als ob sie ohne angestammten Häuptling nicht leben könnten. Zur Erklärung dieser auffallenden Thatsache



Botshabelo.

verweisen wir auf die von uns in dem ersten Abschnitt gegebene Darlegung von der Religion und Sitte der Bassuto, wo wir nachzuweisen versuchten, wie der Mossuto instinktmäßig in seinem Häuptling den fleischgewordenen Gott ehrt, also mit ihm allen nationalen und ethischen Halt verlieren würde und darum auch immer wieder zu ihm zurückkommt, er mag auch von ihm geschunden und geplagt und schließlich getödtet werden. Bei dieser Nationaleigenthümlichkeit der Bassuto war es für Botshabelo in den ersten Jahren seiner Entwickelung von der größten Bedeutung, daß wir einen Königssproß aus dem Bapedistamme in Dinkoanyane und dazu einen Königssproß aus dem Bakopastamme auf der Station besaßen. Um letzteren, den genannten Ramopudu, schaarten sich alle Reste des Bakopastammes, so viel sie durch den Geist des Herrn zu einem Verlangen nach den Segnungen des Evangeliums erweckt

wurden, welche letzteren in Botshabelo auf die lieblichste Weise vor ihren Augen ausgebreitet dalagen. Im Jahre 1875 war die Zahl der Bakopa bereits auf 444 Seelen gestiegen und machte, nachdem Dinkoanyane einige hundert Bapedi mit hinweggenommen hatte, den bedeutendsten und wichtigsten Theil der Bevölkerung aus.

Ein anderes Contingent von Zuzüglern bildeten die sogenannten Ingeboekten (s. p. 50), welche, nachdem sie ihre Freiheit erlangt hatten, bisweilen mit Weib und Kind nach Botshabelo zogen, weil sie dort unter dem Schirmdach der Missionsstation einigermaßen doch Gelegenheit fanden, in Frieden, und vor den Belastungen durch die Bauern gesichert, zu leben. Mit denselben kam freilich eine Summe von bösen Angewöhnungen in Lug und Trug, Klatschsucht, Eitelkeit, Hoffahrt, welche Sünden die Ingeboekten im Verkehr mit den Bauern leicht in eingefleischter Gestalt sich aneignen, mit in die Station; aber das Evangelium ist doch auch solchen Elementen gegenüber eine erneuernde Macht, und dieselben brachten andererseits doch eines gewisses Maß von erlernten Fertigkeiten aus dem Umgange mit den Bauern mit unter die Gemeinde, welches zu deren äußerlichem Gedeihen, sowie zur Ueberleitung aus dem mehr rohen Nationalleben der freien Stämme zu civilisirteren Sitten wohl verwerthet werden konnte.

Von Zeit zu Zeit tauchte in Merensky wohl der Gedanke auf, nun sei alles, was aus Sekukuni's Lande flüchten wolle, auf Botshabelo versammelt, und der Zuzug werde nunmehr seinen Stillstand erfahren. Da aber wurden zu rechter Zeit 1870 die Diamantenfelder und etwas später die Goldfelder bei Morabastadt entdeckt, welche, weil sie hohe Löhne und leichte Gelegenheit zur Erwerbung von Gewehren, Decken 2c. in Aussicht stellten, ein neues Gährungselement in die inneren Stämme warfen, und namentlich auch aus Sekukunis Lande eine Menge Arbeiter abriefen, deren Züge, wenn sie auf der Hin- oder der Rückreise bei Botshabelo vorübergingen, allzeit ihr Contingent zum Wachsthum der Bevölkerung abgeben mußten.

Auf diese Weise geschah es, daß bereits im Jahr 1870 die Zahl der farbigen Bewohner des Platzes auf über 1000 Seelen herangewachsen war, welche 1872 bis über 1300 stieg, im folgenden Jahre aber freilich einen herben Rückschlag erfahren mußte, von dem weiter unten berichtet werden wird. Für diese große Zahl erwies sich die Ausdehnung des zuerst angekauften Bauernhofes als unzureichend; es mußte daher schon im Jahre 1867 durch den anwesenden Direktor der Ankauf eines zweiten großes Platzes angeordnet werden, zu welchem seither noch die beiden anderen angrenzenden gekauft sind, so daß das Land-Areal der Station am Schluß des Jahres 1876 auf 32,157 englische Akres (circa 60,000 magd. Morgen) herangewachsen war, von welcher Fläche freilich

nur kleine Stücke ackerbares Land sind, der größte Theil aus felsigter Weide und Unland besteht. Das auf den Ankauf dieses Landes verwandte Capital aber hat sich sehr gut verzinset dadurch, daß die Farbigen von den Erträgen ihres Ackers den Zehnten bezahlen, welcher im Jahre 1869 circa 2000, im Jahre 1873 circa 4000 Mark in Geldwerth betrug, so daß durch diese Abgaben, wenn man die von den Einwohnern zum Behuf des Baues von Kirchen und anderen Gebäuden, Mauern und Brücken geleisteten Dienste hinzurechnet, die von der Gesellschaft zum Ankauf des Landes vorgeschossenen Capitalien reichlich schon gedeckt worden sind.

Ein Blick auf die Entstehung der aus den mannigfaltigsten Elementen zusammengesetzten Bevölkerung der Station Botshabelo genügt, um zu erkennen, welche doppelt und dreifach schwierige Aufgabe dem Evangelium erwuchs, um alle diese disparaten Glieder zu der Einheit des Leibes Einer Gemeinde zusammen zu schmelzen. Denn von Natur und nach ererbter heidnischer Anschauung und Sitte ist nicht nur der Mopedi ein geschworener Feind des Mokopa, und gar des Matebelen von Mapoch, sondern zwischen allen eigentlichen Nationalheiden einerseits und den unter den Bauern großgewordenen sogenannten Oorlamschen herrscht ein natürlicher Widerwille, der nicht selten in Haß und Verachtung, ja in offene Thätlichkeiten ausartet, wie wir dies auch in Botshabelo durchzumachen hatten. Aber um so größer erscheint die Kraft des Wortes Gottes, wenn es wirklich über alle diese Unterschiede Herr wird, durch das doppelte Bewußtsein, einmal, daß alle in gleicher Weise Sünder sind, die der Gnade bedürfen, und zum andern, daß für alle Ein Heiland erschienen ist, der sie als Glieder Seines Leibes angenommen hat.

Und in diesem doppelten, gemeinsamen Bewußtsein konnten immer wieder und wieder alljährlich von den 150—200 Zuzüglern circa 150 getauft werden, während die gleiche Zahl von Katechumenen überblieb. Denn so oft Merensky berichtete, der Teich sei nun bald ausgefischt, so oft hatte derselbe sich bis zum nächsten Jahresbericht wieder mit neuen Fischen gefüllt.

Unter dem Haufen derer, die zu bestimmten Terminen in einer Anzahl von 30—50 Erwachsenen die heilige Taufe empfingen, war am Epiphanientage 1870 auch eine Tochter des alten Königs Tulare, namens Selekekele, getauft Makethoa, d. h. die Heilige, von der Merensky berichtet: „Die alte Frau ist mir manchmal erbaulich gewesen, wenn ich sah, wie still sie ihre Armuth trug, welche sehr im Gegensatz stand zu dem Ansehen, in dem sie im Bapedilande gestanden hatte wegen ihrer hohen Geburt, und zu der Wohl=

habenheit, in der sie sich dort befunden hatte. Auch Ramopudu's Mutter, Maleo's Frau, war unter den Täuflingen."

Bei der Zulassung zur Taufe wurde von Seiten der Missionare die größte Nüchternheit und Vorsicht angewandt. Niemand wurde getauft, ehe er eine, in einzelnen Fällen bis auf fünf oder sechs Jahre ausgedehnte Prüfungszeit durchgemacht hatte, in welcher er zu zeigen hatte, daß es ihm wirklich innerlicher Ernst mit der Taufe war, und daß nicht zu befürchten stände, er werde darnach mit einem unlauteren Wandel die Heiligkeit seines Christenberufes schänden. Vor der Taufhandlung wurde die ganze Gemeinde veranlaßt, ihre Beobachtungen über den sittlichen Ernst des Täuflings mitzutheilen, und wo da irgend ein erheblicher Zweifel geltend gemacht wurde, da wurde der Betreffende für diesmal von der Taufe zurückgestellt. Dadurch und durch die ernstliche Handhabung kirchlicher Zucht gegen die Uebetreter gelang es, die Gemeinde vor dem Hereinbrechen unlauterer Elemente zu wahren, und wenn dann auch hier und da etliche die Geduld verloren und zum Heidenthum zurückkehrten, so füllte sich deren Lücke bald mit anderen ernsten Heilsbegierigen, so daß die Gemeinde von Botshabelo, die am Ende 1872 bereits 1034 Getaufte und 140 Katechumenen zählte, als eine solche angesehen werden konnte, die unter der Zucht des heiligen Geistes stand und im Ganzen und Großen ihrem Christenberuf vor Schwarzen und Weißen Ehre machte.

Ein Hauptmittel zur inneren Umschmelzung der in Botshabelo zusammengeflossenen Masse Farbiger war die gemeinsame Ausführung von Bauten und die Nöthigung zu Arbeiten, durch welche der Lebensunterhalt gewonnen werden mußte. Die erste für etwa 150 Menschen berechnete, aus rohen Steinen erbaute Kirche, in der der Herausgeber circa 20 Seelen taufen konnte, erwies sich schon damals als zu klein für die herangewachsene Menge, und wir haben bereits oben berichtet, wie in Zeit von 20 Minuten durch einen Gemeindebeschluß die Erbauung einer neuen, auf 480 Besucher berechneten Kirche geplant und in Angriff genommen wurde. Diese Kirche konnte am 15. März 1868 eingeweiht werden.*) Aber schon nach zwei Jahren erwies sich auch diese Kirche zu klein, und es mußte zum dritten Male der Bau einer Kirche in Angriff genommen werden, was diesmal in der Weise geschah, daß die stehende Kirche als Querschiff beibehalten wurde zu einem größeren Langschiff, und daß der Bau mit einem Glockenthurm versehen werden konnte. Die Gesammtlänge der

---

*) Die Beschreibung dieses schönen, mit gothischen Fenstern versehenen, durch die kunstfertige Hand unsers aus Natal gerade zum Besuch gekommenen Bruders Procesky schön ausgeschmückten Gebäudes, und des ergreifenden Aktes seiner Einweihung siehe Missionsbericht 1868 p. 323 f.



Bothshabelo.

Wohnhaus von Merensky. Kirche. Schanze.



Kirche beträgt 120′, die innere Höhe 32′, die Thurmhöhe 66′, und ist dies Gebäude wohl die schönste und geräumigste — für 800 Menschen Platz gewährende — Kirche in der ganzen Transvaalrepublik. Dabei kostet sie, weil alles, Jung und Alt, mitgebaut hat, nur 600 L. (12000 Mark), während viel kleinere und unbedeutendere Kirchen der Bauern die vier-, ja achtfache Summe gekostet haben.

Doch war der Kirchenbau nicht die einzige Bauunternehmung auf dem Platz. Es mußte auch für die Pflege der nöthigen Gewerke gesorgt werden. Für die aus Khalatlolu und Patametsane mit herüber gekommenen Handwerker, Bruder Sachtleben, (welcher freilich schon 1869 aus dem Dienst der Gesellschaft schied), und Lademann, mußte eine Wohnung nebst Tischler- und Stellmacherwerkstätte eingerichtet werden, die Gärten mußten mit Steinmauern eingefaßt, die kleinen Flüßchen mit massiven Brücken überbrückt werden; außer dem großen Fort Wilhelm, welches durch Erhöhung eines Thurmes fester gemacht wurde, mußten die kleineren, massiven Steinschanzen in den großen Kraalen der Bakopa und der Bapedi errichtet werden. Außer den Wohnungen der Missionare mußte ein Kaufladen und eine Mühle (zu der ein vielfach durch Felsen geführter Mühlgraben von 1360 Schritt Länge ausgehoben wurde), sowie auf einem der äußeren Plätze eine Schmiede errichtet werden, in welcher ein deutscher Auswanderer, Alexander Kurzer, genannt Basch, eine Zeit lang in unserem Dienste arbeitete; vor allem aber mußte für die auf 280 herangewachsene Zahl der Schulkinder ein neues Schulgebäude hergerichtet werden, welches 2000 □ Fuß groß, das größte im Transvaal, im Jahre 1871 in Gebrauch genommen werden konnte.

Alle diese Bauten, zu deren Herstellung die Missionshauptkasse nur ab und zu kleinere Zuschüsse leistete, welche vielmehr der Hauptsache nach durch die Erträge der Station bestritten und durch ganz freiwillige oder billig bezahlte Dienste der Eingeborenen besorgt wurden, und deren Geldkosten bis auf eine im Verhältniß zu dem Gesammtwerth nur geringfügige Schuld bereits bezahlt sind, dienten nicht wenig dazu, die Gemeindeglieder einander zu nähern und eine Einheit der Gemeinde vorzubereiten. Denn in der That gewährt unsere Station Botshabelo in ihrer gegenwärtigen Gestalt jedem Fremden einen Bewunderung erweckenden Eindruck; und selbst Engländer staunen, wie das Alles hat fast gänzlich mit den Mitteln und Kräften farbiger Bewohner hergestellt werden können.*)

Der Ort selbst mit seiner Gemeinde hat sich denn auch nicht blos den Bauern gegenüber, sondern auch in den Augen der Far-

---

*) Eine größere lithographische Ansicht von Botshabelo aus dem Jahre 1875 ist in der Expedition des Missionshauses à 7½ Sgr. zu haben.

bigen einen achtunggebietenden Namen erworben. Nicht selten sieht man 4—6 Wagen von Bauern zugleich im Orte, die dort theils Korn oder andere Handelsartikel kaufen, theils ärztlichen Rath nachsuchen, theils anderweitige Anliegen haben, und der Missionar von Botshabelo ist eine einflußreiche und geachtete Persönlichkeit unter den Bauern geworden, weit und breit. Die Farbigen aber haben einen solchen Respekt vor den Bewohnern der Station, daß z. B. der dem Christenthum ernst feindliche kleine benachbarte Matebelenhäuptling Mukibe nicht wagt, die Botshabeloer als Feinde zu behandeln, sondern einmal urtheilte: „Die Leute von Mojhlotsi (Botshabelo) sind harte Leute; ich kenne sie; die Bauern können mit ihnen auch nichts anfangen; wer einmal da ist, der ist geborgen, den bekommt man nicht wieder fort." Und weder Sekukuni noch Mapoch haben in dem Laufe der Jahre jemals einen ernstlichen Angriff auf die Station gewagt. Und während acht Jahre früher Botshabelo in den Augen von Schwarzen und Weißen ein verachtetes Hungerloch war, von dem es sich nicht verlohnte, Notiz zu nehmen, weder im Guten noch im Bösen, so ist es seitdem schon mehr als einmal eine Kornkammer geworden, von wo die Umwohner ihren Milis holten, wenn derselbe nirgend anders zu haben war. Am 14. Februar 1872 kam eine von den mächtigen Swazikaffern nach Botshabelo entsandte Gesandtschaft in Botshabelo an, um die Freundschaft der Station von wegen der gemeinsamen Feindschaft wider Sekukuni und Mapoch. Im französischen Kriege aber fühlten sich die farbigen Gemeindeglieder bereits in dem Maße als eine nicht zu unterschätzende Größe in der Gesammtheit der Weltgeschichte, daß sie nicht blos mit der lebhaftesten Theilnahme die Siege der Preußen in Frankreich verfolgten, sondern auch für ihr Leben gern mit den Preußen in den Krieg gezogen wären, um ihnen zu danken für die Wohlthaten des Evangelii, die ihnen von Berlin aus zu Theil geworden waren.

---

40. Aeußere Hinderungen und Feindseligkeiten.

Das schnelle und kräftige Aufblühen der Station konnten deren beide schlimmsten Feinde, Sekukuni und Mapoch (oder vielmehr Nyekelele, bei den Bauern Cornelis Rok genannt, der Sohn dieses bereits verstorbenen Häuptlings, dessen Volk aber noch immer den Namen jenes mächtigen Begründers seiner Macht führt), nicht ohne bange Besorgniß und innern Grimm mit ansehen. Wie Sekukuni in den beiden ersten Jahren nach der Gründung Botshabelos zweimal die Absicht gehabt habe, die Station durch ein entsandtes Commando zu vernichten, wie aber seine Leute sich ge=

weigert haben, gegen die Gläubigen zu fechten, das haben wir bereits oben mitgetheilt. Nachdem Sekukuni nun im Jahre 1868 von den beiden neuen (wider Mapoch erbauten) Schanzen Kunde empfangen hatte, gab er es definitiv auf, Botshabelo durch einen Truppenüberfall zu befehden, und wählte jetzt andere Mittel. Zweimal sandte er entschlossene Kriegsleute in ganz kleiner Zahl aus mit dem Auftrag, Merensky zu ermorden. Der eine dieser Haufen kam gerade auf Botshabelo an, als Merensky zu einer längeren Synodalreise abwesend war, und war kurz vor seiner Rückkehr wieder abgereist; auf kaum tausend Schritt Entfernung war Merensky an den Heimkehrenden auf einen Seitenweg einbiegend vorübergereist, ohne etwas von der Gefahr zu ahnen, der er durch des Herrn Gnade soeben entgangen war. Ein anderes Mal sitzt er Abends bei Licht ruhig in seiner Studirstube, als ihn ein Lärm auf seinem Hofe aufscheucht. Er geht hinaus und erfährt, daß man eben daran sei, einen Sekukuni'schen Krieger, den man bemerkt hatte, wie er sich mit einem Gewehr an Merensky's Fenster schlich, zu verfolgen. Man hat seiner indeß im Dunkel der Nacht nicht habhaft werden können.

Im Jahre 1869 versuchte Sekukuni es auf andere Weise, sich an den verhaßten Gläubigen zu rächen. Da ja (s. o.) auch zwischen Botshabelo und den Mapoch'schen, die ihm drei Menschen gemordet hatten, Kriegszustand war, überwand sich Sekukuni so weit, daß er Nyekelele Frieden anbot, und ihm eine Heerde Vieh übersandte mit der Bitte, doch zunächst Mampuru zu tödten, — er könne ja, nachdem es geschehen, sich darüber ungehalten stellen, — sodann aber Botshabelo zu überfallen mit Brand und Mord. Die Gefahr war nicht gering. Denn wenn Sekukuni 20 Meilen Bauernland zu durchmessen hatte, bevor er Botshabelo erreichte, so konnten die Mapoch'schen in einem Tage zu Mukibe, dem Nachbar von Botshabelo kommen, der ja ein Unterhäuptling und Schwiegersohn von Mapoch war, und so eben, nachdem er etliche von den Dienstkaffern der Bauern gemordet hatte, engere Beziehungen mit Nyekelele anknüpfte. Von Mukibe aus aber war Botshabelo in zwei Stunden zu gelegener Zeit leicht zu erreichen. Indeß scheiterte der Plan an Mukibe's Furcht. Derselbe sprach sich gegen Stefan Moruti mit folgenden Worten aus: „Sage den Häuptlingen von Mojhlotse, ich will mit ihnen Freund sein. Ich will hier wohnen bleiben, nicht fortziehen hinter Mapoch's Sohn oder in die Gegend von Pretoria. Der Sohn Mapoch's will euch alle tödten; aber wenn er euch auch überfällt, so wird er doch nicht alle tödten, und wenn dann auch nur ein Mann übrig bliebe, so möchte ich nicht, daß der mein Feind sei." Das heißt auf deutsch: Würde Nyekelele wirklich auch einen Kriegszug gegen Botshabelo unternehmen, so würde der doch der Station höchstens einigen Schaden zufügen,

aber nicht sie ganz vernichten. Die Station würde doch wieder aufblühen und dann wäre deren große Nähe für mich gefährlich, darum bleibe ich lieber im Frieden. Nyekelele mochte ähnlich denken, oder war sein Haß gegen Sekukuni zu groß; er lehnte den gemeinsamen Kriegszug gegen Botshabelo ab. Aber daß er seinerseits doch keineswegs die alten Mordgedanken aufgegeben hatte, davon sollten die Botshabeloer sehr bald einen blutigen Beweis empfangen durch den Mordüberfall, den sechs von Mapoch's verwegensten Kriegern gegen einen kleinen Außenposten von Botshabelo an dem Flüßchen Keerom, etwa eine Stunde von der Station selbst entfernt, am Pfingstsonnabend des Jahres 1871 ausübten. Wir hören über diese blutige Begebenheit und die sich an dieselbe reihenden Verhandlungen Merensky's eigenen Bericht.*)

---

41. Der Mord am Keerom.

„Das heilige Pfingstfest war nahe. Wie gewöhnlich so schmückten wir Hof und Haus zum Fest. Kinder und Große fegten und säuberten den Platz. Die Leute bereiteten sich zu den Kirchtagen, indem sie aus ihren Kornvorräthen so viel mahlen ließen, als sie zur Speise während derselben brauchten. Ich saß am Sonnabend Abend vor dem Fest in meiner Stube und dachte über die Predigt vom Kommen des Heiligen Geistes nach, als Daniel, mein Faktor, in's Zimmer stürzte: draußen sei ein Kind von dem Dörflein am Keerom, welches erzähle, die Matebelen hätten dort Alles ermordet, es sei allein entronnen. Es war ein Kind von Dina Christina, die ich vor etwa sechs Wochen getauft hatte. Ich eilte zu ihm. Die kleine Rebecka blieb bei ihrer Behauptung, und als ich sie ans Licht führte und sah, daß ihre Kleider mit Blut befleckt waren, mußte ich leider die unglaubliche Nachricht glauben. Es galt schnell handeln. Herr Kamann und Bruder Leesch sattelten eiligst die Pferde, um an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen. Ich selbst wollte den Platz nicht verlassen, denn man weiß bei solchen Vorkommnissen nie, ob sie nicht die That eines zum Anfall des Hauptplatzes gekommenen Haufens sind. Während Bruder Leesch, Kamann und eine Anzahl Leute nach Keerom waren, setzten wir auf dem Platze selbst Alles in Vertheidigungszustand. Ich hatte nur Mühe die Kinder zu beruhigen; besonders meine Pauline, die ja leider jedes Wort der den Mord besprechenden Leute verstand, weinte bitterlich, die Matebelen würden nun noch hier uns Alle

---

*) Den mehrere ergreifende Einzelheiten mittheilenden brieflichen Bericht der Frau Sup. Merensky siehe Missionsbericht p. 336 f.

morden. Die Ausgesandten kamen nach Verlauf von etwa zwei Stunden zurück: Alles sei todt, ein Häuflein verwundeter Kinder, welche noch lebten, brächten die Leute angetragen.

Die Häuptlinge versammelten sich bei mir zum Rath, guter Rath aber war theuer. Wir leben im Staate der Bauern; die Regierung ist aber so schwach, daß wir wohl wußten, daß sie nicht im Stande sei, den feindlichen Einbruch in ihr Land zu rächen. Wir selbst in Botshabelo hätten wohl etwas thun können und das Blut der Gemordeten an den nächsten Kraalen der Matebelen zu strafen vermocht; aber der Umstand, daß das Bauerngouvernement über uns souverän herrscht, hinderte uns, auf eigene Verantwortung dergleichen zu unternehmen. Wir mußten uns deshalb mit der Bauernbehörde verständigen. Ich schrieb deshalb noch in der Nacht an den Veldcornet, einen uns befreundeten jungen Mann, und bat ihn herüberzukommen. Morgens gegen 3 Uhr war derselbe bei mir. Nun mußten wir zunächst den Ort des Mordes in Augenschein nehmen.

Am ersten Feiertag gegen 5 Uhr Morgens ritten wir, der auf der Reise nach Bethanien begriffene Br. Trümpelmann war auch dabei, mit einem tüchtigen Haufen Bewaffneter nach Keerom. Welch ein Anblick bot sich uns dar. Aus dem Häuschen, in welchem die Leichen lagen, floß das Blut. Drin lagen Matthäus, Klaas, Magdalene, Spölmann und ein Kind, gemordet durch Kirrihiebe und Speerstiche; Dina Christina entdeckten wir bald am Ufer des kleinen Flüßchens. Sie schien verwundet noch eine Zeit gelebt zu haben; das zeigte ihre Stellung, sie war knieend gestorben; wie ein Wunder war es, daß das kleine Kind, welches sie noch in den Armen hielt, noch lebend gefunden ward, obwohl es verwundet und die Nacht eiskalt war. — Das Vieh war natürlich fort.

Wir hatten von dem geflüchteten Kinde schon in Erfahrung gebracht, auf welche Weise der Mord geschehen war. Joseph, der Mann der früher öfter erwähnten Sarone, hatte einen Viehwächter von dem Matebelenvolk. Spölmann, der auch dort wohnte, war auch von den Matebelen fort, erst zu den Bauern und dann um des Evangeliums willen zu uns gezogen. Dessen eigner Bruder hatte den Plan ausgedacht, mit Hülfe des erwähnten Viehwächters und einiger anderer Genossen den Mord und Raub auszuführen. Zu dem Zwecke kamen sie nach Keerom zu Besuch, und kundschafteten die Gelegenheit aus, wie sie ihren teuflischen Plan am besten ausführen könnten. Sie kamen überein, daß der Abend des Sonnabend die geeignetste Zeit dazu sei, denn sie hofften, daß dann den ganzen Sonntag die That verborgen bleiben würde, indem Sonntags auf Botshabelo Niemand außerhalb des Platzes umherläuft. Um nun die armen Schlachtopfer sicher zu machen, hielten sie sich etliche Tage, als ob sie in der Gegend am Keerom jagen wollten,

bei ihnen auf; am Abend vor Pfingsten führten sie ihren teuflischen Plan aus. Etliche führten Matthäus bei Seite, unter dem Vorwande, daß sie ihm etwas Geheimes mitzutheilen hätten; etliche blieben bei Spölmann am Feuer sitzen; andere näherten sich den Weibern, und auf ein gegebenes Zeichen fielen sie mit den Kirris und Speeren über sie her. In wenig Augenblicken war das Mordwerk vollbracht. Bald lagen nur noch zuckende Körper umher. Zwei Kinder waren zu den Bauern und die kleine Rebecka zu uns entflohen. Wir standen bei den Leichen. Es sollte an die Verfolgung der Mörder gehen. Die Bauern hatten ihre Neugierde befriedigt und kehrten um, nur der Veldcornet wollte noch sehen, wohin die Spuren führten und ritt mit uns noch eine Strecke mit. Die Spur des Viehes führte nach den Klüften der Matebelen. Wir mußten nun auch umdrehen, es war erster Feiertag, und wenn auch unsre Herzen brannten, so war es doch wohl nicht unser Amt, selbst als Rächer aufzutreten.

Zu Hause angekommen gingen wir in die Kirche und hielten einen traurigen Pfingstgottesdienst. Am Nachmittag wurden zwei gefangene Matebelen eingebracht. Es waren Leute, die in der Nachbarschaft gearbeitet hatten, und von dem Mord nichts wußten. Leider hatten unsre Jünglinge sie blutig geschlagen, wofür sie gescholten wurden. Ich ließ die Matebelen zu mir rufen und fand, daß der eine ein verständiger Mann war; dem gab ich Auftrag an Nyekelele, er solle gehen und denselben fragen, ob er denn nun wirklich solchen Mordkrieg liebe, daß unsre Leute einander tödteten, wo sie einander fänden?

Nach zwei Tagen kam unser Bote zurück; er sagte, Nyekelele wisse von dem Morde nichts, er sei betrübt über denselben, er werde nach dem geraubten Vieh suchen lassen und es senden. Unsere Leute hatten die Spur des Viehes eine Strecke weit gehalten und dann die weitere Verfolgung als erfolglos aufgegeben.

Da auf den 20. Juni in Waterberg unsere Synode sich versammeln sollte und wir gern den 15. deshalb von Botshabelo abreisen wollten, so war sehr zu wünschen, daß Nyekelele bis dahin durch Zurücksendung des geraubten Viehes seine friedliebende Gesinnung beweise. Da wir von ihm nichts Gewisses hörten, so ritten am 8. Juni zwei Engländer von hier ab, von denen einer mit einem am Steelpoort-Flusse wohnenden Bauer bis zu Nyekelele ritt und dann auch das Vieh erhielt. Auslieferung der Mörder war nicht zu erlangen gewesen. Wenn Jemand eine Meute Hunde hat und unter den Hunden einen, den er besonders liebt, dann wird er denselben nicht sogleich tödten, wenn er Unheil angerichtet hat. Diese Aeußerung ging auf Ramachlo, den Anführer der Mörder, der als Zauberer besonderes Ansehen bei Nyekelele genießt. Von dem Vieh fehlten zwei Stück; die, hieß es, seien geschlachtet, und

weitere zwei Stück hatten wir für ein Pferd zu fordern, welches bei dem Mord von den Matebelen getödtet war.

Als wir nun sahen, daß Nyekelele doch friedlich gesonnen sei, wagten wir es, die Reise zur Synode anzutreten; wir fuhren am 15. ab, verlebten in Waterberg eine Woche in friedlicher Gemeinschaft und geistlicher Erquickung, und als wir Freitag, den 30., wieder in Botshabelo anlangten, fanden wir unsern lieben Platz, dem Herrn sei Dank, in Ruhe und Frieden."

Der Friede sollte nicht lange dauern. Schon nach wenigen Wochen drangen wieder vier Bewaffnete von Mapoch's Volk in die etwa eine halbe Stunde von der Station gelegene Mühle ein, und forderten dort allerlei, was die erschrockenen Bewohner nicht abzuschlagen wagten. Eine ihrer Sprache kundige Magd hörte, wie sie unter einander sprachen, das Morden sei noch nicht zu Ende. Sie eilte zu Merensky, welcher sofort Bewaffnete aussandte, die jene vier verhafteten. Sie leugneten, jene Worte gesprochen zu haben, wurden die Nacht hindurch im Gefängniß gehalten und am folgenden Morgen in Freiheit gesetzt.

„Der Juli," so fährt Merenky's Bericht fort, „verfloß ruhig, nur warteten wir vergeblich auf Auslieferung der noch rückständigen vier Stück Vieh. Ende Juli hörten wir das Gerücht, Nyekelele wolle einen Lehrer haben. Da beschlossen wir, um womöglich einen dauernden Frieden mit ihm zu schließen, selbst zu ihm zu gehen. So reiste ich in Begleitung des Bruder Richter am 9. August ab. Wir fuhren zunächst nach dem Steelpoort, wo Frederik Joubert, der Veldcornet, wohnt. Derselbe hatte eben einen Brief erhalten von dem uitvoerend. raad, unterzeichnet von Präsident Pretorius und General Paul Krüger, in welchem ihm aufgegeben war, das geraubte Vieh und die Mörder selbst augenblicklich auszuliefern.

Obwohl wir nun wußten, daß der Regierung leider die Macht fehlte, ihren Worten durch die That Achtung zu verschaffen, so war der Brief immerhin eine Verstärkung unserer Forderung. Frederik Joubert erklärte sich gern bereit, mit uns zu gehen. So fuhren wir denn Donnerstag, den 10., weiter nach der Matebelenstadt hinunter. Die ganze Gegend ist hier voll Magneteisenstein, der selbst in mächtigen Blöcken auf der Ebene zu finden ist. Bald sahen wir von Weitem die finstern Berge, welche das Räubernest bergen. Es war schon Mittag, als wir endlich an einem kleinen Flüßchen vor der Stadt ausspannten. Etwa tausend Schritt vor der Hauptstadt, von dieser durch ein zerrissenes Thal getrennt, liegt ein Spitzkopf, der mit Schanzmauern bedeckt ist. Rings um den Bergkegel liegen Hütten, jede hat ihre Schanze. Die Hauptstadt liegt an einer steilen Felslehne, meist unter Felsabhängen, in welchen die Eingänge zu den großen Höhlen sind, welche den Zufluchtsort des Volkes im Kriege bilden. Der Berg ist fast durchlöchert zu nennen,

er ist voller Höhlen, die zum Theil in einander laufen und insgesammt die ganze Bevölkerung aufnehmen können; nur ist kein Wasser drinnen, und dieser Umstand wäre hinreichend, einem geordneten Heere den Sieg über die „Mördergrube“ zu erleichtern und zu ermöglichen. Wir stiegen den Berg, auf dem zu des Häuptlings Hof führenden Wege hinauf, von den Seiten drohten hie und da Mauern mit Schießscharten; oben angelangt, waren deren noch mehrere zu sehen, die den Eingang zur Höhle vertheidigten. Wir setzten uns auf die Steine, denn Herr Nyekelele ließ ziemlich lange auf sich warten, endlich kam er. Trotzdem, daß er noch jung ist, haben ihn die vier Jahre seiner Häuptlingschaft schon fett gemacht. Er setzte sich nieder und ich begann ihm zu erzählen, wie neulich einer seiner Leute auf unserm Platz lose Reden geführt und ausgesagt habe, daß sie, die Matebelen, noch ferner Leute von unserm Volk tödten würden; so sähe ich denn, daß noch Kriegszustand zwischen uns sei. Er verneinte das, aber ebenso wich er aus, als wir auf Auslieferung der rückständigen vier Stück Vieh drangen als Beweis seiner friedlichen Gesinnung. Er meinte, das sei Alles vorbei und abgelaufen, er log wieder, daß die Mörder geflohen seien mit ihrem Vieh und er so kein Vieh habe, was er geben könne. Meine Antwort war, dergleichen könne er wohl Bauern sagen, die nichts von den Sitten der Schwarzen wüßten; seines Volkes Vieh sei das seine ohne Ausnahme. Er wolle eben nicht geben, das thue mir leid, denn ich hätte gehofft, daß wir, wenn ich persönlich käme, mit ihm zu einem Einverständniß kommen würden. Er sagte, er sei ja zufrieden, nur wir seien unzufrieden. Dem wurde entgegnet, daß er auch zufrieden sein könne, denn Niemand habe ihm Schaden gethan, wir aber seien von seinem Volke überfallen und er wolle den Schaden nicht einmal ersetzen. Ich sagte ihm noch, wie er es nur uns Missionaren zu verdanken habe, wenn unsere Leute nicht sogleich die allerblutigste Rache an seinem Volke genommen hätten, selbst Vieh von ihm hätten sie nehmen können, aber auch das hätten sie nicht gethan um der Versprechungen willen, die er gemacht, das Unsre zurückzuerstatten. Er wollte von nichts hören, sondern brach ab und sagte, er wolle einen Missionar haben. Ich antwortete, ja das sei schön, er solle es aber nicht so machen, wie Sekukuni, der auch erst Missionare gerufen, später aber die Gläubigen verfolgt habe. Wir sagten ihm weiter, wie Gläubige zwar Zaubereien und Götzendienst nicht weiter mitmachen könnten, aber doch sonst seine treuen Unterthanen bleiben würden, er solle aber erst noch unser Vieh herausgeben, denn die Obrigkeit der Bauern werde nicht zugeben, daß ein Missionar zu ihm gehe, ehe er nicht Frieden gemacht habe. Er antwortete ausweichend. Wir gingen.“

Schließlich besann sich doch auch Nyekelele darauf, daß es sicherer für ihn sei, lieber dauernden Frieden zu schließen. Die

feste Haltung der Botshabelo'schen machte ihn wohl stutzig; er meinte, dieselben würden vom Gouvernement mehr unterstützt, als dies wirklich der Fall war. Er sandte die rückständigen Stücke des geraubten Viehes, sowie das gestohlene Gewehr des Spölmann zurück; die Mörder freilich lieferte er nicht aus. Die Botshabeloer hörten auf, hierauf zu dringen, und seitdem ist definitiv der Friede zwischen Mapoch und den Botshabeloern geschlossen. Kleine Reibungen, namentlich in Betreff solcher Leute von Mapoch's Volk, die nach Botshabelo kamen, um dort den Taufunterricht und die Taufe zu empfangen, blieben zwar nicht aus; aber im Ganzen war es doch Friede zwischen Beiden. Wiederholt kam die Nachricht nach Botshabelo, Nyekelele wünsche auch einen Missionar zu haben, wiederholt gingen unsere Brüder (Merensky, Nachtigal, Winter, auch Eingeborene aus Botshabelo) in dieser Angelegenheit in Mapoch's Räuberhöhle. Indeß ist es zu diesem gewünschten Ende noch nicht gekommen. Wir sind einstweilen zufrieden, daß wir Frieden haben von dieser Seite her, und da Sekukuni von der andern Seite einen Angriff nicht wagt, hat sich Botshabelo seither in Frieden und Ruhe entwickeln können.

---

42. Innere Stärkung und Kräftigung von Botshabelo (1869—1872).

Botshabelo war zu einem kleinen Fürstenthum (wenigstens nach den Begriffen der Bassuto) herangewachsen. Wenn aber in einem solchen der König gläubig ist, die gesammte Geistlichkeit gläubig, die sämmtlichen Diaconen, Lehrer und Kirchenbeamten gläubig, und die Mehrzahl der Bevölkerung gläubig, die übrigen wenigstens nicht feindlich gegen das Evangelium, — dann müßte es ja nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn da das Reich Gottes nicht wachsen, und die Gemeinde nicht innerlich erstarken sollte. Wie solches durch die Theilnahme an den Gottesdiensten, durch ernste christliche Zucht, durch Aufrechterhaltung christlicher Ordnungen auf Botshabelo geschah, davon haben wir oben schon Kunde gegeben. Zwar versuchte ab und zu das Heidenthum, auch zu reagiren; aber es war dies in den ersten Jahren wie ein ohnmächtiges Grollen des Satan. Wenn z. B. eine heidnische Unsitte, wie die, daß die Mädchen schon vom zehnten Jahre ab zur Ehe versprochen wurden, sich wieder regen wollte, so bedurfte es einer einzigen ernsten Predigt, und darnach einer Gemeindeversammlung, um das Uebel sofort zu beseitigen.

Hier in diesem Capitel haben wir es daher besonders nur mit zwei Stücken zu thun, worin die Gemeinde zu beweisen hatte, daß

sie selbst für den Aufbau des Reiches Gottes in der eigenen Mitte und in der ferneren Umgebung thätig zu sein bedacht war, und damit den Beweis lieferte, daß sie ein bewußt mitarbeitendes Glied an dem Leibe Christi sein wolle. Wir meinen die Schule und die Evangelistenarbeit unter den ferner wohnenden Heiden.

Die Schule wurde von Bruder Merensky eröffnet, sobald die Gemeindeangelegenheiten einigermaßen geordnet waren. Ihm stand dabei der Bruder Koboldt, der seit Ende 1865 Ga Ratau verlassen hatte, helfend zur Seite. Dieser löste im September 1867 Bruder Richter ab, welcher 1865 ausgesandt, in Natal (Emmaus und Emangweni) seine ersten Vorbereitungen auf das Missionsamt absolvirt hatte und dann den Superint. Merensky von dort, wohin derselbe den Herausgeber gebracht hatte, zurückbegleitete.

Aus der ersten Zeit des Botshabeloer Schullebens wird uns mancher liebliche Zug berichtet. Der heilige Hauch, der damals durch die gesammte Märtyrergemeinde wehte, machte sich auch in dem kleinen Volk spürbar. Von der lieblichen Begegnung, die der Herausgeber mit etwa sieben dieser Kleinen in dem Kloof hatte, ist oben berichtet worden. Um dieselbe Zeit berichtet Merensky, die Kinder hätten den Schulzwang in sich; sie ließen ihren Eltern keine Ruhe, bis diese ihnen gestatteten, die Schule zu besuchen. In den Ferien frugen sie immer, ob denn nun die liebe Schule nicht bald wieder beginne. Noch ein halb Jahr später berichtet derselbe: „Weil die Kinder den Schulzwang in sich haben, so haben wir über einen unwilligen oder mangelhaften Schulbesuch nicht zu klagen.“ Eine Probe gab das Weihnachtsfest 1868. Merensky hatte dem kleinen Volk zum Weihnachtsheiligabend ein Festmahl bereitet von Rindfleisch und Milisbrei. Als alle beisammen waren, wurden sie gezählt, ob es wohl mehr seien, als die täglich zur Schule kommen, und richtig, es waren vier mehr; 130 täglich in der Schule und 134 jetzt zum Festmahl. Aber wie man näher hinsieht, da ergiebt es sich, daß vier Kinder von den in der Nähe wohnenden Ingeboekten sich mit zum Braten eingefunden hatten. Also Botshabelo'sche genau so viel beim Essen, wie in der Schule, 130 Kinder. Merensky bemerkt dazu: „Wir haben noch nicht das Gesetz gemacht, daß alle Kinder des Platzes schulpflichtig sind, einfach, weil es Niemandem einfällt, daß nicht Alle kommen müßten.“

Ganz so günstig blieb der inwendige Schulzwang indeß nicht lange. Als die Zahl der von außen Hereingekommenen sich mehrte, als dann mit dem Zunehmen des Viehstandes das Bedürfniß nach Hütejungen entstand, da kamen auch Versäumnisse vor und der Schulbesuch mußte gesetzlich geregelt werden. Die Kinder lernten dann, zumal wenn ihnen nicht immer die Schule lieb und angenehm gemacht wurde, auch die Süßigkeit der Ferien schmecken. Aber im Ganzen und

Reisewagen des Directors im Jagdfelde.

(Zu p. 288.)



Großen ist die Botshabeloer Schule, an welcher, nachdem Richter eine Zeitlang in den Oranjefreistaat versetzt worden war, nach einander die Brüder Düring, Schubert, Endemann, Winter arbeiteten, noch allzeit eine tüchtige Schule geblieben. Die auf 260 heranwachsende Zahl der Schüler machte eine Eintheilung in drei Klassen und damit die Anstellung von helfenden Nationalschullehrern nöthig, aus deren Zahl wir namentlich Zachäus, den Bruder von Martinus Sewushan und den Martinus selbst und den von dem Herausgeber getauften Hiskias Mampe hervorheben.

Als Bruder Endemann bei der Verwaltung der Schule half, faßte er den Plan, aus den reiferen und geförderteren Schulkindern eine Art Nationalhelferinstitut zu gründen, und er ertheilte deshalb an drei derselben besonderen Unterricht. Der eine von diesen indessen, Jab Sewushan, ein lieber frommer Knabe von 16 Jahren, wurde vom Blitz erschlagen (Missions-Berichte 1874, p. 56), der zweite, den Bruder Endemann bei seiner Heimreise nach Deutschland mitbrachte, Jan Sekoto (Sohn des oben genannten Erstlings von Gerlachshoop, Andries Sekoto) vermochte in Berlin und in Ducherow das rauhe Klima nicht zu ertragen und mußte deshalb, um der Schwindsucht vorzubeugen, schnell in sein Vaterland zurückgesandt werden, woselbst er sich leider nicht bewährt hat; der dritte siedelte nach Wallmannsthal über, woselbst Bruder Knothe die Anfänge zur Errichtung eines Nationalhelferinstituts gemacht hat. So blieb denn dies lange von uns ins Auge gefaßte Projekt, in Botshabelo eine Anstalt für die Vorbereitung eingeborener Gehülfen zu eröffnen, einstweilen unausgeführt und die Stationsschule wird in früherer Weise durch Bruder Winter fortgeführt. Derselbe hat seine besondere Freude auch an dem Singen der Kinder, die mit ihrem Quempas und vierstimmigen Psalmen zu großer Erbauung der Gemeinde die Feier des Weinachtsfestes schmückten. Ein kleiner Bassutojunge, der in der Schule Strafe verdient hatte, wußte sich einmal derselben dadurch zu erledigen, daß er den Bruder Winter beim „Kaiser Wilhelm“ und allen Fürsten der Erde beschwor, doch dies einemal noch ihm die Strafe zu erlassen. Bruder Winter schreibt im Uebrigen über das Leben unter dem kleinen Volk ganz erfreut. Sie haben Lust vor allen Dingen zu dem lieben Gotteswort, so daß ein guter Nachwuchs für das kommende Geschlecht zu erwarten steht. Und hoffentlich wird dann, wenn erst eine Anzahl erweckter, für das Heil ihrer heidnischen Brüder von Kind auf erwärmter Jünglinge vorhanden sein wird, die Eröffnung einer eigenen Nationalhelferschule nicht länger auf sich warten lassen.

Eine andere Kundgebung des auf Botshabelo wohnenden Geistes ist die Fürsorge für die in näherer oder weiterer Umgebung das Land noch bewohnenden Heiden. Wenn in der Gemeinde nicht das Bedürfniß sich zeigen würde, daß aus ihrer eigenen Mitte

Freiwillige vortreten, um das Wort vom Kreuz auch unter die Heiden zu tragen, so wäre mit Sicherheit anzunehmen, daß das Wort ihnen selbst in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit noch nicht lebendig geworden ist. Dies ist die Probe auf das Exempel. Und die Gemeinde von Botshabelo hat diese Probe bestanden. Wiederholt, ja alljährlich, haben etliche Männer der Gemeinde sich aufgemacht, das Evangelium weiter hinauszutragen.

Der nächste Gegenstand einer solchen Missionsthätigkeit wäre das etwa 1½ Stunde von Botshabelo wohnende Matebelenvolk des Mukibe gewesen. Derselbe hat sich indessen bisher hartnäckig geweigert, die Erlaubniß zur Predigt des Worts auf seinen Kraalen zu ertheilen. So wie gegen den Herausgeber, der ihn dieserhalb im Jahr 1867 besuchte, so hat er sich constant benommen. Außerordentlich freundlich nahm er mich auf, versicherte, wie sehr es ihm daran gelegen sei, mit Botshabelo in der freundlichsten, nachbarlichen Beziehung zu bleiben, sandte auch als Zeugniß dieser freundnachbarlichen Gesinnung einige Tage darauf etliche Jünglinge seines Volkes, daß sie an einer großen von den Botshabeloern zu veranstaltenden Jagd theilnähmen, und diese stattlichen Jünglinge wurden mit aller Freundlichkeit von den Botshabeloern aufgenommen — aber über dieses von der politischen Klugheit gebotene freundnachbarliche Friedensverhältniß geht Mukibe nicht hinaus, und weist mit größter Entschiedenheit jeden Versuch, das Wort Gottes in seinen Kraalen zu predigen, ab. Als darauf im Jahre 1869 einer von Mukibes Leuten sich bekehrte und nun, wie natürlich, in Botshabelo Aufnahme nachsuchte, glaubte Merensky, diese treffliche Gelegenheit benutzen zu müssen, und wollte, daß er zu seinem Volk zurückkehre, und unter demselben ein Salz werde. Mukibe merkte indeß die List und versagte dem Getauften mit größter Bestimmtheit die Rückkehr.

Kurze Zeit darauf kamen Heiden aus der Gegend von Pretoria, um Anverwandte, die nach Botshabelo geflohen waren, zu reklamiren. Ihr Capitän Mpedi stand in dem Ruf, ein großer Zauberer zu sein. Als seine Abgesandten unterwegs bei Mukibe vorsprachen, sagte ihnen dieser: „Dies wird euch nichts helfen. Die Leute vom Mojhlotsi sind harte Leute; die kenne ich, wer einmal dort ist, ist nicht wieder fortzubekommen!" Diesmal waren die Gesuchten aber dennoch fortzubekommen. Sie hatten sich in so grober Weise unsauber benommen, daß Johannes Dinkoanyane ihnen eine Tracht Schläge zudiktirt hatte. Diese hatten in ihnen den Wunsch rege gemacht, doch lieber wieder bei ihren heidnischen Anverwandten zu sein und sie folgten den Abgesandten. Mukibe horchte hoch auf, als er sie mitkommen sah. Aber bald hatte er den richtigen Grund erkannt. Mpedi hatte mit seinen kräftigen Zaubermitteln die beiden von der Krankheit des Glaubens geheilt. Sofort ließ er ihn rufen,

daß er auch sein Volk fest mache wider den Glauben. Derselbe hatte auch bald die nöthige Medizin bei der Hand, mengte sie mit heißem Fett und besprengte damit die ihn Umstehenden, also daß sie Brandwunden an ihren Leibern davontrugen; nun waren sie sicher wider den Glauben, wie so mancher, der Brandwunden in seinem Gewissen hat.

Diesmal scheint aber das Mittel doch zu schwach gewesen zu sein. Denn es dauerte nicht lange, da kam ein Matebelenweib, die in einem Kraal hinter Mukibe wohnt, und deren Kraal nicht mehr unter diesem Häuptling steht, zum Unterricht; sie wurde vielfach von Erweckten aus Botshabelo besucht und kehrte nach empfangener Taufe zu den Ihrigen zurück; ein neues Weib aus ihrem Kraal meldete sich, und bald darauf regte es sich auch in Mukibes Felsklüften. Ein Mädchen von dort war nach Botshabelo entlaufen, von den Eltern aber mit Gewalt zurückgeholt. Jahre vergingen, da kam sie mit ihren Geschwistern wieder, und die Eltern, um nicht alle zu verlieren, mußten nun schon die Erlaubniß geben, daß sie den Taufunterricht besuchten. Seitdem sind öfters Leute von Mukibe zum Unterricht gekommen, und auf die Dauer wird dieser die Thür zu seinem Volk nicht verschließen können.

Nächst Mukibe war der Kraal des Bakopahäuptlings Nkotoloane ein gewiesener Gegenstand für die Thätigkeit der Botshabeloschen Gemeinde. Nkotoloane hatte unter sich eine Anzahl der Bakopa von Gerlachshoop, deren Volk beim Untergange von Maleos Stadt von Leschuchuru ausgeflüchtet war (s. p. 127). Die Christen und Heilsbegierigen gingen damals mit Ramopudu nach Botshabelo, die Heiden zersplitterten sich in mehrere Haufen, von denen der eine der unter Nkotoloane war. Zu diesen gingen im Jahre 1869 Martinus Sewushan und Zebedäus Lefula. Die Leute aber sahen in deren Aufforderung nur ein Mittel, um sie dem Nkotoloane zu entfremden und unter Ramopudus Regiment zu bringen. Sie antworteten daher: „Gebt uns lieber Gewehre, Pulver und Pferde, das wird uns eine Gotteshülfe sein." Einer der Begleiter des Martinus hatte unter dem Volk einen Bruder, der gerade krank lag. Aber man gestattete ihm nicht einmal, diesen Bruder zu besuchen. Betrübt mußten unsere Evangelisten abziehen. Aber es dauerte nicht lange, so kam ein junges Mädchen aus Nkotoloanes Volk auf der Station an, mit der Bitte um Taufunterricht. Bald folgte ihr die Mutter, um sie zurückzuholen. „Willst du nicht mit mir kommen, Mashape?" — „Nein, ich suche den Herrn, ich bin zu Seinem Worte gekommen!" — „Ich bin dein Gott, aber du kennst mich nicht mehr!" — „Mutter, ich kenne dich wohl, du bist meine Mutter, und meinen Vater kenne ich auch, aber der Gott, der uns alle erschaffen hat, bist du nicht. Ich will euch gern gehorchen; aber was soll ich thun, ihr wollt an Gott nicht

glauben; Gott aber ist größer, als ihr seid." Die Alte ging betrübt von dannen.

Eine bessere Aufnahme fand Jacob Mathube bei einem kleinen Bakopahaufen, der in der Nähe von Gerlachshoop wohnen geblieben war. Der junge Häuptling Mamathibedi empfing sichtlich einen tiefen Eindruck von der Botschaft, die ihm gebracht wurde. Er hielt das Evangelienbuch, aus dem ihm Jacob vorgelesen hatte, hoch in die Höhe und rief aus: „Es ist dies Buch, was ich liebe! Ja, ich liebe das Buch!" Dies machte einen solchen Eindruck, daß die übrigen Heiden unseren Evangelisten mit dem Tode bedrohten.

Der Erfolg von diesen Reisen blieb aber auch hier nicht aus. Während im Jahr 1865 kaum achtzig Seelen von den Bakopa aus Gerlachshoop mit Ramopudu nach Botshabelo zogen, sammelten sich im Laufe der Jahre so viele Reste dieses unglücklichen Volkes, daß eine im Jahre 1876 angestellte Zählung die Zahl von 444 Seelen aus dem Bakopavolke erwies, die sich in Botshabelo zusammengefunden hatten, so daß die Bakopa zur Zeit den größten Bestandtheil der dortigen Gemeinde ausmachen, und vielleicht der größte Haufe sind unter all den kleinen Bruchtheilen dieses zersprengten Volks.

Einen dritten Angriffspunkt bot den Gläubigen von Botshabelo das Volk des gefürchteten Matebelenhäuptlings Mapoch, der, wie oben gemeldet, schon von Anfang an zu Botshabelo eine feindliche Haltung angenommen hatte. Als daher im Januar 1869 einer von Mapochs Volk nach Botshabelo kam, um das Wort Gottes zu lernen, beschlossen die Brüder, denselben nicht ohne Weiteres aufzunehmen, weil solch Verlassen des Heimathsortes in den nationalen Anschauungen der Farbigen eine Art Landesverrath, und die Aufnahme desselben von Seiten eines anderen Capitäns als ein Akt der Feindseligkeit angesehen wird. Die Missionare beschlossen daher, bevor sie dem Heilsuchenden die Aufnahme gestatteten, eine Gesandtschaft an Nyekelele zu senden mit der Anfrage, ob er nicht lieber einen Missionar bei sich haben, als sehen wolle, daß seine Leute um des Wortes willen nach Botshabelo zögen. Die Gesandtschaft, geführt von Willem Paga machte sich am 27. Januar 1869 auf den Weg und kehrte am 2. Februar wieder zurück. Sie berichteten: Sie hätten bei ihrer Ankunft dem Häuptling das für ihn bestimmte Geschenk übergeben und dafür ein freundlich Gesicht und ein Paar freundliche Worte erhalten. Am anderen Morgen sei ein großes pitscho (Rathsversammlung) gehalten worden, zu dem alle alten Heiden des Volks erschienen wären. Hieraus hätten sie schon auf den Ausgang schließen können. Bald hatte sich denn auch die Meinung geltend gemacht: „Dies Land gehört uns, kein Weißer darf hier wohnen. Wir sind ohne Gottes Wort bisher stark gewesen. Wir haben die Bapedi, die Bauern und die Maswazi überwunden; wo aber Gottes Wort ist,

da wird das Volk vernichtet. Maleo ist todt, Sekukunis Volk zertheilt!" — Andere sprachen: „Wir wollen keinen Lehrer. Straft uns Gott dieserhalb, so ist das gut. Kommen Feinde und Krankheit über uns und vertrocknet unser Korn in diesem Jahre von der Hitze, weil wir Gottes Wort nicht haben wollen, so lieben wir das. Alles wollen wir eher dulden, als das Wort!" Andere sprachen: „Wollen unsere Kinder glauben, so mögen sie fortlaufen; das ist schön, denn von solchen wollen wir nichts mehr wissen. Aber sie müssen weit laufen, so weit, daß wir von ihnen nichts mehr hören, ja auch an den Mojhlotsi dürfen sie nicht. Gehen sie zu euch und ihr gebt sie nicht heraus, wenn wir sie haben wollen, so ist das Krieg." Unsere Boten gingen; aber als sie gingen, hörten sie, wie die Jungen mit den Alten zankten wegen ihrer Härte, denn unter ihnen seien viele, die glauben wollen.

Seitdem ist viel Verkehrens gewesen zwischen Botshabelo und Mapoch um eines Missionars willen; der Häuptling schwankte sichtlich und hätte wohl schon längst einen Missionar angenommen, wenn er nicht seine alten Räthe fürchtete. Inzwischen sind allzeit einzelne Jünglinge, einmal zwanzig zugleich, nach Botshabelo gekommen, um zu „lernen", ohne daß darum der Krieg entbrannt wäre.*)

Auch nach Sekukunis Land richteten die Botshabeloschen öfters ihre Blicke und ihre Schritte, theils um die Reste der angeregten Christen von dort auszuflüchten, theils um neuen Samen hinzuzutragen. Von der Evangelistenreise des Zebedäus Lefula zu dem Sekukunischen Unterhäuptling Mampuru auf Magakal, einem Schwager des Sekukuni (nicht zu verwechseln mit dessen gleichnamigem Bruder, der eine Zeit lang bei dem anderen Mampuru Schutz und Aufnahme fand) und von den guten Erfolgen dieser Reise haben wir oben berichtet. So gingen Andere zu den Unterhäuptlingen Mutle und Magal, und zu andern Häuptlingen über die Grenzen der Bassutostämme hinaus. Fünf der gefördertsten Christen von Botshabelo, Martinus Sewushan, Zebedäus Lefula, Petrus Tuloane, Tubudi und David Mokhalle machten sogar einmal eine große Evangelistenreise bis in das den Ochsenwagenreisenden verschlossene Gebiet der Tsetse-Fliege und in die Jagdreviere hinein, um auch diesen äußersten verlassenen Völkern die Kunde vom Herrn Jesu zu bringen. Sie wurden nicht überall freundlich aufgenommen, manche Häuptlinge verboten ihnen im Gegentheil direkt das Predigen; aber sie fanden dafür bei anderen desto reichlichere Gelegenheit, und eine ganze Anzahl der kleinen Capitänschaften hat aus ihrem Munde zum erstenmal die Botschaft vernommen, daß der Herr Jesus auch sie für sein Reich eingeladen habe.

*) Anm. Während des Drucks geht die Nachricht ein, daß bereits so viel nach der Taufe verlangende Matebelen in Botshabelo angekommen sind, daß sie ein eigenes Dorf bilden.

Der Erfolg solcher Reisen konnte ja natürlich nicht in sofortigen Erweckungen und Bekehrungen sich kundthun. Aber die Anregung dazu wurde doch gegeben, und mancher kam später nach Botshabelo zum Worte, von dem man durch weitere Nachforschungen erfuhr, er habe die erste Aufforderung zu Gottes Wort durch die Gespräche mit den ausgesandten Evangelisten empfangen. Dazu wurde das Wort vom Kreuz Christi solchen gebracht, die bis dahin in vollster Finsterniß gesessen hatten, und noch mehr, unter die ganze farbige Bevölkerung des Landes und namentlich unter die von etlichen Evangelisten besuchten Dienstleute der umwohnenden Bauern wurde die Kunde verbreitet, daß am Mojhlotsi Lehrer säßen, die den farbigen Mann nicht verachteten und plagten, wie die Bauern, sondern ihn lieb hätten und sogar seine Sprache sprächen, die auch das große Wort nicht blos als Vorrecht der Weißen ansähen, sondern auch den schwarzen Mann in demselben und in allerlei nützlicher Handthierung unterwiesen, die mit einem Worte Freunde des schwarzen Mannes seien. So kamen denn von allen Seiten her nicht blos einzelne Heilssuchende, sondern auch ganze Trupps, die das Verlangen aussprachen, so lange, als sie noch keinen Missionar haben könnten, wenigstens einen der großen Gläubigen eine Zeit lang unter sich zu haben, der ihnen das Wort verkündigen könne. In Folge dessen sind etliche der Unsrigen Wochen lang zu diesem Behuf in Potschefstrom, in Heidelberg, und an andern Orten gewesen.

Am Vaalfluß, etwa 18 Meilen von Botshabelo bildete sich auf diese Weise selbst eine Außenstation von Bassuto, unter denen Gläubige aus Botshabelo geradezu einen geordneten Unterricht begannen, bis die Angeregten und Vorbereiteten auf eine Zeit nach Botshabelo kamen, um dort zu Ende unterrichtet und getauft zu werden und dann zu den Ihrigen zurückzukehren. Diese kleine Außenstation wurde später, als wir die näher gelegene Station Heidelberg eröffneten, dieser zugewiesen. Botshabelo aber erwies sich bereits als eine Stadt auf hohem Berge, deren Licht hinausleuchtete in das ganze Bassutoland.

---

43. Ein empfindlicher Rückschlag.

Der von Botshabelo aus gemachte Angriff auf das Reich, welches Satan bis dahin unangefochten besessen hatte, war zu energisch gewesen, als daß letzterer nicht hätte auch seine Gegenminen bereiten sollen. Er legte dieselben, wie das seine Art ist, an dem Orte an, von wo aus bisher das Werk auf Botshabelo eine große Förderung erhalten hatte. Merensky schrieb an den Herausgeber im Jahre 1868:

„Ich freue mich doch immer wieder über mein Volk. Manch' Einzelner plagt mich einmal, aber so wie es einmal was giebt, wo es darauf ankommt, gleich sind sie da in alter Liebe und Treue. Laß' nur Botshabelo wachsen. Du meinst, über tausend Seelen möchtest Du gar nicht hier haben. Nun, zunächst sind wir noch nicht tausend, sondern nur etwas über 800 Seelen, aber wenn es sich von selbst macht, laß' so viel kommen, als wollen. Ordnung soll bleiben, darauf verlaß' Dich, weil bei uns die alte natürliche Ordnung des Volkes besteht; wo die gefallen ist, da soll es wohl schwer sein, Ordnung zu halten. Häuptling und Räthe, Familienhäupter und Häupter über die Sippen, das ist was anderes, als ein Polizei-Schulze mit seinen Constablern. Die alten Bassuto-reiche fallen, sollte sich hier noch mehr Volk häufen, so laß' es, so wird es hier eben ein christlich' Volk geben, wie wir es jetzt schon sind, denn wir sind hier ein Volk, kein Sammelsurium von Leuten. Ueberhaupt mache ich Nichts. Ich sammle nicht, ich rufe nicht, es macht sich unter Gottes Segen Alles von selbst; was aber so „von selbst" wächst, ist naturwüchsig und darum gesund."

So weit Merensky. Und in der That sind die beiden angestammten Häuptlinge, Dinkoanyane und Ramopudu, auf Botshabelo wie magnetische Anziehungspunkte gewesen für die Heilssuchenden aus dem Volk der Bapedi und Bakopa, weil ein Mossuto sich eine Volks- und Stammes-Existenz ohne angestammten Fürsten absolut nicht denken kann. Hier setzte Satan ein.

Wir haben bereits oben gesehen, daß Johannes Dinkoanyane schon bei den ersten Eindrücken, die er vom Evangelio empfing, ein gewisses Schwanken kund gab, ja für eine Zeit gänzlich in das Heidenthum zurückfiel. Nach seiner Taufe schien es, als ob der letzte Rest desselben in ihm überwunden sei. Bis zum Jahre 1869 hin war er auf Botshabelo das Musterbild eines christlichen Fürsten. In diesem Jahre verfiel er in eine lebensgefährliche Krankheit. Er war dem Tode sehr nahe; heiße Gebete wurden für das theure Leben gethan in der ganzen Gemeinde. Es war, als könnte er nur durch diese am Leben erhalten werden. Besser wäre er wahrscheinlich daran gewesen, wenn er damals im Glauben gestorben wäre. Der Herr kennt Zeit und Stunde, und läßt sich nicht dreinreden.

Dinkoanyane genas von seiner Krankheit zur Jubelfreude für die Missionare und die ganze Station. Er blieb jedoch zunächst leiblich schwach und konnte nicht so wie früher körperlich arbeiten. Aber Müssiggang ist aller Laster Anfang. Er kam in seiner Stille auf allerlei Gedanken, und pflog Gespräche mit Leuten, die ihm nicht immer das Richtige vorhielten. Namentlich sein Vetter, David Impjane, der zwar getauft, bei dem das Evangelium aber wohl nie bis in die Tiefe des innersten Gewissens gedrungen war,

flüsterte ihm allerlei ein von Häuptlingsgroßmacht, — daß es doch unmöglich ginge, daß Martinus Sewushan und Joseph Kathedi und andere Leute geringerer Herkunft auf der Station als Diaconen fast eben so viel, oder gar mehr Einfluß hätten, als er, der Sohn Sekwatis, und daß es doch sehr die Frage wäre, ob der weiße Lehrer mit Recht in allen Dingen die höchste Autorität sein könne, und ob die (um der christlichen Ordnung willen eingeführten) Platzgesetze nicht in das angeborene Recht der Häuptlinge eingriffen, und was der Einwendungen mehr waren.

Es haben wohl alle, die mit den Bassuto näher zu verkehren Gelegenheit hatten, sich davon überzeugt, daß hartnäckiger Eigensinn in der Verfolgung eines einmal gefaßten Gedankens ein Grundzug im Charakter der Kaffernvölker ist. Ob Impjane selbst mit Häuptlingsgedanken umgegangen sein mag? Ein Streit zwischen ihm und Dinkoanyane wurde 1871 eine Zeit lang mit großer Erbitterung fortgeführt; aber damals noch einmal zu aller Freude beigelegt.

Dagegen kamen allerlei andere Einflüsse zusammen, welche dazu dienten, den aufkeimenden Geist der Unzufriedenheit mit Grund und Ungrund zu bestärken.

Der Verkehr der Farbigen mit dem Bauerlande und die Bekanntschaft, die sie mit den Missionsarbeiten in den großen Städten machen, hat vielfach unserer Arbeit im Bassutolande Vorschub geleistet. Jetzt sollte er auch die Kehrseiten zeigen. Zwischen den Engländern und den Deutschen herrscht ja in Betreff der Weise, wie die Heidenmission betrieben werden muß, und in Betreff der zu verfolgenden Ziele und der dazu anzuwendenden Mittel eine bedeutende Meinungsverschiedenheit. Während wir die Schwarzen zu evangelischen Christen machen wollen, d. h. zu solchen Christen, die mit Einsicht die geoffenbarte Heilswahrheit erkennen, sie im einfältigen Glauben ergreifen, dann aber auch in einem evangelisch-biblischen Wandel bekennen sollen, die z. B. die frühere heidnische Sittenlosigkeit mit ernster Zucht bekämpfen, und nur durch Anwendung geistlicher Mittel in Wort und Sakrament für das Christenthum gewonnen werden dürfen, darnach aber die Mittel zur Erhaltung von Schule und Kirche nicht von andern sich schenken lassen sollen, so weit sie selbst solche aufzubringen im Stande sind, scheinen die Engländer andere Anschauungen zu haben. Sie taufen vielfach, bevor die Täuflinge einen sicheren Grund christlicher Erkenntniß gelegt haben, auf bloße äußere Bekenntnisse und nicht aus der Tiefe kommende Gefühlsäußerungen hin, und wenden dann die ihnen zu Gebote stehenden, reichen Geldmittel nicht selten dazu an, die jungen Christen durch unentgeltliche Darreichung von alle dem, wofür nach göttlichem Recht und Ordnung jede Gemeinde selbst zu sorgen hätte, in Grund und Boden zu verderben, so daß sie un-

dankbar, anmaßlich und begehrlich werden und ihre eigenen, oft gar nicht unbedeutenden Mittel zu einem sündlichen Luxus in der Kleidung verwenden, an welchem darnach der Engländer als einem Zeichen erlangter und erstrebter Civilisation sein großes Behagen empfindet. Deshalb erscheinen dem englischen Missionar unsere ganz einfach evangelischen Platzgesetze streng rigoristisch, unsere Einziehung des Zehnten für Missionszwecke unevangelisch, unsere kirchlichen Ordnungen papistisch, und sie scheuen sich nicht, unsere mit viel Gebet und Arbeit mühsam gewonnenen Gemeindeglieder zu Vergleichungen aufzufordern, wie gut und bequem es die Getauften auf den englischen Stationen hätten in Vergleich zu den unerträglichen Lasten, die ihnen durch uns auferlegt würden, — Vergleichungen, die freilich bei allen ernsten biblisch Gegründeten zu unsern Gunsten ausfallen, aber bei allen Oberflächlichen — und deren giebt es doch auch allezeit, den Samen des Mißtrauens einstreuen. Hat man sich doch in einer der englischen Missionsstationen nicht entblödet, wider das Tragen des Talars, wider die Lehrer, die von ihren Leuten Arbeit forderten, wider unsere Platzgesetze 2c. öffentlich zu sprechen. Dergleichen Saat brachten unsere heimkehrenden Arbeitsleute mit in die Heimath und wir hatten die Noth von wegen der „falschen Brüder", über die schon Paulus klagte, auch auf Botshabelo in dem Maße zu fühlen, daß junge, eitle Schwätzer, welche durch diese Missionare im Auslande verdorben und zum Aufruhr gereizt waren, aus der Gemeinde ausgeschlossen werden mußten. Bei solcher Gelegenheit haben wir es denn oft doch recht schmerzlich fühlen müssen, daß wir arm an Geld sind, und darum außer Stande, die kostspieligeren Plätze, wie Maritzburg, D'Urban 2c. mit unsern Missionaren zu besetzen, durch welche unsere armen jungen Christen eine Förderung hätten, statt auf irrige Wege hingeleitet zu werden.

Besonders die Diamantenfelder erwiesen sich als ein gefährlicher Ort für unsere jungen Christen. Die Gemeinde entließ dieselben deshalb nur auf 4—8 Monate, gab ihnen auch einen zuverlässigen Diacon mit, der sie überwachen mußte, und sie hielten sich der Regel nach so musterhaft, daß sie sich einen guten Namen selbst unter den Diamantensuchern erwarben, von denen jeder gern einen Botshabelo'schen in Dienst nahm, weil er dann sicher darauf rechnen konnte, einen zuverlässigen und treuen Arbeiter zu haben. Aber unsere Leute empfingen dort auch ganz andere Anschauungen von christlicher Freiheit, daß farbige Christen, von ihren Lehrern ungewarnt, sich in schändlichen Lüsten umherwälzten, und dann wieder fromm beteten, als sei nichts geschehen; und dergleichen steckt ja nur zu leicht an.

Im Ganzen und Großen kamen freilich unsere Leute auch von den Diamantenfeldern unverdorben wieder zurück; im Gegentheil,

sie freuten sich, nach dem rastlosen, geschäftlichen Treiben in Botshabelo wieder friedvolle Stille und regelmäßige Speisung mit dem Lebensbrod zu finden.

Die beiden genannten Anfechtungen hätten sie auch wohl noch überwunden, wenn nicht eine dritte hinzugekommen wäre, — von Seiten der holländischen Bauern, welche unser Missionswerk in seinen innersten Wurzeln zu gefährden, ja zu vernichten drohte.

Wir haben oben von dem System der Bauern, sich durch das Inboeken mit dem nöthigen Dienstpersonal zu versehen, berichtet. Da dieses System sich doch nur formell von der durch die Verträge mit den gehaßten und gefürchteten Engländern verbotenen Sklaverei unterschied, wurde seine Beibehaltung mit der Zeit unausführbar. Man dachte deshalb auf einen andern Weg, und entwarf im Juni 1870 das sogenannte Contractgesetz. Nach diesem sollte ein weißer baas nur fünf Familien Farbiger in seinem Dienst halten dürfen; alle Kaffern aber sollten nachweisen, daß sie bei einem weißen baas in Dienst ständen, und sollten nicht länger als acht Tage die Erlaubniß haben, ohne solchen Dienst umher zu gehen.

Wäre dies Gesetz durchgeführt worden (wie man auf unserer Station Wallmannsthal damit einen Versuch machte), so war unsere ganze blühende Missionsthätigkeit in Transvaal mit einem Schlage vernichtet. Die Möglichkeit, in eigenem Gedinge zu leben, war den Farbigen entzogen, und wenn der Missionar letztere auch, um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen, als seine Dienstboten einschreiben lassen wollte, so war es doch absolut unmöglich, für je fünf farbige Familien einen eigenen Missionar zu bestellen. Etliche Monate schien es daher, als sei es nun zu Ende gekommen mit unserer Missionsarbeit. Unsere Getauften sagten, die Zeiten Sekukuni's seien wiedergekehrt, und hielten öffentliche Gebetstunden um Abwendung des Contractgesetzes. Es gab ja, namentlich in der Umgegend von Botshabelo, gutgesinnte Bauern genug, die die ihnen aus dem Gesetze zustehenden Rechte über die Farbigen nicht gemißbraucht hätten; indeß blieb das Gesetz selbst doch wie ein Damocles-Schwert über unsern Häuptern und es fehlte auch nicht an Stimmen von Bauern, die sprachen: „Die schepsels moet maar dienstbaar gemaakt worden.“ (Die Creaturen müssen nur dienstbar gemacht werden.)

Aber der Herr erhörte die heißen Gebete der Gläubigen. Zunächst gestattete der Landdrost unserm Bruder Merensky, daß er ausnahmsweise die gesammte Bewohnerschaft Botshabelo's als seine Dienstboten einregistriren dürfe, und also sie vor dem Andringen anderer Bauern, die mit dem Contractgesetz in der Hand sie zu Diensten gezwungen hätten, bewahren konnte; ja der freundliche Landdrost stellte anheim, dies Contractverhältniß gleich auf drei

Jahre auszudehnen. Und diese waren noch lange nicht verlaufen, da wurde das Contractgesetz abgeschafft und durch ein Paßgesetz ersetzt, nach welchem jeder farbige Bewohner des Landes das Recht, in demselben zu wohnen und zu handthieren, durch Lösung eines alljährlich im Preise von 1 Pfund Sterling zu erneuernden Passes erwerben sollte.

Diese Abgabe war nun für unsere Botshabeloer Gemeindeglieder freilich nicht unerschwinglich. Aber binnen kurzem verlautete die Absicht, die jährliche Paßgebühr von einem Pfund Sterling auf fünf Pfund zu erhöhen, was die Kräfte der armen Farbigen durchaus überstieg, und den Bauern nur die Möglichkeit verschafft hätte, die nicht eingegangenen Geldzahlungen durch Auferlegung erzwungener Dienste zu ersetzen. Zu letzterem gab namentlich die Nähe des Dorfes Nazareth (jetzt Middelburg) Gelegenheit, so daß die Bewohner der Station Botshabelo, die die Schwere solcher genöthigten Dienstleistungen oft genug zu schmecken bekamen, sich von Herzen aus dieser Nähe herauszusehnen begannen.

Ihre Lage war um so schwerer, wenn sie dieselbe mit der der kaum eine Meile entfernt wohnenden Mukibe'schen oder der Mapoch'schen, oder anderer, noch ferner von den Bauernplätzen wohnender Heiden verglichen, welche einfach sich um die Gesetze nicht kümmerten, und weder Abgaben noch Dienste leisteten, und der Bauern spotteten, welchen alle und jegliche Macht, sie zu zwingen, fehlte; während sie auf den Missionsstationen die Autorität und Hülfe der Missionare zur Eintreibung der Steuern und zum Stellen der Dienstkaffern anwenden konnten und damit in den Farbigen das Gefühl erweckten, die Missionare seien Helfershelfer ihrer Dränger, der Bauern.

Hätte die Gemeinde nun nur noch aus den ersten Märtyrern bestanden, so würden die Missionare mit ihren Bitten und Vorstellungen, die Obrigkeit unter allen Umständen um Gottes willen als Christen zu ehren, und ihre Anordnungen auch da, wo sie ungerecht wären, zu befolgen, haben durchdringen können; und sie drangen bei der großen Mehrzahl der Bewohner wirklich durch, daß sie sich in das Unvermeidliche fügten und es um Gottes willen ertrugen, weil sie ja im Lande der Bauern Gottes Wort und Sakrament hatten und sich als christliche Gemeinde erbauen konnten. Aber zu verwundern ist es andererseits nicht, daß andere, minder tief christlich Gegründete unter dem fortgesetzten Druck endlich zu der Loosung kamen: „Fort aus der Nähe der Bauern um jeden Preis" — und diese Parthei fand ihren Mittelpunkt in Johannes Dinkoanyane, der als lebendiger Vertreter des alten National-Prinzipes zugleich leibhaftig den Gegensatz gegen das Unterjochungs-Prinzip der Bauern darstellte.

Nach diesen Vorbemerkungen wird man den nachfolgenden, von Merensky verfaßten Bericht über die schmerzlichste Episode in der Geschichte unserer Transvaalmission leichter verstehen.

---

44. Der Fortzug von Johannes Dinkoanyane von Botshabelo.

Merensky schreibt in seinem Sommerhalbjahrsbericht aus dem Jahre 1873:

„Das Aergerniß, welches hier unter uns gegeben ist, welches uns Monate lang nicht hat zur Ruhe kommen lassen, und welches endlich mit dem Wegzuge von an 280 Seelen geendet hat, ist von Dinkoanyane, dem Häuptling der Bapedi, ausgegangen. Johannes Dinkoanyane war sonst ein Muster und Vorbild seinen Leuten gewesen. Dem Bruder Merensky, der ihn getauft hatte, war er mit kindlicher Anhänglichkeit ergeben, und als er vor etwa zwei Jahren ernstlich erkrankte, da haben wir den Herrn inbrünstig angerufen, daß er uns diesen treuen Helfer doch lassen wolle. Unsere Gebete wurden erhört, Johannes ward gesund und hat dann noch eine ganze Zeit in der früheren Weise daran gearbeitet, daß unser Volk in christlicher Zucht und Sitte erhalten werde. Aber gerade diese Krankheit sollte mit Ursache seines Rückganges werden. Er war nämlich früher sehr fleißig und war auch hierin den im Ganzen trägen Bapedi ein Vorbild. Von der Krankheit aber blieb ihm eine Rückenmarksschwäche zurück, die ihn verhinderte, in der früheren Weise sein Land selbst zu bebauen und zu bearbeiten. Da traf es sich, daß er hierin einen Genossen in Timotheus Maredi fand. Dieser Mann war unter den ersten Leuten, die in Sekukunis Land Gottes Wort annahmen. Er hielt sich damals dort heirathshalber auf, darauf zog er zurück zu Mmutle, wo er zu Hause war, und kam später nach Botshabelo, wo er getauft ward. An den Folgen einer Unterleibskrankheit leidend, saß auch dieser Mann tagtäglich bei Dinkoanyane zu Haus, mit ihnen Salomo Mootlane, Dinkoanyane's Minister, und David Mpyane, der immer einer der schwächsten und trägsten Gemeindeglieder gewesen ist. Leider bewährte es sich nun auch hier bei diesen Leuten, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist. Die Bauern hatten in den letzten Jahren auch Botshabelo öfter mit dem allen Bassuto auf's stärkste verhaßten Contraktgesetz gedroht, welches sagt, daß kein Schwarzer, ohne einen baas, das ist Dienstherrn zu haben, im Lande wohnen dürfe. Unsere Leute waren zeitweilig so in Angst dadurch gerathen, daß sie eigens Gebetstunden zur Abwendung des Unheils hielten. Da erschien im August

des vorigen Jahres ein neues Gesetz, das sogenannte Paßgesetz, in welchem eine Abgabe von 1 Lstr. auf jeden Mossuto gelegt ward, und außerdem gefordert wurde, daß jeder bei Erlegung der Abgabe seinen Dienstherrn nachzuweisen habe.

Dieses Gesetz, welches im Sessuto im Staatsanzeiger publizirt wurde, goß Oel in's Feuer. Die Leute kamen mehrmals in sichtlicher Angst zu uns — nun sei der Contrakt da, sie hätten es mit eigenen Augen gelesen. Die Beruhigungen von unserer Seite wollten bei der großen Ehrfurcht, die die Leute vor allem Gedruckten haben, nicht recht anschlagen. Wir versicherten ihnen, daß im Nothfall wir selbst ihnen eine neue Heimstätte, etwa in Natal, suchen würden — und der Gedanke an einen Wegzug von Botshabelo der Bauern wegen war entstanden.

Dazu hatte auch der Umstand mitgewirkt, daß Makapan, der Häuptling, bei dem der Herrmannsburger Missionar Backeberg arbeitete, in demselben Winter seinen Wegzug von dem Lande, wo er den Bauern hörig und dienstverpflichtigt war, scheinbar glücklich ausgeführt hatte. Sauls Volk betrieb die gleiche Sache eifrig. Die Häuptlinge Kchamayane und Makchatho bei Rustenburg waren gleichfalls verzogen. Aus den Bauern fort! — das war die Loosung der Bassuto in der Republik geworden.

Dabei fing unser Nachbardorf Nazareth an, unbequem zu werden. Der Landdrost, der alte Abraham Joubert, mußte doch auch etwas davon haben, daß er der Station sonst wohlwollte; er rief öfter eine ganze Anzahl von den Leuten zur Arbeit gegen geringe Bezahlung, und wir mußten jener drohenden Gesetze wegen willfährig sein. Da nun auch ein Theil der Gärten auf Dorfsgrund ist, so war das Dorfsvieh davon nicht zurückzuhalten, es that oft großen Schaden in denselben.

Aber es gab auch Leute, denen die Platzgesetze unbequem zu werden anfingen. In jeder aus dem Heidenthum gesammelten Gemeinde wird die Zeit heidnischer Reaction nicht ausbleiben. Der alte Mensch meldet sich bei sicher gewordenen Christen, ist klug und sieht nicht ein, weshalb er im Anfang seines Christenlebens diese oder jene Sitte der Väter dran gegeben habe, bemerkt, daß bei anderen Missionaren gewisse Unsitten, so z. B. Frauenkauf, geduldet werden; und ist des Herzens Sinnen einmal rückwärts gerichtet, so wird es untüchtig zum Reiche Gottes. So stellte sich denn in Botshabelo ein Streit ein, der die Gemüther erhitzte, und zwar über etwas, das an sich sehr unwesentlich zu sein schien, nämlich über die Frage, ob die Weiber nach väterlicher Sitte das Haar scheeren oder aber dasselbe stehen lassen sollten, wie viele anfingen zu thun. Manche wollten in der Sache dem Beispiel anderer Bassutogemeinden folgen, die alle dergleichen Sitten hatten fallen

lassen. Dinkoanyane aber, aus angeborner Abneigung gegen lange Haare der Weiber, wollte das Gesetz machen, es solle Niemand diese Neuerung mehr anfangen, wer aber schon lange Haare trage, solle dabei bleiben. Von unserer Seite ward ihm gesagt, daß er dergleichen Gesetze ohne unsere Zustimmung hier nicht machen dürfe. Hier sei eben Raum auch für solche Neuerungen. Wir wollten keinen Druck in der Sache auf die Leute. Das aber benutzten jene obenerwähnten Freunde des Johannes, ihm vorzustellen, wie er, wenn er auf eigenem Grund und Boden wohne, in solchen Dingen, die Adiaphora seien, den Lehrern nicht untergeben sein würde.

In dergleichen Gedanken wurden die Leute bestärkt durch die getauften Schwarzen der Capcolonie, mit denen sie in derselben Zeit auf dem Diamantfelde vielfach in Berührung kamen. Diese Leute, unter denen viele Bassuto sind, wurden von unseren Gemeindegliedern sonst sehr streng getadelt als solche, die von Gottes Wort nur wenig wüßten und nichts drum gäben, selbst grobe Sünden zu verüben, aber ihren Erzählungen und Darlegungen, wie sie zu ihren Missionaren ständen, wie sie von denselben behandelt würden, worin die englischen Lehrer vor den deutschen etwas voraus hätten, lieh denn doch Mancher ein nur zu geneigtes Ohr. Weshalb gebt ihr den Zehnten an die Lehrer und weshalb arbeitet ihr umsonst für die Station?, hieß es und von dem Unkrautssaamen blieb doch so Manches hängen. Jede vermeintliche oder wirkliche Unbill, die sie nun etwa von Bauern oder sonst auch von Weißen auf dem Platze je erlitten hatten, wurde hervorgesucht und in gehässiger Weise betont.

Wir konnten die veränderte Stimmung unserer Bassuto bald daran erkennen, daß ein Theil derselben trotzig und ziemlich unverschämt wurde. Mit uns Missionaren freilich nicht, aber mit den von uns eingesetzten Aeltesten fingen sie öfter Streit an. Sie klagten besonders Martinus Sewushan und Joseph Kathedi an als solche, die sich Dinkoanyane nicht fügen wollten. Die Wahrheit war die, daß diese treuen Leute das drohende Unheil frühzeitig merkten, und unerschrocken und ohne Ansehn der Person üble Worte und Reden straften. Zum Glück standen sie nicht allein da.

Trotzdem gelang es Dinkoanyane und seinen Rathgebern, einen großen Theil der Leute für den Plan eines Fortzuges von hier einzunehmen. Der Gedanke, aus der Bauerwelt herauszukommen, war zu populär. Den Besseren der Leute sagte man, es gelte dem Contrakt zu entfliehen und einen Ort zu suchen, wo man von Weißen unbehelligt wohnen könne. Ein Lehrer, hieß es, werde nicht fehlen. So Merensky selbst nicht mitgehen sollte, werde ein anderer kommen.

Uns war die Sachlage nicht verborgen, aber Dinkoanyane wollte nicht mit der Sprache heraus. Es sei vom Fortziehen wohl geredet, aber es sei kein fester Plan vorhanden. Bis in den Februar und März hinein, scheint es auch, war dem also. In dieser Zeit aber faßte der kleine Kreis um Dinkoanyane den festen Vorsatz, Botshabelo zu verlassen. Dazu wurden sie besonders dadurch bewogen, daß wir gerade jetzt es für nöthig hielten, etwaigen Anmaßungen von ihrer Seite schärfer als früher entgegenzutreten. Leider ward die Sache nun im Geheimen betrieben; man wollte wohl möglichst viele Leute gewinnen, ohne unsere Gegenwirkung aufzustacheln. Man sagte nicht etwa, daß wir, die Missionare, nichts davon wüßten, sondern im Gegentheil, daß Alles im Einverständniß mit uns, den Lehrern, solle ausgeführt werden.

Aber wohin sollte der Zug gehen? Es wohnte in Botshabelo ein Bakonikraal. Der Häuptling desselben, Phassoane, war ein lieber treuer Mensch gewesen; er war schon in Cha Ratau mit 15 seiner Leute Katechumen. Der war etwa zwei Jahre nach Gründung Botshabelo's hierher gekommen, und nach und nach der größte Theil seiner Leute, die wie gewöhnlich dem Häuptlinge folgten. Der Vater des Phassoane hatte vor etwa 30 Jahren an der sogenannten Elandsspruit zwischen Lydenburg und Komate gewohnt, er, Phassoane, selbst war dort groß geworden, und nun beredeten diese Bakoni Dinkoanyane, er solle nach ihrer alten Heimath ziehen. Alles lade da ein. Das Land sei fruchtbar, Wild sei in Menge vorhanden, und Höhlen und Klüfte böten hinreichend Gelegenheit, sich da gegen Jedermann, im Nothfalle auch gegen Bauern zu vertheidigen. Nachdem wir Dinkoanyane's Thun eine Zeit lang beobachtet hatten, stellten wir ihn zur Rede. Er antwortete, ja es sei wahr, daß er fort wolle. Er bekannte, daß er Unrecht gethan, indem er sich nicht zuvor mit uns berathen habe, er bat deshalb um Verzeihung. Grund zum Wegzuge sei, daß er und sein Anhang nicht mehr mit den Weißen in und um Botshabelo zusammen wohnen wolle, er bäte dringend, es solle ein Missionar mit ihm gehen. Er machte damals noch einen günstigen Eindruck, seine oben erwähnten Kumpane freilich einen entschieden ungünstigen. Ihnen ging es darum, Dinkoanyane als einen richtigen, wenn auch christlichen Bassutohäuptling zu installiren, der in allen weltlichen Dingen von den Missionaren unabhängig sei.

Wie schon gesagt, ließ sich Dinkoanyane damals noch gut an, und eine ganze Zahl treuer Leute, die mit ihm fort wollten, die aber dem Einfluß seiner üblen Gesellen entgegenarbeiteten, ließ uns hoffen, daß die Sache vielleicht zu einem guten Ausgang kommen werde. Als Dinkoanyane um einen Missionar bat, ward ihm von unserer Seite als Bedingung gestellt:

1. daß er einen festen Wohnplatz unter geordneten Verhältnissen habe;

2. daß er einen bedeutenden Theil des Gehaltes eines Missionars selbst aufbringe;

3. das Komitee und Synode nicht dawider seien.

Zunächst ließ nun Dinkoanyane sein Vieh nach Elandsspruit bringen; dann ward ein Theil des Kornes hingefahren. Der Besitzer des begehrten Platzes, Dirk Coetzee ging auf die Wünsche der Leute ein; nur stellte er seine Bedingungen. Sie sollten sogleich für die Viehweide die Miethe zahlen, vier Stück Wild dürften sie erlegen, nicht mehr, und für die Zukunft müßten sie den Platz kaufen oder miethen.

Bald machte sich Dinkoanyane selbst auf den Weg nach Lydenburg, um dem dortigen Landdrost seine Sache vorzutragen, und dessen Erlaubniß, in jene Gegend zu ziehen, zu erbitten. Bei Dirk Coetzee bekam er glatte Worte zu hören; denn der Mann sah seinen Vortheil bei der Sache, nicht so in Lydenburg. Janssen, der Landdrost, ließ ihn ziemlich unwirsch an; er fürchtete, und das mit Recht, die Unabhängigkeitsgelüste der Leute. Er gab Dinkoanyane auf, jedenfalls erst die Erlaubniß des Präsidenten einzuholen. Ziemlich gedrückt kam Dinkoanyane von Lydenburg zurück; er hatte nun wohl gesehen, daß seine Träume von Unabhängigkeit so leicht sich nicht verwirklichen würden, und er schwerlich einen Platz finden werde, auf dem er so in Frieden und Ruhe würde wohnen können, als er es bisher in Botshabelo konnte. In dieser Zeit, es war Juli, ließen sich viele Stimmen unter seinen Leuten vernehmen, die zum Bleiben riethen.

Die Freunde des Johannes aber drängten ihn vorwärts; er war wie ein schwaches Rohr. Bald gab er den Besseren, bald den Schlechteren Gehör, er wollte nur die geforderte Erlaubniß des Präsidenten abwarten und dann gehen. Der Präsident kam denn auch im August, erst nach Nazareth, dann nach Botshabelo. Wider Erwarten gab er die gewünschte Erlaubniß nicht. Er befahl den Leuten, zu bleiben, bis er aus Lydenburg zurück sei; er hatte von den Bauern gehört, die Gegend, wohin die Leute ziehen wollten, sei voller Klüfte und Höhlen; deshalb fürchtete er mit Recht, daß aus den jetzt noch zahmen Stationsleuten ein widerspenstiger Haufe werden würde.

Manche von den Leuten, die fortwollten, sahen in diesen Verhinderungen Gottes Finger. Der Herr, sagten sie, redet nicht mehr aus den Wolken mit uns oder durch Engel. Mit uns spricht er durch andrer Menschen Mund. Die Lehrer sind gegen unser Vorhaben, die Bauern auch — erkenne, Johannes, Gottes Willen, bleibe! Aber — bei den Meisten war kein Verständniß mehr für solche Worte. Dinkoanyane ließ sich einreden und redete

sich ein, wir seien es, die seine Pläne vereitelten und die Bauern gegen ihn aufhetzten, und ward deshalb immer unzugänglicher. Er wollte trotz des Verbots der Regierung ziehen; da aber drohte der Landdrost von Nazareth, ihn mit Waffengewalt an diesem Schritte zu verhindern. Das erbitterte noch mehr; da er keinen andern Ausweg sah, ging er dem Präsidenten nach Lydenburg nach, um dort nochmals um einen Wohnplatz zu bitten. Wir schrieben selbst an Präsident Burgers und baten, Johannes doch einen Platz zu geben, da wir sahen, daß auch in Botshabelo nicht eher wieder Ruhe werden würde, als bis die Mißvergnügten fort seien, für diese aber schien das auch das einzige Heilmittel zu sein, das sie versuchen und ausführen zu lassen, was sie angefangen hatten.

So ging denn Johannes mit vielen Männern nach Lydenburg. Auf Bruder Nachtigal's Fürsprache hin gab ihm denn auch Mr. Burgers die Erlaubniß, freilich nicht in die Klüfte an der Elandsspruit, aber doch auf einen Platz dicht bei Lydenburg, den Bruder Nachtigal dazu vorschlug, zu ziehen. Dinkoanyane blieb sogleich dort und schickte nur, um die Leute, die es mit ihm hielten, zu rufen. Da that der Landdrost von Nazareth nochmals Einspruch und verlangte 10 sh. Abgabe von den Abziehenden für jedes Gewehr, unter dem Vorwand, daß sie doch nur zu Sekukuni oder andern heidnischen Stämmen ziehen wollten. Das gab neuen Aufenthalt und neue Erbitterung auch gegen uns, denen auch diese Sache zur Last gelegt wurde. Endlich, nachdem sie die geforderte Summe gezahlt hatten, machten sich die Anhänger Dinkoanyane's auf den Weg. Sie verließen die Station am Sonnabend den 4. October 1873. Mancher hatte in der letzten Zeit seine Stimme erhoben, vergeblich das verkehrte Beginnen gestraft und blieb nun zurück. Von uns nahmen nur Wenige der Abziehenden Abschied; die Meisten gingen trotziglich und undankbar von hier. Es waren in Summa etwa 230 Seelen, denen aber wohl noch 50 andere, die durch Krankheit oder andere Umstände jetzt am Ziehen verhindert waren, künftig nachfolgen werden."

Merensky schließt seinen Bericht mit folgenden, für ein tieferes Verständniß des Bassutocharakters und des in unseren Christengemeinden herrschenden Geistes wichtigen Bemerkungen:

„Was uns am meisten schmerzen muß, ist die Undankbarkeit, welche diese Leute beim Wegzuge und den Vorbereitungen dazu gegen uns an den Tag gelegt haben. Eigentliche Dankbarkeit gegen uns ist eine Seltenheit bei unsern Gemeinden; darüber dürfen wir uns nicht täuschen. Es liegt das einestheils an der afrikanischen Gefühllosigkeit und Flachheit — anderntheils darin, daß die Leute das, was sie von uns empfangen, noch nicht achten nach Gebühr; Gottes Wort freilich achten sie und schätzen es, aber dem Missionar zu

danken, der es ihnen gebracht, das liegt schon ferner; denn er ist gesandt, ungerufen aus eigenem Willen gekommen, und leider sehen die Leute, wie auf manchem Missionsgebiet die Missionare sich die Leute gegenseitig abspenstig machen und förmlich um die Gunst der Leute buhlen. Was liegt da näher als der Gedanke: Wir thun dem Missionar zunächst einen Gefallen, wenn wir glauben, der hat uns zu danken. Und nun gar, daß sie für das danken sollten, was ihnen auf den Instituten geboten wird, das fällt den meisten unserer Eingebornen erst gar nicht ein. Einestheils erscheint ihnen das geringfügig, daß man ihnen Land und Wohnplatz besorgt — denn die Welt ist noch weit im Transvaal, anderntheils erscheint ihnen jede Leistung oder Abgabe, wie z. B. der Zehnte, ein so gewaltig hohes gutes Werk, daß sie damit Alles für gedeckt und bezahlt erachten und ihnen ein Dank noch dabei sehr überflüssig erscheint. Freilich giebt es andere, und zwar eine ziemliche Anzahl solcher unter unsern Christen, denen der Geist Gottes auch ein besonderes Verständniß unseres Werkes vermittelt hat, und es wäre auch noch sehr die Frage, ob nicht weiße Gemeinden unter ähnlichen Verhältnissen ihren Hirten und Lehrern gleiche Seufzer auspressen würden. Wir arbeiten in der Mission auch nicht, um den Dank der Bekehrten zu erndten, sondern um des Herrn Jesu willen, aber wir müssen das Uebel fest im Auge behalten, und dasselbe nicht mit Schelten und Drohen, sondern durch herzliche Liebe und Belehrung aus Gottes Wort auszurotten suchen. Die Leute, welche von uns hier in Botshabelo ausgegangen sind, haben uns bis auf Wenige solche Undankbarkeit bewiesen; trotzdem wollen wir denselben im Geistlichen auch ferner nachgehen; aber im Leiblichen und Irdischen haben sie vorläufig keinen Anspruch mehr auf unsere Hülfe; sie haben verachtet, was wir ihnen geboten hatten, und wollten auf eigenen Füßen stehen. Es ist der einzige Weg, sie zurecht zu bringen, wenn man sie ihre selbsterwählten Wege gehen läßt und wartet, bis sie ihr Unrecht und ihre Sünde erkennen.

Eine andere Untugend der Bassuto, die sich auch hier wieder offenbarte, ist ihr Mißtrauen. Die Wegziehenden waren zuletzt von Mißtrauen gegen uns erfüllt. Weil sie von Natur keine Treue und keinen Glauben kennen, so ist ihr alter Mensch auch immer zum Mißtrauen geneigt, und zwar besonders gegen Weiße; da ihnen für Manche von deren Handlungen das Verständniß mangelt. Es ist schwer zu sagen, was aus den verzogenen Leuten werden wird. In's Heidenthum, so hoffen wir, werden sie so leicht nicht zurückfallen. Sie stehen noch unter unserer Zucht; ob die aber noch etwa anschlagen wird, ist sehr die Frage.

Tröstend ist es uns, daß, alle Umstände in Betracht gezogen, es doch kein sehr großer Theil unserer Gemeinde ist, der uns verlassen hat. Da seit Anfang dieses Jahres 156 Seelen, darunter



Felskluft bei Botshabelo.



65 Erwachsene, getauft sind, so ist die Gemeinde auch jetzt nach dem Wegzuge der etwa 230 getauften Seelen doch immer noch 936 Seelen stark. Auch sind unter den Leuten, die mit Dinkoanyane gegangen sind, nur wenige, die wir früher unter die wirklich zuverlässigen Glieder gezählt hätten. Als solche treue Glieder hatten sich Dinkoanyane und Phassoane freilich immer gezeigt; sie sind zurückgegangen. Von den Weibern verließen viele nur mit Thränen den Platz.

Von den anderen alten Gemeindegliedern, Martinus Sewuschan, Joseph Kathedi, Zebedeus Lefula und Steffanus Maroti können wir nur Gutes berichten. Sie standen in dem ganzen Handel unerschütterlich fest zu uns. Die Bakopa standen als ein anderer Stamm dem Treiben Dinkoanyane's von Anfang an fern und hielten sich gut. Von den Leuten aus Sekukunis Lande, die dort früher unter die Häuptlinge Maserumule und Machal gehört hatten, zog auch Niemand, denn es ist gegen ihre Traditionen, ostwärts zu ziehen. Wir haben Ursache zu hoffen, daß die Art und Weise, wie Dinkoanyane den Wegzug bewerkstelligte, auf die Bleibenden, insofern sie als abschreckendes Beispiel wirkte, von gutem Einfluß gewesen ist. Uns selbst war die Bewegung ja auch ein Anlaß, in Predigt- und Bibelstunden die obenerwähnten, dabei zu Tage getretenen Fehler der Bassuto häufiger als sonst durch Gottes Wort zu richten. Möge Gottes Gnadengeist nach dieser Sichtung unsere liebe Gemeinde immer mehr reinigen und heiligen zu Seiner Ehre."

---

45. Ueberwindung der Secession und Neukräftigung der Station Botshabelo.

Der Schlag, der die Station Botshabelo durch den Wegzug Dinkoanyane's traf, war gewuchtig und schwer, und schien zuerst die Existenz der ganzen Station in Frage zu stellen. Immer mehr Nachzügler folgten (bis die Gesammtzahl von 334 Seelen Getaufter erfüllt war), und die Gährung wollte nicht stille stehen. Selbst so treubewährte Gemeindeglieder, wie der oben erwähnte Jacob Makoëtle und der vom Herausgeber in Makapanspoort getaufte Andreas Ngoana e mokzia, wurden wankend, und konnten nur mit Mühe davon überzeugt werden, daß es nicht ihre Pflicht sei, ihrem angestammten Königssohn zu folgen.

Es war für Dinkoanyane ein günstiger Umstand, daß gerade um die Zeit seines Wegzuges auch Merensky seine Reise nach Deutschland antrat. Dieselbe war indeß so weit geplant und vorbereitet, daß sie nicht gut aufgeschoben werden konnte. Auch konnte Merensky mit vollstem Vertrauen die Leitung der Station in die Hände des Bruder Grützner legen, welcher nicht blos in allen An-

schauungen, was die Behandlung der Eingebornen betrifft, mit ihm auf das genauste übereinstimmt, sondern auch in der Missionsarbeit über das reichste Capital von Erfahrungen zu gebieten hatte und dazu mit Merensky durch die innigsten Bande persönlichen Vertrauens und persönlicher Freundschaft verbunden war. Aber immerhin war er eine Persönlichkeit, zwar den Stationsbewohnern von Botshabelo längst bekannt und werth, aber doch als Stationsvorsteher noch nicht eingelebt. Es war ihm daher außerordentlich willkommen, daß ihm der junge Bruder Johannes Winter zur Seite stand, der doch wenigstens schon etwa sechs Monate (seit Juni 1873) in Botshabelo war, und sich die allgemeine Liebe Aller, der Alten und Jungen, erworben hatte.

Johannes Dinkoanyane nun, als er mit seinem Anhange Botshabelo verließ, begab sich zunächst nach einem dicht bei Lydenburg gelegenen Platze Elandspruit, den ihm der Präsident Burgers auf seine Bitte und auf die Fürsprache unserer Missionare hin, angewiesen hatte. Er war noch nicht lange dort gewesen, als eine Post vom Gouvernement eintraf, die weiter nach der Delagoa-Bai befördert werden mußte. Der Landdrost forderte Dinkoanyane auf, einige Leute zu stellen. Dinkoanyane weigerte sich, weil seine Leute in jener Gegend am Fieber sterben würden (ist doch auch unser Bruder Leesch nnd etliche seiner Begleiter auf dem Wege dorthin dem Fieber erlegen.) Einer zweiten Aufforderung stellte er offenen Trotz entgegen. Da ihm jetzt zur Strafe drei Gewehre abgenommen wurden, zog er mit seinem ganzen Volk von dannen auf einen Bauernplatz, der zwei Meilen nördlich von Lydenburg (am Zusammenfluß des Spekboom- und des Watervalflusses) liegt, eine Gegend voller Klüfte und Höhlen, woselbst er sich, da er ja auch über eine Anzahl Feuergewehre verfügte, mit Leichtigkeit gegen einen etwaigen Angriff der Bauern vertheidigen konnte. Hier in seiner Höhle sicher sitzend, sprach Dinkoanyane den Bauern offen Hohn, knüpfte mit Sekukuni Verbindungen an, ließ sich von diesem den Platz der Bauern, als Sekukuni eigen gehörend, anweisen und wehrte den Bauern, die dort pflügen und erndten wollten, mit offner Gewalt, ja er erlaubte sich so freche und herausfordernde Reden, daß die Meisten gegen ihn auf das höchste erbittert wurden.

Es schien aber, als ob Dinkoanyane gerade dies beabsichtige. Einer seiner Leute äußerte sich gegen Nachtigal: „Sie hätten nun gelernt, daß, wenn man bei den Weißen etwas erreichen wolle, man recht nichtswürdig sein müsse, sonst würde man von ihnen getreten, mit Güte richte man dort nichts aus." Deshalb jagten sie Wild, fällten Bäume auf den benachbarten Bauernplätzen und Dinkoanyane ließ den dort einzeln wohnenden Bauern sagen, sie möchten sich hüten, bewaffnet in ihre Nähe zu kommen, oder ihr Vieh dort weiden zu lassen, sie würden ihnen beides, Vieh und Gewehre, abneh-

men, denn das Land gehörte nicht ihnen, sondern Sekukuni. Letzteres erklärten sie offen auf dem Büreau des Landdrosten zu Lydenburg. Die wenigen Bauern, die dort wohnen, waren zu schwach, um solchen Trotz gebührend zu strafen. So wurden die Verblendeten immer sicherer, und da Hunger und Heimathlosigkeit und Furcht, welche das Kleid der Frechheit anzog, hinzukam, so wurden die Herzen dieser Armen je länger je mehr verfinstert.

Mit dem etwa 20 Meilen entfernten Botshabelo unterhielten die Weggezogenen einen beständigen Verkehr, und spiegelten den dortigen Christen die goldene Freiheit, die sie im Lande ihrer Väter genössen, mit den glänzendsten Farben vor. Da einzelne von Dinkoanyane's Stamm ursprünglich die Absicht geäußert hatten, mit ihm auszuziehen, dann aber doch zurückgeblieben waren, so hatte Dinkoanyane, welcher nunmehr alle Rechte und Macht eines angebornen Häuptlings in Anspruch nahm, diesen Leuten ihr Vieh, 35 Stück Rinder, zurückbehalten; er hoffte dadurch sie zum Nachziehen zu zwingen. Obgleich er nun diese seine Absicht zunächst nicht erreichte, so machte sich doch je länger je mehr der erwachende Nationalgeist der Bassuto geltend. Dem ernsten christlichen Sinn der Gemeinde zu Botshabelo, welcher doch noch fester an Gottes Wort und an dem Herrn Jesu hielt, als an dem Königsblut von Sekwati, wußte Dinkoanyane den Köder hinzuwerfen, daß er ja durchaus nicht beabsichtige, von Gottes Wort sich zu trennen. Im Gegentheil, er selbst und die christlich Ernsten seines Volks predigten, sie hielten Schule und tägliche Erbauungen, und Dinkoanyane schickte Gesandtschaft über Gesandtschaft nach Botshabelo, ob er nicht wieder in die Gemeinde aufgenommen werden, oder wenigstens einen eigenen Lehrer bekommen könne. Es war dies nicht blos diplomatische Klugheit, weil Dinkoanyane sehr wohl wußte, daß ein sehr großer Theil seiner Leute, wenn Gottes Wort auf dem Spiel stand, lieber von ihm, als von Gottes Wort gelassen hätte; es war dies vielmehr dem Dinkoanyane selbst Bedürfniß, denn er hatte wirklich viel von Gnade am eignen Herzen erfahren. Aber es war nicht lauteres Verlangen nach dem Evangelio. Dinkoanyane sah nicht klar, er war in den Stricken einer Anzahl vornehmer Geheimer Räthe und namentlich seines Vetters David Mpyane, welcher den weichen und schwachen Dinkoanyane zu immer größerer Verstocktheit hinwegriß. Dieser und seine Leute wußten sehr wohl, daß nur, wenn sie einen eigenen Missionar bekämen, die große Masse der Getauften ihnen folgen würde.

So erschien denn Anfangs Januar 1874 eine Gesandtschaft von Dinkoanyane in Botshabelo, die Lehrer möchten sie doch nicht wegwerfen, sondern mit ihnen in Frieden verbunden bleiben. Grützner antwortete ihnen: „Ihr habt die Lehrer öffentlich als Lügner und Todtschläger gebrandmarkt, ihr habt ihnen vorgeworfen, sie

seien es, die die Bauern auf die getauften Bassuto hetzten, ihr seid ohne Grund trotz der Bitte der Lehrer fortgezogen, also ihr seid die, die uns weggeworfen haben. Was redet ihr davon, daß wir euch wegwerfen? Ihr habt das Vieh unserer Leute mit Gewalt geraubt! Wollt ihr wirklich Frieden, so gebt erst das vorenthaltene Vieh heraus!"

Kurze Zeit darauf, als Grützner zu einer Visitation in Lydenburg war, stellte Dinkoanyane an ihn das Gesuch, er möchte doch in Pausch und Bogen Alle wieder in die Gemeinde aufnehmen, und alles Dahinterliegende vergessen. Grützner blieb fest bei der auf der Synode beschlossenen Stellung den Abgegangenen gegenüber: „1. Ihr habt frevelhafter Weise das Band zwischen euch und uns zerrissen, also habt ihr dies erst in Buße anzuerkennen. Wer von euch über diese seine Sünde Buße thut und Wiederaufnahme begehrt, der soll einzeln wiederaufgenommen und einstweilen der Gemeinde von Lydenburg zugewiesen werden. 2. So lange ihr das unrechtmäßig geraubte Vieh nicht heraus gebt, können wir nicht annehmen, daß eure Friedensversicherungen ernstlich gemeint sind. 3. So lange ihr auf Bauerngrund so trotzig sitzt, und euch gegen die Obrigkeit des Landes in offenbarem Aufruhr befindet, können wir euch einen besonderen Lehrer nicht schicken."

Im Laufe des Jahres 1874 kamen nun wiederholt einzelne Leute von Dinkoanyane's Anhang nach Botshabelo, theils um ihre Verwandten zu besuchen, theils um Angelegenheiten wegen zurückgelassener Habe zu ordnen. Gegen Ostern kam auch David Mpjane, die eigentliche Seele der Secession, nach Botshabelo, um seine Mutter abzuholen. Er benahm sich so trotzig und anmaßend und wühlte unter seinen Landsleuten so offenkundig, daß Grützner ihm bedeutete, das Fest über könne er noch am Orte bleiben, darnach aber möchte er auf seine Rückreise Bedacht nehmen. „Was, rief dieser aus, will man selbst mich, das Königsblut, hier wegweisen?" Seine Anhänger erbebten, selbst der sonst so treue Jacob Makoëtle, in welchem der christliche Ernst mit seiner Nationalanhänglichkeit an den angestammten Fürsten einen schweren Kampf zu bestehen hatte, stutzte, und glaubte, gegen einen Mann wie Mpjane dürfe man doch nicht also vorgehen. Grützner fragte ihn: Soll der Hirt dem Wolf nicht wehren, der kommt, um ihm seine Schafe zu rauben? Jacob konnte nichts erwiedern und sprach sich wenigstens so aus, als sei er von der Nothwendigkeit der Handlungsweise Grützner's überzeugt.

Am 27. Mai war wieder eine Gesandtschaft von Dinkoanyanischen Leuten in Botshabelo. Grützner zeigte ihnen an, daß, da Dinkoanyane das Vieh unserer Leute zurückbehalten, wir unsererseits auch die 10 Mud Mais, die Dinkoanyane, und die 3 Mud, die Mpjane gebührten, als Gegenpfand zurückbehalten würden. Hierüber entstand wiederum eine große Aufregung. Jacob Makoëtle meinte, nun hätten

die Weggezogenen einen triftigen Grund zur Annahme, daß ihnen Unrecht geschehen sei, der demüthige Jan Maputle meinte, man dürfe doch, wenn jene Unrecht thäten, ihnen nicht mit Unrecht antworten. Indeß Grützner blieb fest, es dürfte der Anschauung der Bassuto, als habe Dinkoanyane das Häuptlingsrecht, seine zurückgebliebenen Unterthanen um Vieh zu strafen, auf keine Weise Vorschub geleistet werden. Die Frucht der Dinkoanyanischen Botschaften war die, daß von Zeit zu Zeit immer wieder eine Anzahl unserer Stationsbewohner ihm nachzog, so daß sich unsere Reihen erheblich lichteten.

Die Ruhe war nach Impjane's Weggang kaum ein wenig wiederhergestellt, als ein bedauerlicher Zwischenfall die ganze Station in neue Aufregung versetzte.

Die Transvaalregierung hatte große Anstrengungen gemacht, um das Land in Wehrhaftigkeit zu setzen. In der Delagoabai lagen vier Kanonen, eine Haubitze, eine Mitrailleuse schon seit Jahresfrist. Es war keine Möglichkeit, sie nach Lydenburg zu schaffen. Die Bürger der Republik erklärten, sie hätten nicht nöthig, sich über die Grenzen des Landes hinaus commandiren zu lassen. Ein Contrakt mit einem Weißen wird abgeschlossen, der für 2000 Lstr. die gedachten Stücke heraufbringen will. Der Weg geht durch die Tsetse-Fliege und durch Fieberland. Der betreffende Weiße stellt die Bedingung, ihm müßte die Zahl Dienstleute, die er bedarf, gestellt werden, er werde ihnen Tagelohn geben. Die Regierung commandirt die erforderliche Anzahl Schwarzer; auf unser Botshabelo fallen auch 16 Mann. Von den übrigen Kaffern denkt keiner daran, zu kommen; die Mukibeschen Nachbarn lachen über den Befehl. Unsere Missionare müssen dem Befehl um des Gewissens willen Folge leisten. Unsere Getauften weigern sich: „Kein anderer geht, warum sollen wir gehen? Warum sollen wir uns dem Fiebertode preisgeben?" Grützner stellt ihnen vor, wie ja jetzt die fieberfreien Monate seien, daß sie auch Bezahlung haben sollten, daß man doch der Regierung gehorsam sein müsse um des Gewissens willen. Eine Reihe der unangenehmsten Verhandlungen folgt, in welchen die Autorität des Missionars empfindlich auf das Spiel gesetzt wird. Endlich gelingt es den dringenden Bitten, Mahnungen und Vorstellungen Grützners, 16 Freiwillige aufzutreiben. Wie diese nach Nazareth kommen, sind die Ochsenwagen, die sie begleiten sollen, noch nicht zur Hand, und hernach ergiebt es sich, daß überhaupt so wenig Weiße erschienen sind mit Gefährte, daß nur acht Farbige zur Begleitung nöthig sind. Wiederum beginnt Grützners Noth, denn nun will keiner von den 16 derjenige sein, der sich zum Mitgehn versteht, weil ja die Zurückbleibenden eben so gut hätten gehen können. Endlich bringt mit großer Mühe Grützner die acht auf; sie gehen, mit dem Merenskyschen Fiebermittel versehen, in dem

Gefühl, als würden sie in den Tod geschickt; einer von ihnen, der sich weigerte, wurde von den Bauern sofort in das Gefängniß gesteckt. Schließlich ergab es sich, daß unsere Botshabeloschen die einzigen Schwarzen waren, die sich hatten willig finden lassen. Und als Grützner dem Bauernbefehlshaber dies vorhält, als Zeugniß dafür, wie doch mit Hülfe des Evangeliums selbst die Farbigen dienstbereit würden, erhält er eine Antwort, deren Sinn ungefähr war: „Ja, es ist zu sehen, wenn man gegen die Ochsen die Knute nur tüchtig gebraucht, dann gehen sie!" — Dies also ist das Bauernverständniß für die Macht des Worts, während ihre sämmtlichen Ochsenpeitschen in Summa nicht einen einzigen anderweitigen Kaffer zum Mitgehen nach Delagoa bewegt hatten, außer unsern durch die Macht des Gehorsams gegen Gottes Wort und die Bitte und den Einfluß unserer Missionare zum Gehen Bewogenen.

Am 12. August kamen sämmtliche unserer Leute gesund und wohl zurück — aber, ohne bezahlt worden zu sein. Der Bauernbefehlshaber Hr. Vorster hatte ausdrücklich versprochen, sie sollten bei ihrer Rückkehr in aller Form für immer entlassen werden, mit Bezahlung. Jetzt aber sagte der Unternehmer, sie müßten wieder und wieder gehen, und drohte, als sie sich weigerten, mit Schlägen und Gefängniß. Die Leute banden also am Abend die unter ihrer Obhut stehenden Ochsen fest und machten sich in der Nacht davon. Hierüber wurden sie aber wieder in Anklage gestellt, sie sollten sich wegen ihres „Weglaufens" verantworten; wäre nicht unser Bruder Winter ganz energisch für sie aufgetreten, so wären sie nun zur Zwangsarbeit verurtheilt. Bezahlung aber haben sie nicht erhalten.

Während die Bauern also nicht müde wurden, die Auswanderung unserer Stationsbewohner zu befördern, wurde Dinkoanyane nicht müde, durch falsche Vorspiegelungen die Zurückgebliebenen zu locken, und bediente sich dazu, wie wir leider hinzufügen müssen, bereits offenkundiger Lügen.

Da kam ein Umstand dazwischen, welcher Dinkoanyane wenigstens für den Augenblick zur Besinnung rief. Die neu entdeckten Goldfelder bei Lydenburg füllten sich so sehr mit weißen Goldgräbern, daß Dinkoanyane anfing, sich unsicher zu fühlen, und selbst sein Bruder Sekukuni den bereits mit Dinkoanyane besprochenen Plan einer Schilderhebung wider die Bauern aufgab.

Vielleicht war es eine Folge dieser Dinge, daß Dinkoanyane, der ohnehin mit den Seinen in seiner Höhle Hunger und Elend zu leiden hatte, am 6. December 1874 abermals einen Brief nach Botshabelo mit Freundschaftsversicherungen schickte. Grützner antwortete nicht schriftlich, sondern ließ ihm mündlich zurücksagen: „Der Worte sind nun genug gewechselt, nun laßt uns endlich Thaten sehen!"

Und siehe da, es folgte wirklich eine That, und zwar eine

sehr bedeutsame. Am 30. December sandte Dinkoanyane die vorenthaltenen 35 Haupt Vieh der Botshabeloer Leute zurück, und erfüllte damit thatsächlich die eine der drei ihm von uns gestellten Bedingungen zur Aussöhnung. Er ließ dazu sagen, er habe als Häuptling diejenigen seiner Unterthanen, die mit ihm hätten ziehen wollen, aber dann zurückgeblieben wären, um ihrer Wortbrüchigkeit willen durch Zurückhaltung ihres Viehes bestraft. Da er aber nun sehe, daß wir hingegen sein Korn zurückbehielten, so erkenne er, daß Krieg sei zwischen ihm und Botshabelo. Solchen Krieg wolle er aber nicht, sondern Frieden, deshalb sende er die 35 Stück Vieh zurück. Filip Mpelane antwortete ihm, die Zurückgabe des Viehes sei zwar gut, aber voller Frieden wäre doch noch nicht, so lange Dinkoanyane noch auf Bauerngrunde in direkter Auflehnung gegen die Bauern wohne. Mit solchen Leuten, die sich so gegen das bestehende Regiment setzten, könnten die Lehrer beim besten Willen nicht in vollständigem Frieden sich wissen.

Als nun im December v. J. wiederum einige Leute (unter ihnen Ngoana e mlofzia) zu Dinkoanyane ziehen zu wollen erkärten, aber noch etliche Monate bis zur Ernte zurückbleiben wollten, gestattete ihnen Grützner solches nicht, sondern gewährte nur 14 Tage Frist, damit die Abziehenden nicht noch die anderen Zurückbleibenden aufwiegelten. Dieser Ernst wirkte einen heilsamen Schrecken; denn die Gegner verbreiteten die Meinung, als hielte der Missionar die Getauften nur aus Eigennutz fest, und als könnten die Wegziehenden ihnen keinen größeren Possen spielen, als damit, daß, sie gingen. Nun wurde ihnen öffentlich erklärt, daß wer gehen wolle, sogleich gehen müsse, aber die geheime Maulwurfswühlerei nicht ferner geduldet werden solle.

Durch dies feste, energische Auftreten Grützner's war der Feind überwunden. Es folgte keiner mehr in die Secession, und die Uebriggebliebenen schaarten sich wieder fest, wie zuvor, um ihre Lehrer, die ihnen das Wort verkündigten.

Eine traurige Lücke war zu beklagen. Von den eigentlichen Bapedi waren 334 Seelen gezogen und nur 264 zurückgeblieben; aber doch waren von der gesammten Seelenzahl der Bevölkerung fast drei Viertheile treu geblieben; ein nicht gering zu veranschlagender Erfolg. Grützner sammelte diese Treuen zu neuem Gehorsam gegen das Wort Gottes und fleißiger Benutzung der Gnadenmittel; wo die alten nationalen Häuptlingsideen gegen die Autorität des Missionars von Einzelnen geltend gemacht werden sollten, wie z. B. bei der Gründung eines Armenvereins, da widersprachen die verständigen Häuptlinge selbst (Sefako, Seth), und die Unruhigen schwiegen. Daß die Wegzugsgedanken völlig aufgegeben waren, bekundete die Gemeinde dadurch, daß sie auf eigene Kosten einen gemeinsamen Viehweideplatz für 360 L. ankaufte. Auch

innerlich sammelte sich die Gemeinde und faßte den Beschluß, daß, da gerade nach der Entlassung aus der Schule die gefährlichsten Jahre für die heranwachsende Jugend eintreten, wo sie am sorgsamsten vor Zerstreuungen und Verführungen gehütet werden müssen, man ihnen nicht gestatten solle, in diesen drei Jahren unter den Bauern Dienste zu nehmen. Sie sollten dieselben unter der Obhut der Alten und Erfahrenen auf der Station selbst zubringen. So konnte denn Bruder Grützner dem aus Deutschland 1876 zurückkehrenden Bruder Merensky seine Gemeinde als eine solche übergeben, welche die Dinkoanyane'sche böse Zeit mit Gottes Hülfe innerlich überwunden und sich zu Gesetz, Ordnung und einfältiger Gottesfurcht wiederum zurecht gefunden hatte. Die Gemeinde selbst empfing Merensky mit vollem Jubel, und schaarte sich um ihn und den vielgeliebten jungen Bruder Winter mit alter und neuer Treue und Liebe und wandelt würdiglich des Evangelii. Als dann später der Krieg der Bauern gegen Sekukuni wirklich ausbrach, da stellte Botshabelo sein Contingent von Hülfstruppen, welche sich in dem Kriege musterhaft hielten.

Seitdem ist mitten im Kriege die Friedensarbeit wieder in Angriff genommen und die alten Botshabelo'schen schönen Gemeindezustände sind wiedergekehrt. Die Lücken der Fortgezogenen sind durch Neugetaufte wieder ausgefüllt, so daß im Jahre 1876 die Zahl der Getauften wiederum auf 1057 Seelen herangewachsen war, und wir, indem wir hier die Geschichte der Station Botshabelo abbrechen, schließen, indem wir aus den Tagebüchern der Missionare einen kurzen Bericht geben von dem seligen Heimgange eines treuen Gemeindegliedes, welches, in den ersten Zeiten auf Gerlachshoop erweckt, Treue gehalten hat bis an's Ende, und inmitten der bösen Prüfungszeiten aus der streitenden Gemeinde zu der ewigen abgerufen wurde.

---

46. Daniel Tsukudu, † 20. August 1875.

(Aus Grützner's Tagebuch.)

21. August 1875. In der letzten Nacht ist Daniel Tsukudu (spr. Tschukudu) nach langer Krankheit heimgerufen worden. Er litt an der Lungenschwindsucht. In den letzten Wochen war er schon recht schwach, aber immer getrost im Herrn; wiederholt sprach er es aus, daß er auf seinen Heimgang sich freue. Heute Morgen nun kommen Tubudi und Joseph Moéti und bringen Aufzeichnungen der letzten Reden des von ihnen hochgeachteten Heimgegangenen. Da sie ihnen so wichtig sind und selbige tiefen Eindruck auf sie gemacht haben, so mögen sie auch hier einen Platz finden. Ich bemerke nur noch vorher, daß ich den stillen einfachen Mann sehr

lieb hatte; er war einer der ersten von mir in Gerlachshoop vor ca. 13 Jahren Getauften und es hat dem Herrn gefallen, durch die von ihm in der Nacht überbrachte treue Warnung uns im Jahre 1863 vom sichern Tode zu retten (s. o. p. 118).

Er hat folgender Weise gesprochen: „Ich freute mich Gottes, als er Lehrer in unser Land schickte. Nur das betrübte mich, daß unsere Väter die Lehrer in Unaufrichtigkeit aufnahmen und nicht, um dadurch selig zu werden; sie wollten damit nur den Bauern zu Gefallen sein. Und als dann wir, ihre Kinder, Gottes Wort annahmen und lernten, wurden unsere Väter sehr aufgebracht und wollten uns tödten. Dann an einem Tage, es war ein Sonntag, bauten sie die große Mauer eines Viehkraals und alle gingen sofort zur Arbeit. Wir nur (die Gläubigen), ihre Kinder, gingen zur Kirche und nicht zur Arbeit. Hernach als wir von der Kirche heimkamen, rief man uns zusammen, weil man uns tödten wollte, und die jungen (heidnischen) Männer freuten sich auf's Höchste, daß sie das würden thun dürfen und wollten uns dort fassen. Aber Gott benahm ihnen die Macht zu solchem Thun. Ich weiß nicht, ob auch alle anderen Gläubigen auf ihren Tod gerechnet hatten, ich aber hatte entschieden mein Ende erwartet, denn jene wußten nicht, was sie thaten; doch der Herr half uns damals und daraus lernte ich vertrauen, daß er mir stets helfen würde in aller Noth. Ich fürchte weder Krankheit noch Tod, sondern traue ganz auf Gott. Ich weiß, auch Gott wird mich in Gnaden aufnehmen. Aber am meisten danke ich Gott um des Lehrers Grützner willen, da er es war, der mich den Weg lehrte, Gott zu erkennen; er hat auch mit uns die Leiden durchgemacht (im Jahre 1864). Und der Lehrer Nachtigal hat mir gesagt*): bleib nur fest in deinem Glaubenswege, bis du zu dem Herrn gelangst, bitte auch für uns dort, die wir noch hier auf Erden bleiben.

Um Euch (d. h. die von Botshabelo) ist mir bange, denn ihr seid nicht mehr, die ihr früher waret. Denn früher waret ihr eine Stadt Gottes, denn ihr hattet nichts zu thun mit dem heidnischen Wesen. Kam ein Heide hierher, so hatte er keine Ruhe, weder am Versammlungsorte noch in den Häusern: Männer oder Weiber sprachen mit ihm von Gottes Wort. Deshalb hatte solcher Mensch keine Freude daran, lange unter euch zu sein, sondern machte sich bald davon, oder aber er wurde selbst gläubig. Heute ist es nicht mehr so. Ein Heide, wenn er noch fern von unserer Stadt ist, hört er schon, wie laut es hier zugeht, so kommt er und nimmt gern auch seinerseits hieran Theil, er ist

---

*) Selbiger war die letzten Wochen hier und hat Tsukudu fleißig in seiner Krankheit besucht.

es ja so gewohnt. Deshalb bangt mir um euch, denn auch euren Kindern lehrt ihr nichts; ihr sagt: die werden in der Schule gelehrt. Deshalb wissen manche auf Befragen nichts zu antworten. Darum ist mir bange um euch."

Nun, diese Worte eines sterbenden Zeugen waren gesprochen nach und in einer Zeit schwerer Anfechtung und Heimsuchung der Gemeinde. Wir hoffen mit Bestimmtheit darauf, daß, wenn erst volle Ruhe eingetreten sein und das Evangelium seine Sauerteigskraft auch in der Botshabelo'schen Gemeinde wird wieder völlig bewährt haben, auch noch die Weissagung des Haggai sich an dieser Station erfüllen werde: „Die Herrlichkeit des letzten Tempels wird größer sein, als die des ersten gewesen war."

47. Die Station Lydenburg (spr. Leidenburg).

Das Dorf Lydenburg war, wie wir bereits oben berichtet haben, der erste Zufluchtsort, auf welchen hin unsere beim König Swazi 1860 abgewiesenen Brüder Merensky und Grützner ihre Schritte wandten. Sie fanden freundliche und gastliche Aufnahme bei dem reformirten Prediger des Ortes, Herrn van Heyningen, welcher sie bei der Eröffnung der Missionsthätigkeit unter den Bassuto mit Rath und That unterstützte, und wie wir oben gesehen, auch zu Maleo hin begleitete zur Anlegung unserer ersten Bassutostation. Da damals unsere Brüder öfters längere Zeit in Lydenburg wohnen mußten, wollten sie nicht unthätig bleiben und verwandten ihre Zeit theils zum Erlernen der Bassutosprache, theils zu einer Missionsthätigkeit unter den mancherlei farbigen Dienstleuten der Bauern. So war Lydenburg der eigentliche Ausgangspunkt unserer Missionsarbeit im Bassutolande und blieb auch noch Jahre lang ihr Stützpunkt, auf den sie bei einer etwaigen Vertreibung aus ihren Stationen zurückgreifen konnten. Deshalb suchte nicht nur Merensky 1864, sondern auch Nachtigal im Januar 1866, als er Sekukuni's Land verlassen mußte, in Lydenburg zunächst Unterkommen.

Mit Nachtigal zugleich, oder ihm bald folgend, zogen 53 Seelen, theils Getaufte, theils Katechumenen, aus Sekukuni's Volk, welchen das Wort vom Herrn Jesu so lieb geworden war, daß sie lieber ihr Vaterland, als die Speisung mit diesem Lebensbrod aufgeben wollten. Sie fanden auch ein nothdürftiges Unterkommen auf dem Grundstück eines Herrn Bührmann. Ob sie sich dort bleibend niederlassen sollten, und demnach Lydenburg in die Zahl unserer ordentlichen Stationen treten sollte, darüber waren die Brüder unschlüssig, zumal da ja in Botshabelo ein völlig



Lydenburg.



geeigneter Ort war, wohin die Heilsverlangenden aus Sekukuni's Lande sich flüchten konnten, und andererseits die größere Nähe des nöthigenfalls in einer starken Tagereise zu erreichenden Landes von Sekukuni für diese Station die große Gefahr, von dort überfallen zu werden, mit sich brachte.

So fand der Herausgeber die Sachlage, als er um die Mitte des Jahres 1867 den Ort besuchte. Eine eingehendere Prüfung erweckte in ihm bald die Ueberzeugung, daß Lydenburg einer der wichtigsten Orte im ganzen Transvaal zur Anlegung einer Station sei. Namentlich waren es drei verschiedene Interessen, die hier zusammen kamen. Zum ersten ist es als Dorf der Sammelpunkt einer größeren Anzahl sogenannter Orlamscher Kaffern, die, den verschiedensten Stämmen angehörend, wenn einmal für das Evangelium gewonnen, ein Salz für ihre Landsleute werden konnten, mit deren Missionirung auch alle unsere Missionsarbeit im Transvaal ihren Anfang genommen hatte; zum zweiten wohnt in nordöstlicher Richtung in einer leicht erreichbaren Nähe in den Felsklüften des Blydeflusses ein Kaffernstamm, die Mapulana, deren Sitze bis in das Bereich der Tsetsefliege hineinragen, die also am besten von Lydenburg aus in Angriff zu nehmen wären, und falls wir erst unter ihnen festen Fuß gefaßt hätten, die beste Gelegenheit darböten, das Evangelium auch unter die wilden Völkerschaften in denjenigen Gegenden zu tragen, welche durch Tsetse und Fieber sonst unerreichbar sind; und zum dritten bot die Nähe des Landes von Sekukuni doch auch manchen Vortheil dar, namentlich den, daß das Ausflüchten der Angeregten nach diesem Dorfe leicht ausführbar war, und daß zum andern auch es möglich war, von dem Dorf aus mit den Resten der vom Evangelio Angeregten in Sekukuni's Lande einen beständigen Verkehr und das Feuer im Glimmen zu erhalten, das Sekukuni's Wüthen vergeblich auszulöschen trachtete.

So beschloß denn der Herausgeber, in Gottes Namen die Station als ordentliche Station zu gründen, und da sich gerade eine treffliche Gelegenheit fand, daß ein Herr Jansen sein neuerbautes Haus mit Hofgebäuden, schönem Garten und vier dazu gehörigen Erben (Baustellen) für 75 Pfund Sterling verkaufen wollte, so schloß er den Kauf sofort ab und Lydenburg gehört seit dem zu unsern festen Stationen.

Die erste Zeit wurde zu dem Ausbau des Hauses verwandt, der am 4. September vollendet war; darnach wurde ein Gebäude zu einer Schule, 36' lang, errichtet, in welchem am 8. December der erste Gottesdienst gehalten und am 16. December der ordentliche Schulunterricht begonnen werden konnte. Anna und Jonas Pudumo, zwei sehr liebe getaufte Gemeindemitglieder, erboten sich, beim Schulunterricht unentgeltlich zu helfen, wofür die übrigen Gemeindeglieder dem letzteren seinen Acker bestellten. Die Un=

zuträglichkeiten indeß, die sich bei dem letztgenannten Dienst herausstellten, veranlaßten unsern Bruder Nachtigal, die Anordnung zu treffen, daß Jonas ein bestimmtes Gehalt bezöge. Der bescheidene Mann begnügte sich mit jährlich drei Pfund Sterling, etwa dem zwanzigsten Theil der Summe, welche in der Capcolonie sonst farbige Lehrer durchschnittlich zu beziehen pflegen. Er arbeitete mit aller Liebe, und erwarb dafür auch eine so allgemeine, ungetheilte Liebe von Seiten der Gemeinde, daß nicht leicht ein Kind getauft wurde, zu dem er nicht Pathe gestanden hätte.

Dafür hat er aber auch an der Schule und den Schülern seine ganze Freude erleben dürfen; denn solcher Lerneifer, wie er diese kleine Schaar in den ersten Jahren beseelte, dürfte wohl kaum je in einer Schule gefunden worden sein. Als bei siebenstündigem täglichen Schulunterricht Bruder Nachtigal in der Mittagszeit die Geförderten zu einer Art Selekta sammeln wollte, in welcher dieselben noch besonderen Schreibunterricht erhalten sollten, und zu diesem Unterricht die Freiwilligen aufrief, in seine Wohnung zu kommen, da war er nicht wenig in Verlegenheit, als zur Mittagszeit ziemlich die ganze Schülerzahl sich bei ihm einfand. Und als späterhin einmal zur Herstellung einer Rasenmauer Jung und Alt für zwei Tage zusammenberufen wurden, da wollten die Kleinen es gar nicht recht annehmen, daß sie zwei ganze Tage lang ihre liebe Schule entbehren sollten, und kamen endlich auf den Gedanken, wenn sich nun alle, Jung und Alt, sich recht eifrig heranmachten, die Arbeit in einem Tage zu thun, dann könnten sie wenigstens doch gleich am folgenden Tage zur Schule kommen. Gedacht gethan, das kleine Volk treibt das große Volk an, es wird gearbeitet, ohne Säumen, wie sonst kein Mossuto arbeitet, bis in die Nacht hinein. Mit zerschlagenen Gliedern kehren die Alten heim, und brauchen den folgenden Tag, um einigermaßen von der großen Anstrengung sich zu erholen, das junge Volk aber steht frisch und munter zu gewohnter Zeit vor dem Schulhaus, fröhlich, daß sie doch nun schon wieder ihre liebe Schule haben könnten. Und die Kinder der Ingeboekten machten keinen Unterschied von denen der Nationalkaffern; alle beseelte ein gleicher Eifer. — Ob derselbe freilich bis jetzt durchgehalten hat, das habe ich nicht gehört. Die Lebensgeschichte dieses lieben Schulmeisters, der schon als Heide durch seine Liebenswürdigkeit sich ausgezeichnet hat, ist in den Missionsberichten 1868 p. 235 f. mitgetheilt.

Schwieriger als in der Schule ließen sich in der Gemeinde die entgegengesetzten Elemente, aus denen sie zusammengesetzt ist, in eine Einheit verschmelzen. Die unter den Bauern groß gewordenen Dienstkaffern sind ein schwer zu behandelndes Material. Weil sie insgemein unter harter Behandlung aufgewachsen sind, von ihren Herren kaum als Menschen angesehen, vielfach gemißhandelt, zu kei-

nem anderen Zweck, als ihre Arbeitskraft auszunutzen, erzogen, so haben sich unter ihnen besondere Sünden, namentlich die Verlogenheit, die Unzucht, die Unehrlichkeit und die Klatschsucht bis zu einem solchen Grade entwickelt, daß sie fast schwerer auszurotten sind, als die Ursünden der rohen Heiden, die aus ihrer nationalen Freiheit in Sekukuni's Lande herübergekommen waren. Dabei drängen sie sich nicht selten aus bloßem Ehrgeiz zum Taufunterricht, um als Getaufte doch auch dem weißen baas in gewisser Hinsicht gleich zu stehen, mit ihm zusammen in der Kirche zu sein und wohl gar das heilige Abendmahl feiern zu können, obgleich sich zu letzterem ein richtiger holländischer Bauer nicht so leicht verstehen wird. Sind erst eine Anzahl von ihnen getauft, so wollen die Uebrigen schon Schande halber nicht zurückbleiben, und weil unsere Missionare grundsätzlich Niemand taufen, an dem nicht deutliche Spuren von der begonnenen Arbeit des heiligen Geistes an seinem Herzen erkennbar sind, so suchen sie sich nach Kräften in fromme Gefühle hinein zu versetzen, und — abgesehen von solchen, die diese Gefühle geradezu heucheln — erweisen sich auch diejenigen, die gut angefangen hatten, nicht selten als wankelmüthig und unzuverlässig, so daß sie sowohl während des Taufunterrichts als auch nach empfangener Taufe nicht selten in Kirchenzucht genommen werden müssen, wie hiervon die unglückliche Malate (Missionsbricht 1872, 16) ein trauriges Beispiel abgiebt. Um so erfreulicher aber ist es, daß auch selbst aus diesen unglücklichen Orlamschen eine ganze respektable Zahl hervorgegangen ist von solchen, die ihr Bekenntniß mit einem Wandel in der Furcht Gottes zieren.

Der aus Sekukuni's Lande gekommene größere Theil der Gemeinde brachte die Erinnerungen an die um des Worts willen in ihrem Heimathlande erduldeten Leiden mit, und das Wort ging darum bei ihnen mehr in die Tiefe, obgleich auch unter ihnen etliche schwache und charakterlose sich fanden, die nach etlicher Zeit sich in das Land ihrer Väter zurücksehnten; aber insgemein mußte selbst unter diesen National-Heiden Bruder Nachtigal vielfach über Undank und Arbeitsscheu klagen. Nach Gottes Wort hatten sie dagegen starken Hunger und versammelten sich außer den sonntäglichen und Wochengottesdiensten noch alle Freitage und Sonntage bei dem alten lieben Jonas Pudumo zu besonderen Gebetsversammlungen. Hervorragende Gestalten unter ihnen waren außer Jonas, namentlich Andries Moloi und Martha, die Frau des Nicodemus, welche letztere dem Bruder Düring von einer anderen Getauften als die Heldin der Frauen bezeichnet wurde, die in den größten Bedrängnissen der Verfolgungszeit nie den Kopf habe hängen lassen, sondern allzeit fröhlich im Herrn die übrigen aufgemuntert habe, und der nichts zu schwer vorgekommen sei. Düring selbst bezeichnet sie im Jahre 1870 als die hervorragendste unter allen glän-

digen Bassutofrauen, die er bis dahin habe kennen gelernt, reich und klar in der Erkenntniß, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck.*) Von ihrer Schwiegermutter Ruth und deren Nachkommen haben wir oben specieller schon berichtet. Wir fügen hier nur die Worte hinzu, die sie einmal zu Bruder Düring sprach: „Sie denke immer an Gott; vor der Taufe hätte sie immer gedacht, wenn sie doch erst sein Kind geworden wäre! nun da sie getauft sei, denke sie daran, daß sie nun sein Kind sei, denn nun werde sie doch auch einst angenommen werden von Ihm, wenn sie stürbe." Daß dies bei der alten Frau nicht blos Worte waren, hat sie mit ihrem ganzen Wandel bewiesen, im Leben und im Sterben.

Bruder Nachtigal, dessen Gesundheit ebenso wankend war, wie die des treuen Jonas Pudumo, vermochte nicht lange die ganze Last der wachsenden Station allein zu tragen, namentlich seitdem ihm am 17. März 1869 sein treues Weib durch den Tod entrissen wurde, die ihm die Sorge für die Pflege eines kleinen Töchterleins hinterließ. Ihm wurde daher seit dem Beginn dieses Jahres Bruder Trümpelmann zur Seite gegeben, welchem, als er in Makchabeng eine eigene Station anlegte, gegen Ende des Jahres Bruder Düring folgte. Am 9. Mai des folgenden Jahres war Bruder Nachtigal genöthigt nach Deutschland zurückzukehren, um die Herstellung seiner gebrochenen Gesundheit zu suchen. Ihn vertrat während seiner Abwesenheit Bruder Düring. Nach seiner Rückkehr (1. Febr. 1872) versuchte Bruder Nachtigal, welcher eine zweite liebe Gehülfin als Ehefrau aus Deutschland mitgebracht hatte, seine Arbeit wieder allein zu versehen, und Bruder Düring konnte deshalb nach Botshabelo zurückversetzt werden. Bald aber erwies es sich, daß Bruder Nachtigal's alte Schwäche wiederkehrte und ein aus Deutschland gekommener junger Bruder Leesch erbot sich, ihm das Netz ziehen zu helfen. Dieser mehr als gewöhnlich begabte, allseitig vielgeliebte Bruder aber ließ sich leider durch einen deutschen Reisenden verleiten, ihn in einem der Fiebermonate von Lydenburg nach der Delagoabai zu begleiten. Er glaubte, diese Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntniß von Land und Leuten benutzen zu müssen, mußte aber seinen Eifer mit dem Leben bezahlen. Er starb am 18. April 1872 auf der Rückreise von der Delagoabai am Klimafieber, schmerzlichst betrauert von allen, die ihm in seinem Leben näher getreten waren. (s. Missionsberichte 1872 p. 253 2c.)

Nach dem Heimgange von Bruder Leesch sah sich Bruder Nachtigal, abermals vereinsamt, seiner großen Aufgabe kaum noch gewachsen, und mußte an den ihm 1873 zur Hülfe gesandten Bruder Düring die Vorsteherschaft abgeben. Er selbst versuchte die ihm

*) Näheres aus ihrem Leben s. Lebensbilder p. 233 2c., 237 2c.

noch übrig gebliebenen Kräfte nach bestem Vermögen im Dienst der Mission zu verwerthen, bis er im Jahre 1875 seine Emeritirung nachsuchte und erhielt. Er schlug seinen Wohnsitz auf einem ihm gehörenden, in unmittelbarer Nachbarschaft unseres neuerworbenen Stationsgrundes gelegenen Bauerhofe auf, von wo aus er noch manchen Hülfsdienst leisten konnte. Düring verwaltete die Station bis ins Jahr 1875, wo er durch den Bruder Bauling abgelöst wurde. Letzterer traf am 17. December 1875 auf der Station ein.

Unter der ernsten, treuen Arbeit aller dieser gedachten Brüder wuchs und gedieh die neue Station sichtlich von Jahr zu Jahr. Schon im Jahre 1867 konnten fünf Erwachsene und drei Kinder getauft werden, und unter den 13 erwachsenen Getauften des Jahres 1868 befanden sich die ersten fünf Ingebukte. Im Jahre 1869 stieg die Zahl der Getauften auf 84, während 39 Erwachsene im Taufunterricht verblieben und 57 Kinder die Schule besuchten. Die höchste Zahl der Getauften wurde im Jahre 1874 im Juli erreicht; sie betrug 198 Seelen. Von der Zeit ab datirt sich durch die Secession des Dinkoanyane und den daran sich anschließenden Krieg der Bauern mit Sekukuni ein Rückschritt, der unter Gottes Leiten nur vorübergehend sein wird. Doch ist schon jetzt zu berichten, daß die Zahl der Ingebukten-Getauften am Ende des Jahres 1876 die der zum größten Theil zu Dinkoanyane und in Sekukuni's Land zurückgekehrten National-Getauften bereits bedeutend überragte.

In ihrem äußerlichen Bestehen hat die Gemeinde seither ebenfalls eine gründliche Umwandlung erfahren.

Obgleich Bruder Nachtigal sich der allgemeinen Gunst der Bauernbevölkerung des Orts erfreute, und auch der farbigen Gemeinde das Zeugniß nicht versagt wurde, daß sie an Arbeitsamkeit und Gesittung vor den übrigen Schwarzen in sehr sichtlicher Weise hervorragten, so war es doch einmal Gesetz in der Transvaalrepublik, daß größere Complexe von Farbigen nicht in einem von Weißen bewohnten Dorf (Stadt) bei einander wohnen durften, und Bruder Nachtigal mußte darauf Bedacht nehmen, in der Nähe des Dorfes einen passenden Platz für sie zur Ansiedelung zu erwerben. Er kaufte also, als die Seelenzahl seiner Gemeinde nahezu an Hundert herangewachsen war, im Jahre 1870 ein ¾ Stunden vom Dorfe gelegenes Stück Land, um dorthin die Station zu verlegen.

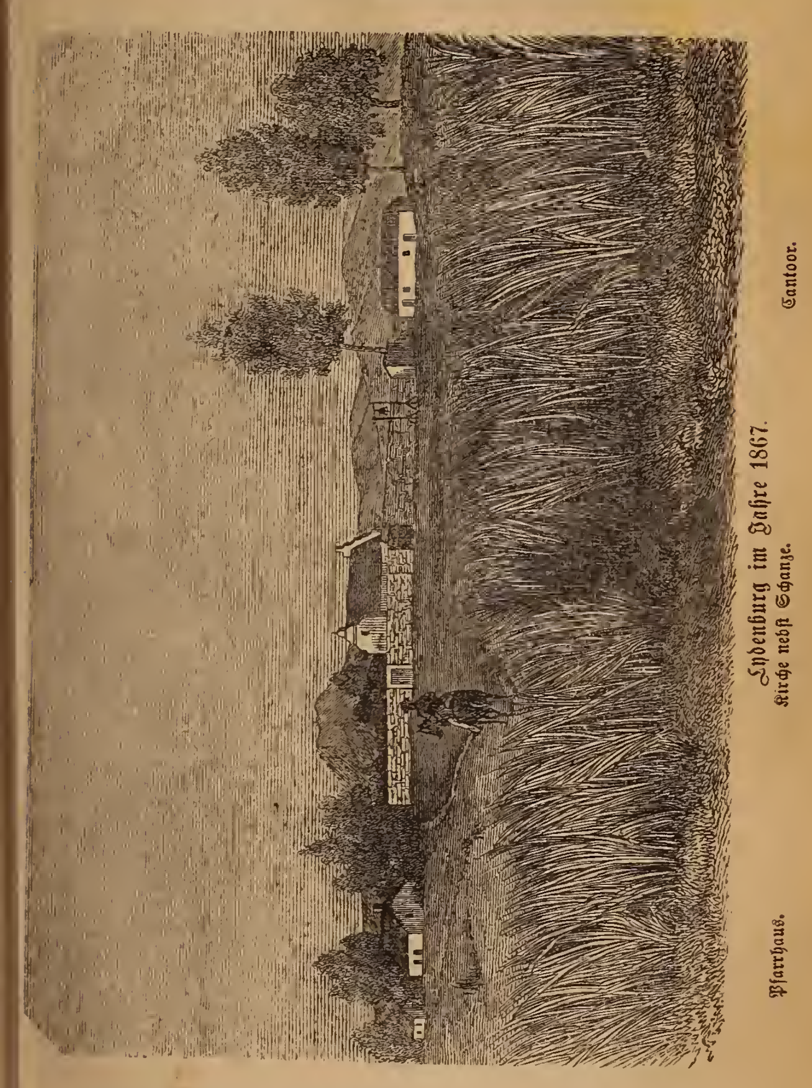
Die ersten Auszügler waren bereits dorthin verzogen und hatten ihre Gärten dort bearbeitet, als ein unerwartetes Ereigniß den ganzen Plan vereitelte.

Ein vertriebener Bruder des verstorbenen Königs Um-Swaz, von den Bauern Berlin genannt, hatte vom Zulukönig Panda ein Commando erhalten, um in das Land der Swazi einen Raub- und Mordzug zu unternehmen. Als ein gewisser, an der Grenze wohnender Bauer des Distrikts Lydenburg hiervon hörte, mochte er es für geeignete Zeit erachten, auch einen Antheil an der Beute zu erhalten. Er sandte also geheime Botschaft an Sekukuni, den erbitterten Erbfeind der Swazi, derselbe möchte von der anderen Seite her auch einen Raubeinfall unternehmen. Sekukuni schickte das Commando unter Anführung des Untercapitän Umsutu, eines geflüchteten Swazi, der bei ihm Aufnahme gefunden hatte. Umsutu kam, legte mehrere Kraale in Asche, raubte 300 Stück Vieh, 50 Weiber und viele Kinder, und übernachtete mit seinem Raube auf der Rückkehr bei dem gedachten Bauer, der davon an die Obrigkeit keine Anzeige machte. Die Swazi hatten inzwischen den Raubzug des Berlin siegreich zurückgeschlagen und machten sich an die Verfolgung der Sekukunischen. Es waren in deren Reihen mehrere Dienstkaffern der Bauern, unter anderen namentlich Tiane, ein Dienstkaffer des Bauern Dirk Coetzee, erkannt worden.

Mit Recht erbittert über die Treulosigkeit jenes vorher erwähnten Bauern, schickte Tandile, die Königin, Wittwe des verstorbenen Swaz, Botschaft nach Lydenburg, um Genugthuung dafür zu verlangen, daß durch Mitwirkung der Bauern das Commando Sekukuni's in ihr Land gekommen sei, da sie doch im Bündniß mit den Bauern ständen. Wenn sie jetzt nicht einen gemeinsamen Kriegszug mit ihnen gegen Sekukuni unternähmen, würden sie sie fortan für Feinde ansehen. Da die von den Bauern gegebene Versicherung, jener Zug sei durchaus ohne ihr Zuthun unternommen worden, den Swazi nicht genügte, schickte die Königin Tandile am 25. August 1870 einen Trupp von 218 Mann Bewaffneter, um die Auslieferung des Tiane zu erzwingen.

Die Regierungsbeamten der Bauern begaben sich in das Cantoor (Regierungsgebäude), die sechs Swazicapitäne mit ihnen; die Commandokaffern lagerten in der Nähe. Die Untersuchung, ob Tiane schuldig sei, ergab kein klares Resultat; der Commandant der Bauern erklärte daher, sie würden die Sache weiter untersuchen, und den Schuldigen nach ihren Gesetzen bestrafen. Bei diesem Spruch sprangen die Swazicapitäne auf, erklärten, die Schuld Tiane's sei erwiesen genug, eilten hinaus, und im Nu war das Regierungsgebäude von bewaffneten Swazi umzingelt, so daß den Bauern nichts übrig blieb, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Der Commandant forderte die Capitäne auf, entwaffnen zu lassen, und nachdem dies geschehen, wurde der unglückliche Tiane den Swazi ausgeliefert, damit seine Sache vor deren Gericht untersucht werden möge, doch mit dem Beding, daß

er ihnen unversehrt wieder abgeliefert werden müsse; eine Acta wurde aufgesetzt, daß, falls dem Tiane irgend ein Leid geschähe, dies als ein Treubruch der Swazi erachtet werden solle.



Lydenburg im Jahre 1867.

Kaum hatten die Wütheriche den Tiane in ihren Händen, so begannen sie in wilden Sprüngen mit furchtbarem Gebrüll um ihn her zu tanzen, entrissen ihm seine Kleider und trieben ihn mit heftigen Püffen und Stößen vor sich her. Sie nahmen ihren Weg

zu dem Bauer Dirk Coetzee, um dort Tiane's Gut, d. h. seine Weiber und Kinder, zu holen. Dieser aber hatte sich in Bereitschaft gesetzt, die Tobenden mit Kugeln zu empfangen, so daß sie zurückprallten. Er bot ihnen 14 Stück Vieh und ein Pferd für Tiane; sie schlugen dies aber aus und ermordeten Tiane nebst noch einem andern Mann aus Sekukuni's Volk eine halbe Stunde vom Platz. Die Bauern waren zu schwach, diesen offenen Friedensbruch an den Swazi zu rächen.

Nun aber sandte Sekukuni von der anderen Seite und beschuldigte die Bauern, daß sie den Swazi geholfen hätten, seine Leute zu ermorden, erklärte, sie hätten den Bund mit ihm gebrochen und verlangte als Zeichen ihrer Treue, daß sie mit ihm gegen die Swazi kämpfen sollten.

Da nun das für unsere Station erkaufte Stück Land gerade auf dem Wege liegt, auf dem die Commandos des Sekukuni und die der Swazi zogen, so kamen unsere Stationsleute in eine schwierige Lage. Die Swazi hielten sie für Feinde, weil sie geborene Unterthanen Sekukuni's waren, und Sekukuni hielt sie für Feinde, weil sie aus seinem Lande geflüchtet seien, und hätte ohnehin auf die große Entfernung hin sie vor einem Mordüberfall der Swazi nicht schützen können. Da nun von Seiten der letzteren gar Drohworte fielen, es werde nächstens ein Commando Swazi kommen um sie auszurotten, denn sie seien es, die den Sekukuni allzeit von den gegen ihn beabsichtigten Commando's der Swazi unterrichteten, da war kein Haltens mehr. Die bereits auf unser neues Land gezogenen Stationsbewohner packten eilends ihre Sachen auf, und kehrten in das Dorf Lydenburg zurück. Merensky erwirkte für sie die außerordentliche Erlaubniß des uitvoerenden Raads in Pretoria, daß sie unter diesen Umständen einstweilen auf dem Dorf verbleiben dürften.

Aber damit war die Sache nicht abgemacht. Auf dem Dorfe waren zwei Partheien der Bauern; die eine derer, welche namentlich von der ärztlichen Kunst des Missionars Vortheil gezogen hatten, begünstigte sein Bleiben auf dem Dorfe, die übrigen, entschiedene Feinde des Missionswerkes, beschlossen, die Zurückgekehrten mit Gewalt zu vertreiben. Bruder Düring erfuhr zu rechter Zeit das geschmiedete Complot, und schickte an dem Tage sämmtliche Stationsleute in die auswärtigen Gärten, weil, wenn kein Kaffer da war, auch keiner ausgetrieben werden konnte, und eine Wiederholung des einmal vereitelten Attentats bei der bekannten Schlaffheit der Bauern nicht leicht zu befürchten stand. Die List gelang vollkommen, unsere Leute konnten auf dem Dorfe ruhig weiter wohnen.

Aber die Gefahr kehrte schon im folgenden Jahre wieder, als das oben (p. 298) erwähnte Contractgesetz erlassen wurde, welches ja

jedes Zusammenwohnen einer größeren Zahl von Schwarzen unmöglich machte. Unsere Gegner unter den Bauern glaubten gewonnen Spiel zu haben, die Verschiebungsfrist, welche von freundlichen Beamten gewährt wurde, war auf die Dauer unhaltbar. Aber diesmal half die Rückkehr Nachtigals aus Deutschland. Seine alten Freunde vereinigten in der Freude des Wiedersehens fast die ganze Bewohnerschaft des Dorfes zu einer Gesammtpetition an das Gouvernement, daß man das Contractgesetz auf die Lydenburger farbige Gemeinde doch nicht anwenden möge. Zur Charakteristik der dortigen Verhältnisse theilen wir die von ihnen verfaßte Eingabe hier wörtlich mit.

Lydenburg, den 18. Februar 1872.

Dem Hochedelachtbaren Volksrathe der südafrikanischen Republick zu Pretoria.

Hochedle achtbare Herren! Wir unterzeichnete Einwohner des Dorfes Lydenburg und Umgebung nehmen uns hiermit die Freiheit, Ew. Hochedle Achtbare ehrerbietig zu ersuchen, den Kaffern, die zur Station Sr. Hochehrwürden des Herrn Nachtigal gehören, zu erlauben, daß sie fernerhin auf dem Dorfe wohnen bleiben dürfen. Die Gründe zu diesem Gesuche sind folgende:

1. daß wir dadurch auch den Hochehrwürdigen Herrn Nachtigal in unserer Mitte behalten würden, auf dessen Anwesenheit unter uns wir alle hohen Preis stellen, da Se. Hochverehrten in jeder Hinsicht ein musterhafter und vorzüglicher Mensch, und von allen geliebt und geachtet ist und wir so Jemand nicht gern aus unserm Kreise würden scheiden sehen;

2. daß wir dadurch auch der großen und vielfachen Dienste vergewissert seien würden, die der Hochehrwürdige Herr Nachtigal als Heilkundiger an uns beweist. — Dienste, die uns um so mehr unschätzbar sind, durch die Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit, womit sie verrichtet werden — und außerdem weil wir durchaus hier Niemand haben, der in dem Maße gründlich in der Heilkunde bewandert ist, als wie der Hochwürdige Herr Nachtigal;

3. daß, gleichwie zu Pretoria der Wunsch bestand, solche Männer auf dem Dorfe zu behalten, es in Lydenburg in noch viel höherem Grade für wünschenswerth, ja nothwendig erachtet wird;

4. daß die Kaffern der Station, die sehr wenig an Zahl sind, und jetzt bereits in einem mehr oder weniger abgelegenen Theile des Dorfes wohnen, uns nie einige Störung oder Verdruß bereitet haben, sondern im Gegentheil sich auszeichnen durch ein ruhiges, friedsames und höfliches Verhalten — und das Verlegen der Station auch unvermeidlich den Weggang des Hochehrwürdigen Herrn Nachtigal zur Folge haben würde. — In der Hoffnung,

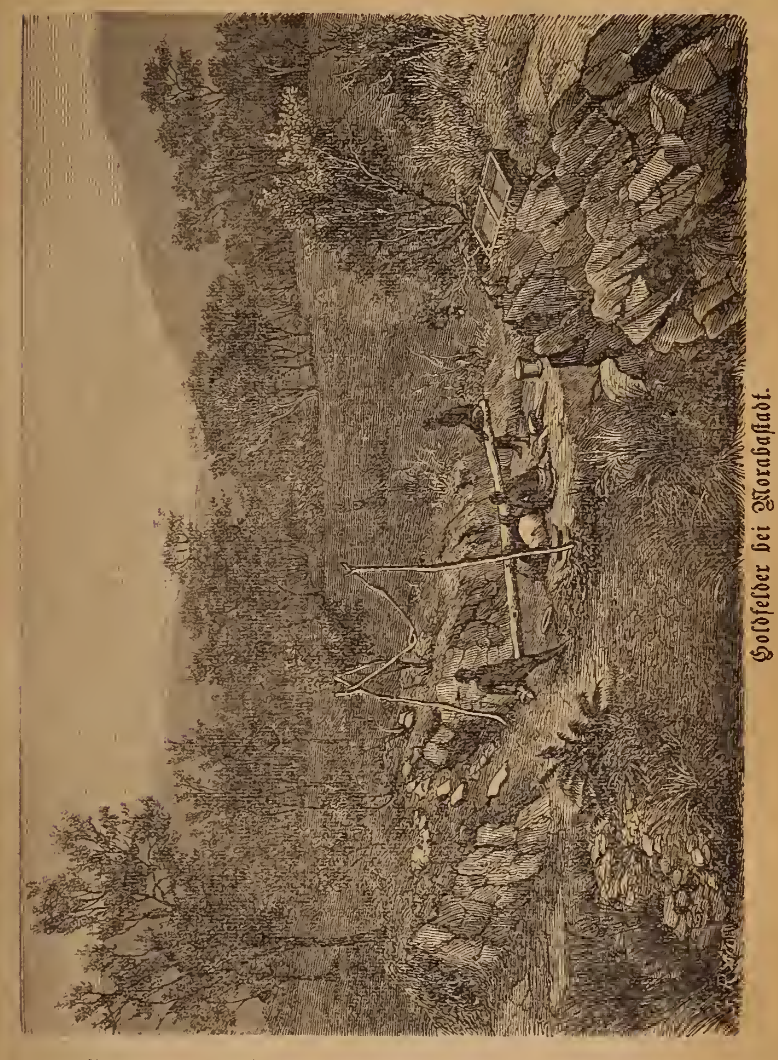
daß Ew. Hochedle Achtbare unser ernstliches und dringendes Gesuch in geneigte Ueberlegung nehmen werden, und dadurch die Genehmigung ertheilt werde, haben wir die Ehre uns mit schuldiger Ehrerbietung zu nennen Hochedel Achtbare Herren Ew. Hochedelen Achtbare Diener. (Folgen die Unterschriften.)

Dadurch, daß der Volksrath diese Eingabe bewilligte, wurde unserer Station noch einmal die Möglichkeit, auf dem Dorfe zu bleiben, verschafft.

Bald darauf trat indeß ein Ereigniß ein, welches in unseren Brüdern selbst den Wunsch erwecken mußte, mit der gesammelten Gemeinde baldmöglichst den Platz zu verlassen, nämlich die Entdeckung der Goldfelder in der Nähe von Morabastadt und Lydenburg. Diese zogen eine solche Masse Einwandernder und Händler und durchziehender Weißer nach sich, daß nicht nur auf dem Dorfe Lydenburg die Preise aller Bedürfnisse um das Doppelte und Dreifache stiegen, sondern auch eine solche Menge von Unsittlichkeiten begangen wurden, daß es die dringendste Pflicht für unsere Brüder wurde, die neugetauften Christen, die ja nur zu leicht in die überhandnehmende Gewinnsucht und Lasterhaftigkeit hinein verführt werden konnten, außerhalb des Bereichs dieser schädlichen Einflüsse zu placiren.

Bruder Nachtigal kaufte deshalb den etwa eine Meile von Lydenburg gelegenen Badenhorst'schen Bauernplatz an, und begann, da bei der gegenwärtigen Bevölkerung des Landes durch die Goldgräber ein Ueberfall der Swazi nicht zu befürchten war, die Uebersiedelung nach dem neuen Platz im December 1873. Die mit diesem Unternehmen verbundenen Anstrengungen wurden die Veranlassung dazu, daß Bruder Düring von Botshabelo aus dem durchaus erschöpften Bruder zu Hülfe gesandt wurde. Er traf ihn bereits so erschöpft, daß er die selbständige Verwaltung der Station sofort übernehmen mußte. Er selbst richtete sich, während die Gemeinde den Umzug bewerkstelligte, einstweilen noch auf Lydenburg ein, damit er hier den Verkauf unserer entbehrlichen Wohnlichkeiten und Liegenschaften auf dem Dorf bewirken könne, von deren Erlös die Kaufsumme für den neuen Bauernplatz (300 L.) und die ersten Anlegungskosten für die neuen Stationsgebäude bestritten werden sollten. Er konnte dies bei der jetzt lebhafter gewordenen Nachfrage glücklich vollenden. Für uns verblieb nur das Erbe mit unserem Kirchen- und Schulgebäude zur Benutzung für die eigentliche Dorfgemeinde unserer Ingeboelten, die jetzt als Außenstation mit einem alle 14 Tage abzuhaltenden Sonntagsgottesdienst von unserer neuen Station aus verwaltet wurde. Auf dies neue Land folgte Bruder Düring der Gemeinde am 9. Mai 1874, und erbaute zunächst ein Wohnhaus, Hofgebäude und einen Packraum. Eine Wasserleitung von 1000 Schritt wurde zur Bewässerung der neuangelegten Gärten ausgehoben. Darnach wurde ein neues

Kirchen- und Schulgebäude aufgeführt, in welchem am ersten Sonntag nach Epiphanias von Bruder Düring der erste Gottesdienst gehalten werden kounte.



Goldfelder bei Morabastadt.

Welche neuen Gefahren und Erschütterungen der Gemeinde durch die nahe wohnenden Leute des Dinkoanyane erwuchsen, das werden wir in Capitel 51 ausführlich darlegen.

48. Aus dem inneren Leben der Gemeinde in Lydenburg.

Wenn gleich kein Verständiger erwarten wird, daß ein in Lüge und Unzucht verbrachtes Leben, wie das eines Ingebukten, und das unter der Zauberei und dem Fleischesdienst und dem Willkürregiment eines heidnischen Tyrannen verbrachte Leben eines National-Heiden mit einem Schlage in ein völlig reines, heiliges Christenleben umgewandelt werden könne, — wenn also das wiederholte Auftauchen und die Anfechtungen des alten Lebens auch in den Getauften leicht erklärlich sein würden, so müssen wir doch zu der Ehre des Herrn berichten, daß der Kampf des Geistes wider das Fleisch in unseren Neugetauften auf Lydenburg mit einer Energie geführt wird, wie man derselben in der alten Christenheit selten begegnet. Nicht nur, daß einzelne der hervorragenden Glieder, wie Jonas und Martha auch absolut gemessen, einen viel höheren Grad der Heiligung des inneren Wandels aufzuweisen haben, als die meisten auch der erweckten Christen in der alten Christenheit, sondern im Allgemeinen giebt der Geist der ganzen Gemeinde das Zeugniß davon, daß man wenigstens gewillt ist, nichts vom alten Fleisch in der Gemeinde zu dulden, und daß, wo dasselbe sich wieder zeigen will, man ihm mit allem Ernst der Gottesfurcht und der heiligen Zucht entgegentritt, und daß andererseits man in der Gnadengabe des Worts und Sakraments und in der Gemeinschaft des Herrn Jesu seinen höchsten Schatz sucht, und kein anderes Lebensziel kennt, als ein seliges Abscheiden in Christo.

Daß man einen Unterschied machen könne zwischen der Bibel und dem in ihr enthaltenen Gottes Wort, erscheint ihnen kaum erfaßlich. „Wie ist es möglich," sprach Jonas, als ihm dergleichen vorgehalten wurde, „wie ist es möglich, daß Leute so etwas sagen können! Wenn Jemandem ein großes Haus mit allem was darin ist gehört, und ein Anderer wollte ins Haus hineingehen und sagen, diese kleinen Gegenstände gehören nicht dem Besitzer des Hauses an, weil sie nicht so groß sind, wie die anderen, so würde sich Jedermann über die Ungereimtheit solcher Worte wundern. Wie kommen nun die Leute dazu, zu sagen, die und die Aussprüche der heiligen Schrift sind nicht Gottes Wort!"

Daß ein Christ sich nicht der Welt gleich stellen darf, gilt den Neugetauften als selbstverständlich. „Warum tanzt ihr denn nicht und schweigt?" fragte Einer dem Andries Moloi, als alle Farbigen den Neujahrstag in gewohnter Weise mit Singen und Tanzen feierten. „Warum sollen wir denn tanzen?" lautete die einfache und schlagende Antwort des Christen. Jonas meinte dazu: „Neujahr ist der Anfang einer langen irdischen Zeit, darum

ist es ein Festtag der Irdischgesinnten. Der Sonntag ist aber der Tag des Herrn, daher ein Tag der Himmlischgesinnten." Am Tage nach dem Fest aber fragte ein Christ einen Heiden: „Was habt ihr nun vom Tanzen gehabt?" — „Wir haben Freude gehabt, und sind lustig gewesen!" — „Und was habt ihr nun voraus vor uns, die wir nicht getanzt haben?" — Die Antwort blieb der Heide schuldig. Einer der getauften Ingebukten aber, der sich hatte hinreißen lassen, um des Gewinnes willen zum Tanzen aufzuspielen, wurde von solcher Reue erfaßt, daß er gleich am andern Tage hinging und die Geige verkaufte. „Hätte ich sie noch," fügte er hinzu, „würde ich sie lieber an einem Stein zerschlagen, als mich wieder zu Spiel und Tanz verleiten lassen!"

Die Katechumenen müssen eine ziemlich lange Probezeit bestehen, bevor man sie zur Taufe zuläßt. Hält der Missionar sie für reif, so läßt er sie keineswegs sofort zu, sondern fordert zunächst die Gemeindeglieder auf, ihr Urtheil abzugeben. Denn die Leute kennen sich untereinander weit genauer, und der Missionar wird wohl durch fromme Redensarten hintergangen. Hat er auf Grund des abmahnenden Urtheils der Gemeindeglieder einen zurückgestellt, so giebt es sich in den meisten Fällen sehr bald kund, daß das Urtheil der Christen richtig gewesen war.

Von einer solchen Gemeindeversammlung, in welcher über die zu taufenden Katechumenen berathen wurde, giebt uns Bruder Nachtigal einen speziellen Bericht. Derselbe gewährt uns einen Einblick in den Maßstab, den sie anzulegen pflegen. Wir geben ihn daher hier mit Nachtigals eigenen Worten. Die Urtheile lauteten:

1., über Noachs Mutter Mampatse: (Martha:) Sie will gern getauft werden und sagt: Wenn ich bete, so bete ich mit Schmerz, denn ich weiß wohl, daß der Herr mich bald rufen wird, aber ich weiß nicht, wohin ich dann kommen werde. (Jonas:) Ihr Herz gleicht dem eines Menschen, der kommt; sie liebt und sucht Gott, nur ist ihre Erkenntniß sehr gering, aber sie ist alt und abgelebt, und wir wissen nicht, wie lange sie noch leben wird, und es könnte, wenn mit der Taufe noch gezögert würde, geschehen, daß sie ungetauft stürbe. (Dorkas:) Wir sehen, daß sie Gott liebt und zu Ihm betet, sie möchte gern das sein, was ihre Kinder sind, um einst dahin zu kommen, wohin auch sie kommen werden. (Noach:) Meine Mutter sagt: Als ich noch im Pedilande war, habe ich dem Lehrer gesagt (es war am 24. December 1865), daß ich den Herrn suche und getauft sein möchte, jetzt bin ich hier, wann wird mich nun der Lehrer aufnehmen? Daran siehst du, Lehrer, daß meine Mutter nicht lediglich unsertwillen sich nach hier her gesehnet hat. (Jonas:) Ich habe mit der Mutter gesprochen, gleich wie du Mynheer mir gesagt hast, um zu erforschen, wie es mit ihrem Verlangen nach der Taufe stünde und frug sie daher:

Mutter, du hast nun deine Kinder, zu Denen du so lange wolltest, nun freust du dich doch und bist ganz zufrieden? Sie antwortete: Ja mein Kind, ich bin froh, daß ich jetzt bei meinen Kindern bin. Ich sagte darauf: Ja Mutter, das ist wahr, und du kannst Gott danken, daß Er dich so lange erhalten hat, und du deine Kinder noch sehen konntest. Hast du nun Alles, was du wünschest? Fehlt dir nichts mehr? Die Antwort war: Nein, nun ich hier bin, fehlt mir nichts mehr. Jonas: Siehe, du bist alt und weißt nicht, wie lange du noch leben wirst; fehlt dir wirklich nichts? Als sie abermals erwiederte: Nein, mir fehlt nichts, hörte ich auf mit Fragen, denn ich sah, daß sie doch wohl kein besonderes Verlangen nach der Taufe fühlt. (Dorkas:) Dem ist nicht so, denn als Jonas weg war, sagte ich ihr: Du sprachst erst immer von der Taufe und nun Jonas dich frägt, sagst du nichts davon. (Martha:) Sie hat Jonas nicht recht verstanden, denn sie sagte mir hernach: Jonas frug mich heut so wunderlich, daß ich nicht wußte, was er eigentlich von mir wollte; er sprach von meinem Tode und frug, ob ich alles hätte, was ich dazu nöthig habe. Ich erklärte ihr nun, was Jonas gemeint habe, worauf sie mir antwortete: Jonas weiß doch, daß ich alt bin und nicht mehr leicht den Reden Anderer folgen kann, warum kam er denn so hintenrum und sprach nicht recht aus von der Taufe, nach der ich ja sehr verlange, so aber redete er nicht von der Taufe, sondern vom Tode, und ich glaubte, er ziele auf mein Begräbniß. (Andries:) Daß sie den Herrn sucht, ist uns Allen längst bekannt, denn als wir noch in Sekukuni's Lande waren, mußten wir, wenn wir zu ihr kamen, ihr stets erzählen, was wir gehört hatten und sie bedauerte dann immer, daß sie zu alt sei, um selbst hören zu können, was der Lehrer sage.

2., Ueber Jeremias Mutter, Mabore, urtheilen Alle, daß sie den Herrn recht sehr lieb habe, und nichts sehnlicher wünsche, als getauft zu werden und daher oft frage: Wann wird mich Mynheer taufen, damit ich auch ein Mensch werde. (Eva Matabane:) Eines Tages kam sie sehr traurig zu mir und sagte: Ich habe in der Nacht geträumt, du habest dem Lehrer gesagt: Taufe Mabore nicht, sie ist noch nicht reif dazu. Ich warte mit Schmerzen auf die Taufe, daher bitte doch Gott für mich, daß er mich so weit bringe, daß ich auch die Taufe erlangen kann.

3., Von Ditsebe, der Mutter des sel. Jakobus Khobise sagten Alle: Sie hat den Herrn sehr, sehr lieb. (Martha:) Sie hat sich ganz in den Herrn eingehüllt und hört Nichts lieber, als Sein Wort, und jedes Mal muß ich ihr nach der Kirche das wiederholen, was du, Lehrer, gepredigt hast, denn sie ist alt und versteht schwer."

In ähnlicher Weise wird über jeden Einzelnen zuvor mit der ganzen Gemeinde Raths gepflogen, bevor er getauft wird.

Die Taufhandlungen selbst sind dann große Festtage für den Missionar sowohl als für die Gemeinde. Wir geben hier den Bericht nur von einer solchen Feier:

Am Sonntag den 21. November 1869 saßen im Gemeindegottesdienste der Missionskirche von Lydenburg, mit weißen Gewändern angethan, drei schwarze Greisinnen, Ruth Mampatshe, Lena Mabore und Dora Ditsebe, um die heilige Taufe zu empfangen. Alle drei hatten den Missionar gebeten, den neuen Namen für sie selbst auszusuchen. Er hatte Bedacht genommen, solche Namen zu wählen, die sie leicht behalten konnten, damit es ihnen nicht erginge, wie der alten Hanna Sewaitscheng, die zuletzt ihren eigenen neuen Namen nicht mehr wußte. Als er für Mampatshe den neuen Namen suchte, gedachte er der Ruth, der Hungersnoth, die sie durchgemacht hatte, ihres Weilens in der Fremde, und ihrer Treue gegen die von den andern Geschwistern verlassene Mutter, und der Händearbeit, mit der sie als junge Frau die alte Mutter ernährt hat. So wählte er für sie den Namen Ruth.

Als Tauftext wählte er die Losung des Tages: Ps. 36, 10: „Denn bei dir ist die Quelle des Lebens, und in deinem Lichte sehen wir das Licht!"

Er hielt den alten Jüngerinnen vor, wie der Herr für sie in besonderem Sinne die Quelle des Lebens gewesen sei. Ihre Altersgenossen gefressen von Menschenfressern, getödtet vom Hunger, erschlagen von Feinden, sie noch alle am Leben! Wodurch? Durch Zaubermittel, Kraft, List, Güte der Menschen? Nein, durch Gott, die Quelle des Lebens! Er aber hat Euch darum das irdische Leben erhalten, damit Ihr auch an dem anderen Leben Theil habet. Nach diesem hat sich Johannes gesehnt, als sein irdisches Leben zu Ende ging, und lebte schon auf Erden das ewige Leben. Euer irdisch Leben geht auch zu Ende, Euer Körper ist abgelebt. Nun bereitet Euch Gott das ewige Leben! Aber wie kommt Ihr dahin? Euch selbst es geben, könnt Ihr eben so wenig, als Ihr das irdische Leben Euch geben konntet! Nein, in Seinem L i c h t müßt Ihr das Leben empfangen.

Eurer Augen Licht ist ganz oder zum Theil erloschen. Du Mampatshe siehst gar nichts mehr. So lange Gott deinen Augen Licht gab, konntest du die Sonne und das Licht sehen. Aber also giebt es auch Augen des Herzens. Wenn die blind sind, so kannst du das Licht Christi und seine Gnade und Herrlichkeit nicht sehen, bis er dir die Augen deines Gemüthes geöffnet hat. Das hat der heilige Geist Euch gethan, und je mehr es also in Euch licht wird, desto mehr werdet Ihr in Seinem Licht das Leben sehen.

Heute werdet Ihr getauft. Gott schenkt Euch in der Taufe das ewige Leben, und zugleich seinen Geist, der Eure Herzen erleuchtet. So haltet denn fest, schauet auf das Licht, das ewige Leben und

haltet an mit Beten, damit Gott der Herr seiner Zeit Euch aufnehme in Sein ewiges Licht, und Ihr dann vor seinem Angesicht ewig leben könnt! Amen!

Darauf mußten die drei Greisinnen sich zu dem apostolischen Glaubensbekenntniß bekennen, und antworteten eine jede auf die Frage: Willst du getauft sein? — Ja, ich will gern! Jonas, der Küster, stand mit dem Taufbecken dabei und sprach zu Mampatshe: Neige dein Haupt vornüber! Und Nachtigal taufte sie mit den Worten: Kia chu kolobetsha Ruth Mampatshe ka leina la modimo tate le la Moroa le la Moea omokchethoa (Ich taufe dich Ruth Mampatshe im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!) und fuhr fort: Der allmächtige Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der dich anderweit geboren hat aus dem Wasser und dem heiligen Geist, und hat dir alle deine Sünde vergeben, der stärke dich mit Seiner Gnade zum ewigen Leben! Amen!

Darnach folgte das Dankgebet, und zum Schluß: Nun danket alle Gott! V. 1.

Die alte Ruth war zum erstenmal in ihrem Leben in der Kirche bei einem Gottesdienst zugegen. Ihr Taufhemd war dasselbe, in welchem am 5. August 1866 ihre Enkelin Maria Ngoanankaneng und am 13. April 1868 Sarah Mochole, ihres Sohnes Schwiegermutter, getauft war.

Die letzte Probe aber auf das Exempel ist aber und bleibt die Todesstunde und wir schließen daher unsere Nachrichten von dem inneren Leben der Station Lydenburg mit Nachtigal's Bericht über zwei Sterbebetten aus der Gemeinde.

„Sonntag, 13. September 1868, Morgens gegen 5 Uhr, verlor der arme Andries abermals ein Kind, nämlich seine 5 Jahr, 7 Monate und 16 Tage alte Maria Magdalena, die allzeit so lieb und still gewesen war. Vor 4 Wochen schon bemerkte ich bei ihr die ersten Anzeichen der Meningitis tuberculosa und that dagegen, was ich konnte. In ihrer Krankheit war Maria ebenfalls still, nie klagte sie oder stellte sich ungeduldig, so sehr sie zuweilen von den Schmerzen litt. Am Freitag frug ihr Vater sie: Maria, wenn du jetzt krank bist und dich selbst betrachtest, findest du, daß du (wieder) gesund werden wirst? Maria: Nein, ich finde, (daß) ich werde vermißt werden! Andries: Woran siehst du das? Maria: Ich fühle meinen Leib, wenn er wehe thut, ich werde nicht mehr sein! Andries: Bist du bange, fürchtest du den Tod? Maria: Nein, ich fürchte nicht. Am nämlichen Tage frug ihr Vater sie wiederum: Maria, wenn du dich anschaust, findest du, (daß) du wirst gesund werden! Maria: Nein, ich werde vermißt werden! Andries: Bist du bange, daß du wirst vermißt werden? Maria:

Nein! Am Sonnabend Morgen kam ihr Vater wieder zu ihr (sie schlief nämlich hier in einer kleinen Hütte, damit ich sie besser unter Augen haben konnte) und grüßte sie. Maria: Guten Morgen, mein Vater. — In der Nacht hat mich (ein Mensch d. h.) Jemand gerufen. Andries: Was sagte er? Maria: Er sagte: Maria! Andries: Hast du ihm geantwortet? Maria: Nein — Er hat mich dreimal gerufen. Andries: Was sagtest du, als er dich zum dritten Male rief? Maria: Ich schwieg stille. Andries: Hast du ihn gesehen? Maria: Nein, ich habe ihn nicht gesehen. Andries: Hast du nicht etwa bloß geträumt? Maria: Nein, ich träumte nicht! Ueber das dreimalige Rufen theilte ihre Tante Ntsescheng, die mit ihr in derselben Hütte schlief, mit, daß Maria dreimal in der Nacht sie gefragt habe: Hörst du, daß ich bei meinem Namen gerufen werde? Anna erwiederte jedes Mal: Nein, ich höre nichts! Wer ruft dich? Das drittemal sagte ihr Anna, wenn du wiederum gerufen wirst, so antworte und schweige nicht mehr still! In der Nacht darauf hatte das Kind große Schmerzen, weshalb es weder anhaltend liegen, noch sitzen konnte. Als es Morgen ward und ihre Füße bis zum Knie hinauf bereits erkaltet waren, rief sie mit einem Male: Mutter, Mutter; laß uns dorthin gehen, Mutter! Andries darauf: Wohin willst du mit deiner Mutter? Maria: Nach dorthin, dorthin! und damit wies sie nach Westen zu. Andries forderte die Anwesenden zum Gebete auf. Er betete laut um ihr seliges Ende, um baldige Erlösung, und als er Amen gesagt hatte, sprach Maria „Ja" dazu, und war still entschlummert."

Johannes, Nicodemi Sohn, war als Erstgeborener seiner Mutter Martha besonders ans Herz gewachsen. Als derselbe in seiner Kindheit an einer heftigen Augenentzündung zu erblinden drohte, saß die fromme Mutter an seinem Bette, und erzählte ihm aus Gottes Wort, welches er mit Begierde erfaßte. Endlich forderte sie ihn eines Tages gradezu auf, dem Herrn sich ganz zu ergeben, zu ihm zu beten und ihm zu dienen. Sofort nach seiner Genesung meldete sich der zehnjährige Knabe (23. November 1862) auf Khalatlolu zum Unterricht. Er entsagte als Ziegenhirte dem gewohnten Raufen und Balgen der Knaben, und kam seinem Amte getreulich nach. Als die andern Knaben das sahen, begannen sie nun erst recht, ihn zu schimpfen und zu schlagen, und sprachen zu ihm: „Jetzt darfst du es uns nicht mehr wiedervergelten, da du ein Gläubiger geworden bist. Wer wahrhaft glaubt, muß sich alles gefallen lassen!" Johannes war der Stärkere und hätte die anderen wohl zur Ordnung bringen können, that es auch auf Nachtigal's Rath und hatte dann Ruhe. Dem Herrn aber diente er mit aller Treue, so daß seine Mutter Martha ihn liebte, wie einst Rebecca den Jacob (Mos. 25, 28); denn er ließ sich von ihr zu allem Guten leiten, und

hörte stets auf ihr ermahnendes Wort. Am 23. Mai 1863 trat er in die Zahl der zur Taufe Unterrichteten und hielt sich treu. Darnach (1866) vermiethete er sich auf ein Jahr bei Bruder Knothe, um der Beschneidung aus dem Wege zu gehen. Dort hatte er eine Zeit leichtsinniger Streiche, schlug aber doch nie ernstlich über die Stränge, fand sich wieder zurecht und konnte das heilige Taufsakrament empfangen. Sein letzter Liebesdienst, den er that, war die Heimholung seiner alten Großmutter (s. o. p. 206).

Auf dem Rückwege von Sekukuni's Lande fing er an zu klagen, und äußerte wiederholt: Ich bin krank und kann nicht mehr! Den großen Anstrengungen mochten die Kräfte des Jünglings nicht gewachsen gewesen sein. Trotzdem wollte er es sich nicht nehmen lassen, an dem Liebesdienste Theil zu nehmen; er trug immer abwechselnd mit den anderen die alte Großmutter.

Mit heftigen Kopfschmerzen kehrte er heim. Dieselben legten sich zwar in etwas, nachdem Bruder Düring den Kranken geschröpft hatte. Aber eine rechte völlige Genesung wollte nicht erfolgen. Die Krankheit nahm vielmehr bald diese, bald jene Gestalt an, bis die hinzutretende Mundfäule den wahrscheinlichen Ausgang vermuthen ließ.

Martha saß mit mütterlichem Schmerz am Lager ihres Erstgeborenen. Da erhob er seine Stimme und sprach: „Mutter, ich bin krank und habe Schmerz; ich weiß nicht, ob ich trotz dieser Krankheit leben werde; denn sie ist nicht eine kleine, sondern eine große! Aber ließe mich Gott wieder aus einer so schweren Krankheit genesen, so würde ich bei einer kleineren Krankheit vielleicht sagen: Dies ist nichts und wird mich nicht tödten! Damit würde ich aber Gott versuchen und vielleicht verloren gehen. Darum ist es sicherlich besser, ich sterbe jetzt an dieser Krankheit, die doch mit der ewigen Krankheit gar nicht zu vergleichen ist. Laß uns nur dem Herrn treu anhangen, und nimm du dir ernstlich vor, für mich zu Gott zu beten!"

So elend sein Leib, so frisch war sein Herz. Als Nachtigal ihn fragte, was er von seiner Krankheit denke, antwortete er: „Ich vertraue nur auf Gott den Herrn, und hoffe auf Ihn; an Anderes denke ich nicht. Ob ich leben werde oder sterben, das kümmert mich nicht. Sein Wille geschehe. Nur die Seligkeit suche ich!"

Zu seiner Schwester Jochebeth sprach er: „Meine Schwester, ich bin sehr krank, das siehst du selbst, und ich weiß nicht, ob ich diese Krankheit überstehen werde. Bete doch zum Herrn für mich, meine Schwester!"

Am Freitag, den 5. November 1869 morgens, als seine Angst und Schmerzen zunahmen, faltete er seine Hände und betete laut: „Herr Gott, du weißt alles, und verstehst zu formiren und zu deformiren (cho bopa le cho bopolla, d. i. lebendig zu machen und

zu tödten); du bist ein eifriger Gott; aber du bist auch ein Gott der Kraft und der Barmherzigkeit, und willst nicht, daß ein Verderbeter verloren gehe. Gott, wenn dem nun also ist, daß ich gesündigt habe, und du willst mich tödten, so bitte ich dich: Erbarme dich meiner, o du Herr des Todes und des Lebens! Gott, wir sind dadurch gebunden, daß wir in Sünden empfangen und geboren sind. Wenn aber auch dem also ist, so erbarme dich doch meiner durch Jesum!"

Am Abend sprach er zu seiner Mutter: „Rufe doch alle Gläubige von unserm Kraal zum Gebet hier in unser Haus zusammen, damit der Herr mir gnädig sei. Denn wenn dann so viele zugleich für mich und mit mir beten, kann Gott doch nicht anders, als mich erhören." Die Gläubigen kamen, Paulus Mashuele betete, und dann gingen die meisten wieder heim.

Martha wollte dem Schwerleidenden die Erquickung gönnen, daß sie ihn mit Kampferspiritus einriebe. Er wehrte ihr aber und sprach: „Mutter, laß es, es hat mir schön die Schmerzen gestillt. Nun ich aber das Mittel nicht mehr nöthig habe, sintemal ich doch nicht wieder genesen werde, so brauche es nicht auf; laß es für Andere, die vielleicht krank werden und dann dadurch Erleichterung finden können. Mynheer hat so viel Medizin für uns alle nöthig, daß es gut ist, wenn wir nichts unnöthig verbrauchen."

Nachdem er sodann abermals gebetet hatte, sprach er zu Martha: „Mutter, was sagt Johannes, der Täufer?" Die Mutter schwieg; sie meinte, der Sohn phantasire. Er aber fuhr fort: Johannes sagt: Das himmlische Beil ist bereits dem Baum an die Wurzel gelegt, und dies Beil haut kleine und große Bäume ab. — Ja, antwortete Martha, dem ist so, mein Kind. Wenn du sagen kannst, du bist im Schmerze, so bete nur zu Gott, daß Er dich eilends aufnehmen möge.

In der Nacht füllte er die schlaflosen Zeiten meistens mit Gebet aus, und ermahnte auch die Seinigen zum Gebete. Einmal rief er laut: „Herr Gott, nimm mich heraus aus diesem Schmerz, darinnen ich nun liege! Herr, wenn du dein Schaf rufest und auswählst, so wird es ja durch dich auserlesen; darum wünsche ich, o Gott, daß du mich abrufest und heimbringest zum himmlischen Kchorong (Versammlungsort). Nimm mich auf mit deiner rechten Hand!"

Am Sonnabend, den 6. November morgens, rief Johannes seine Mutter, und bat sie: „Mutter, hole Wasser und wasche mich, denn ich gehe heute!" „Kind, wie kann ich dich waschen, bleib nur liegen!" Er aber ließ nicht nach, bis sie ihm die Hände und das Gesicht wusch. Darnach wurde er merklich schwächer, so daß sein Vater Nicodemus eilte, um den Bruder Nachtigal zu rufen.

Als nun der Jüngling mit der geliebten Mutter allein war,

begann er mit der Hand in die Höhe zu langen. Er verlangte nach seinem Buche. Martha gab ihm die Bibel. Er schlug sie auf und las ein wenig (1 Mos. 37, 22). Das Lesen strengte ihn so an, daß ihm die Schweißtropfen dicht auf der Stirn standen. Martha nahm ihm deshalb das Buch aus der Hand, und schlug ihm eine andere Stelle auf. Da sie aber merkte, daß er augenscheinlich schwach wurde, zeigte sie ihm mit dem Finger den Namen Jehovah (Jos. 5, 15) und fragte ihn: Kennst du den Namen noch? „Mein Auge wird jetzt dunkel," antwortete der Kranke; „ich sehe aber noch; es ist der Name Jehovah! — Ich kann nicht mehr! Ich bin müde!" Das waren seine letzten Worte auf Erden.

Inzwischen trat der Vater Nicodemus mit unsern Brüdern Nachtigal und Düring in das Sterbezimmer. Alle knieten nieder. Nachtigal betete, und rief den Herrn an, daß Er den Scheidenden in Sein Reich aufnehmen und die Zurückbleibenden trösten möge. „Als ich das Amen gesprochen hatte (so meldet das Tagebuch) und wir uns vom Gebet wieder erhoben, that er seinen letzten Athemzug und alles Leiden hatte somit ein Ende. Das Schaf ist heimgekehrt zu seinem Hirten, das Kind zu seinem Vater. Gott aber sei Dank, daß wir uns freuen können über Seine Gnade, die Johannes hat reif gemacht für den Himmel und ihn treu erhalten bis ans Ende!"

Am Sonntag, 7. November 1869 früh halb neun Uhr läutete die lydenburger Missionsglocke ihr erstes Serbegeläute. Bruder Nachtigal hielt die Grabrede über Luc. 2, 25—32. Dann warf er zu dreien malen Erde ins Grab auf die Leiche (denn einen Sarg hatte man ihr nicht geben können) und segnete dieselbe ein. Die Schulkinder sangen zweistimmig V. 1 u. 4 aus Jesus meine Zuversicht. Nachtigal sprach das Gebet, und unter dem Gesange des in das Sessuto übertragenen 146. Psalms wurde das Grab zugeworfen. Das Vater Unser wurde gemeinsam gebetet, und sie gingen ein Jeglicher heim, wie es im Liede lautet:

„Nun lassen wir ihn hier schlafen
Und gehn alle heim unsere Straßen;
Schicken uns auch mit allem Fleiß,
Denn der Tod kommt uns gleicher Weis!"

---

49. Wie das Licht der Lydenburger Gemeinde nach außen scheint. Die Predigt unter den Mapulana.

Eine zweite Probe auf das Exempel ist es, ob der Neugetaufte zufrieden ist damit, selbst das Heil erlangt zu haben, oder ob es alsbald in seinem Herzen lautet: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht zeugen sollten von dem, was wir gehört und gesehen haben," d. h. ob er die Stimme des heiligen Geistes





Das Land der Mapulana.

in seinem Herzen hört und ihr folgt, auch in seine Umgebung, zunächst unter seine Freunde, darnach aber unter seine Landsleute, soweit er gelangen kann, das Wort von Christi Kreuz zu tragen. Auf diesem Gebiete haben die Christen der alten Gemeinde Deutschlands vielfach ein weit Gewissen und ein träges Herz, und werden von dem Eifer der neuen Christen aus den Heiden nicht selten überflügelt. So haben wir denn auch von Lydenburg zu berichten, daß das dort angezündete Licht weit über die Grenzen der Gemeinde in die Lande hinaus leuchtete durch Predigtreisen, sowohl der Missionare, als auch der Geförderteren unter den farbigen Gemeindegliedern.

Von den Eingeborenen unternahm einer, namens Jeremias Lechodimane, eine selbstständige Evangelistenreise zu dem Knopneusenhäuptling Serobane und hielt sich drei Monate lang, das Evangelium predigend, bei dessen Volk auf und brachte von dem Häuptling die Botschaft zurück, daß er dringend nach einem Missionar verlange. Im März 1869 hatten die Brüder Merensky und Grützner und Trümpelmann eine Recognoscirungsreise unter die nordöstlich von Lydenburg wohnenden Mapulana gemacht. Nun folgten zwei andere Eingeborene, Paulus Mashiele und Samuel Ntereng, ihrer Spur und machten vom 28. April bis 5. Mai 1869 eine Evangelistenreise unter

Die Mapulana,

von welcher Bruder Trümpelmann folgenden Bericht abstattet:

„Heut, Mittwoch, den 5. Mai, kehrten Paulus Mashiele und Samuel Ntereng von ihrer Mapulanareise, die sie am 29. April angetreten hatten, wieder zurück.

Am Donnerstag, den 29. April, erreichten sie den ersten Mapulanakraal, dessen Häuptling Pakane heißt. Sie hielten sich dort zwei Tage auf und predigten den Leuten das Wort Gottes. Pakane sagte ihnen: „Ich habe schon lange auf den Weg geschaut zu sehen, ob der Lehrer nicht bald kommt, ich möchte so gerne Gottes Wort hören.“ — Er hatte auch bereits beim Kraal einen Platz ausersehen und zurecht gemacht, wo sich die Leute versammeln sollten, wenn der Lehrer käme und ihnen predigte. Er will auch seinen Sohn lernen lassen. Er sagte, er habe gehört, daß das Wort sagt, der Mensch darf nur eine Frau haben; jetzt habe er noch sechs, wenn aber der Lehrer kommt, dann will er die übrigen entlassen.

Pakane hatte für unsere Boten sehr gut gesorgt und reichlich Essen gegeben: „Ihr müßt nur immer sagen, wenn ihr etwas haben wollt, ihr müßt nicht hungern,“ war sein stetes Ermahnen. Da von anderen Kraalen eine Menge Volks bei Pakane zu=

sammenkam, so hatten Paulus und Samuel eine ziemlich große Zuhörerschaft.

Es ist dies derselbe Kraal, welchen wir zuerst antrafen, als Bruder Merensky, Bruder Grützner und ich im März d. J. den Ausflug zum Mapulanavolke machten. Der freundliche junge Mann, der sich zu uns setzte, der auch holländisch sprach, war Pakane selbst; die behäbige Frau, die ihr Möglichstes that, uns mit ihrem Tanzen zu ergötzen, seine Mutter, die auch vor unsern schwarzen Boten ihre Künste zeigte.

Pakane erinnerte sich noch sehr gut unseres Besuchs vom 20. März, er bedauerte nur, daß wir einen andern Rückweg genommen hätten und nicht wieder vor seinem Kraal vorbeigekommen seien, denn er hätte für uns einen Bock geschlachtet gehabt.

Von Pakane's Kraal gingen sie denselben Weg nach Korann zu, den wir damals ritten. Sie trafen Korann. Er äußerte, daß es ihm leid gewesen sei, daß er bei unserm Besuch abwesend war, er war zu dem Bauer Pieter Viljoun gewesen, um mit dem zu sprechen, ob er erlaube, daß ein Lehrer zu ihm käme, womit derselbe sich einverstanden erklärt hatte. (Die Mapulana's sind halb Sekukuni, halb den Bauern unterthan.)

Am Sonntag, den 2. Mai, waren sie auf dem Kraal des Häuptlings Kobeng; dessen Kraal ist etwas größer als die gewöhnlichen Mapulanakraale. Er ist noch ein junger Mann und hat zwei Frauen. Auch er will gern lernen, wie er sagt. Sein Volk will zum größten Theil gern lernen, die anderen sagen auch nicht geradezu nein, nur wollen sie erst sehen, ob der Lehrer kommt.

Matibane, einer von Kobeng's Leuten, sagte: „O ich möchte doch gar zu gern lernen, wenn es nur nicht so weit wäre, ich wollte immer zu euch kommen. Ich habe ein wundes Herz um zu lernen, ich weiß, wenn nicht bald ein Lehrer kommt, dann muß ich sterben. Wenn man unter einer Klippe Feuer macht, muß sie zuletzt bersten; ich aber bin keine Klippe, ich bin ein Mensch, ich muß sterben, ich fürchte das Wort Gottes, ich möchte aber nicht eher sterben, bevor ich das Wort Gottes gehört habe und gelehrt bin."

Ein anderer von Kobeng's Leuten, Namens Stuurman (ein von den Bauern ihm gegebener Name) äußerte: „Ich will keinen Lehrer, ich will viele Frauen haben," — unsere Boten antworteten darauf: „Die vielen Frauen können dir nichts helfen, wenn du sterben mußt;" — Er: „Ich habe gehört, daß Gott die, die nicht glauben, straft; darum werde ich probiren zu lernen, ich will drei Buchstaben lernen, ich will am Sonntag nicht arbeiten, ich will auch ein bischen beten; wenn ich das thue, dann wird mir Gott auch ein bischen helfen."

Die meisten von all' den Leuten, die sie gesprochen haben,

waren verständig; sie sagten: „Wir müssen sterben und darum wollen wir lernen, wenn der Lehrer kommt." Jetzt kaufen sie noch Frauen für Vieh, doch wollen sie das lassen, wenn sie Gottes Wort hören.

Diese drei Kraale von Pakane, Korann und Kobeng haben Paulus und Samuel nur besucht, dann sind sie wieder zurückgekehrt. Ich fragte, ob sie nicht ungefähr gesehen hätten, ob viel Leute dort wohnen; sie antworteten: es wohnten da sehr viel, und was sie von ihnen gehört hätten, sei alles günstig. Selbst auch auf den Kraalen, die sie besucht, haben sie nicht alle Leute gesehen; viele, namentlich Frauen, waren in den Gärten beschäftigt."

In Folge der Berichte dieser Eingeborenen machte sich Bruder Nachtigal im Juni 1869 und im Juli und August desselben Jahres (s. o. p. 97) Bruder Trümpelmann selbst auf den Weg zu ihnen. Sie fanden manches für ein zu unternehmendes Missionswerk Günstige unter ihnen, die Macht der heidnischen Häuptlinge, dieses große und größte Hinderniß unserer Missionsarbeit, sehr gering, wenig alte Leute, — weil wegen der vielen Ausrottungskriege der Swazikaffern jetzt zumeist junger Nachwuchs dort wohnt, — was ebenfalls günstig ist, weil in der Regel die Jüngeren unter den Heiden eben so sehr nach Gottes Wort verlangen, als die Aelteren ihm widerstreben, dazu auch wenige Polygamisten, so daß vieles dafür sprach, dort eine Missionsarbeit zu beginnen.

Eine andere Evangelistenreise unter dies Volk unternahm unser Bruder Düring. Am 10. Juni 1870 trat er sie an. Samuel und Adam, die er mit seinem Gepäck voraufgeschickt hatte, holte er bereits nach drei Stunden ein, und übernachtete mit ihnen beim Bauer Jan Müller, dem letzten Weißen in jener Gegend. Am folgenden Tage mußten sie zunächst einen steilen Berg erklimmen, von dessen Gipfel aus sich ihnen eine ganz neue Bergwelt mit schönen Linien und vielen steilen Abhängen und bewaldeten tiefen Klüften aufthat.

Drei Stunden lang mochten sie gepilgert sein, als Samuel, der vor sechs Jahren einmal in der Gegend gereist war, verkündigte, sie seien verirrt. Er sah den Berg, hinter welchem Kobeng wohnte, und keine Möglichkeit, mit dem Pferde die vor den Füßen der Wanderer gähnenden steilen Abhänge hinabzusteigen. Es war eine peinliche Lage. Samuel mußte voraufgehen, um einen Weg zu suchen, kehrte aber zurück, ohne einen gefunden zu haben. Endlich unternahm er es, den steilen Berg hinabzuklettern, um von dem Häuptling Kobeng einen Wegweiser zu erbitten.

Bereits waren zwei Stunden bangen Wartens verstrichen, Bruder Düring machte sich bereits Vorwürfe, ihn abgesandt zu haben. Wiederholt spähte er suchend aus; dann streckte er sich

ins Gras. Endlich hörte er von der Tiefe der Schlucht aus einen Ruf, den er, ohne ihn zu verstehen, erwiderte. — Wiederum lange, bange Stille. Da endlich zeigen sich in der Ferne zwei schwarze Punkte, die immer größer werden. Es waren zwei Mapulana, die der Häuptling entsandt hatte.

Mit diesen gings nun wirklich die steile Schlucht hinab; um den besseren Weg zu finden, hätte man weit zurückgehen müssen. Der eine der beiden Schwarzen leitete das Pferd, der andere trug die Sachen, Düring behielt nur sein Gewehr, und triefte nach halbstündigem Herabrutschen von Schweiß. Endlich, nach fünfviertel Stunden, kam er in der Tiefe an, völlig erschöpft. Nun noch einen kleinen Berg in die Höhe, und dort saß der Häuptling am Feuer in einer Gruppe von Männern. Schweigend hörte er Bruder Dürings Rede, weshalb er zu ihnen gekommen sei, mit an, so daß dieser, im Herzen verdrossen, sich fragte: Sind das die Leute, die so sehnlich nach einem Lehrer verlangt haben? — Es ist natürlich diesen Leuten mehr um die Vortheile zu thun, die sie vom Lehrer erwarten, als um das Wort Gottes! Wie sollte es anders sein, sind sie doch Heiden!

Der Häuptling musterte vielmehr Bruder Dürings Gewehr, und war froh, als er es abschießen durfte. Die Leute staunten alle Sachen Bruder Dürings an, und priesen sie als wundervoll. Bruder Düring übergab ihm zwei Ringe Messingdraht, und zog sich dann in sein Fremdengemach zurück, eine zugichte Hütte, deren Durchmesser ungefähr der Länge seines Körpers gleich kam. Der Capitän folgte ihm bald und brachte eine Ziege zum Geschenk, welche von den Begleitern Dürings, weil es draußen dunkel und kalt war, in der Hütte selbst, dem Schlafgemach, ausgeschlachtet wurde. Doch über dergleichen lernt man in Afrika bald hinwegkommen; das lodernde Holzfeuer mitten in der Hütte reinigte die Luft.

Indeß noch eine andere Erquickung wurde dem Br. Düring zu Theil durch den Besuch eines Mapulana, namens Matibane, der ein wirklich ernstes, tiefes Heilsverlangen, und zwar nicht blos einen Wunsch, zu lernen, sondern wirkliches Verlangen, von der Sündenlast Erlösung zu finden, bekundete, und zugleich mittheilte, daß auch seine Frau, und außerdem noch ein Mann und eine Frau dasselbe Verlangen, wie er, hätten. Da konnte unser Bruder mit Freuden zeugen von Sünde und Gnade, und hatte einen dankbaren Hörer.

Am folgenden Morgen (12. Juni), am Trinitatissonntag, sah sich Bruder Düring den Kraal dieses Völkchens näher an, und entdeckte dabei in der unmittelbar hinter den Hütten an 60 bis 70 Fuß ansteigenden Felswand eine Höhle. Gestrüpp und Schlingpflanzen verbergen die kleinen Hütten selbst vor dem,

welcher im Thal geht, während man von oben aus einen schönen Fernblick in das Blydethal genießt. So hat das arme Volk sich aus Furcht vor den Feinden verstecken müssen, weil sie seitens der Swazi täglich eines Raub- und Mordanfalls gewärtig sein müssen. Sobald sie einen solchen erwarten können, flüchten sie mit ihrem Vieh und ihrer Habe in die Höhle, verbauen den Eingang mit Pfählen und Buschwerk, und vertheidigen sich, durch die Lücken stoßend mit ihren Assagaien. So ist ihr Wohnort für dortige Begriffe eine ziemlich starke Festung, in der sie schon eine Weile eine Belagerung aushalten können, und Anfälle der Swazi bereits siegreich abgewiesen haben. Bruder Düring ging etwa 40 Fuß tief hinein, und fand die Wände stellenweise mit einer dicken Salpeterkruste bedeckt; die Luft war so eisig, daß er es vorzog, bald wieder hinauszugehen.

Draußen begegnete er dem Häuptling, der zuvorkommend ihm Milch zu seinem Kaffee anbot, und zugleich einer Anzahl Weiber, die zu einer Todtenklage versammelt waren, Schweigen gebot, so lange der Lehrer bei ihnen sei. Am Vormittage rief er sein Volk zusammen, damit sie die Botschaft von Modimo aus Bruder Dürings Munde vernähmen. Daß auch die Weiber zugegen sein sollten, dünkte allen Schwarzen ganz lächerlich, ja als der Capitän höflich auch diesem Verlangen des Bruders nachgab, da konnten die Weiber erst recht nicht verstehen, was sie denn beim Männergespräch machen sollten, lachten, räsonirten und standen von ferne, und nur mit Mühe brachte der Bruder Düring einen Trupp von ihnen näher heran, so daß er etwa 30 bis 40 Zuhörer um sich versammelt hatte. Er ermahnte zum Stillesein, der Capitän antwortete: Wir hören! — und nun begann der Bruder den armen blinden Heiden das Wort auszulegen, welches auch ihnen den Weg zum ewigen Leben öffnen soll. Adam dolmetschte.

Eine gute Stunde lang hörten sie gutmüthig zu; dann aber begann einer sich die Pfeife anzuzünden, der andere eine ceremonielle Prise zu nehmen, so daß Bruder Düring merkte, es sei nun Zeit aufzuhören.

Und was ist nun euer Wort? fragte Bruder Düring.

Ich sage, antwortete der Kapitän, das ist ein gutes Wort. Aber ich weiß noch nicht, ob die anderen Kapitäne es werden lernen wollen. Wenn sie wollen, wollen wir auch! — „Korann will, das weiß ich!" — der Kapitän schwieg, und man ging auseinander; aber nur, um in einzelnen Gruppen vertheilt über das Gehörte des Breiten sich zu unterhalten.

Am Abend saß unser Bruder mit einigen Männern am Feuer, und sah zum erstenmal in seinem Leben den einen derselben Dacha (wilden Hanf) rauchen. Derselbe war stumpf und

stier in Blick und Geberde; des Bruder Düring Mahnung, doch von diesem Gift zu lassen, glitt an ihm ab, während die Nichtraucher zustimmten. Vor seiner Hütte traf Bruder Düring Matibane, welcher mit den drei anderen gekommen war, um noch mehr von Gottes Wort zu hören. Er predigte ihnen die Sünderliebe des Herrn, und Samuel erzählte die Geschichte vom reichen Mann und dem armen Lazarus. Matibane wandte sich seufzend und sprach zu seiner Frau: Wir sind blind! und zu den Anderen: Unsere Herzen sind voll Finsterniß. Die Vier gingen, und die Drei befahlen ihre Seelen dem Herrn.

Mitten in der Nacht erwachten sie von einem furchtbaren Getöse. Sie stürzten aus ihrer Hütte, und begegneten draußen der gesammten ebenfalls tief erschrockenen Kraalsbevölkerung. Ein Felsblock von etwa drei Fuß im Durchmesser hatte sich von der Felswand gelöst, und war in einer Höhe von 35 Fuß mitten durch die Kraalhütten hindurch hinabgestürzt. Er hatte zwei Ziegen zermalmt, und eine Hütte stark beschädigt, ohne jedoch die in derselben schlafende Frau zu berühren. Wenige Schritte weiter rechts, und er hätte die Hütte des Br. Düring getroffen. Also sichtbarlich hatte der Herr unsere Brüder und deren Wirthe bewahrt. Das erkannten selbst die Heiden und riefen am anderen Morgen aus: Hätte der Herr uns in dieser Nacht nicht bewahrt, so hätte ein großes Unglück geschehen können. Wir müssen nun auch beginnen zu glauben, denn das war Modimo in der Nacht!

Am Montag den 13. Juni setzten unsere Wanderer ihren Weg zu dem nächsten kleinen Häuptling Pankane fort. Die schroffen Felsabhänge von Blydereviertbal erinnerten unseren Bruder an den Königsstuhl auf Rügen, nur daß statt des Meeres der Blydefluß zu den Füßen rauschte. Bisweilen fürchtete er, sein Pferd werde diese Paviauspfade nicht gehen können. Es ging aber ganz sicher und getrost.

Der Häuptling Pankane war anderen Charakters als der noblere Kobeng, er bettelte stark und sprach dazu über das Maß dem Biertopf zu, bei welchem Geschäft ihn seine Männer (deren er übrigens nur 16 unter sich hat) brüllend und jauchzend unterstützten. Als alle am flackernden Feuer der Hütte saßen, begann er davon zu erzählen, daß Hams Geschlecht verflucht sei. Das war das Evangelium, welches er von den Bauern gelernt hatte. Es gab unserem Bruder erwünschte Gelegenheit, ihm von dem zu erzählen, der uns alle vom Fluch erlöset hat, dadurch, daß er für uns zum Fluch wurde. Alle versprachen, sie würden fleißig zu Gottes Wort kommen, wenn der Lehrer erst unter ihnen wohnte, selbst die eine Tagereise entfernt im Drakengebirge wohnenden drei Capitäne würden mit ihren Leuten kommen.

Am folgenden Tage (Dienstag den 14. Juni) wurde der

größte der kleinen Mapulanakapitäne Korann besucht. Einen steilen Berg hinan mußte Br. Düring sich mittelst seines Hirschfängers den Weg durch das dichte Gestrüpp bahnen. Dann gings hinab und durch den Blydefluß. Das Pferd scheute vor den brausenden Wellen und trat dem Br. Düring so scharf auf den Fuß, daß ihn derselbe längere Zeit nicht aufsetzen konnte. Mit sinkender Sonne war die Hütte des Häuptlings Korann erreicht, der den Br. Düring sofort mit der Frage begrüßte, ob er ihm nicht eine Decke zum Geschenk mitgebracht habe. Er erhielt einigen Messingdraht; Br. Düring wurde seine Hütte angewiesen, die diesmal so elend und löcherig war, daß selbst Adam und Samuel bei ihrem Anblick ein Grauen befiel. Unser Bruder ließ seine Gedanken in die Ferne schweifen und begleitete mit seinem Gebet die Jahresfeier in der Jacobikirche, welche in derselben Stunde stattfand. Er konnte sich einer tiefen Wehmuth nicht erwehren, doch stärkte ihn der Gedanke, daß in dieser Stunde daheim auch für die in Afrikas Hitze Arbeitenden gebetet werde.

Zum Anhören des Worts versammelten sich nur 14 Männer. Die Frauen waren nicht zu bewegen. Die Anwesenden folgten dem Vortrage mit Aufmerksamkeit. Auf die Frage, was nun ihr Wort sei, antwortete Korann etwa eben so wie Kobeng. Bruder Düring antwortete, ihnen sei das Heil angeboten, wer es annähme, würde errettet werden, wer es aber in Unglauben von sich wiese, würde im ewigen Feuer brennen müssen.

Auch dies Volk wohnt vor einer großen Höhle, in welcher sie sammt ihrem Vieh alle Nächte schlafen, so daß sie nur bei Tage in ihren Hütten sind. Keiner darf dort ein Feuer anzünden, damit ihr Versteck nicht den Kahlkaffern verrathen werde. Die Höhle wird allabendlich verbarrikadirt. „O, dies zwiefach elende Volk!" schreibt Bruder Düring. „Möge der barmherzige Gott sich in Gnaden ihrer erbarmen, auf daß sie reich werden an ewigen himmlischen Gütern!"

Br. Düring schätzt die Gesammtzahl sämmtlicher Mapulana auf etwa 1000 Seelen; der größte Kapitän hat nach Düring's Meinung nur 30—36 Mann unter sich, ein armes, schwaches Volk, welches unter beständigem Beben vor den stärkeren Nachbarn sein elendes Dasein fristet, und dabei doch im Leichtsinn und im Sündendienste des Heidenthums dahinlebt! —

Da unser Bruder nicht Lust hatte, noch eine Nacht in solcher erbärmlichen Mapulana-Hütte zuzubringen, beschloß er, am folgenden Tage volle zehn Stunden zurückzulegen, um wo möglich noch Jacobus Valentyn zu erreichen, einen getauften Arbeitskaffer, der seiner Zeit zum freien Mann gemacht, den Platz eines Bauern in Ohrigstadt bearbeitet, und ein anderes Stück Ackergrund für sich selbst bebaut. Aber es fehlte sehr wenig, so hätte der Bruder

sein Leben einbüßen können noch am Schluß seiner Reise. Die größte Gefahr war ihm bis zuletzt aufgespart. Hören wir seine eigenen Worte aus dem Tagebuch:

„Als es zu dunkeln begann, hatten wir etwa noch einen zwei Stunden weiten Weg vor uns, der durch eine mit Dornenbäumen bewachsene große Kloof führte. Der Weg war gut, auf welchem wir etwa noch 1½ Stunde schnell vorwärts gegangen waren, ohne jegliches Hinderniß. Um nun aber zu Jacobus zu gelangen, mußten wir von diesem breiten Fahrwege links ab in eine andere Kloof einbiegen, wo wir im Dunkel der Nacht, dazu unter dichten Dornenbäumen und Büschen keinen Weg finden konnten, weshalb wir denn der Richtung nachgingen, in der Jacobus wohnen mußte.

Bald aber saßen wir in den Dornen fest, so daß wir wieder zurückkehren mußten, um eine lichtere Stelle zu suchen, wo es uns dann auch nicht besser ging. Durch dies Zurückgehen, und bald nach dieser bald nach jener Seite hin den Dornenbüschen ausbiegend, waren wir endlich von den Dornen befreit worden, geriethen aber dafür in hohes Gras, das uns über die Köpfe zusammenschlug. Ich befürchtete hier Ungethier, und sagte zu meinen Begleitern: „Wir wollen uns lieber wieder von den Dornen plagen lassen, nur so schnell wie möglich hier aus dem Grase heraus.“ In der Ferne erblickte ich nun lichte Felsblöcke, die mir hoch zu liegen schienen, es mußte also ein Berg vor uns sein, weshalb wir auf diesen losgingen, und auch bald zu steigen begannen. — „Hier laßt uns weiter gehen“ — rief ich den Beiden zu, die noch immer nach einem Wege suchten — „denn von dem Berge aus werden wir bald das Licht von Jacobus Hause sehen können.“ — Kaum hatte ich dies gesprochen, als ich über einen Felsblock stolperte und fiel, wobei ich eine Wunde dicht übers Auge bekam, die stark blutete. — Nachdem wir dann noch ein Stücklein geklettert waren, sehe ich Samuel, der dicht vor mir ging, einen Dornenbusch zur Erde biegen. Ich glaubte er wollte für das Pferd einen Weg bahnen, und stand schon in der Oeffnung, die dadurch entstanden war, um mit dem Pferde hindurchzugehen, als Samuel, der mir zur Linken stand, plötzlich ausrief: „ein Abgrund ist vor uns!“ — Ich erschrak, ging ein wenig zurück und ward nun gewahr, indem ich genauer hinsah, daß ich schon dicht an den Rand getreten hatte. Nur noch ein Schritt wäre nöthig gewesen, und ich sammt dem Pferde, vielleicht auch Samuel wären hinab gestürzt. — Wie mir bei der sichtlichen Errettung aus der Todesgefahr durch des Herrn wunderbaren Schutz ums Herz war, wird mir Jeder nachfühlen können, der schon Gleiches erlebt hat. Das: „Siehe da, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ — hat mir der Herr hier aufs Neue und wiederholt auf dieser Reise versiegelt. —

Wir machten nun Kehrt, um in einer anderen Richtung weiterzuklettern, und da endlich, beim Umdrehen erblickte ich in der Ferne ein schwaches Licht. Ich ward froh, machte auch sogleich meine Begleiter darauf aufmerksam, und beschloß nun, nicht eher weiter zu gehen, bis man uns vom Hause aus hier bemerkt habe. Deshalb ließ ich denn ein großes Feuer anzünden, und als das brannte, vereinigten wir unsere Stimmen, indem wir aus allen Kräften Jacobus Namen riefen, so daß an dem stillen Abend die Bergwände davon ertönten. Die Hunde (sechs an der Zahl:) bemerkten uns zuerst, und begannen nun auch ihr Gebell, so daß ein ziemlicher Skandal dadurch entstand, denn wir hielten an mit Rufen. Endlich hörten wir auch Menschenstimmen, die unseren Ruf beantworteten. Nun hatten wir gewonnen! — Wir hörten an den Stimmen, daß die Kommenden unser Feuer zum Zielpunkt hatten, sie waren aber noch unten am Fuße des Berges, und nach einer Weile stand der Sohn des Jacobus (mein Schüler) vor uns mit noch einigen Kaffern, die uns nun vermittelst einiger Feuerbrände aus unserem Irrsal befreiten, und uns nach dem Hause führten, wo Jacobus und Elisabeth unserer schon warteten, und sie wie alle Kinder hoch erfreut waren über unser Kommen. Nachdem wir uns dann leiblich gestärkt hatten, hielt ich ihnen eine Erbauungsstunde, da sie schon längere Zeit verhindert sind, zur Kirche zu kommen, und die Kinder zur Schule. (Sie haben einen Weg von 1½ Tagen mit der Ochsen-Karre von hier bis Lydenburg.) Wir dankten dem Herrn auch von ganzem Herzen für sein gnädiges Walten über uns. —

16. Juni. Donnerstag. Heute ruhen wir hier bei Jacobus. Mein Pferd hat es überaus nöthig. Vormittag ging ich mit Jacobus auf die Jagd, wir schossen aber nichts. Zwei Bäume sah ich, die von kleinen Affen wimmelten, welche ein furchtbares Geschrei machten. Am Abend hielt ich abermals eine Bibelstunde.

17. Juni. Der Herr sei gepriesen für sein Erbarmen, welches ich während dieser Reise genießen durfte. Heute Abend traf ich hier auf Lydenburg wieder ein." So weit Bruder Düring.

Vom 28. November bis 5. December 1870 unternahmen Jonas Pudumo und Paulus Mashiele abermals eine Evangelistenreise zu den Mapulana. Uns war eine schöne Thür aufgethan. Der zweite der drei Hauptzwecke, die bei der Anlegung der Station Lydenburg vom Herausgeber ins Auge gefaßt worden waren, schien sich eben so schön wie der erste (die seelsorgerische Bedienung der Ingebukten) erfüllen zu wollen. Alles war reif dazu, eine neue Station auf diesem wichtigen, vorgeschobenen Posten anzulegen. Aber da mußten wir, wie so oft in unserer Missionsarbeit, die betrübte Erfahrung machen, daß wir arme Leute sind. Die erforderlichen Geldmittel waren nicht zu rechter Zeit vorhanden. Und

als sie darnach vorhanden waren, — da war ein anderes Ereigniß eingetreten, welches durch alle unsere schönen Anfänge einen scharfen Strich zog: die Entdeckung der Goldfelder gerade in diesem Gebiet der Mapulana. Als Bruder Grützner im Jahre 1874 diese Gegenden wieder besuchte, fand er die Scenerie merklich verändert. Er berichtet:

„31. Januar 1874. Vorige Woche am Dienstag, also dem 20. Januar, reiste ich zu Pferde nach Lydenburg. Kam am Mittwoch dort an und fand weder Geschwister Düring noch Bruder Nachtigal daselbst vor. Sie waren nach dem „Buschfelde," fünf Stunden gut Reitens jenseits Lydenburg, um den dortigen „Orlamschen" zur Gemeinde gehörigen oder im Katechumenat befindlichen Kirche zu halten. So ritt ich am Donnerstag nach, theils um auch diesen Zweig ihrer Gemeinde zu sehen, theils um bei der Gelegenheit einen Abstecher nach dem „Goldfelde" zu machen, das von dort in drei Stunden Reitens zu erreichen ist. Ein Pferd zu letzterem Ritt erhielt ich am Freitag unentgeltlich von Valentyn, einem Gemeindegliede geliehen. Bruder Nachtigal fühlte sich leidlich wohl, so ritten wir zusammen. Es geht dahin Berg auf und ab, zum Theil so steil, daß Bruder Nachtigal mit Recht sagte, er habe noch nie solch schweren Weg gesehen in ganz Afrika. Ich hätte dasselbe sagen müssen, so ich nicht eben diesen Weg vor nun bald fünf Jahren mit Bruder Merensky passirt wäre, als wir damals, wo noch Niemand etwas von Gold wußte, die Mampulana aufsuchten. Ich glaube nicht zu übertreiben, so ich sage, daß manche Steigung des Weges einen Winkel von 40 und mehr Grad bildet! — Als wir die Höhe des Bergrückens erreicht hatten, sahen wir in Entfernung einer deutschen Meile die weißen Zelte, Wagen 2c. des „camp" d. i. des Lagers jenseits eines tiefen Thales vor uns. Als wir selbiges durchschritten hatten, kamen wir an den Blyderivier, der sich heut nicht so wie vor fünf Jahren in durchsichtig klarer Masse hinwälzte, sondern ganz schmutzig graubraun gefärbt war. Bald gewahrten wir, wo der Schmutz herkam: Ein Stück am Fluß hinreitend, sahen wir, wie am jenseitigen Ufer ein ziemlich steil abströmendes Flüßchen sich in den Blydefluß ergoß, ebendasselbe, an welchem etwa in der Ausdehnung von 1—1½ Stunde zu Fuß, d. h. bis dahin, wo es aus den Bergen entspringt, hunderte von Goldgräbern und Wäschern fleißig waren. Hier strömte das klare Wasser des Blydeflusses und jenes schmutzige noch ziemlich gesondert nebeneinander, zu interessanten Betrachtungen Anlaß gebend, etwa: Wie wenig Gold, wie viel Schmutz, oder: Wie durch das Suchen nach Gold so viel Schmutz aufgerührt und verursacht wird 2c. 2c. — Wir ritten das Flüßchen hinauf und kamen zum „camp". Es waren auf dem ziemlich aufsteigenden Bergrande parallel mit dem Flüßchen laufend Straßen abgesteckt und Zelte, Holzhäuser, Pfahl-



Auf den Goldfeldern von Lydenburg.

häuser, die Zwischenwände — richtiger Zwischenfächer, welche die Pfähle bildeten — mit Rasenstücken ausgestopft ꝛc. ꝛc., in geraden Straßen, d. h. selbige bisher fast nur an einer Seite bebaut, aufgerichtet. Wie überall, so schienen auch hier die Branntweinzelte resp. Häuschen die besten Geschäfte zu machen, wenigstens waren sie reichlich vertreten und leider! auch gefüllt. Eine „Bank“ ist ebenfalls errichtet. Das bisher schönste Haus, aus gut in einander gefügten mit grauer Oelfarbe angestrichenen Brettern und Zinkdach bestehend, ist die Schlächterei. Die sah wirklich appetitlich aus, da viel recht schönes Fleisch drin hing. Wir schätzten etwa 600 Seelen, die hier im Camp wohnen mochten. Bisher sind, wie wir hörten, über 1250 „Licenzen,“ um graben zu dürfen, ausgegeben. Doch sind sicher 400 bis 600 Gräber, wo nicht mehr, wieder abgereist, so daß gegenwärtig etwa 600—800 Weiße (ungerechnet ihre schwarzen Arbeitsleute) hier graben. Einen Bekannten von Marabastad her fand ich, der in einem gar elenden Zelte wohnte und mit noch einem Weißen, einem deutschen Juden aus Oesterreichisch-Schlesien, zusammen arbeitete. Er erzählte, die Auslagen brächten sein Graben wohl auf, aber er sehe die Möglichkeit, mit anderer Arbeit, so er so angestrengt arbeite wie hier, mehr zu verdienen. Er zeigte uns in einem Fläschchen das die letzten vier Tage ausgewaschene Gold. Es waren Stückchen dabei, die wohl je einen Thaler Goldwerth haben mochten; daß meiste aber Goldsand. — Es ist das Leben hier sehr theuer. 1 Mud (= 2 Schffl. preußisch) Kartoffeln 13 Thlr. 10 Sgr. Weizenmehl das Mud 20—27 Thlr. Butter das Pfund 1 Thlr. 10 Sgr. u. s. w. — So erzählte mein Bekannter, daß er für die täglichen Bedürfnisse für sich, seinen Genossen und zwei Arbeitskaffern 11 Sh.= 3 Thlr. 20 Sgr. ausgeben müsse, die immer erst verdient werden müßten, bevor ein Ueberschuß erzielt werde. — Uns schien die Arbeit doch sehr schwer, und beneideten wir diese Glücksjäger durchaus nicht, hatten auch nicht Verlangen, außer diesem Theile des Goldfeldes noch die andern Flußbetten, wo gearbeitet wird, zu besuchen.“

Merkwürdig genug, auf unserer zweiterstеn Station Pniel wurden die ersten Diamanten entdeckt, und die reichsten Goldfelder sind in den Gegenden, in denen wir soeben eine Missionsarbeit begonnen hatten. Seitdem sind die Preise für Land und Nahrungsmittel in jenen Gegenden zu solcher Höhe gestiegen, daß jetzt an die Stationirung eines Missionars von unserer Seite dort nicht gedacht werden kann. Aber Jammer und Schade ist und bleibt es doch! O das Geld! das leidige Geld! Leute hätten wir gehabt, aber aus Mangel an Geld mußte die Anlegung einer Station unterbleiben! Der Posten war so schön gelegen, wie ein Vorgebirge in die Fieber- und Tsetsegegenden hinein, die sonst nicht so leicht von einem Missionar erreicht werden können. Die von

Bruder Grützner im December des Jahres 1875 ausgeführte Reise mitten unter die Goldgräber hat nur das Ergebniß gehabt, daß wir vor der Hand von der Anlegung einer eigenen Station in dortigen Gegenden der Geldkosten halber werden Abstand nehmen, und uns damit begnügen werden müssen, ab und zu eine Evangelisationsreise unter die dortigen farbigen Arbeiter zu unternehmen (vergl. den Bericht über Grützner's Reise, Missionsbericht 1877, p. 82—92). Nun freilich — was noch nicht ist, kann werden. Die Goldgräbereien beginnen in dortiger Gegend bereits minder ergiebig zu werden. Sind sie verlassen, so können die geistlichen Goldgräber einrücken.

Auch nach anderen Seiten hin versuchten unsere Lydenburger Brüder das Fischernetz auszuwerfen. Bruder Nachtigal machte im Juni 1869 einen Besuch auf dem Felsenneſt des Nyekelele (Mapoch), der indeß ohne sichtlichen Erfolg blieb; Trümpelmann besuchte in demselben Jahre wiederholt die Bapäi, welche 2—2½ Stunden Reitens von Lydenburg wohnen und deren Sprache ein Gemisch von der Bassuto-, Zulu- und Knopneusensprache ist. Sie sträubten sich aber ziemlich scharf gegen Gottes Wort, namentlich behauptend, daß ein Mann durchaus viele Weiber haben müsse. Mehr Aufnahme fanden unsere Boten unter Heiden, die etwa 4½ Meilen von Lydenburg entfernt, auf 12 kleinen Kraalen, und außerdem einer Anzahl, die auf einem Umkreis von vier Meilen zerstreut wohnten, und unter denen das Heilsverlangen so groß war, daß Viele den weiten Weg zum Dorfe, einer unter ihnen (Manjao) sogar sonntäglich, zurücklegten, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Auch auf dem nahegelegenen Kriegerspost fanden sie mehrere zugängliche Heiden, und auf dem dem Bruder Nachtigal eigenthümlich gehörenden Bauerngut Nooitgedacht, fünf Meilen von Lydenburg, bildete sich sogar eine kleine aus sechs Familien bestehende Außengemeinde, welche von Zeit zu Zeit durch die Lydenburger Brüder besucht wurde. So gab es also in dem Dorfe Lydenburg und von demselben ausgehend eine rege Missionsthätigkeit, welche ihre reiche Frucht brachte.

Aber dies war nicht genug, sondern der Herr führte den Brüdern ab und zu sogar von außen her die Fische ins Netz, indem von Zeit zu Zeit etliche Heiden nach dem Dorfe kamen, theils in Begleitung ihrer weißen Herren, theils selbstständig, um dort die Speise des Wortes zu holen.

So kamen z. B. am 20. September 1870 zwei Männer von dem Stamme des Häuptlings Mmutle, ein Heide und ein Getaufter, mit der Bitte um Buchstabirbücher. Sie berichteten, daß auf dem einen ihrer Kraale bereits sechs Männer und zehn

Frauen und vier Kinder, auf dem andern eine noch größere Zahl, zu lernen begonnen hätten. Sie empfingen die gewünschten Buchstabirbücher, dazu auch Katechismen und ein neues Testament, blieben 14 Tage auf der Station, um sich an Gottes Wort satt zu essen, und zogen dann in ihr Heimathsland zurück; der Heide nicht, ohne daß er den mitgebrachten heidnischen Zauberschmuck an Tigerkrallen, Antilopenhörnchen, geschnitzten Knochen ꝛc. zuvor von sich geworfen hätte. Später versuchten zwei von unseren jüngeren Brüdern dem Volk das Evangelium in ihr Land zu bringen, und womöglich daselbst eine Station anzulegen, wurden aber am letzteren durch Sekukuni verhindert, so daß für's erste nichts übrig blieb, als ab und zu eine Reise dorthin zu unternehmen und ihnen ein wenig geistliche Speise ins Land zu tragen.

Einem Fremdling aber war es vor anderen vergönnt, in Lydenburg große Gnade zu finden. Es war ein Mörder aus den Swazikaffern, Rothsack Pungutsha, welcher um eines am 16. August 1874 begangenen Mordes willen in Lydenburg vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt wurde. Als ein völlig verstockter Heide hörte er sein Urtheil an, aber den treuen seelsorgerischen Bemühungen unsers Bruders Nachtigal und der drei farbigen getauften Glieder unserer Lydenburger Missionsstation, Jonas Pudumo, Andries Moloi und Paulus Mashiele, gelang es, durch fortgesetzte Besuche im Kerker die Eiskruste des ungläubigen Herzens mit der Waffe Gottes zu durchbrechen und er starb am 22. April 1875 als ein reumüthiger, aber sicherlich begnadigter Sünder auf dem Schaffot. Die ergreifende Geschichte seiner Bekehrung ist im kleinen Hosianna (in 1876), sowie in einem besonderen Traktat mitgetheilt worden.

---

50. Verkehr zwischen Lydenburg und dem Lande Sekukuni's.

Damit, daß Sekukuni unsere Brüder und die gläubigen Christen aus seinem Lande vertrieb, hatten wir dasselbe noch lange nicht aufgegeben. Dem Herausgeber schien es für unser Missionswerk nicht genügend, daß den Resten des Christenhäufleins im Bapedilande ein Botshabelo erbaut worden sei; ihm schien eine höhere Aufgabe geboten, nämlich den Feind, der die Festung hartnäckig vertheidigte, in förmlichen Belagerungszustand zu versetzen, damit seine Leute, von denen alljährlich an die Tausend sich auf die Reise begaben, aufgefangen und unterwegs mit dem Worte Gottes versehen würden, damit sie allzeit neuen Samen ins Land trügen, und andererseits das Land Sekukuni's dadurch, daß man es womöglich mit einem Ring von Missionsstationen umgab, von allen Seiten her in lebendiger Berührung mit dem Worte Gottes zu erhalten. Anknüpfungspunkte genug

hierzu boten die durch die Brüder Knothe, Regler, Stech und Beuster besuchten Häuptlinge Mutle und Malepo und der durch Knothe besuchte Häuptling Machal, sowie der von Botshabelo aus mit dem Evangelio beschickte Mampuru, und besonders die Station Lydenburg; denn diese müssen alle Reisenden aus Sekukuni's Lande passiren, um in die Colonie zu gelangen, und es haben in der That in manchen Jahren an 1000 Bapedi gastliche Aufnahme und Eindrücke des Wortes Gottes in unserer Lydenburger Gemeinde erhalten; so daß die einzelnen dieser Reisenden, die in Lydenburg verbleiben, um die heilige Taufe zu empfangen, nicht die einzige Frucht waren, die von hier aus in Sekukuni's Reisenden haften blieb. Sicher hat mancher Rückkehrende solchen Samen mit heimgenommen, daß in Folge dessen auch die Zahl der nach Botshabelo Ausflüchtenden im Fluß erhalten blieb, während die Zahl der durch die Predigt unserer Brüder in Sekukuni's Land Angeregten, sicherlich schon in den ersten Jahren nach ihrer Vertreibung erschöpft gewesen wäre.

Aber Sekukuni? Sollte dieser schlaue Heide nicht das Ganze auch gemerkt und durchschaut haben? Sicherlich wohl — aber in ihm kämpfte ein Satan gegen den andern, die Furcht vor den Swazi gegen den Aerger über das fortgesetzte Ausflüchten seiner Unterthanen. Gegen den ersteren Feind war die Station Lydenburg für ihn ein ganz willkommener Wachtposten. Er konnte von dort her jederzeit am besten gewarnt werden, wenn die Swazi wiederum einen ihrer Raub- und Mordzüge wider ihn zu unternehmen beabsichtigten. Deshalb machte er gute Miene zum bösen Spiel, um so mehr, als er wußte, daß nach Lydenburg immer nur wenige seiner Unterthanen ausflüchteten, da die Mehrzahl derselben Botshabelo aufsuchten. Er nannte daher Nachtigal seinen Freund, oder, wie er in der Weise jenes Volks sich ausdrückte, „seine Frau" oder seine „Großmutter", verzieh den wenigen Gläubigen seines Volkes in Lydenburg das Glauben, und gestattete ihnen sogar, in seinem Lande zu reisen und mit den Ihrigen zu verkehren, ja er betrachtete sie selbst in Lydenburg immer noch gewissermaßen als seine Unterthanen. Auf diese Weise wurden uns die Wege eröffnet, um von Lydenburg aus einen lebhaften Verkehr mit Sekukuni's Volk zu unterhalten und die Kohlen, deren Auflodern in hellen Flammen ja Sekukuni verhinderte, wenigstens in der Gluth zu erhalten durch Gottes Wort. Zu gleichem Zwecke hatte der Herausgeber ja früher bei seinem Besuch in Sekukuni's Lande 1867 zwei Nationalhelfer im Lande selbst, Petrus Ngoana Maroko und Lucas, (von Otimile) feierlich eingeweiht, daß sie die Gläubigen im Lande besuchten und öfters nach Lydenburg kamen, um dort durch Wort und Sacrament selbst gestärkt zu werden. Petrus hatte das auch fleißig gethan. Die Gläubigen aus Sekukuni's Lande entsandten ihn gen Lydenburg

mit den Worten: „Gehe hin und sage dem Lehrer, daß er dir Saat in die Hände werfe, die du uns hier geben kannst.“ Man zählte im Jahre 1867 noch etwa 40 Gläubige allein in der Nähe der alten Station Khalatlolu, die ihren Glauben noch festhielten.

Der Herausgeber hatte bei seiner Anwesenheit in Lydenburg im Sommer 1867 den Missionar Nachtigal beauftragt, ab und zu, so wie es irgend die Umstände gestatteten, Sekukuni's Land zu durchreisen und also das, was sich durch geordnete Pflege von Missionsstationen nicht ferner thun ließ, so viel als möglich durch Reisepredigt zu ersetzen. Dem altbewährten Jonas Pudumo aber hatte er ausdrücklich anbefohlen, so viel als möglich auch seinerseits die Gläubigen und Angefaßten in Sekukuni's Lande aufzusuchen und durch Ermahnung und Zuspruch zu stärken.

Als bereits ein halbes Jahr vergangen war, ohne daß Jonas diesem Auftrage nachgekommen war, schrieb ich an ihn von Berlin aus, und fragte ihn, weshalb er nicht gegangen sei. Ich ahnte nicht, was inzwischen geschehen war, daß nämlich Sekukuni einen seiner eigenen Brüder, Sekwati, der zu beten begann, erschlagen, einem andern, der sichtlich hinsiechte, wahrscheinlich langsames Gift verabfolgt hatte, daß er drei Christen im Lolugebirge hatte erschlagen lassen und daß Petrus mit zwei Begleitern kaum den Assagaiwürfen der gegen ihn ausgesandten Mörder entgangen war, während der dritte denselben erlegen war, daß ein Bruder des Joseph Kathedi mit Keulen erschlagen worden war.

Mit umgehender Post erhielt ich durch Bruder Nachtigal den nachfolgenden Brief:

Leydenburg, 2. August 1868.

Jonas Pudumo dem großen Lehrer!

Wir haben Deinen Gruß an uns empfangen, als wir hörten, daß Gott Dich allenthalben auf Deiner Reise behütet hat. — Ich theile Dir mit, daß ich versuche, nach dem Pelilande zu gehen und hoffe, daß Gott Dich von meinem Gehen und Kommen wird benachrichtigen. Ich gehe aber um Deines Wortes willen, das Du uns gegeben hast, daß wir nicht einer den andern wegwerfen, sondern versuchen, die im Pelilande Seienden aufzusuchen. Aber der König des Pelilandes ist sehr zornig und es geht von uns Niemand mehr dorthin als nur in der Nacht. Einen von uns, der in der Nacht nach dort hingegangen war, hat er getödtet. Ich werde nun versuchen, am (hellen) Tage mitten in den großen Zorn wider uns zu gehen. Aber ich gehe in der (durch die) Kraft und Schärfe Gottes, und durch Gottes Kraft kann in dem Lande, wohin ich gehe, es geschehen, daß von Gott die zertreten werden, die die Wahrheit fressen, und ich trage Speise den Müden, die dort sind, ich trage das Gesicht in dem Lande, auf

daß Du es (das Gesicht, das Sehen nämlich) durch mich wissest (nämlich daß Du wissest, wie es dort steht mit den Leuten). Und durch den Sohn Gottes, Jesus Christus unsern Herrn, der uns nach dem Willen Gottes gegeben ist, daß er ein Begleiter und ein Besuchemachender sei, und das Geschenk für die Darniedergedrückten mit seiner Gnade begleite; und dies Alles möge durch die Gnade Gottes und Kraft des heiligen Geistes geschehen, auf daß denen, die in Rathlosigkeit (wo sie weder aus, noch ein wissen) hineingedrückt sind, geholfen werde.

Und wenn ich vom Pelilande wieder zurückgekehrt bin, werde ich mittheilen, was ich gesehen und gehört habe. Und zuletzt grüßen wir Dich, o großer Lehrer, der nach Gottes Willen zum Wächter gesetzt ist für die Seelen, die in der Finsterniß sind. Stimme Du und die der ganzen Gemeinde in jenem Lande zu (d. h. dem Gruße). Jonas Pudumo. — (Das sind, fügt Nachtigal hinzu, Jonas eigenste Worte, die sich im Sesuto zusammenhängender als im Deutschen ansehen. In dieser Woche — heut ist der 2. August — noch wird er sich auf den Weg begeben. Seinen Bericht sollen Sie sehr genau erhalten.)

Als der Herausgeber obigen Brief erhielt, erbebte er in seinem Herzen. Hätte er von Sekukuni's so heftigem Wüthen gehört, so würde er nimmermehr den Jonas ausgesandt haben, ja er verdachte es dem Bruder Nachtigal fast, daß derselbe ihn habe gehen lassen. Aber Gottes Engel ist mit ihm gegangen und hat ihn wirklich glücklich hin und zurückgebracht. Er hat vor Sekukuni gestanden und hat die Christen alle besucht.

Nach einigen Monaten sandte er sein dem Bruder Nachtigal in die Feder diktirtes Tagebuch über die Reise ein. Dasselbe ist ein höchst merkwürdiges Zeugniß von der Denk- und Sprechweise der gläubigen Bassuto. Es ist vollständig mitgetheilt in den Missionsberichten von 1869; wir geben hier einige Abschnitte desselben wieder, die uns die Evangelistenthätigkeit der Eingebornen veranschaulichen mögen.

Jonas verließ Leydenburg in Begleitung von Nicodemus Ntshamachloana und Jesaias Makhudu im Monat August vorigen Jahres. Zwischen der Steelportfurth und Sekukuni's Stadt trafen sie die Mutter des Jesaias, namens Mantsche.

Jonas: Ich bin vom großen Lehrer gesandt, daß ich höre, wie ihr lebet.

Mantsche: Ich freue mich, daß ich dich sehe und aus deinem Munde die Frage des großen Lehrers höre, denn wir tragen Verlangen nach Euch. Wir leben noch, aber mitten in der Wüste; denn wir können keinen Raum finden; wir leben mitten zwischen den Gebräuchen und dem Lärmen der Heiden. Uns verlangt nach einem Wohnplatz, der anders ist als der jetzige.

Jonas: Gieb mit deinen Worten keinen Raum dem Gedanken an das Ausflüchten. In früherer Zeit wünschten wir, daß du aus dem Lande gehest, aber nun wünschen wir dies nicht mehr. Denn in diesem Lande sind noch viele Leute (Christen, oder solche, die es werden möchten). Willst du nun an die Flucht denken? Wie werden wir dann die kennen lernen? Bitte theile mir etwas mit von den Gläubigen, die in diesem Lande sind.

Mantsche: Ich gehe nicht umher; meine Füße hindern mich; aber von zwei Leuten habe ich gehört, daß sie glauben.

Jonas: Ich habe nicht Zeit, lange hier bei dir zu sitzen, aber versuche es doch, die Gläubigen auszuforschen. Wo ist Dinoto? (Wittwe des 1863 zu Khatlatlolu verstorbenen Jonas Piroane).

Mantsche: Sie ist (d. h. sie lebt noch). Man hat ihr die Karosse und Picken abgenommen, als sie dem Worte widerstand, das man zu ihr sprach, wir sollten nicht dich heirathen (dir anhangen). Um dieser Sache willen hat man sie beraubt.

Jonas: Kannst du zu ihr gelangen, so mache dich mit ihr bekannt, und theile uns an einem Tage mit, wie es ihr geht! —

Hierauf kniete Jonas mit Mantsche zum Gebet nieder. Sie sprach zum Abschied: Grüße den Lehrer (Nachtigal) und deine Landsleute (die Gläubigen auf Leydenburg). Betet doch ja für uns zu Gott! — So schieden sie voneinander. Auf dem Kraal war ein großes Saufgelage, und das Toben der Trunkenen unterbrach und verhinderte eingehendere Gespräche. — Wir aber in Europa wollen doch die Bitte der alten Mantsche um unsere Fürbitte nicht nur so obenhin gelesen haben.

Jonas vor Sekukuni.

Sonnabend, 22. September (soll wohl heißen: August) Abends langten die drei Abgeordneten auf der Hauptstadt an. Ein Bote wurde zum König geschickt, um ihre Ankunft zu melden. Sekukuni ließ zurücksagen: „Der Sohn Sekoati's sagt: „Ich habe gehört! morgen werde ich mit euch zusammentreffen!"

Am Sonntag früh mit Sonnenaufgang stiegen unsere drei Brüder den Berg Mossächu hinauf. Der König saß bereits auf dem Kchorong und theilte den Versammelten Fleisch aus. Sie begrüßten ihn und setzten sich zu den andern. Auch sie erhielten ein Stück gekochtes Rindfleisch.

Nachdem sie dies verzehrt hatten, rief Sekukuni sie beiseits. Jonas sprach: Der Lehrer (Nachtigal) hat mich gesandt und läßt dir sagen: Nenne die Leute, die bei mir auf Leydenburg wohnen, nicht Feinde! Denn ich möchte gerne, daß sie zu dir kommen dürfen, und du sie erfreuest!

Sekukuni: „Ich stimme zu! denn zwischen Euch und mir ist nichts. Ihr flüchtet keine Leute aus; ihr theilt mir Neuigkeiten

mit; ihr seid meine Bakoni. Mit denen da (er zeigte nach der Richtung von Botshabelo) kämpfe ich. Aber ihr von Leydenburg, kommt nur! Wollt ihr die Eurigen sehen, so kommt nur; auch wenn ihr bei mir nicht vorkommt, so werde ich mich dennoch darüber freuen!"

Hierauf ließen sie dem König durch einen der Höflinge sagen: „Der Weg, er sei!" (d. h. gestatte uns den Weg durch dein Land!) Der König antwortete: „Ja, der Weg, er ist!" (ihr dürft gehen).

Die Botschafter standen auf, und grüßten den König, welcher antwortete: „Schön! meine Kinder!"

Als sie weggingen, rief ihnen Sekukuni nach: „Puduno!"

Jonas: „König!"

Sekukuni: Sage doch dem Lehrer, er möchte mir doch einen Hund suchen (d. h. zum Geschenk machen. Sekukuni ist ein großer Hundeliebhaber).

Jonas mit der alten Hanna Mankubu in der Hauptstadt.

Unten in der Stadt angekommen, ging Nicodemus, um seine kranke Mutter aufzusuchen. Jesaias begleitete ihn. Jonas suchte die alte Anna Mankubu auf, die jetzt dort wohnt (s. p. 229). Er wollte einiges hören über die, welche heimlich noch am Glauben festhalten.

Jonas traf diese alte Jüngerin, reichte ihr die Hand zum Gruße und sprach: Lebt ihr noch? (d. h. geht es euch gut?)

Anna: Ja, mein Bruder, wir leben noch, aber wir wissen nicht, wie wir leben!

Jonas: Ich bin auf das Wort des großen Lehrers hergekommen zu euch. Er hat mich gesandt, euch zu sehen und zu hören.

Anna erschrak, schwieg lange, und sprach endlich: „Wir sind verworfen! Du siehst, ich wohne jetzt mitten in der Bosheit dieses Landes!"

Jonas: Nur Eine Verwerfung giebt es für den Menschen (er meinte die ewige Verdammniß). Jetzt da du hier bist, hoffen wir von dir Nachricht zu empfangen. Wir kennen die Leute (Christen) hier auf diesem Berge nicht, ob sie noch sind (lebendig im Glauben). Nun hoffen wir, du werdest uns sagen, wie sind die, die hier an diesem Berge wohnen?

Anna: Ich kenne sie nicht. Meine Tage sind erst vier. (d. h. so lange wohnt sie erst auf der Hauptstadt). Ich habe mit meinen Ohren von zwei Frauen Khobalale's (zwei Getauften) gehört, daß sie noch Gott lieb haben. Von Anderen habe ich nicht gehört.

Jonas: Höre, Anna; ich setze dich zu einem kleinen Wächter über die von diesem Berge. Forsche sie aus, und versuche, die Schlafenden zu erschrecken!

Anna nahm den Auftrag an; und beide Gläubigen fielen

mit einander auf die Knie, um den Segen des Herrn zu der Ausrichtung dieses Auftrags zu erflehen. Dann fuhr

Jonas fort: Wenn der Herr mich am Leben erhält, so treffe ich dich wieder; dann sollst du mir erzählen, damit der große Lehrer erfahre, was er zu wissen wünscht.

Anna: Du sprichst recht. Ueberdies besitze ich kein Korn; ich habe es zurückgelassen in meiner früheren Wohnung. So darf und werde ich also ein Kornbettler sein in diesen Kraalen und hoffe also die Gläubigen auch zu sehen.

Jonas: Du nanntest dich verworfen. Und es ist wahr, das Wort Gottes ist nicht lebendig bei euch. Aber wenn es auch jetzt also hier steht, so bleibt doch Gott derselbige, der uns (je und je) geliebet hat. Er hat seinen Sohn auf Erden mit allen Martern geplagt werden lassen, zuletzt ist er gestorben. Ein Jeder nun, der auf diese Liebe schaut, wie groß sie ist, und sich dadurch fangen läßt, und der dann zu Gott ein Gebetlein nur spricht: Ich bin gefangen, der kann durch dieselbe Liebe in seinen Nöthen erhalten werden. Denn diese Liebe Gottes zu uns ist noch (so wie sie vor Zeiten war). Gott ist an allen Orten; und wenn ihr sehet, daß ihr Verworfene seid, und ist kein Lehrer in diesem Lande, so wird Gott euch bewahren alle Tage eures Lebens!

Anna: Ich bin erfreut über euer Kommen. Sage doch dem großen Lehrer, daß wir damals, als er hier zu uns gekommen war, wieder etwas Kraft bekommen hatten. Nun aber ist diese wieder zu Ende. Ihr müßt nun nur anhalten, Fürbitte zu Gott zu thun, auf daß wir nicht völlig verirren. Grüßet mir den großen Lehrer!

Hier mußte das Gespräch abgebrochen werden, weil ein Haufe Neugieriger sich um die beiden lieben Christen gesammelt hatte.

Nach Sonnenuntergang suchte Jonas die alte Jüngerin wieder auf. Ihre Tochter und Schwiegertochter waren bei ihr.

Anna: Es ist ein Unglück für uns, daß hier Niemand ist, der uns das Wort sagen könnte am Sonntage." (Die alte Frau hatte den Tag gut behalten durch alle diese Zeiten hindurch, während die Mutter des Jesaias zu diesem Behufe sich täglich einen Knoten band, um beim siebenten zu wissen, daß es Sonntag sei).

Jonas: Ist denn keine Geschichte mehr, die du noch wüßtest?

Anna: Ich kenne die Geschichte von Sodom und Gomorrha, und die Geschichte von Noah.

Jonas: Und wenn es hier auch keinen Menschen giebt, der Euch Gottes Wort sagt, so thut das nichts. Es ist das freilich ein Unglück, wie du richtig sagst; aber ihr müßt nur nicht solchem Armen gleichen, der seine Armuth nicht weiß, und nicht weiß, wie sie zu überwinden ist. Darum aber gerade bin ich gekommen, daß ich versuche, einem Jeden, der sich als verstoßen ansieht, Hoff-

nung zu machen. Ein Mensch wie du, oder wie andere, die dir gleichen, soll sich nicht selbst wegwerfen, sondern hoffen; denn Gott ist aller Orten. Wenn ein Mensch darauf seine Hoffnung setzt, daß Gott allenthalben ist, und ihn bekennt, worin er gefangen ist (seine Noth und seine gläubige Liebe), so wird er reich werden! Halte dies mein Wort nur fest, so wirst du selbst da, wo du zurückgefallen bist, wieder zurechtgebracht werden. Versuche nur in deiner eigenen Armuth, Gott das zu bekennen, was dich wanken machte, und dich darniederdrückt. Sicher wird Gott dir geben, wie du versuchet hast; denn Er ist mächtig und barmherzig. Er wird dir ein kleines Speislein geben, bis daß der große Tag herbeikommt.

Anna: Meine Kinder, betet doch für uns zu Gott, auf daß wir nicht verzagen.

Jonas: Morgen gehe ich; ich weiß nicht, ob ich dich noch sehen werde; denn ich werde sehr frühe aufbrechen. Laß mich dich grüßen.

Anna reichte ihm die Hand, und sprach: Stimme sehr zu! (d. h. schlag ein in meinen Gruß); grüße unsere Kinder (Landsleute) und unsere Lehrer, und laßt den großen Lehrer von mir grüßen.

Jonas: Der Herr bleibe bei Euch!

Hiermit ging Jonas nach seiner Herberge zurück und legte sich fröhlichen Herzens zur Ruhe nieder!

Um diese Zeit mußte Petrus Ngoana Maroko, der eingesetzte „Wächter" im Lande, der vor Sekukunis Zorn nach Botshabelo geflohen war, dort aber leider unzweideutige Beweise von zäh festgehaltenen heidnischen Anschauungen und Gewohnheiten gab, excommunicirt werden (s. p. 274). Er fuhr fort, sich den Christen im Lande gegenüber als ihr „Wächter" zu benehmen und spielte ein unlauteres Spiel. So traf ihn im folgenden Jahre 1869 Br. Nachtigal, als er im Juli persönlich in das Land kam, um den dortigen Christen die „Speise der Müden" zu bringen.

In Khalatlolu fand er die Gebäude theils eingestürzt, theils dem Einsturz nahe. Von da aus entsandte er seine Begleiter zu den in den Felsklüften zerstreut liegenden Gläubigen, um sie von seinem Kommen zu benachrichtigen; auch zu Sekukuni sandte er Botschaft, daß er zu ihm zu kommen gedenke. Die Heiden des Orts, die ihm wohlwollten, warnten ihn, weiter zu gehen, weil sie bestimmt wußten, Sekukuni habe gesprochen, „er werde Nachtigal, wenn er käme, niedermachen und sein Fleisch in Töpfen kochen lassen." Nachtigals Begleiter dachten an eilige Flucht; er selbst aber wußte, daß er unter Gottes Flügel war, und daß auf solche Drohungsworte der Heiden nicht allzuviel zu geben sei. Er setzte also seine Reise fort, traf die Gläubigen mehr oder weniger treu oder neuer Anregung bedürftig, bekam aber von allen Seiten her

den Eindruck, daß das Feuer der Liebe Christi in Sekukunis Lande noch nicht erloschen sei.*)

Am Mittwoch den 6. Juli kam er zum Felskopf des Wütherichs. Langsam erkletterte er die Felstreppe.

Der König saß auf dem Kchorong. Nachtigal grüßte ihn Tama sebate! (Gegrüßet seist du Unthier!) Mit einem triumphirenden Lächeln, daß der weiße Mynheer ihn mit diesem hohen Ehrentitel anredete, sah Sekukuni seine Umgebung an, und erwiederte: Aché mochatshake: (Ja! meine Gattin!), welche Worte seinerseits die größte Freundlichkeit bekunden, die der König in einen Gruß zu legen weiß. Dann rühmte er nach Kaffermanier die beiderseitige Freundschaft; denn Nachtigal stehle ihm nicht seine Unterthanen, wie Merensky; darum achte er ihn auch als seine Frau.

Einstweilen gab es auf dem Kchorong einen Rechtsfall zu schlichten. Alle näherten sich dem Könige mit großer Furcht und Scheu! Einer grüßte ihn: mane mocholo! (meine Großmutter!). Ein anderer klappte in die Hände und rief aus: Morena Modimo! tau e tona tobela bathu; d. h.: „Herr Gott, starker Löwe, du Menschenbrecher!“ — Zu solchen lästerlichen Worten ist das Heidenvolk schon herabgesunken! Und solche lästerlichen Worte kann Sekukuni anhören!

Nachdem der König die beiden Parteien gehört, und sein Urtheil gesprochen hatte, klappten alle, auch die von der verurtheilten Partei, zum Zeichen der Verehrung und des Dankes unterthänigst in die Hände und gingen davon.

Bald darauf zog eine Schaar junger und alter Männer singend den Berg hinauf. Sie trieben schöne fette Ochsen vor sich her. In ihrer Mitte befand sich Matshobane, der stattliche Sohn des Mutle und der Schwester Sekukuni's, der um Sebueng, die älteste und vornehmste Tochter des Königs freit. Sechzig Ochsen hat er vorläufig zu zahlen; die Zahl der übrigen bestimmt der König später. Dafür ist er freilich auch als Mann der princess royal einer der angesehensten Fürsten im ganzen Volke. Jetzt zog der junge Freier unter Gesang nach dem Hofe seiner Geliebten, woselbst unter Paukenschall ein Reigen aufgeführt wurde, an den sich ein Festschmaus anschloß.

Nachdem der erste Zug vorüber war, folgte alsbald ein zweiter. Festlich mit Perlen geschmückte und mit rothem Ocker bemalte Frauen und Mädchen zogen singend und schreiend durch den Kchorong nach dem Aufenthalt der Braut. Eine jede trug eine Kalabasse mit Kafferbier auf dem Kopfe heran, um es dem Könige für seine Gäste zu bringen. Dann sangen sie und tanzten dem Könige zu Ehren. Es war ein entsetzliches Lärmen.

---

*) Spezielle Mittheilungen über diese im hohen Grade anziehende Reise siehe Lebensbilder p. 262 f.

Der König rief inzwischen Nachtigal in seine Lapa (Vorhof). Er saß beim Biertopf und bot seinem Gaste ebenfalls einen Trunk an.

Dann ließ der König eine gehäufte Schüssel voll Brei für Nachtigals Leute, und für ihn selbst Ochsenrippen heran bringen.

Nun war alles in Ordnung, und Nachtigal mußte erzählen, von allen politischen Neuigkeiten und auch von dem, was ihn persönlich betraf. Als er dem Könige von dem Tode seiner Frau erzählte, antwortete dieser: „Ja, ich habe gehört, daß Gott mich meiner eigenen Frau, die ich liebte, und die du die deine nanntest, beraubt hat. Mein Herz ist sehr betrübt darüber, und ich weine mit dir!"

Als Nachtigal dem Könige von dessen früheren Unterthanen, den Stationsleuten zu Lydenburg, erzählte, antwortete derselbe: „Deine Leute sind meine Leute; sie können in meinem Lande stets so lange umherreisen, wie sie wollen!"

Jetzt hatte der Missionar alles erreicht, und mehr als er gehofft hatte, und schickte sich zur Abreise. Der König aber sprach: „Nein, das darfst du nicht! Was würde man wohl von mir sagen, wenn ich meinen Besuch umkehren ließe, noch ehe ich ihn ordentlich gesehen habe. Nein, du mußt bleiben! Gehe lieber erst morgen!"

Jetzt, König, sprichst du: Bleibe! Und ich werde bleiben. Aber sage mir doch, König, was war es damit, daß die Leute von dir mir erzählten, du wolltest mich tödten, und mein Fleisch in einem Topfe kochen lassen! Denkst du wirklich, ich fürchte mich vor dir?

Hier lachte der König laut auf. Er fühlte sich getroffen und wollte es nicht merken lassen. Zugleich freute er sich über Nachtigal's Schlauheit, daß dieser die Sache richtig herausbekommen habe. Deshalb lachte er und sprach: Wie kommst du dazu, so etwas zu denken? Aber ich sehe, du kennst mein Volk, daß sie allerlei lügen. Aber du kennst auch mich und liebst mich und hast Vertrauen zu mir. Darum hast du dich nicht abschrecken lassen, sondern bist doch gekommen. Daran aber sehe ich, daß du es wirklich gut mit mir meinst, und daß ich dir trauen kann!

Nachdem Bruder Nachtigal dann dem Könige zwei Schnüre werthvoller Perlen geschenkt hatte, wurde der alte Herr ganz redselig, und erzählte nun auch von seinen eigenen Familienangelegenheiten, wie seiner Schwester Sohn jetzt seine älteste Tochter heirathe, und bereits sechszig Ochsen bezahlt habe, und noch vierzig und darüber werde bezahlen müssen. Dann entließ er den Missionar, der sich in sein Haus begab.

Ihm schwirrte der Kopf von all dem Tanzen, Singen, Pauken, Ab- und Zulaufen der Fresser und Säufer auf dem Khorong. Heftige Schmerzen in den Füßen, wie im Kopf machten ihm diesen großen Festtag der Bassuto zu einem qualvollen. Aber er hatte erreicht,

was er wollte. Der König hatte ihm nicht blos die volle Freiheit gegeben, im Lande umherzureisen, wie und wo er wolle, sondern hatte ihn auch sogar eingeladen, nach seiner Rückkehr von Deutschland ihn wieder zu besuchen. Anstatt des beabsichtigten Mordes hatte er ihn mit der größten Freundlichkeit empfangen.

Wie gar anders aber war sein Herabsteigen vom Berge, als sein Heraufsteigen gewesen war. Als er hinaufstieg, grüßte ihn fast Niemand. Alles ging stumm und scheu an ihm vorüber; denn sie glaubten, der König werde ihn nicht freundlich annehmen. Als er aber herabkam, wollte das Grüßen kein Ende nehmen; alle gebehrdeten sich, als seien sie des Missionars allerbeste Freunde.

Waren sie vorher durch ihre Unfreundlichkeit ihm lästig geworden, so wurden sie nun es nicht minder durch ihre Freundlichkeit. Er sehnte sich so sehr nach völliger Stille. Jetzt drängten sie sich an ihn heran; ein Knecht Sekukuni's beehrte ihn sogar mit einem Topfe Bier, wodurch der Lärm noch größer wurde.

Martinus Sewushan aber erfuhr nach kurzer Zeit, als er in die Nähe von Sekukuni's Lande kam, daß der König wirklich beabsichtigt habe, Nachtigal tödten zu lassen, und daß sein Bruder Ngoana tsumane sich erboten habe, ihn mit einem einzigen Hiebe seines Schlachtbeils ins Genick vom Leben zu bringen. Sekukuni hatte das Erbieten angenommen, und war nur durch die dringlichen Vorstellungen seiner Räthe auf andere Gedanken gebracht worden! — Ja es ist also, daß der Herr die Herzen der Fürsten lenkt wie Wasserbäche. Und so er dem Laban gebietet, daß er nicht anders denn freundlich reden darf mit seinem Knecht Jacob, wer wills ihm wehren?

Nachtigal machte von der erhaltenen Erlaubniß des Königs einen ausgedehnten Gebrauch, er besuchte den größten Theil der im Lande zerstreuten Gläubigen, fand vieles Ermattete, was er stärken, vieles Gefallene, was er wieder aufrichten, aber auch vieles wahrhaft Erquickende, an dem er sich laben, und vieles Empfängliche, das er zum Leben anregen konnte. Der Zweck seiner Reise schien völlig erreicht zu sein; die Verbindung zwischen der lydenburger Gemeinde und Sekukuni war fester geknüpft als je. Ob der Grund hiervon bei Sekukuni die Furcht vor den Swazi war, das that nichts zur Sache. Stand doch jetzt das ganze Land Sekukunis wiederum den Einflüssen des Wortes Gottes von Lydenburg aus offen, und verstanden es doch die Gläubigen trefflich, die gebotene Gelegenheit zu benutzen, so daß der Teig im Gähren erhalten wurde in Sekukunis Lande.

Ja es schien eine Zeitlang, als ob der König Sekukuni seine ganze christenfeindliche Politik ändern wollte.

Er hatte sichere Nachricht, daß die gefürchteten Swazi den verheerenden Kriegszug gegen sein Land in nächster Zeit wirklich auszuführen gedachten. Deshalb war für ihn jetzt eine Zeit der Verzagtheit; er fürchtete, den Zorn des Gottes, den er scheinbar verachtete, aber vor dem er doch heimlich bebte, hervorzurufen, wenn er jetzt sich gegen dessen Abgesandten vergriffe.

Eine Anzahl von Arbeitern, die aus dem Binnenlande und dem Reiche des alten Moschesch (Bd. I, 343) zurückkehrten, ließ er zu sich kommen, um sie genau auszuforschen: „Sprecht jetzt einmal die reine Wahrheit: Sind die Lehrer wieder in Moschweschwes Lande?“

Ja, König! Alle sind dorthin wieder zurückgekehrt!

„Haben sie dem Moschweschwe nicht sein Land abgenommen? Oder gehört ihm dasselbe noch?“

Es gehört ihm noch; die Lehrer haben ihm durchaus kein Land abgenommen!

„Lernen die Leute wieder, und gehen sie wieder zur Kirche?“

Ja, alle die da wollen, gehen zur Kirche; die nicht wollen, bleiben zu Hause.

„Geht Moschweschwe auch zur Kirche, wenn es Sonntag ist?“

Ja, er geht auch zur Kirche, und kleidet sich dazu, wie die Weißen!

„Lügt ihr mir auch nichts vor? Redet ihr die volle Wahrheit?“

König, es ist, wie wir gesagt haben; wir lügen nicht!

Darauf rief Sekukuni aus: Wie thöricht habe ich doch gehandelt, daß ich die Lehrer, die zu uns gehörten, verjagt habe, weil es immer hieß, die Gläubigen und die Lehrer verdürben mir meine Leute, und nähmen mir mein Land ab. Ich sehe aber an Moschweschwe, daß dem nicht also ist! Ich sehe, die Engländer messen ringsum das Land der Bauern ab, sie bauen sich auf Lydenburg an; ich sehe selbst, es kommt noch so weit, daß wir die Waffen werden weglegen und an Spazierstöcken gehen müssen. Nein, ich bin verkehrt gewesen, die Lehrer wegzujagen! Aber ich werde sie wieder zurückrufen, damit sie sich wieder auf ihren Plätzen anbauen, und dann auch noch ein Lehrer sich in der Nähe meiner Stadt niederläßt, damit meine Leute, das heißt die, welche wollen, lernen können!“ — Zugleich verbot er seinen Leuten, Fruchtbäume aus den verlassenen Stationen wegzunehmen, oder die noch stehenden Gebäude abzubrechen; die sollten für seine Lehrer erhalten bleiben, deren Eigenthum sie seien! Denn die Lehrer würden auch wieder dort wohnen.

Auch die Räthe des Königs sprachen jetzt aus einem andern Tone. Der König möge einhalten mit harten Mitteln, denn damit treibe er nur selbst die Leute aus dem Lande. Dagegen an den Lydenburgern sehe er, was Freundschaft sei. Er habe zuerst seinen Unterthanen das Glauben verboten, damit habe er sie weg=

gejagt, aber das Glauben habe er doch nicht verhindert, denn sie hörten jetzt auf Botshabelo, in Lydenburg und in den englischen Colonien das Wort. Wären die Lehrer im Lande geblieben, so wären auch die Leute geblieben, und wenn er das Glauben nicht freigebe, würden noch alle jungen Leute ausfliehen.

So schien alles sich auf das Beste anzulegen, und wir hofften schon, es sei endlich die Wendung eingetreten in Sekukuni's Lande, um welche von vielen ernsten Betern im Pedilande und in Deutschland seit so langer Zeit so inbrünstig gefleht wird. — Da aber kam wieder ein Nachtfrost über die Frühlingshoffnungen. — Die gefürchteten Swazi kamen wirklich und machten den lange erwarteten Einfall in Sekukuni's Land!

Sie hatten zu diesem Kriegszuge ihre besten Kerntruppen gesandt; denn sie wußten, daß sie es mit einem wohlgerüsteten und vorbereiteten Gegner zu thun hatten! Das furchtbare „Büffelregiment", die Inyati, dieselben, deren Bekanntschaft Merensky und Grützner bei ihrem ersten Versuch, in Swazi's Land einzudringen, gemacht hatten, dieselben „Büffel", die dem Reiche Malco's ein Ende gemacht und dessen Volk zum größten Theil niedergemetzelt hatten. Jetzt gingen sie im September oder October 1869 gerade auf Thaba Mossegu los, umstellten die Stadt und machten einen allgemeinen Sturmangriff!

Aber Sekukuni war vorbereitet zu ihrem Empfange. Die Bapedikrieger stürmten vom Berge herab und warfen sich so tapfer dem Feinde entgegen, daß dieser zu weichen begann. Bald verwandelte sich ihr Rückzug in jähe Flucht. Sie waren durch den weiten Marsch ermattet, durch Hunger entkräftet und durch die begonnene Niederlage entmuthigt. In ihrem Schrecken warfen sie zuerst ihre Waffen, dann ihre Schilder, dann ihren Kriegsschmuck von sich, um nur schneller fliehen zu können. Als dies alles nicht half, suchten etliche sich vor den Verfolgern zu verstecken, andere setzten sich in ihrer Verzweiflung nieder und ließen sich niederschießen oder mit ihren eigenen Waffen erstechen. An Widerstand dachte zuletzt niemand mehr, so daß die Bassuto ausriefen: „Das sind keine Feinde, sondern nur Heuschrecken! Auf, tödtet die Heuschrecken!" Alt und Jung machte sich an das Morden, und bald bedeckten an demselben Tage fünfhundert Leichen der „Büffel", unter ihnen namentlich viele Häuptlinge, auch mehrere Söhne von Swazi den Heeresweg; denn diese letzteren waren dem Hunger und den Strapazen weniger gewachsen, als die kriegsgeübten Mannschaften.

Was nicht durch die Waffen hingestreckt wurde, das zerstob in wilder Flucht nach allen Himmelsgegenden; aber auch von den Flüchtigen erlag ein großer Theil dem Hunger. Denn bei den Bauern Vieh zu stehlen, war ihnen bei Todesstrafe verboten.

So geschah es, daß bei einem Bauer ein Trupp Flüchtlinge einen Haufen Kalk verschlang, ein anderer Haufe machte sich an das noch in der Lohbrühe liegende Sohlenleder, und röstete es am Feuer zur Mahlzeit. Also wurde selbst in die Ferne hin der Weg, den sie zurückflohen, durch Todte bezeichnet. Manche blieben todt an dem Wasser liegen, in dem sie sich voll getrunken hatten. Also sind die gefürchtetsten Krieger der gefürchteten Swazi in kurzer Zeit fast ganz aufgerieben worden!

Dem Sekukuni aber ist dieser Sieg noch zu viel größerem Schaden geworden, als vielleicht eine Niederlage. Er wußte sich nun vor Stolz und Uebermuth gar nicht mehr zu lassen. Er gab sich einen neuen Namen: Kchopuru ea madza ditala, thóba dingnoe melala, d. i. dem Sinne nach „ein Gierschlunk, der den Mitessenden alles wegißt, und der für sein Fressen Nichts verachtet, selbst das nicht, was noch roh und ungenießbar ist, und der allen anderen die Hälse bricht!" Zu Nikodemus, der mit David im October eine Evangelisten-Reise durch das Land machte, sprach er sich aus: „Ich habe immer gehört, daß Sewushan gesagt hat: Die Erde wird vergehen und der Himmel auf uns fallen, und ferner: daß Gott die Seinen, die an Ihn glauben, nicht verlassen, sondern ihnen alles geben werde, was sie bedürfen. Das ist nicht eingetroffen. Denn während die, die an Ihn glauben, arm und elend geblieben sind, werde ich von Tage zu Tage reicher und mächtiger, so daß es mir an keinem Gute mangelt, und meine Herrlichkeit immer größer wird!" So erfüllt er das Wort des Psalmen: „Der Gottlose rühmt sich seines Muthwillens, und der Geizige segnet sich und lästert den Herrn! Der Gottlose trägt die Nase hoch und spricht: Er wird nicht darnach fragen! Es ist kein Gott, sind alle seine Gedanken. Seine Wege gelingen immerdar; deine Gerichte sind hochweg von ihm; alle seine Feinde schnaubt er an. Er spricht in seinem Herzen: Ich werde nicht wanken; es wird für und für mit mir keine Noth haben!"

Im December 1869 wagte er es bereits, die Swazi angriffsweise zu überfallen, und ihnen, als sie mit reicher Beute an Menschen und Vieh beladen in ihr Land zurückkehrten, den Kampf anzubieten. Auch diesmal wurden die Swazi geschlagen, viele von ihnen getödtet und die ganze Beute ihnen entrissen.

Ueber diesen Sieg aber war dem Sekukuni der Kamm so geschwollen, daß er sich für den Mächtigsten aller Sterblichen hielt, und vermeinte, er sei schon in den Himmel hineingewachsen. Sehr oft rühmte er sich, er sei selbst der wahrhaftige Gott, und an ihn müsse jetzt jeder glauben. Des Wortes Gottes spottete er, und erachtete es für unwahr und lächerlich, da es allen Uebermüthigen Strafe drohe, während er doch immer mächtiger werde. Vielfach

beschäftigte er sich mit dem Gedanken, Botshabelo zu zerstören und den Bauern ihr Land abzunehmen und sie von hier wegzudrängen.

In dieser Zeit war es gefährlich für die Gläubigen, in Sekukunis Land zu kommen. Sie wagten es aber dennoch, und machten im Jahre 1870, während Nachtigal nach Deutschland verreist war, viermal Evangelistenreisen durch das Land, und Gott der Herr hielt seine Hand über ihnen, daß kein Leid sie treffen konnte. Da es aber an der Zeit war, daß auch ein Missionar wiederum durch das Land reiste, um die Schwachen zu stärken, so wählte die Synode zu dieser Aufgabe den Bruder Knothe aus Wallmansthal. Derselbe hatte ja schon 1865, während Nachtigal seine Braut von der Seeküste abholte, die Station Khalatlolu verwaltet, war daher schon damals mit Sekukuni in mannichfache persönliche Berührung gekommen, so konnte er auch jetzt, wo Nachtigal aus Deutschland eine zweite Frau heimführte, in dessen Stelle die Gläubigen im Gefängniß aufsuchen.

Am 29. September 1870 brach er von Wallmansthal auf und hatte nach sechstägiger Fahrt durch die menschenleeren Gegenden am 5. October Patametsane erreicht. Am folgenden Tage fand er in Khalatlolu alles verfallen, theilweise muthwillig zerstört, im Garten nur noch die Pfirsichbäume, und auf dem Begräbnißplatz die Gräber verschont, alles andere mit Mais bepflanzt, die Leute alle voller Furcht vor einem erwarteten neuen Ueberfall der Swazi. Er schickte sofort einen Boten an Sekukuni mit der Frage, ob er kommen dürfte, ihm eine wichtige Nachricht zu überbringen. Da Sekukuni mit der Antwort zögerte, benutzte Knothe die willkommene Frist, um die Gläubigen aufzusuchen und zu stärken. Er hatte hierbei auch manche Freude*); an dem Gespräch mit dem unglücklichen Petrus hatte er auch großen Kummer. Der arme Mann hatte sich, anstatt Buße zu thun, über seine Ausschließung verbittert, und dem Br. Knothe blieb nichts anderes übrig, als allen Gläubigen kundzuthun, daß Petrus ausgeschlossen sei, was er bis dahin verheimlicht zu haben schien.

Endlich am vierten Tage kam der Bote von Sekukuni zurück mit der Antwort, was Knothe ihm zu sagen habe, könne er ihm durch den Boten sagen, aber wo der „Sand" (das Pulver) sei. Knothe verstand. Sekukuni wollte ihm sagen, höchstens wenn er ihm Pulver mitbringe, könne er vor ihn kommen, anderen Verkehr mit den Missionaren lehne er ab. So mußte Knothe auf seine Rückkehr bedacht sein. Er reiste also, nachdem er am Sonntag den 9. October auf seinem alten, lieben Khalatlolu noch einmal vor 10 Zuhörern eine Predigt gehalten hatte, am folgenden Montag ab, besuchte auf seinem Wege noch eine Anzahl Gläubiger

*) Siehe den ausführlichen Reisebericht Miss.-Ber. 1872 p. 16 f.

und Angeregter und sagte ihnen, daß es jetzt Zeit sei, auszufliehen aus dem Lande, damit sie nicht aus Mangel an Lebensbrod gar verschmachteten; am Mittwoch den 12. war er nach achttägiger Evangelistenreise wieder an dem Lepelle, der Grenze von Sekukunis Lande angelangt. Da der angeschwollene Fluß ihn an der Ueberfahrt hinderte, konnte er noch einige Tage mit den Leuten des uns schon öfters erwähnten Unterhäuptlings Magal verkehren; ja dieser Capitän kam selbst zu dem Wagen des Missionars. Er wollte freilich nichts von einem Gott, der im Himmel wohne, wissen, und wollte sterben, wie seine Väter gestorben seien. (Missionsberichte 1872, p. 38). Dankbarer aber nahm eine kleine Anzahl von Männern seines Volkes das Wort auf, welches ihnen Knothe am folgenden Sonntag predigen durfte.

Am Abend dieses Tages fiel das Wasser so weit, daß der Fluß durchfahren werden konnte. Am Montag wandte sich unser Reisender nördlich, um den von Sekukuni ziemlich unabhängigen Unterkapitän Mutle (Mpachlele) aufzusuchen. Ueber seinen Aufenthalt bei Mutle hören wir des Missionars eigene Worte:

„Nachdem ein Bote zum Häuptling vorausgeeilt und mir die Antwort gebracht hatte, ich solle eilends kommen, gelangte ich sammt dem Wagen an den Fuß des Berges, auf welchem der Häuptling Mutle mit seinem Volke wohnt. Die Größe der Hauptstadt überraschte mich. Der Häuptling ist ein großer, wohlbeleibter Mann, eine würdige Erscheinung. Nachdem ich eine Zeit lang über dies und das gesprochen, und er schließlich seine Verwunderung darüber aussprach, daß ich ihre Sprache und auch ihren Dialect rede, ersuchte ich ihn, mit mir in einen besonderen Hof zu gehen. Dort hatte ich etwa folgendes Gespräch mit ihm: Ich: Du wunderst dich über mein Sessuto. Das würde ich nicht kennen, auch nicht hierher gekommen sein, wenn ich nicht ein Lehrer und ein Bote Gottes wäre. M. Ein Lehrer bist du? — Und zu Joseph gewandt, rief er: Ein Lehrer ist es! — als ob er seinen Augen und Ohren nicht trauen könnte. Ich: Ja ich bin ein Lehrer, ich wohne zu Moretele und ich bin gekommen mit einer wichtigen Sache. M.: Und das ist? Ich: Ich weiß, daß viele deines Volkes großes Verlangen nach dem Worte Gottes tragen, und, da sie es in der Colonie gehört haben, nun einen Lehrer zu haben wünschen. Ich bin nun in Gottes Namen gekommen, dich zu fragen, ob du es einem Lehrer gestatten willst, denen das Wort Gottes zu sagen, die es wünschen. M.: Nein ich fürchte Machil'achatischa*), ich fürchte. Nein, es ist unmöglich, ich fürchte. Maschile ist bös, daß Dinkoanyane weg ist. Wo sind noch Leute jenseits des Lepelle? Das Land ist vernichtet. Nein, wir fürchten

*) d. h. Sekukuni.

die Lehrer. Ich: Das kommt mir nicht unerwartet, daß du also antwortest; ich dachte aber, daß vielleicht Gott dein Herz lenken werde, daß du dich vor Ihm, dem höchsten Herrscher, viel mehr, als vor Sekukuni fürchten werdest. Schmerzlich aber ist mir's zu hören, daß ihr die Lehrer fürchtet, obwohl ihr seht, daß sie euch mehr lieben, als alle andern Menschen. Deshalb ist mir's auch nicht zu viel gewesen, nun wieder hierher zu reisen. M.: Wir fürchten die Lehrer wegen der Sache von Botshabelo. Ich: Das thut uns auch leid, daß jenes Ereigniß stattgehabt. Wir hatten gedacht, alt und grau zu werden unter euch, Sekukuni aber hat das nicht gewollt, sondern die Christen gemartert und vertrieben sammt den Lehrern. M.: Nein, hiermit ist es nichts. Ich: Betrübt bin ich über solche Antwort, aber dennoch beruhigt gehe ich weg, da ich meine Pflicht gethan habe. Du mußt nun zusehen, wie du deine Antwort vor Gott verantwortest." Hierauf lenkte er das Gespräch wieder auf gleichgültige Dinge. Am Abend kamen etliche Männer. Als sie gehört hätten, erzählten sie, daß ein weißer Mann, der Sessuto spreche, gekommen sei, haben sie sich sogleich gedacht, daß es ein Lehrer sei. Deshalb seien sie gekommen, denn sie haben den Herrn Jesum lieb. Sie blieben den Abend bei uns.

Mittwoch kamen wiederum zwei Gläubige. Einer derselben, Namens Nthokchoanêng, scheint es recht ernst zu meinen. Kürzlich war er in Lydenburg bei Br. Düring gewesen. Die Leute sind jetzt hier sehr zerstreut und nur wenige sind zu Hause, da die meisten nun nach dem ersten Regen auf den weit entfernten Ländereien übernachten, um tüchtig zu picken und zu säen. Deshalb ist es auch mühsam, die Gläubigen zu versammeln. Ich schickte Nthokchoanêng nach dem Kraal des Phaditsane, um dort meine Ankunft bekannt zu machen und eine Versammlung für den Abend anzusagen. Dieser Phaditsane nämlich ist ein durch Missionar Allison in Maritzburg Getaufter, welcher hier in seiner Heimath missionirt. Vor einiger Zeit versah er sich mit Büchern in Wallmannsthal, und sagte, er sei von Allison als „Lehrer" eingesetzt. Ich hätte ihn gern in seiner Wirksamkeit gesehen. Allein der Bote kam mit der Nachricht zurück, weder Phaditsane noch die anderen seien da, theils seien sie auf Jagd, theils auf den Feldern. Sollte der eine oder andere am Abend nach Hause kommen, so würden sie gewiß, und wäre es auch in der Nacht, zu mir kommen. Wie ich höre, hält Phaditsane des Sonntags Versammlungen, die eine Zeit lang von etwa 30 Zuhörern besucht waren, während jetzt höchstens 15 sich daran betheiligen, da die übrigen sich vor den feindlichen Heiden fürchten.

Es kommt die Nachricht, daß am Abend bei meinem Wagen spionirt und die etwa vorgefundenen Gläubigen geprügelt werden sollen. Deshalb blieben wir lange auf, um die Sache abzuwarten.

Plötzlich kommt Koanyane, ein Bote Mutles, gelaufen. Auf meine Frage, was er in stockfinstrer Nacht bei uns wolle, antwortete er: Ja, ich bin eine Hyäne, ich laufe des Nachts umher. Man hat mich aus dem Schlafe gerüttelt, denn ein Mann unseres Volkes ist eben von Nkuane (in der Nähe Sekukunis) schweißtriefend gekommen, mit der Kunde; das ein Heer von Bapedi aus ist, dich zu suchen, da du die Leute ausflüchtest. Morgen früh werden sie hier eintreffen. Mutle ist bang, daß die Bapedi dich hier bei ihm finden könnten; das würde ihm Sekukunis Zorn auf den Hals bringen. Er läßt dich deshalb bitten und flehen, du möchtest ihm den Gefallen thun, und morgen früh abreisen nach Moletlane. Er wird dann hier die Bapedi aufhalten, ihnen sagen, daß du weg seiest und sie dann umkehren lassen. — Mir kam die Sache vor wie eine List, durch welche man mich wegschaffen wollte, damit ich ferner nicht mit den Gläubigen verkehren könne. Und doch fiel mir die Sache mit dem Manne, der am Lepelle sich uns anschließen wollte, ein; sollte man den vielleicht bei uns suchen gewollt haben? Oder war Koanyane zu spioniren gekommen und hatte sich dies Geschichtchen ausgedacht für den Fall, daß er keinen der Gläubigen bei mir treffen würde? — Da ich sah, daß ich in allen Fällen hier nichts mehr ausrichten konnte, ließ ich Mutle antworten: Ich habe keine Furcht vor den Bapedi, auch werde ich dieser Nachricht erst dann Glauben schenken, wenn ich das Commando mit Augen sehe; da er aber sage, er fürchte sich, so wollte ich gehen. Das war mir freilich aber ein rechter Strich durch meine Rechnung; denn am folgenden Tage gedachte ich die Gläubigen zu versammeln, und dann mit ihnen nochmals zum Häuptling zu gehen und mit ihnen vor ihm und seinen Räthen die Bitte, die ich schon an ihn allein gerichtet, zu wiederholen und noch ein Zeugniß abzulegen. Die Gläubigen hatten sich mit Freuden dazu bereit erklärt. Ich hatte mich hierauf besonders gefreut, da solches Bekenntniß zur Glaubensstärkung der Leute würde gedient haben.

Kaum war Koanyane weg, so erschienen etliche Gläubige. Ihre erste Frage war: War niemand hier, uns zu suchen? Auf die Antwort, daß Koanyane eben weg sei, ließen sie sich nieder und erzählten, daß man sehr böse auf mich und sie sei, und daß sich wohl bald etwas ereignen werde. Was es sei, halte man vor ihnen geheim. Wir erzählten ihnen von Mutles Botschaft, und sie riefen: Das ist es! Doch wurden sie ebenfalls zweifelhaft, als ich ihnen erzählte, was uns mit jenem Manne an Lepelle begegnet sei. Ich sprach zu ihnen über Luc. 12, 49—51, und betete mit ihnen bis zum Schluß."

Von Mutle aus besuchte Knothe noch den Häuptling Bapo, und fand manche Gelegenheit, das Wort auszustreuen; am

Donnerstag, den 27. October, kehrte er nach vierwöchentlicher Abwesenheit auf seine Station zurück.

Sekukuni's Herz aber war durch den Besuch Knothe's nur von neuem erbittert worden. Er konnte sich für denselben keinen andern Zweck denken, als daß der Missionar nur von neuem seine Unterthanen zum Ausflüchten verführen wolle, und deshalb tobte er gegen dieselben mit erneuter Wuth.

Vier derselben hatten eine Art Conventikel gebildet, um sich unter einander zu erbauen. Als Sekukuni davon hörte, befahl er sofort, den Motsabo, den Leiter der Versammlung, auszuweisen und in die Stadt des Unterhäuptlings Machal zurückzuschicken. Die drei andern sahen sich verlassen; der eine, Poroporo, war blind und konnte sich nicht helfen, die beiden andern, zwei Frauen, beschlossen, nach Botshabelo auszuflüchten. Sie wurden aber schon in Patametsane von Sekukuni's Häschern ereilt und in ihren Kraal zurückgebracht und dort mit dem blinden Poroporo gemeinsam gemartert; letzterer wurde halbtodt geschlagen, so daß er längere Zeit krank darniederlag. Den Weibern wurden die Finger zwischen eisernen Stäben zerquetscht bis sie vor Schmerzen erliegen wollten. Durch solche Martern suchte aber Sekukuni vergeblich die Funken des Glaubens in seinem Volk zu unterdrücken. Sie leuchteten immer von neuem wieder auf und entzündeten immer wieder den Zorn des Königs.

Dieser Zorn war im Jahre 1872, kurz bevor Nachtigal aus Europa zurückkehrte, zu solcher Höhe gestiegen, daß er einen neuen Kriegszug gegen Botshabelo in seinem Herzen bewegte. Man hörte ihn eines Tages ausrufen: „Die Gläubigen sagen, der Himmel werde einfallen am jüngsten Tage,*) das ist nicht wahr; ich habe Stützen darunter gemacht; sie sagen, Gottes Sohn werde kommen mit einem Heer; ich aber werde ihn tödten." In dieser Zeit war er auch drauf und dran, die Freundschaft mit den Lydenburgern aufzugeben, deren er nach Besiegung der Swazi nicht ferner bedurfte. Ja er drohte sogar, unsere Station, als sie nach außerhalb des Dorfes hin verlegt werden sollte, zu überfallen und alle Leute niederzumetzeln. Diesmal war es ein merkwürdiger Umstand, der seinen Zorn noch einmal sich legen ließ.

Bruder Nachtigal war in Deutschland auf den absonderlichen Gedanken gekommen, für König Sekukuni eine große Drehorgel mit

*) Anm. Diese Besorgniß hatte er öfters, seitdem er in der Stunde von Tulare's Tode durch eine Sonnenfinsterniß erschreckt worden war; auch während der Verfolgungszeit 1864 wiederholte er öfters: Die Gläubigen sagen, der Himmel werde einfallen; und als dann einmal in diesen Tagen der Blitz in einen Kochtopf auf seinem Kraal einschlug, rief er: Die Gläubigen sagen, der Himmel werde einfallen; jetzt ist der Himmel eingefallen. Damit wollte er sich selbst beruhigen.

recht schreienden Stimmen mitzubringen. Derselben war ihr Ruf voraufgegangen bis auf den Kraal von Sekukuni hin. Als nun bereits Monate seit Nachtigals Rückkehr vergangen waren, erschien Sonnabend, den 15. Juni, ein besonderer Abgesandter des Königs mit der Botschaft: Der König läßt dir sagen: „Ich habe mein Herz in meine Hand gelegt, und also erwarte ich dich; komme bald, auf daß mein Antlitz dich schaue!“



Albert Nachtigal.

Die Drehorgel war auf der Reise beschädigt und bedurfte einer gründlichen Reparatur. Nachdem diese, so gut es ging, vollendet war, machte sich Nachtigal am 17. Juli (1872) auf den Weg; der Landdrost Jansen begleitete ihn, um den König persönlich kennen zu lernen.

Als die Reisenden auf dem Kraal von Sepeke bei dem „Löwenvater“ (Ratau) ankamen, fanden sie den treuen Jonas Pudumo

bereits in voller Thätigkeit; er wollte den für jetzt gewandelten Sinn des Königs benutzen, um seinen Landsleuten Christum den Gekreuzigten zu predigen. Sepeke aber sprach zu Nachtigal: „Wir trauern alle darüber, daß keine Lehrer mehr im Lande sind; aber es wird ja nicht mehr lange so bleiben. Sekukuni, mein Schwiegervater, ist überwunden und wird dich bald in dieses Land zurückrufen.“ Sekukuni selbst empfing die Reisenden freundlich. Nur gegen den Landdrost beobachtete er zunächst eine kalte Höflichkeit, darnach aber wurde er sehr heftig; er hoffe, die Bauern werden ihre Freundschaftsversicherungen durch die That wahrmachen; er wünsche nicht Worte, sondern Thaten, nöthigenfalls werde er die Bauern mit gewaffneter Hand aus dem Lande seiner Väter treiben.

Um so freundlicher aber war er gegen Bruder Nachtigal, als beide allein mit einander saßen. „Ich thue jetzt keinem Christen mehr etwas zu Leide, ein jeder kann sein Buch haben und halten, alle, auch die Weiber, die in der Colonie Christen geworden sind, können wieder kommen.“ Auf die Einrede, sie werden das nicht glauben und nicht kommen, erwiderte er: „Nun, so laß sie denn zu dir kommen, nur daß sie nicht nach Botshabelo kommen; denn alle, die dort wohnen, sind für mich verloren; deine Leute aber sind meine Kinder, die ungehindert aus- und eingehen können.“ — So oft freilich das Gespräch auf Botshabelo kam, kannte der hoch auflodernde Zorn des Königs keine Schranken: „Hat Maranzeking (Merensky) Blut?“ — Ja, er hat Blut! — „Nun, so sage ich dir,“ so schrie der König, „das soll fließen, fließen soll es, auf die Erde fließen; er wird keine 10 Jahre in Botshabelo bleiben; denn ich werde ihn morden lassen. Er und seine Leute sollen sterben, und wenn er todt ist, werde ich es dir sagen, daß du es den Seinen in seine Heimath meldest. Du, du wirst es schreiben, daß sein Blut geflossen und er todt ist. Jetzt wirst du sagen, Sekukuni macht leere Worte, er thut es doch nicht. Aber du wirst es erfahren, daß ich die Wahrheit rede und nicht lüge. Er ist mein Feind und wird mein Feind bleiben; daher will ich sein Blut vergießen zu einer Zeit, wenn Niemand mehr daran denkt. Dich liebe ich, du bist mein Freund, durch mich soll auch nicht ein Tröpflein deines Blutes fließen, deine Haut soll nicht einmal geritzt werden. Maranzeking aber werde ich erstechen.“

Als endlich nach langem Warten das „große Wild“, die Drehorgel, durch die bestellten Träger herangebracht und dem Könige als Geschenk der Christen in Deutschland übergeben war, da kannte die kindische Freude des Königs keine Grenzen. „Laß mich hören das große Wild!“ rief er, und Nachtigal spielte und sang dazu den deutschen Text: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Dann spielte er: „Laßt mich gehen!“ Der König konnte gar

nicht die Zeit abwarten, bis wieder eine neue Melodie an die Reihe kam. Er versuchte auch selbst zu spielen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr;" das wollte ihm aber nicht gelingen. Nachtigal mußte also fortfahren: „Heil Dir im Siegerkranz," „Wacht am Rhein," „Schönster Herr Jesu," „Wachet auf," „Nun danket alle Gott." Der König war ganz Ohr und voller Entzücken. Nachtigal wollte Abends sich eben zur Ruhe begeben, da kam eine Frau von Sekukuni und erzählte ihm, der König habe ein zu wunderbares Wild, sie kenne es nicht, auch habe niemand zuvor es gesehen oder gehört. „Wenn der König das Ding ergriffen hat, so singt es, wie Kinder singen und dazwischen hört man dann wieder Stimmen, wie die der Frauen und Männer; der König wurde nicht müde, und als ich mich nach Sonnenuntergang entfernte, ließ er dieses Wild noch immer schreien."

Diesmal konnte Nachtigal auf seiner Reise durch das Land nach Herzenslust alle die zerstreut wohnenden Gläubigen aufsuchen, und in Gemeinschaft des treuen und beredten Jonas Pudumo den Samen des Worts reichlich ausstreuen in Sekukuni's Lande. (Vgl. den Bericht über diese Reise Miss.=Ber. 1873 p. 55 ꝛc., 66 f.) In einer Familie fand er einen Brief (vom 5. April 1872 datirt) vor, den der in der Colonie in Graaf Reinet arbeitende Sohn des Hauses an die Seinigen geschrieben hatte. Niemand konnte ihn lesen. Man setzte sich andächtig um ihn, und hörte aufmerksam zu, als er las: „Freuen würde ich mich, wenn ich hörte, daß ihr von dort weg nach einem Schulplatze gezogen seiet. Nehmet die Schrift des Herrn Jesu an, und dann schreibt mir, daß ich komme und erfahre, wo ihr wohnet. Werft weg, werft weg die Waffen, mit denen ihr wider den Herrn Jesum streitet, denn ein jeglicher Mensch muß seine Knie vor ihm beugen, weil in ihm das Leben und auch der Tod ist. Leben, ja Leben ist in ihm. Ich beginne mit dem Worte aus dem Evangelio Johannis, welches sagt: Wer an den Sohn Gottes glaubt, der hat das endlose Leben; wer aber nicht glaubet, auf dem ruht der Zorn Gottes. Darum ist es, daß ich sage: Leget eure Ungerechtigkeiten ab, und schaffet euch Frieden mit Gott durch diesen Jesum; denn wenn ihr glaubt, ja dann werdet ihr das endlose Leben schauen!"

Nachtigal beschließt seinen Reisebericht mit den Worten: „Begossen haben wir in Schwachheit, gebe der Herr nun Gedeihen und Wachsthum!"

Nur eine Zeit lang dauerte die Freundschaft des Königs — vielleicht so lange, als der Reiz der Neuheit der Drehorgel. — Bald, im folgenden Jahre, trat das Ereigniß ein, welches den Gedanken des Königs eine ganz andere Richtung gab, und welches

wir in den folgenden Capiteln behandeln werden, der Weggang des Dinkoanyane von Botshabelo und in Folge dessen seine wieder angeknüpfte Freundschaft mit Sekukuni. Von dieser Zeit war der Haufe, der sich um Dinkoanyane sammelte, wie ein Schloß vor dem Wege zwischen unserer Station Lydenburg und Sekukuni's Land. Der Verkehr hörte zwar nicht auf; aber alle in Sekukuni's Lande, die nach Unterweisung im christlichen Glauben Verlangen trugen, wandten sich von der Zeit an, anstatt nach Lydenburg vielmehr zu Dinkoanyane. Der frische Zufluß neuer Gemeindeglieder aus dem Pedilande hörte in der Lydenburger Gemeinde auf, und das frische Leben der dortigen National-Getauften Bassuto fing an zu erlahmen.

Nur einmal schien es, als ob Dinkoanyane's Weggang einen Segen für Sekukuni's Land bringen sollte. Sekukuni wollte seinen christlichen Bruder Dinkoanyane für seine Pläne benutzen, und suchte ihn deshalb glauben zu machen, er wünsche auch für sein Volk einen Lehrer. Dinkoanyane hatte deshalb drei Briefe an unsern Bruder Schubert geschrieben, des Inhalts: „Ich habe Sekukuni von dir gesagt, er hat sich sehr gefreut und sagte, der Lehrer soll doch kommen und hier lehren!"

Leider konnte sich Schubert wegen des zwischen seinem Häuptling Mapela und dessen Nachbar Mangoati ausgebrochenen Krieges willen nicht sofort nach Empfang des Briefes (im Februar 1875) auf den Weg machen, und als er im August die Reise antrat, war, wie es schien, der günstige Zeitpunkt bereits versäumt.

Schubert ritt zunächst zum Häuptling Mutle, wo er am 29. August eintraf, und ein Häuflein von 60 Seelen zu ihrer selbsteingerichteten Sonntagsfeier versammelt fand, gesammelt durch drei gläubige Getaufte. Von den Uebrigen konnten etliche ihr neues Testament ziemlich geläufig lesen, und Schubert fand eine ganze Anzahl wirklich heilsbegieriger Seelen; an 50 Erwachsene warteten auf die heilige Taufe (die sie hernach zum Theil auf Botshabelo gesucht und gefunden haben). Samuel, der Leiter der Versammlung, hoffte noch auf die Zusendung eines Geistlichen aus Natal; bliebe dieser aus, so wollten sie gern von unserer Gesellschaft einen Missionar erbitten, mit der sie ja ohnehin schon durch den Verkehr mit Lydenburg und Botshabelo in lebendige Verbindung getreten sind.

Am 31. August erreichte Schubert den Thaba Mossegu, welcher Felsberg aber nicht mehr von Sekukuni bewohnt wurde. Er hatte, sich stark genug fühlend, sein Dorf von dem Felsberg herab in die Ebene verlegt, etwa eine halbe Stunde vom Thaba Mossegu entfernt. Als Schubert dort anlangte, wurde er zu Maschupje, dem älteren Bruder Dinkoanyane's, geführt; der wußte aber von der ganzen Angelegenheit nichts. Ein Bote, zu Sekukuni

geschickt, brachte von diesem ebenfalls die Nachricht, er wisse von der ganzen Sache nichts; er wolle zu Dinkoanyane schicken und diesen rufen lassen; wenn dieser gekommen wäre, könnte man ja die Sache mit ihm besprechen; ob der Lehrer noch eine andere Angelegenheit habe. Als Schubert dies verneinte, kam die zweite Antwort von Sekukuni zurück: „Der Lehrer kann selbst zu Dinkoanyane gehen und mit diesem die Sache besprechen; noch heute kann er weiter reisen!“ Was diese Botschaft besagen wollte, bestätigte ein Getaufter, der König sei noch jetzt ein eben so erbitterter Feind der Gläubigen, wie von je her. Schubert gedachte nun zunächst, Dinkoanyane aufzusuchen, und kam auf diesem Wege bis zu unserer Station Cha Ratau. Er fand die Häuser niedergebrochen, aber die Grundmauern deutlich erkennbar, die Pfirsichbäume blühend, die Bananen grünend, die Wasserleitung gut im Stande, Sepeke, der „Löwenvater“, nahm ihn freundlichst auf. Er änderte daher seinen Plan und entsandte, anstatt selbst den beschwerlichen Weg zu gehen, einen Boten zu Dinkoanyane und blieb auf Cha Ratau, woselbst etliche der alten Gläubigen ihn aufsuchten und er leider erfuhr, daß viele, auch von denen, die zuerst mit Dinkoanyane von Botshabelo fortgezogen waren, in das Heidenthum zurückgefallen seien; dagegen sollten auf der Hauptstadt noch drei Männer und 40 Frauen sein, die am Glauben festhalten wollten. Endlich kam der Bote von Dinkoanyane zurück. Dieser schickte Schubert einen Schlachtbock mit der Bitte, selbst zu ihm zu kommen, er sei eben erst auf der Hauptstadt gewesen und müde von der Reise. Seine Absicht war deutlich; nicht Sekukuni wollte einen Lehrer, sondern Dinkoanyane wollte für sich einen solchen. Da aber dieses Ziel durchaus außerhalb des Zweckes der Reise Schuberts war, blieb diesem nichts anders übrig als wieder heimzukehren.

Da es gerade Sonntag war (5. September), berief er unter Sepekes Zustimmung noch erst die dortigen Leute zusammen und hielt ihnen eine Predigt über Luc. 10, 23—28. Auf seiner Rückreise fand er die Leute zumeist betrunken und konnte daher das liebe Gotteswort nicht predigen. Nur bei einem Häuptling fand er drei Frauen, die Verlangen zeigten nach Gottes Wort. Bei Mutle fand er die Frauen beschäftigt, die kleine 20 × 10′ messende, von Pfählen errichtete, kleine Kirche auszumalen. Der Missionar hielt in derselben eine Abendpredigt und darnach seine Nachtruhe. Der Häuptling Mutle nahm den Missionar freundlich auf und trug ihm Grüße an Mankopane auf, bei welchem derselbe, nachdem er seinen Weg über Marabastadt und Ga Matlale genommen, am 11. September glücklich wieder eintraf.

Dies ist unser letzter Versuch gewesen, in Sekukunis Land die Friedensbotschaft durch einen Missionar zu senden. Er wollte keinen Frieden, sondern Krieg. Wir werden bald sehen, daß er

Krieg fand. Doch bevor wir hiervon berichten, müssen wir uns zunächst darnach umsehen, was inzwischen aus Johannes Dinkoanyane geworden war.

51. Der Verkehr zwischen Lydenburg und Dinkoanyane.

Wir haben oben (p. 300 f.) nachgewiesen, daß die Gründe, welche unseren frommen lieben Häuptling Johannes Dinkoanyane bewogen, Botshabelo zu verlassen, zwar auf der einen Seite in der Reaction heidnischer Anschauungen gegen christliche Ordnung, aber andererseits auch in der schweren Unbill zu suchen seien, die den Farbigen durch die Gesetze der Transvaalrepublik zugefügt wurde. Aus letzterem Grunde schien es, zumal Dinkoanyane in früheren Zeiten ein so treuer Bekenner gewesen war, dem Herausgeber geboten, so viel als möglich fein säuberlich zu verfahren mit dem Knaben Absalon und seine offenkundige Verirrung nicht sofort mit äußerster Strenge zu ahnden, sondern ihm mit Liebe nachzugehen. Er schrieb daher unter dem 10. Mai 1874 an Bruder Nachtigal: „Lassen Sie Dinkoanyane nicht los; er ist ja dennoch ein Kind Gottes, und wird sich zurecht finden, wie so manche aufrichtige Seele unter seinen Anhängern." Nachtigal nahm den gegebenen Auftrag mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit auf und besuchte die Aufständigen, so oft und viel ihm seine gebrochene Gesundheit dies gestattete, in ihren Spelunken am Speckboomrevier. Er schrieb zurück: „Der Weg ist zwar schwer, aber Gott der Herr gebe mir Kraft zur Freudigkeit und Seinen Segen zu dem Gange."

Hören wir seinen Bericht über etliche Besuche, die er in den Spelunken Dinkoanyanes machte:

„Sonntag, den 15. August 1874. Am Dienstage war ich bei Johannes Dinkoanyane, um ihm zu sagen, was der neue Landdrost wünscht. Als ich dort ankam, las ich aus den Gesichtern einiger herzliche Freude über mein Kommen, während ich anderen ansah, wie sie voller Mißtrauen gegen mich waren. Als ich ein Weilchen mit Johannes gesprochen hatte, kam einer von seinen Leuten (Isaak Mosepele), der mir mit großer innerer Bewegung etwa Folgendes sagte: „Wir weinen darüber, daß du, unser geistlicher Vater, der uns durch das Wort Gottes gezeugt hat, uns dem Tode und dem leiblichen Verderben überliefern willst. Ach, warum willst du doch unser nicht schonen, warum bist du so hart und suchst unser Blut. Ich bitte dich, um der Liebe Jesu willen, erbarme dich unser, Vater verdirb uns nicht, speise unsre Seelen, aber tödte nicht unsere Leiber." Ich war wie aus den Wolken gefallen, denn ich verstand ihre Reden nicht, bis Johannes mir sagte, daß ihm ganz früh am Morgen mitgetheilt sei, ich komme, um ihn zu bestricken und den Händen

der Weißen zu überliefern, durch uns Lehrer seien die Kanonen, Gewehre und Pulver in Deutschland bestellt, durch uns seien alle Weißen aufgehetzt, und nun sollten sie binnen Kurzem alle niedergemetzelt werden. Wie wehe mir diese Verleumdung that, kann ich nicht sagen, denn ich wußte, wie es gerade mein Streben war, Krieg und alles Unheil abzuwenden. Ich saß lange tiefbetrübt da, und konnte keine Worte finden, bis Johannes meinte: Lehrer, warum bist du so betrübt? Hast du das Wort vergessen: Selig seid ihr, wenn die Leute allerlei Uebles wider euch reden, so sie daran lügen? Ich antwortete ihm, daß ich mich freuen würde, wenn mir solches um des Herrn, um meines Glaubens an Ihn willen widerführe, so aber sei es nichts als eine schändliche Verleumdung und Verdächtigung. Mit der Zeit wurde ich ruhiger und konnte nun mehr an mein Amt als Missionar denken. Wenn ich nicht daran dachte, wie schnöde uns die Leute behandelt haben, und wie sie sich gegen den Herrn versündigt haben und noch versündigen wegen ihrer Auflehnung wider die Weißen u. s. w., so konnte ich doch nicht anders sagen, als daß noch Grund zur Freude vorhanden ist, denn der Sonntag wird mit Predigt und Betrachtung des Wortes Gottes gefeiert, selbst die Kinder haben ihren Gottesdienst und in der Woche regelmäßig ihre Schule. Es ist nicht zu verkennen, daß noch ein gutes Salz übergeblieben ist, und will ich mich nun mit aller Macht bemühen, mit Gottes Hülfe ihr Vertrauen wieder zu gewinnen und sie ab und zu mit dem Worte Gottes zu bedienen. Abstoßen hilft nicht, wir müssen anziehen und den Verirrten nachgehen."

Von seinem am nächstfolgenden Sonntag gemachten Besuch schreibt er:

„Ich kann gar nicht sagen, wie wohl mir zu Muthe war, als ich den kräftigen Gesang hörte, und dann sah, wie sie mir die Worte fast vom Munde wegnahmen. Es kommen mir die Leute vor wie Kranke, die an einer fixen Idee leiden; denn sobald man nicht von ihrem Wegziehen spricht, reden sie sehr lieb und vernünftig. Ich sagte den Leuten gleich beim Beginn der ersten Predigt, was mich zu ihnen treibe und daß ich jede Sünde strafen würde, wo ich eine solche sähe u. s. w. Das Sonntags-Evangelium gab mir Anlaß genug, sehr ernst und doch liebevoll zu ihnen zu reden. Nach der Nachmittagspredigt wurde ich gefragt, ob ich nicht auch den Kindern predigen wolle, die hätten jeden Sonntag auch ihren Gottesdienst. Ich fühlte mich aber zu angegriffen, bat jedoch ganz der Gewohnheit gemäß zu thun. Einer der Erwachsenen überhörte eine alttestamentliche Geschichte und erzählte eine andere, die er dann auf die Kinder anwandte. Welch ein fließendes, schönes Sessuto war doch das! Wie arm und elend kam ich mir dagegen mit meiner Sprache vor! Die Ansprache war wohl etwas zu hoch gegriffen und nicht genug für Kinder berechnet, aber es war doch ein Gottesdienst, der

zum Wenigsten mich recht erfreute und interessirte. Zum Schlusse nahm ich den Kinderprediger beiseits und sagte ihm in aller Liebe, wo er es hätte anders machen können, was er sehr willig aufnahm. Möchten doch alle Worte, die an dem Tage geredet wurden, reiche Frucht bringen, wie ich es vielfach vom Herrn, und namentlich bei meiner Hinreise, erfleht habe. Was soll ich nun sagen über die Leute: Ja es ist wahr, sie irren und irreten, sie haben uns vielfach betrübt und enttäuscht, aber ich liebe sie doch und achte das, was der Herr bei ihnen in Gnade erhalten hat. Sollten wir uns ganz von ihnen abziehen? Nein, nimmermehr, ich betrübe mich nur über mich selbst, daß ich mich nicht schon viel früher ihrer angenommen habe, und von dem Persönlichen so eingenommen war, bis ich durch Herrn Directors Brief mich ermannte."

Von einem anderen Besuche schreibt er:

„Ich durfte nun köstliche Stunden mit Johannes verleben, davon ich noch ein Weniges mittheilen will. Zunächst bat er mich, mitzuwirken, daß er und die Seinigen von den Lydenburger und Botshabeloer Stationsbewohnern nicht mehr als Feinde angesehen werden, worauf ich ihm sagte, daß er dasselbe thun müsse, denn es sei von seiner Seite so gehandelt, daß eine Verständigung in der Weise nicht möglich gewesen sei.

20. October. Es ist mir nicht möglich gewesen, das Tagebuch weiter zu führen, da ich zu viel mit den Angelegenheiten der Johannes'schen Leute beschäftigt war, denn alle möglichen Händel und Streitfragen hatte ich zu schlichten, mündlich oder schriftlich, und da es mir darum zu thun war, die Herzen der Leute wieder zu gewinnen und je mehr und mehr Einfluß zu erhalten, so war ich oft mehr beschäftigt, als es meine Kräfte erlaubten, mein Gehirn war zu abgespannt, und so hatte ich es nicht mehr möglich machen können, jedesmal aufzuzeichnen, was ich erlebt hatte. Nur ungern versage ich es mir, nieder zu schreiben, was ich mit Johannes und einigen seiner Leute bis gegen 2 Uhr Nachts verhandelte, und wie sich mir hier wiederum die schon früher gemachte Erfahrung bestätigte, daß die Bassuto erst in den nächtlichen Stunden aufthauen und dann einer seelsorgerischen Thätigkeit am meisten zugänglich sind. — Ich könnte seit jenem Tage wieder von neuen Besuchen und Predigen bei Johannes berichten, bitte aber meines armen Kopfes zu schonen."

Die Besuche Nachtigal's waren nicht vergeblich. Die Abgetrennten gewannen Fühlung mit Lydenburg, eine Anzahl von ihnen, bis gegen 30 Personen, wurden, nachdem sie die verlangte Kirchenbuße gethan hatten, förmlich in die lydenburger Gemeinde wieder aufgenommen, andere meldeten sich zum Taufunterricht, und da um diese Zeit Dinkoanyane auch durch die Zurücksendung des wiederrechtlich mitgenommenen Viehs an die Botshabeloer thatsächliche Zeugnisse

seiner Umkehr darbot, durften wir uns schon der Hoffnung hingeben, daß der unglückliche Riß mit Gottes Hülfe geheilt werden würde.

Aber die Mächte der Finsterniß, die bei den Weggezogenen je länger je mehr offenbar wurden, behielten schließlich die Oberhand. Dinkoanyane selbst scheint seiner persönlichen besseren Ueberzeugung nicht allzeit gefolgt, sondern sie den Einflüsterungen böser Rathgeber geopfert zu haben. Es kamen sehr bedenkliche Berichte über ihn und seine Zweideutigkeit; ja offenkundige Beweise von Wahrheitsentstellungen, die darauf zielten, die Unzufriedenheit gegen die Bauern und gegen die Missionare in Gluth zu halten, damit die ernsten Christen ihre offen ausgesprochene Absicht, zu den Missionaren und zu Gottes Wort zurückzukehren, nicht ausführen möchten. Einen seelsorgerisch ermahnenden Brief, z. B., den der Herausgeber an Johannes Dinkoanyane schrieb, misbrauchte derselbe in der Weise, daß er seinen Leuten vorredete, nun brauchten sie gar nicht mehr an Botshabelo zu denken, um Gottes Wort zu bekommen, sondern der große Lehrer habe ihm versprochen, nächstens einen eigenen Lehrer für sie zu entsenden.

Je länger je mehr trat das politische Ziel bei den Ausgewanderten in den Vordergrund. Dinkoanyane ging mit seinem Bruder Sekukuni intime Beziehungen ein. Sekukuni schickte ihm einmal 46 Ochsen; diese sollten seine „Frau" sein; denn da er nur eine habe, so sollten diese ihm sein Haus bestellen, was bei den Häuptlingen sonst die vielen Frauen thun müssen. Der Verkehr zwischen Sekukuni und Dinkoanyane wurde so lebhaft, daß selbst einzelne wieder zu Sekukuni zurückgingen, ja etliche in das offenbare Heidenthum zurückfielen und ihre Kinder zu Sekukunis Beschneidungsfeierlichkeiten entsandten; ja es kam so weit, daß Sekukuni den Dinkoanyane aufforderte, seine Tochter zur Beschneidung zu schicken, was dieser freilich ablehnte. Dagegen pochte Dinkoanyane auf das Recht, das ihm Sekukuni verliehen habe, indem er ihm das Land, auf welchem er mit seinem Anhang wohnte, geschenkt habe und dergleichen. Er nahm immer mehr die Stellung eines förmlichen kleinen Häuptlings an, vor dessen Gerichtsforum alle Angelegenheiten der Christen, in Lydenburg sowohl als in Botshabelo gehörten, er diktirte Strafe für die Bewohner der Station Lydenburg, forderte sie vor sein Gericht und wurde immer trotziger und verwegener, so daß selbst Nachtigal zuletzt die Hoffnung für ihn fahren ließ und den Verkehr mit ihm aufgeben mußte. Er schreibt unter dem 16 November 1874:

„Ich bin noch nicht wieder dort gewesen, weil ich einen ganz nichtsnutzigen Brief von D. erhielt. Ich will die Sache näher beleuchten. Bei meinen Besuchen hatte ich sehr entschieden darauf gedrungen: 1) den Botshabeloern ihr Vieh zurückzugeben, 2) mit

der Landesobrigkeit sich auszusöhnen und 3) fleißiger zur Kirche von Bruder Düring zu kommen, denn nur durch diese Stücke würden sie allen Lehrern beweisen, daß es ihnen aufrichtig darum zu thun sei, von Gottes Wort sich regieren zu lassen. Da ich keine rechte Antwort erhielt, schrieb ich wiederholt an Johannes und stellte ihm sein unsinniges wie ungöttliches Verfahren vor und sagte ihm, daß er ein trauriges Ende nehmen werde, denn der Weißen seien jetzt zu viel, als daß sie es ungestraft hingehen lassen würden, wenn er sich aller Ordnung widersetze und noch obenein Sekukuni gegen sie aufhetze. Hierauf brachte mir nun David Mpyane einen Brief von Dinkoanyane, in dem er sich ausfällig über mich beklagte, ich hätte sie von Elandsspruit weggejagt und später von Lydenburg, und nun hätte ich noch nicht genug, ich wolle sie auch von dort mit Gewalt vertreiben u. s. w. Nachdem ich dies gelesen hatte, gab ich David den Brief mit dem Bemerken zurück, daß er ihn Johannes wiedergeben und sagen sollte, er könne solche Schreiben für sich behalten und mich in Zukunft zufrieden lassen, sie könnten sich andere Lehrer suchen, die besser seien als wir und sie nicht von jedem Orte wieder wegtreiben wollten. Wenn ich so schlecht sei, müssen sie auch nicht mehr verlangen, von einem solchen Manne in Gottes Wort unterwiesen zu werden. Es ist der Brief gleich einem Scheidebriefe zwischen mir und ihnen, denn ich hatte nun zur Genüge gesehen, daß sie noch ebenso verbissen seien wie zuvor."

Noch einmal schien ein Rückschlag sich anbahnen zu wollen. Die Goldgräber in dem nahegelegenen Pilgrimsrest und Macmac hatten sich zu einer Zahl gemehrt, daß sie für die dortige Gegend wider Sekukunis und Dinkoanyanes Pläne eine genügend feste Mauer bildeten. Da nun letzterer, der Weisung Sekukunis folgend, die umwohnenden Weißen zu belästigen begann, und auch die Goldgräber hierdurch mitbelästigt wurden, setzten dieselben öffentlich einen Preis von 1000 L. auf Sekukunis und einen von 500 L. auf Dinkoanyanes Kopf. Letzterer erschrak, er begann damals die Verhandlungen mit Botshabelo wieder aufzunehmen und seine Correspondenz mit Schubert, daß derselbe in Sekukunis Land kommen möchte, fällt ebenfalls in diese Zeit.

Die von den Goldgräbern drohende Gefahr fiel aber binnen kurzem fort. Die englischen Goldgräber, nachdem sie die Zustände in Transvaal kennen gelernt hatten, vermochten nicht einzusehen, weshalb sie einer Regierung, die auf keine Weise im Stande war, sie zu schützen, Abgaben zahlen sollten, und der Gedanke entstand in ihnen, daß sie sich selbst besser helfen könnten. Es sind Spuren davon vorhanden, daß zwischen ihnen und Sekukuni eine Art Compromiß zu gegenseitiger Schonung sich bildete; und von dieser Zeit ab warfen beide Häuptlinge Sekukuni und Dinkoanyane, oder vielmehr nur der erstere, der sich des letzteren

als seines Werkzeugs bediente, die Friedensmaske gänzlich fort und suchten die Entscheidung der Waffen.

Deshalb fand Missionar Düring, als er am 10. Juni 1875 Dinkoanyane zum letzten Male besuchte, auf keine Weise Eingang mit seinen Vorstellungen. Wie die Unglücklichen sich mit Felsblöcken und Steinmauern bis zur Unzugänglichkeit verschanzt hatten, so hatten sie sich mit allerlei Lügen und Selbsttäuschungen über ihr ererbtes Recht auf das Land so gegen alle vernünftige Zurede verbarrikadirt, daß absolut nichts bei ihnen zu erreichen war. Hätten sie sich als christlich nationaler Bassutostaat etabliren können in völliger Unabhängigkeit von den Bauern und wäre dann der Missionar zu ihnen gekommen mit Wort und Sakrament, so hätten sie ihn mit Freuden aufgenommen. Und hätte ein Eingehen auf diese Ideen im Bereich der Möglichkeit gelegen, wären z. B. die Dinkoanyaneschen anstatt sich auf Bauerngrund niederzulassen, über die Grenze des Transvaal hinausgezogen, so wären unsere Brüder ja mit Freuden ihnen gefolgt. Allein die gesammte Rechtslage war ja eine völlig andere, als die von Dinkoanyanes Anhang erdichtete. Wir haben oben (p. 45) nachgewiesen, daß die Bapedi so gut wie ausgerottet waren durch die Ueberfälle die Kahlkaffern, daß (p. 97) Sekwati mit seinem Sohn Sekukuni und kaum mehr als 40 Mann Uebriggebliebener als ein Flüchtling Tagereisen weit jenseits des Limpopo umhergeirrt war, als die Bauern ins Land kamen, daß die ganze Nation der Bapedi nur auf Fürbitte der Bauern ihre Existenz gefristet habe vor den Swazi, die damals bereit waren, auch die letzten Reste niederzumetzeln, daß in aller Form Rechtens das von den Swazi eroberte Land damals durch die Bauern gekauft und die zwischen ihrem Lande und dem Pedilande gezogenen Grenzen (Steelport und Elefantenfluß) stipulirt worden, und das Land diesseits des Steelpoort bereits längst von den Bauern durch Plätze besetzt worden war. Für das ganze von Sekukuni und Dinkoanyane als Erbland ihrer Väter beanspruchte Gebiet konnten beide keinen andern Rechtstitel nachweisen, als den, daß ihre Väter bisweilen auf jenem Territorium schwächere Stämme ausgemordet und ausgeplündert hatten, bis sie abwechselungsweise selbst von Stärkern ausgemordet und ausgeplündert wurden, wie denn das Recht des Stärkeren, und das Recht, den Schwächeren ohne allen Grund auszumorden, ja der erste und einzige Paragraph des internationalen Völkerrechts jener Stämme ist. — Indeß Lüge und Leidenschaft machen den Menschen blind; derselbe Dinkoanyane, der vor zwei Jahren seinen Platz auf Grund der sogenannten Erbrechte eines ganz anderen kleinen Capitäns, des Phassoane occupirt hatte, war jetzt fest überzeugt, Sekukuni, von dem er das Land zum Lehen nahm, sei der einzige legitime Grundherr, und er Dinkoanyane habe, als in dieses seines Bruders Namen handelnd, durchaus das

Recht, die Bauern in ihrem Besitzthum zu stören, und durch seine fortgesetzten Vergewaltigungen zu vertreiben. So lange unsere Brüder über geistliche Dinge mit den Aufständigen redeten, waren sie lieb und entgegenkommend, — aber so bald sie über diese Landesverhältnisse sprachen, und über die nothwendigen Folgen, welche dieser Landfriedensbruch mit sich bringen müße, da war es, als sei ein wundes Glied berührt, da begehrten sie heftig auf, und bezichtigten die Missionare des Einverständnisses mit ihren Feinden und wollten durchaus nichts weiter hören.

Dem Bruder Düring erging es bei seinem Besuch nicht besser, als unsern anderen Brüdern. Er schließt seinen Bericht (Miss.-Ber. 1876, p. 305) mit den Worten: „Ich verließ Dinkoanyane in der Ueberzeugung, daß er mit seinem Volke Gottes Strafgerichten anheim fallen werde" — prophetische Worte, die sich nur zu bald bewahrheiten sollten!

52. Krieg des Sekukuni gegen die Bauern. Dinkoanyane's Untergang. Ende der unabhängigen Transvaal-Republik.

Durch die Besiegung der Swazi in den Jahren 1869 und 1870 (s. o. p. 361 f.) war dem Sekukuni der Kamm so geschwollen, daß er sich für den mächtigsten Herrscher der Welt hielt, und meinte, jetzt auch wohl es mit den Bauern aufnehmen zu können. Wie sich zwischen ihm und den englischen Goldgräbern eine Art Einverständniß gebildet, und wie er schon im Jahre 1872 gegen den Landdrost Jansen von Lydenburg drohende Worte ausgestoßen hatte, das haben wir oben berichtet. Der Auszug seines Bruders Dinkoanyane kam für seine Pläne außerordentlich erwünscht. Dieser sollte die Kastanien aus dem Feuer holen. Deshalb köderte er ihn mit dem Schein, als wolle er seinem Volke in der Annahme des Christenthums nicht hinderlich sein — sicherlich mit dem Hintergedanken, nach vollbrachtem Siege über die Bauern werde er sich dieses Häufleins schon erledigen. Dinkoanyane ging in die Falle. Er begann zunächst, auf dem Platz, den er bewohnte, den Bauern das Holzfällen und Säen zu verbieten. Dann erlaubte er sich ähnliche Uebergriffe gegen die Bauern in der Nachbarschaft. Weil diese nicht von vornherein energisch auftraten, kündigte Sekukuni am 6. April den Bauern in Waterfallsrevier an, sie hätten sofort das Land zu verlassen, denn dieses, sowie die darauf stehende Erndte und ihr Vieh gehöre ihm.

Jetzt bezogen die Bauern schnell ein befestigtes Lager.

Auch die Berliner Missionare Bauling und Nachtigal, welche etwa 1½ Meile nördlich von Lydenburg ihre Station haben, erhielten Weisung, so schnell als möglich in das Dorf Lydenburg zu

flüchten. In dunkler regnerischer Nacht, deren Schrecken durch das Blöken des Viehs und das Schreien der Kinder vermehrt wurde, erfolgte die Flucht. Missionar Bauling mit einigen beherzten Männern und dem früheren Berliner Missionar Strobel blieb auf dem Posten, zwischen welchem und Lydenburg durch reitende Patrouillen der Verkehr unterhalten wurde. In Lydenburg wurden schnell Schanzen aufgeworfen und ein befestigtes Lager hergestellt; die in das Dorf hinein geflüchteten Bassuto der Berliner Station bauten sich ihre Hütten. Noch zwei andere befestigte Lager wurden errichtet, in Kriegerspost (etwa 6 Meilen nördlich von Lydenburg) und bei Crocodilsrevier. Sekukunis Commandos durchstreiften die Gegend.

Am 27. April sandte das Gouvernement an Sekukuni die Anfrage, was die Entsendung seiner Commandos bis in die Nähe des Dorfes zu besagen hätte. Er ließ antworten: „er hole erst Felle, zu gerben, darnach wolle er Antwort schicken." Dinkoanyane schrieb einen Brief: „An das Landdrost-Cantoor zu Lydenburg und an alle Menschen (Weiße). „Ihr Weißen, ihr Kerle, ihr fragt, was das Commando soll; nun, wir wollen unser Land beschützen, welches ihr uns streitig macht. Ihr sagt zwar, ihr habt es gekauft von Sekwati (Sekukunis Vater); aber wo ist das Vieh? (das ihr dafür bezahlt habt). Ich sage, ihr seid Lügner. Wohl seid ihr gelehrt und wißt Gottes Wort, aber ihr thut nicht darnach. Ihr seid Lügner; hört es, ich Johannes sage es. Darüber denkt nach!"

Am 29. April ging die Nachricht ein, daß ein Sekukunischer Trupp nördlich von Lydenburg Vieh gestohlen (einem Bauern Villier 150 Stück), und dabei eine schwarze Familie ermordet habe. Das Vieh sandte Sekukuni zurück mit der Botschaft, er wolle keinen Krieg, sondern nur sein Land behalten und beschützen.

Da die Ernte der Stationsländereien der Berliner Missionare noch nicht abgeerntet war, gestattete Missionar Bauling seinen Leuten, diese Ernte hereinzubringen. Dies wurde aber Gelegenheit zu einem Verkehr zwischen diesen unsern Leuten und ihren Gefreundeten aus Dinkoanyane's Anhang, so daß auch die Bauern auf Lydenburg die bis dahin treugebliebenen Stationskaffern mit Argwohn ansahen und ihnen den Schutz innerhalb ihrer Schanzen verweigerten. Bauling selbst traf auf dem Stationslande Leute von Dinkoanyane und gab ihnen den Rath, wenn die Feindseligkeiten begönnen, doch wenigstens ihre Frauen und Kinder nach Lydenburg zu bringen, damit nicht so viel unschuldiges Blut vergossen würde. Sie antworteten hoffärtig: „Das werden wir thun, wenn wir es für gut befinden; vorläufig sind sie in unseren Felsen sicherer, als irgendwo!"

Da der Ausbruch des Krieges immer unvermeidlicher wurde, holte Bauling am 10. Mai all seine Habe von der Station in

das Dorf, wobei ihm seine Stationsleute freundlichst behülflich waren. Kaum aber hatte er die Grenze des Stationslandes überschritten, als ein bewaffnetes Commando von Bassutos hinter Büschen und Felsen hervorbrach, welches sämmtliche Stationsleute mit Weibern, Kindern, Vieh und aller Habe gefangen mit sich hinwegschleppte, sieben Familien; dem Missionar geschah kein Leid.

Eine furchtbare Bestürzung ergriff hierauf die weiße Bevölkerung, alles flüchtete hinter die Schanzen. Die kleine Christen-Gemeinde des Missionar Bauling war in drei Theile zersprengt, ein Theil saß in der Schanze von Crocodilsrevier, ein Theil in Lydenburg, ein Theil bei Dinkoanyane. Letztere meldeten brieflich, sie seien darum geflüchtet, weil sie in Lydenburg von den Weißen so geplagt würden und sich außerdem bei Dinkoanyane sicherer fühlten; denn Sekukuni würde, wenn er, wie sicher zu erwarten, Lydenburg einnähme, seine erste Sorge sein lassen, sie, die Bassuto-Christen, die er als seine Feinde ansähe, niederzumetzeln.

Dieser Ueberfall der Dinkoanyane'schen in so unmittelbarster Nähe von Lydenburg hat, wie die Transvaalzeitungen melden, bei der Transvaalregierung den Ausschlag gegeben, den Krieg als eröffnet anzusehen. Nach Lydenburg wurden zwei Kanonen gebracht, die von einem Preußen, Capitain Riedel, bedient wurden. Am 3. Juni trafen die ersten 40 Mann vom Bauern-Commando in Lydenburg ein. Am 12. Juni reiste Missionar Nachtigal in das Hauptquartier der Nordarmee ab, um als Arzt und Dolmetscher zu dienen. Missionar Winter aus Botshabelo, der in ähnlicher Stellung und als Seelsorger der Bassuto mitging, mußte wegen eingetretener Krankheit bald zurückkehren.

Am 23. Juni machten Dinkoanyane's Leute in Verbindung mit einem Commando von Sekukuni einen Ausfall gegen Kriegerspost, und es gelang ihnen, bedeutenden Raub von Vieh, wenngleich unter Verlust einiger Menschen, trotz der Verfolgung der Bauern, in Sicherheit zu bringen. Aehnliche Erfolge hatten die Bassuto bei Crocodilsrevier. Ein Angriff auf Kriegerspost dagegen wurde von den Bauern abgeschlagen. Dieselben waren bei ihrer geringen Zahl auf die Defensive angewiesen, bis die von den Erbfeinden der Bassuto, den Swazikaffern, auf die Höhe von 15,000 Mann in Aussicht gestellte Hülfe herangekommen wäre. Da dieser Zuzug sich verzögerte, schwoll den Bassuto der Kamm, sie wurden immer kühner in ihren Ausfällen und erbeuteten nach und nach 3000 Stück Vieh und sie (d. h. nicht Dinkoanyane's, sondern Sekukuni's Schaaren) mordeten an zwanzig Arbeitskaffern und drei Weiße und brannten eine Anzahl Bauernhöfe nieder. Ihre Felslöcher hielten sie für völlig uneinnehmbar, und waren fest überzeugt, daß, wie die Bauern einst den Moschesch und

Mapoch unbesiegt lassen mußten, so jetzt auch der viel mächtigere Sekukuni als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen würde. Einzelne kühne Streifschaaren von Sekukuni drangen bis sechs Meilen nördlich von Pretoria vor.

Die Bauern hatten inzwischen ihre Kräfte gesammelt; Präsident Bürgers zog mit etwa 1500 Mann den Elephantenfluß entlang, während M. Pretorius, an welchen sich das zur Höhe von 9000 Mann versprochene Hülfscorps der Matebelen des Häuptlings Mapoch anschließen sollte, von Osten her über den Steelport in Sekukuni's Land eindringen sollte.

Der Präsident Burgers stieß auf den ersten energischen Widerstand des Feindes bei dem Felskopf des an der südwestlichen Spitze des Bapedilandes wohnenden Häuptlings Mothibe, der nach hartnäckiger Gegenwehr von den Bauern zwar gestürmt wurde, aber keine Beute an Vieh einbrachte. Der Verlust von drei Mann weißer Leute dagegen war in den Augen der Bauern ein so beträchtlicher, daß sie bereits jetzt stutzten und erkannten, daß sie es mit tapferen Feinden zu thun hätten. Trotzdem folgten sie muthig dem Präsidenten bis zu dem Häuptling Maserumule in der Nähe unserer verlassenen Station Patametsane, dem mächtigsten Unterhäuptling Sekukuni's, welchen Burgers, mit Martin Pretorius vereinigt, zum Frieden zwang. Die Bauernarmee, jetzt in einer Stärke von 2000 Mann weißer Leute und 1000 Mann Mak-Kaffern (Kaffern, die unter den Bauern wohnen), zog auch die Hülfstruppen des Mapoch an sich, welcher aber kaum 1000 Mann gesandt hatte anstatt der verheißenen 9000. Sie zogen den Elephantenfluß hinab, umgingen das Lolugebirge und erreichten Sekukuni's Stadt vom Norden her. Burgers befahl sofort den Angriff; es schien, als ob das Schicksal Sekukuni's in den nächsten Tagen entschieden sein müsse. Denn eine stattlichere Armee und einen stärkeren Feind hatte sein Land nicht gesehen seit der Schöpfung der Welt. — Aber — der Mensch denkt, Gott lenkt.

Bevor wir von den Thaten dieser respektablen Armee weiter berichten, sehen wir zunächst, was aus Dinkoanyane geworden ist.

Sekukuni hatte bei dem Anrücken der Bauern auf sein eignes Land ihn hülflos im Stich gelassen und die 1000 Mann Bewaffneten, auf welche gestützt er seine Plünderungszüge durch das Bauernland unternommen hatte, zurückgerufen. An die Stelle der Heidenfreundschaft war echte Heidenfeindschaft getreten. Jetzt verwünschte Sekukuni den Bruder, der all dies Elend und diese Noth zu Wege gebracht habe und drohte ihm, nächstens werden seine Kugeln in der Kloof rasseln, um ihn und seine Leute zu vernichten. In Folge dessen waren Partheiungen unter den Din-

koanyane'schen entstanden, etliche wollten mit Gewalt nach Botshabelo zurück, andere um jeden Preis die Kloof verlassen, in welcher Hunger und Kummer regierte. Dinkoanyane hatte mit aller Energie das wenige Saatland durch terrassenförmige Bauten dem Bergabhange abgewonnen, dann hatte er Steinmauern zur Vertheidigung herstellen lassen, so furchtbar fest, daß ein Angriff von 2000 Mann mit Leichtigkeit abgeschlagen werden konnte. Ihm selbst aber war jetzt auch der Muth völlig gebrochen; Furcht und Verzweiflung wechselten in seinem Herzen mit Trotz und Hartnäckigkeit. Zuletzt wagte er keinen Weißen mehr zu sehen; seine Kloof wurde für ihn zum Gefängniß; er hat sie nie wieder verlassen. Als das Begehren seiner Leute, fortzuziehen, kaum noch zu stillen war, hatte er den Ausbruch des Krieges beschleunigt. Jetzt brachen über ihn die Gerichte des Herrn herein.

Am 12. Juli waren die wilden Horden der Swazi nach Lydenburg gekommen; zwar nicht 15000, wie versprochen war, sondern nur 2400 Mann (die beiden gefürchteten Regimenter der Büffel und der Straußen), aber immerhin genug, um den Dinkoanyane mit seinen kaum 80 Mann waffenfähigen Männern niederzumachen.

Am 15. Juli rückte das Bauerncommando aus dem Dorfe Lydenburg aus, 200 Mann Weiße, die von der einen Seite Dinkoanyane's Felsenneſt erstürmen sollten, während die Swazi von der anderen Seite andrängen. Die Bauern lagerten sich auf dem entgegengesetzten Ufer der etwa 1000 Fuß tiefen Felskluft des Spekboom und eröffneten mit ihren, von einem preußischen Capitän Riedel commandirten beiden Geschützen ein heftiges Feuer auf die gegenüberliegende Festung, welches aber wenig ausrichtete. Deshalb wurde das Feuer eingestellt und das verabredete Zeichen zum Sturm gegeben, auf welches hin die Swazi, in drei Heerhaufen getheilt, mit wüthendem Gebrüll angriffen. Sie wurden von den Dinkoanyane'schen mit einer Salve empfangen, die etwa 50 Mann niederstreckte. Die Uebrigen übersprangen mit Leichtigkeit die 8' hohe Schanzmauer und begannen im Innern des Ortes die Blutarbeit. Zwanzig Männer, neunzehn Frauen und Kinder verbluteten unter den Stichen ihrer Assagaien. Die übrigen flüchteten sich in das stärker verschanzte Kastell der Festung. Die Hauptmacht hatte Dinkoanyane den Bauern entgegengeworfen, von deren Seite er den Hauptangriff erwartete. Deshalb entgingen sie den Swazi. Diese sahen sich nach den Bauern um, die von der anderen Seite stürmen sollten. Aber dieselben zogen es vor, fern vom Schuß zu bleiben und während sie die Swazi's mit lautem Hurrah ermuthigten, ihrerseits, die Pfeife rauchend, sich darüber zu freuen, daß sie nicht nöthig hätten, sich der Gefahr auszusetzen. Die Swazi, nachdem sie eine Zeit lang gewartet hatten, verließen erbittert den

Kampfplatz, das Vieh von Dinkoanyane und vier Weiber und vier Kinder als Gefangene mit sich schleppend. Sie wollten eine halbe Stunde von dem Orte lagern, um am andern Morgen den Sturm auf die Festung zu erneuern; aber die Bauern hielten es für gerathener, nicht an einem so gefährlichen Orte zu übernachten, sondern lieber sich nach dem geschützteren Kriegersport zurückzuziehen. Darauf zogen auch die Swazi ab, zunächst nach Lydenburg, wo sie stahlen und raubten und tobten und über die Feigheit ihrer Verbündeten schalten, ohne daß eine Macht vorhanden gewesen wäre, die sie zur Ordnung verweisen konnte. Was die Swazi auf Dinkoanyane's Festung eigentlich ausgerichtet haben, wußte in Lydenburg kein Mensch. Ausgesandte Kundschafter kehrten zurück, ohne sich bis in die Nähe des gefürchteten Ortes gewagt zu haben.

Da machte sich am dritten Tage Br. Bauling in Begleitung des englischen Predigers Herrn Thorn auf den Weg, um wenigstens den Verwundeten Hülfe zu bringen. Man ließ sie, als Bauling von einigen seiner treuesten Gemeindeglieder erkannt worden war, zwar ein, gestattete ihnen aber nicht, die Verwundeten zu sehen, so daß sie froh waren, als sie mit heiler Haut wieder nach Lydenburg zurückgekehrt waren. Sie brachten dorthin die erste sichere Nachricht von dem, was gegen Dinkoanyane erreicht sei, sowie die andere Nachricht, daß dessen Festung noch von 60 wehrhaften Männern vertheidigt werde. Dinkoanyane selbst war unter den Gebliebenen, sein Vetter, David Impjane, der eigentliche Urheber des Wegziehens von Botshabelo, ebenfalls. Dem Dinkoanyane waren beide Arme abgeschossen, außerdem hatte er einen Stich durch die Brust erhalten, an dem er nach sieben Stunden gestorben war. Er hatte die Seinen ermahnt, Kraft vom Herrn zu erbitten, zu muthiger Ausdauer. — Das war das tragische Ende unseres vielgeliebten, einst so hoch begnadigten Johannes!

Wunderbar! Die erste Anregung zum Glauben hatte er im Jahre 1862 bei der Erstürmung von Mokchoëte's Kraal durch den Anblick der Leichenhaufen erhalten. „So werde ich auch einst liegen!" hatte er ausgerufen (p. 141) und begonnen, den Herrn zu suchen. Jetzt, da er in die Irre gegangen war, erfüllte sich sein damaliges Wort an ihm auf entsetzliche Weise.

Als die Nachricht von diesen Ereignissen in das Hauptquartier vor Sekukuni's Stadt kam, fanden die tapferen Krieger des Präsidenten Bürgers in der Feigheit ihrer Lydenburger Landsleute einen genügenden Grund zu dem Entschlusse, um solcher Leute willen nicht das Leben unnöthig auf das Spiel zu setzen, und weigerten also den Angriff auf Sekukuni's Stadt, bei welchem ja doch

möglicherweise auch etliche von ihnen hätten das geliebte Leben einbüßen können. Der Angriff, welcher dann dennoch unternommen wurde, geschah mit so wenig Energie, daß er bald zurückgewiesen war, und nun auch die Mapoch'schen Hülfstruppen, geärgert durch die Schlaffheit der Bauern, das Feld verließen. Unter solchen Umständen blieb dem Präsidenten Bürgers nichts übrig, als auch seinerseits mit seiner tapferen Armee den heimischen Heerd wieder aufzusuchen. Der ganze mit so viel Aufwand ausgerüstete Heereszug löste sich auf. Das einzig Mögliche, welches dem umsichtigen Präsidenten Bürgers zur Rettung des Landes zu thun übrig blieb, war, daß er ein Fort an den Grenzen von Sekukuni's Land errichtete, das dessen Schaaren verhinderte, sich plündernd über das wehrlose Land zu verbreiten. Wären in diesem Fort nicht eine Anzahl Deutsche und Engländer gewesen, die, vielleicht 60 bis 80 Mann stark, dasselbe und damit das Land nach der Seite des Lydenburger Gebietes vertheidigten, so hätte dieser ganze Distrikt mit all seinen Bauerhöfen und der nur von 55 Mann vertheidigte Ort Lydenburg selbst den Schaaren des Sekukuni unrettbar als Beute anheimfallen müssen.

Die kleine tapfere Besatzung dieses „Bürgersfort" aber, unter dem umsichtigen Befehl des Hauptmanns v. Schlieckmann (eines Preußen, Sohn des früheren Vicepräsidenten des Missionscomité, Herrn v. Schlieckmann), wies mit solcher Energie die stürmenden Schaaren Sekukuni's ab und machte andererseits so erfolgreiche Ausfälle in Sekukuni's Gebiet, daß die Kriegswage wieder zum Stehen gebracht wurde, umsomehr, als ein zweites Fort im Gebiet des ebenfalls von Sekukuni abgefallenen Unterhäuptlings Machal den Sekukuni von der andern Seite bedrohte.

Auf diese Weise zog sich der Krieg in die Länge, und in Pretoria wurde beschlossen, daß, da die eigentlichen Bauern sich weigerten, den Kampf wieder aufzunehmen, v. Schlieckmann mit der Bildung eines größeren Freiwilligen-Corps beauftragt werde, das sich aus den Gold- und Diamantengräbereien rekrutiren sollte. An beiden Stellen gab es für solches Unternehmen arbeitslose Auswanderer und waghalsige Abentheurer genug, und die Entscheidung des Krieges lag jetzt in der Frage, ob es gelingen würde, die Goldgräber, deren größere Zahl Engländer waren, für den Kampf zu gewinnen.

Aber unter diesen hatte sich seit dem Ausbruch des Krieges ein gänzlicher Umschwung in der Stimmung und in der Stellung zur Transvaal-Republik vollzogen. Zum richtigen Verständniß desselben müssen wir etwas weiter zurückgreifen.

Durch die sämmtlichen vier großen Staaten von Südafrika (Capcolonie, Natal, Oranjefreistaat und Transvaalrepublik) ging, von den Engländern angeregt, schon seit Jahren das Verlangen

nach Realisirung eines engeren Zusammenschlusses, welcher auch durch die Gemeinsamkeit der Interessen geboten ist. Für die englische Regierung würde aus einem solchen der Vortheil entspringen, daß sie das Heft auch in den beiden Bauernstaaten, dem wohlhabenden Hinterlande ihrer Küsten-Colonien, in die Hand bekämen, ohne zu größeren Ausgaben genöthigt zu sein; für den industriellen Theil der Bevölkerung, der der Mehrzahl nach aus Engländern und anderen Eingewanderten besteht, würde aus solchem Staatenbunde die Hebung von Handel und Wandel und eine gemeinsame Kräftigung gegenüber der immer noch bedeutenden Macht der eingeborenen Häuptlinge gewonnen werden. Während also die englische Regierung sowohl, als die englische Bevölkerung die Idee eines solchen Staatenbundes lebhaft begünstigte und pflegte, war der Stamm der von Alters her eingesessenen weißen Bevölkerung, der sogenannten Afrikaner, insonderheit der eigentlichen alten Trekbauern ihr ebenso abgeneigt. Der holländische Boer von altem Schrot und Korn ahnt instinktmäßig, daß er da, wo der Engländer zur Herrschaft kommt, ins Hintertreffen gestellt wird, und so wie er vor dem Engländer aus dem Caplande nach Transvaal getreckt ist, so will er nicht gern den Engländer sich nach trecken sehen. Dieser ist aber schon da im Lande und bahnt nicht blos als Goldgräber, sondern auch als Geschäftsmann, eine neue Aera auch für Transvaalien vor; also daß bereits eine jüngere, in das Fahrwasser der Civilisation und des Humanismus steuernde Generation den älteren Boers gegenübersteht. Präsident Bürgers hat mit vielem Geschick das Staatsschiff so zu lenken gewußt, daß er die nothwendigen Reformen theils vorbereitete, theils bereits einführte, ohne daß die Neigungen des alten Boers allzu scharf verletzt wurden. Um aber die Sympathien der letzteren sich zu sichern, durfte er auf den Gedanken der Conföderation nicht eingehen, mußte vielmehr nach Mitteln suchen, den Staat, der als Binnenstaat von den englischen Küstenländern eingeschlossen, in Abhängigkeit erhalten blieb, zu größerer Selbständigkeit zu entwickeln. Hierfür war ein Mittel von großer Wichtigkeit der Bau einer Eisenbahn vom Lydenburger Goldfelde nach der in den Händen der Portugiesen befindlichen Delagoabai. So lange die Transvalier genöthigt waren, alle Erzeugnisse des Landes nach Natal zu bringen und alle industriellen Bedürfnisse über Natal zu beziehen, hatten die Engländer, die für etliche Industrieerzeugnisse an 50 % Eingangssteuer erhoben, nicht blos den Vortheil von diesen Handelsunternehmungen, sondern hatten auch schon in dem einfachen Verbot des Pulverausfuhrs nach Transvaal allzeit die Mittel in Händen, diesen Staat seine Abhängigkeit fühlen zu lassen. Die Realisirung des Projekts einer Eisenbahn aber, welche Transvaal mit dem Meere unmittelbar in Verbindung setzte, mußte alle diese Verhältnisse mit einem Schlage ändern. Das

wußten die Herausgeber der englischen Zeitungen sehr wohl und begannen deshalb von vorn herein, eine scharf partheische Stellung für Sekukuni wider die Bauern und namentlich den Präsidenten Bürgers einzunehmen. Sie bezeichneten den Krieg, in den die Transvaalregierung doch nur höchst nothgedrungen eingegangen war, als einen rohen Angriffskrieg auf den harmlosen Sekukuni, stellten die wirklich humane Persönlichkeit des Präsidenten Bürgers durch Verläumdungen aller Art in ein sehr schwarzes Licht, ließen sich in allerlei völlig grundlose Untersuchungen darüber ein, ob die Besetzung des in Frage stehenden Landgebietes berechtigt sei, begeisterten sich für das legitime Recht des Sekukuni und hoben insonderheit die Allgemeinschädlichkeit und Gefährlichkeit des begonnenen Krieges, durch den ja auch die übrigen farbigen Völkerstämme zum Losschlagen gegen die Weißen gereizt würden, in dem Maße hervor, daß sie offenkundig die englische Regierung zur Intervention gegen die Transvaalschen aufforderten. Diese konnte sich den in den englischen Zeitungen massenhaft aufgehäuften Beschuldigungen gegenüber der Pflicht nicht entziehen, amtlich von der Sache Kenntniß zu nehmen und einen Bevollmächtigten zur Schlichtung der Angelegenheit in der Person des Herrn Shepstone aus Natal zu entsenden.

Die Goldgräber nun nahmen unter diesen Umständen die Parthei ihrer englischen Landsleute und während sie noch vor Kurzem auf Sekukunis und Dinkoanyanes Kopf einen Preis gesetzt hatten, verweigerten sie jetzt nicht blos der Regierung die Kriegs-Abgaben und Hülfs-Mannschaften, sondern erklärten es für eine scharfe Gefährdung ihrer eigenen Sicherheit, als elf Mann von ihnen sich für die Reihen des Schlieckmannschen Freicorps anwerben ließen.

Die Freiwilligen mußten also anderweitig gesucht werden, vornähmlich auf den Diamantfeldern im Oranjefreistaat. Und es gelang endlich wirklich den unermüdlichen Bemühungen des Herrn von Schlieckmann, eine genügende Bemannung von Bürgersfort zusammenzubringen, mit deren Hülfe der Krieg fortgesetzt werden konnte.

Auch die Lydenburger ermannten sich zu einer zweiten Expedition in die Felsschluchten der Dinkoanyaneschen. Sie brachten abermals eine Anzahl Weißer und ein Hülfscorps Swazi auf, welche auch zu dem tapferen Entschluß sich erhoben, das Felsennest zu erobern, während die Bewohner desselben schliefen. Sie zogen auch siegesgewiß aus, kamen aber unverrichteter Sache zurück, weil sie unterwegs überlegten, möglicher Weise könne ja durch Verrath gewarnt die Besatzung wachend angetroffen werden, und unter solchen Umständen könne doch natürlich ein Sturm nicht unternommen werden.

Sekukuni erhielt auf der anderen Seite empfindliche Schläge

von seinem abgefallenen Unterkapitän Machal aus. In dessen Nähe hatten die Bauern das oben erwähnte zweite Fort erbaut, dessen Besatzung aus einer Anzahl weißer Abenteurer, daneben aber aus einem Contingent von 75 botshabeloschen Getauften bestand, welche letztere von ihrem Commandanten Ferreire wegen ihrer Tapferkeit und Mannszucht hohes Lob erhielten.*) Machal eroberte und zerstörte nicht nur die Stadt eines anderen Unterhäuptlings von Sekukuni, sondern schlug auch mit Hülfe der weißen Besatzung des gedachten Forts ein größeres Commando Sekukunis gänzlich in die Flucht, so daß dieser 200 Mann seiner besten Krieger, unter ihnen auch seinen Bruder Mashupje und einen Sohn seines Bruders Sekoati verlor.

Während also das Zünglein der Wage des Kriegsglücks schwankte, lösten sich im Staatsorganismus der Transvaalrepublik alle Bande und Ordnungen. Viele Bauern versagten nicht blos Kriegsdienste zu thun, sondern auch, die Abgabe zu bezahlen, für welche die Freischaaren besoldet werden könnten. Eine große Parthei verlangte öffentlich den Anschluß an die Engländer, die allein in dieser Noth helfen könnten; ihr gegenüber verlangte die im Ganzen noch größere Parthei der alten Afrikaner mit Entschiedenheit die Fortdauer der alten Unabhängigkeit. Der liberale Präsident Bürgers, der am liebsten die Selbständigkeit der Republik gerettet hätte, ohne die zum Theil schreienden Misstände des alten Regiments zu conserviren, sah sich von der ersten Parthei, die seine beste Stütze gewesen wäre, verlassen und mußte deshalb mit der letzteren möglichst Fühlung suchen, während der Abgeordnete der englischen Regierung, Herr Shepstone, immer energischer auftrat, und andererseits die alte Bauernparthei sich durch Begünstigung der Präsidentschaft des ihr angehörenden General Paul Krieger zu sammeln suchte. Durch den Tod des am 17. November 1876 gefallenen tapferen Hauptmann von Schlieckmann verlor der Präsident Bürgers eine Hauptstütze.

Von jetzt ab wurde der Krieg gegen Sekukuni nur matt fortgeführt. In denjenigen Distrikten, wo die Autorität der Regierung nicht mehr hinreichte, um die Willkühr einer Anzahl Bauern wider die Kaffern niederzuhalten, geschahen von Seiten der letzteren die abscheulichsten Greuelthaten. Englische Zeitungen berichten — ohne widerlegt worden zu sein — unter andern folgenden Vorfall: „Ein Commando von Bauern zieht aus, um einen

*) Anm. Ferreire schrieb an die Regierung, er werde sich, wenn er keine Botshabeloer mehr erhalten könne, genöthigt sehen, das Fort aufzugeben. Ein deutscher Hauptmann, der beauftragt wurde, ein selbstständiges Commando zu übernehmen, erbat sich von diesen „Missionskaffern" zur Unterstützung, so daß unsere eingeborenen Christen sich in diesem Kriege einen guten Namen erworben haben.

kleinen Kafferkapitän, weil er die Abgaben nicht entrichtet habe, unter die Kugeln zu nehmen. Auf dem Wege dorthin kehrt das Commando bei einem befreundeten kleinen Capitän ein, der den Bauern nicht blos Kost, sondern auch Hülfsmannschaft und Kugeln giebt. Das Commando findet aber jenen andern anzugreifenden Capitän wohl vorbereitet und nimmt deshalb klüglich von dem Angriff Abstand, entläßt auch die Hülfsmannschaften des befreundeten Capitäns — aber schleicht ihnen nach und überfällt diesen ihren eigenen Bundesgenossen, schießt eine Anzahl seiner Leute todt und schleppt Weiber und Kinder gefangen fort, die die Bauern als Kriegsbeute unter sich vertheilen, — bis endlich der hierob in den englischen Zeitungen laut gewordene öffentliche Unwille sie zur Herausgabe der Gefangenen nöthigt.

Unsere Stationsleute in Lydenburg sollten ähnliche Unbill erfahren.

Unter den vier beim Sturm auf Dinkoanyanes Felsennest durch die Swazi gefangen genommenen Frauen, war auch eine (durch den Herausgeber vor 10 Jahren getaufte) Frau namens Deborah, welche, nachdem sie als Gefangene Lydenburg erreicht hatte, eines Kindleins genas. Als dieses einen Tag alt war, wurde die Mutter von den Swazi gezwungen, zu Fuß mit ihrem Kindlein ihnen in die Gefangenschaft zu folgen, wo sie einer alten Swazi-Kafferfrau als Sklavin überwiesen wurde. Sie nimmt die Gelegenheit wahr, und entflieht, des Tages sich versteckt haltend, und Nachts nach der Richtung der Gestirne laufend, und kommt nach 8 Tagen halb verhungert in Lydenburg an. Ihr Kindlein war am fünften Tage dem Hunger und den Strapazen erlegen. Im Dorf wird sie gefragt, ob sie bei den Weißen Dienste nehmen wolle; als sie aber ihr Verlangen aussprach, zu ihrem Mann und ihren Kindern in die Kloof zurückzukehren, wird ihr als Hochverrätherin der Prozeß gemacht und sie auf Monate ins Gefängniß gesteckt, und dort so behandelt, daß sie selbst erklärte, unter den Swazi hätte sie es viel besser gehabt.

Der Präsident Bürgers hatte unseren Br. Bauling aufgefordert, er möge doch so viel als möglich Leute aus der Kloof herauslocken; außer den Rädelsführern sollten sie alle die Freiheit haben. Dies Versprechen hatte der Landdrost und andere Autoritäten mit bekräftigt. In Folge dessen hatte Bauling Botschaft in die Kloof gesandt: Wer ausflüchten wolle, möchte nur sicher nach Lydenburg kommen, ihm werde nichts Uebles begegnen. Als nun in Folge dieser Versprechungen nach und nach einzelne kamen (einmal zwei Frauen mit Kindern, einmal fünf Mädchen, zweimal ganze Familien), wurden die Meisten der Flüchtlinge, so wie sie

in Lydenburg ankamen, allem Protest des Missionars zum Trotz ins Gefängniß gesteckt, und von den Gefangenen fünf Frauen und 16 Kinder weiter nach Pretoria transportirt. Dazu wurden von der rohen Bauernparthei auf öffentlichem Markt die abscheulichsten Verwünschungen namentlich auch gegen unseren Missionar ausgestoßen. Von jenen fünf Mädchen wurde verlangt, daß sie entweder ausgewiesen oder sofort todtgeschossen würden, der Missionar müsse geviertheilt, oder doch als Landesverräther unter Polizeiaufsicht gestellt, und alle unsere Stationsleute erschossen werden. Diese beschlossen daher nach Natal auszuflüchten und auf den Stationen von Br. Posselt oder Zunkel Schutz zu suchen, und konnten nur mit Mühe durch Br. Bauling hiervon abgehalten werden.

Während im Dorf Lydenburg eine allgemeine Auflösung aller geordneten Verhältnisse sich vorbereitete, ging es in der Kloof in Dinkoanyanes Felsenneft um nichts besser zu. Furcht, Angst, Hunger, Partheiungen aller Art zerrissen das kleine Häuflein, welches nur noch durch die absolute Rathlosigkeit, wohin sie ziehen sollten, zusammengehalten wurde. Nach Dinkoanyanes und Impjanes Tode standen drei Führer an ihrer Spitze, Andreas Balushi, ein geriebener Mann, in der Colonie getauft, und zwei botshabeloer Getaufte, Salomo Motlane und Timotheus Maredi. Der erstere wurde von einer Bauernpatrouille gefangen und in Eisen gelegt, die beiden anderen vermochten nicht, die Partheien zusammenzuhalten. Als zwei Frauen der Lydenburger Gemeinde in die Kloof zum Besuch gingen, ihre Mutter zu besuchen, wurden sie mistrauisch empfangen, und etliche wollten sie tödten, damit sie nicht den Bauern berichteten, wie traurige Zustände in der Kloof herrschten. Da Martha, die fromme Wittwe von Johannes Dinkoanyane sich hiergegen ins Mittel legte, wurden sie zu Sekukuni geschickt, daß dieser sie strafe. Dieser aber rief aus, er führe nicht Krieg mit den Weibern, und sandte sie nach Lydenburg zurück. Weil er aber durch diese Frauen Nachricht von den trostlosen Zuständen in der Kloof erhalten hatte, sandte er an die Besatzung derselben den Befehl, sofort zu ihm zurückzukehren. Salomo und Timotheus widerstanden mit aller Macht; sie wußten, daß Sekukuni ihnen als Hauptanstiftern alles dieses Elendes sehr zürne, und daß er sie sofort niedermachen würde, wenn sie zu ihm kämen; desgleichen wußten sie, daß seitens der Bauern ihrer ein gleiches Schicksal warte. So suchten sie die Kloof zu halten, so lange als möglich. Aber da war kein Haltens mehr.

Am liebsten wären nun alle Männer nach Lydenburg und Botshabelo zurückgekehrt; aber sie fürchteten sich vor den Bauern, die sie sicherlich unterwegs erschossen hätten. Fünf Familien, die früher bei einem Bauern gedient hatten, kehrten zu diesem zurück.

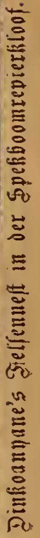
Die übrigen gingen in Sekukunis Land. Manche von ihnen werden wohl nun wieder Heiden werden, aber andere, hoffentlich die meisten, sich besinnen auf das, was sie als Christen gehabt hatten und sich auf unserer Station wieder einfinden, wenn gleich auch nur nach und nach. Salomo und Timotheus blieben als vogelfreie Leute einstweilen in der Kloof.

Als die tapferen lydenburger Bauern, wie sie meinten, sichere Kunde erhalten hatten, daß Dinkoanyanes Felsennest leer sei, beschlossen sie schnell die Verschanzungen zu zerstören, damit sie nicht abermals von aufrührerischen Kaffern besetzt, ihnen später noch einmal gefährlich werden könnten. Voll Siegesmuth zogen sie aus, eroberten auch den einen festen Kraal, dessen Bewohner, ein Paar Katzen, keinen Widerstand versuchten. Dann drangen sie unwiderstehlich in die andere festere Abtheilung ein, überall die Häuser verbrennend. Als aber hier ein Paar Schüsse fielen, glaubten sie ihrer Tapferkeit Genüge gethan zu haben, und kehrten in ihre Heimath zurück, auf gelegnere Zeit.

So hatte die Dinkoanyanesche Secession ihr trauriges Ende gefunden. Von den Häuptern der Bewegung zwei todt, einer in Eisen, zwei vogelfrei und heimathslos — alle übrigen theils gefangen, theils zersprengt, theils ins Heidenthum zurückgefallen — dies die Frucht einentheils von einer tyrannischen Bauernwillkühr gegen die Farbigen, anderntheils von einer Reaction heidnischer Ideen unter den Getauften. Unter den Zerstreuten ist mancher ernste Christ, — der nicht wußte, was er that, als er meinte, doch vor allen Dingen seinem christlichen Häuptling folgen zu müssen — und der relativ ohne Schuld in das Elend gerathen ist. Namentlich sind eine ganze Anzahl wirklich frommer Frauen nur mit Widerstreben ihren Männern in die Kloof gefolgt. Diese werden aber auch nicht im Elend bleiben, sondern auch in ihrer Zerstreuung Saamenkörner sein für eine spätere Erndte aus dem Bapedivolk.

Inzwischen war Sekukuni durch Hunger und Mangel, der sich in seinem Lande einstellte, in eine so üble Lage gekommen, daß er den Beginn des Krieges von ganzer Seele bereute und dessen Ende lebhaft herbeiwünschte. Aber wie dies bewerkstelligen? Einen Gesandten des Häuptlings Mutle hatten die Bauern einfach gefangen zurückbehalten und nur gegen Lösegeld herausgegeben. Unter solchen Umständen wagte Sekukuni nicht, Gesandte nach Pretoria zu entsenden. Da kam ihm Rath von einer Seite her, von welcher er es nicht erwartet hatte.

Als der Krieg ausbrach, erkannte unsere Transvaal-Synode richtig, daß mitten in den Unruhen und Aufregungen desselben die beste Erndtezeit für das Wort Gottes gegeben sei. Der Br.



Dinkoanyane's Felsennest in der Spekboomrevierkloof.

Winter in Botshabelo, obgleich von einer schweren Krankheit noch nicht völlig genesen, ging deshalb mit dem Commando und berichtet aus der kurzen Zeit, während welcher er demselben beiwohnen konnte, von sehr erfreulichen Erfolgen. Leider zwang ihn die Wiederkehr seiner Krankheit bald dazu, nach Botshabelo zurückzugehen. Außerdem hatte die Synode zwei andere Brüder mit Auftrag versehen, in die Gebiete derjenigen Unterhäuptlinge von Sekukuni (Maserumule und Machal) zu gehen, welche durch den Krieg von ihrem Oberhäuptling gelöst, vielleicht jetzt leichter als zuvor durch das Wort erreicht werden konnten. Da sie zögerten, diesem ihrem Auftrag nachzukommen, machte sich im December 1876 der Superintendent Merensky selbst auf den Weg, um zu sehen, wie die Verhältnisse lägen. Ihn begleitete der neuerwählte Commissar für Kaffern-Angelegenheiten, Herr Schulz. Am 4. trafen sie in dem Fort bei Machal ein, welches auf zwei Bastionen mit gezogenen Geschützen armirt war. Von hier aus entsandte Merensky am folgenden Tage an Sekukuni zwei seiner Leute mit der Botschaft: „Sekukuni, weshalb schickst du nicht einmal Gesandte nach Pretoria, damit du erfahren kannst, was man eigentlich von dir fordert? Meinst du nicht, daß du überwunden werden wirst? Klopft nicht schon der Hunger bei dir an? Sei ein Mann und handele mit Ueberlegung!" Tags darauf brach die gesammte Mannschaft des Forts, etwa 70 Weiße und eben so viel Botshabelosche auf; das Fort sollte in die Nähe von Maserumule verlegt werden. Die Botshabeloschen zogen voran, geführt von einem langen Lieutenannt v. X., der als Cadett von Wahlstatt wohl nicht geträumt hatte, daß er in Afrika Kaffern commandiren sollte. Wegen seiner Länge nannten ihn die Leute Goliath.

Bei Maserumule fanden sie noch die alten Stationsgebäude von Patametsane, obgleich in Ruinen. Die Häuptlinge waren bereit, wiederum Missionare anzunehmen: „Wir haben sie nicht vertrieben," so sprach Lehoëlere, „wir werden sie auch nicht hindern, wiederzukommen!"

Während noch an der schnellen Erbauung des neuen Forts gearbeitet wurde, kehrten Merenskys Gesandte von Sekukuni mit der Botschaft zurück, der König wolle Merensky selbst sprechen, um dessen Rath aus seinem eigenen Munde zu hören. Merensky sah ein, daß es nöthig sei zu gehen, obschon es doch einiges Bedenken hätte machen können, daß er seinem erbittertsten Feinde gerade im Kriege unter die Augen treten wollte. Der Commandant des Forts gab indeß zu diesem Privatversuch zur Herstellung des Friedens seine Erlaubniß, Herr Schulz bat, Merensky begleiten zu dürfen. Der lange Goliath freilich konnte sich durchaus nicht in die Sache finden: „Sie werden sehen, Sekukuni schneidet Ihnen die Kehle ab; lassen Sie einen andern gehen; um Sie ist es wirklich zu schade!" so sprach er immer wieder zu Merensky, und als er mit

solchen Worten nicht durchdrang, bat er: „Lassen Sie mich wenigstens mitgehen; zwanzig halte ich Ihnen vom Leibe.“ Als man ihm bedeutete, daß seine Anwesenheit mehr Gefahr als Schutz bringen werde, war er erbötig sich schwarz zu färben und so mitzugehen, was natürlich auch dankend abgelehnt wurde.

Am 7. December ritten also Sup. Merensky und Herr Schulz, begleitet von Petrus und Simeon wohlgemuth auf die schwarzen Berge Sekukunis zu. Die weite Fläche westlich von Khalatlolu war wie ausgestorben, die Gärten voll Unkraut, oder unbestellt. Am Flüßchen Phiroa angekommen, wurden die Reiter bemerkt. Kriegsgeschrei ertönte, das Vieh wurde in die Berge geflüchtet, Bewaffnete strömten von allen Seiten zusammen. Petrus nahm die weiße Flagge und ging auf die Bewaffneten zu. Bald war alles in Ordnung und diejenigen, die Merensky wieder erkannten, begrüßten ihn mit Freuden und Jubel. Weiber und Kinder kamen aus den Klüften hervor, um die schrecklichen Pferde zu sehen. „Dumela Maritziking“ (sei gegrüßt Merensky) tönte es von allen Seiten. Freilich fehlte es auch nicht an grollenden Stimmen: „Guten Tag Bauern!“ oder: „Das sind die, die uns gestern getödtet haben.“ An einer Quelle ließ sich Merensky Wasser von den Weibern reichen. Sie begrüßten ihn lebhaft. „Kennt ihr den Weißen?“, fragte ein Krieger. „Gewiß“, lautete die Antwort, das ist Onkel Maritziking!“ Sie baten, daß er ihnen doch das Wort verkündigen möchte, bevor er weiter ziehe. Etliche trugen ihm Bier nach, eine Viertelstunde weit, welches bei der Hitze trefflich mundete.

Die Stadt Sekukunis fand Merensky vom Thaba Mossegu hinweg an das Lolugebirge selbst verlegt. Dort angekommen wurden die Reisenden von den Weibern mit freundlichen Worten begrüßt; die jungen Männer schauten finster drein. Eine Getaufte, namens Elisabeth, kam heran; sie schien noch Sinn für Gottes Wort behalten zu haben. Sekukuni sandte Botschaft, zu fragen, was der Kanonenschuß von gestern Abend zu bedeuten habe. Am folgenden Morgen schickte er ein fettes Schlachtschaf. Er selbst wagte noch immer nicht, die beiden Ankömmlinge persönlich zu sprechen. Er schickte an seiner Statt die Häuptlinge Sebase und Kchelluke, die unterhandeln sollten. Letzterer meinte: „Wenn die Weißen das Land, das wir von unseren Vätern ererbt haben, nehmen wollen, so sollen sie es wenigstens erst nach unserem Tode haben.“

Durch Sebases Diener erfuhr Merensky nun auch, weshalb Sekukuni die beiden Weißen immer noch nicht kommen lassen wolle. Er hatte gehört, daß man auf den Goldfeldern einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe; deshalb fürchtete er, ein Engländer werde ihn einst meuchlings niederschießen. Aus diesem Grunde war er vor Merenskys Begleiter bange.

Endlich am Morgen des dritten Tages wurden die beiden Weißen zu Sekukuni gerufen. Der Weg führte durch wahre Felsenburgen zum Königshofe. Dort auf dem Kchoro saß eine Menge Volks. Bald kam Sekukuni selbst.

„Maritzikiug, bist du hier? Ich dachte, du wärst ein Feind von mir. Du hast dich so lange hier nicht sehen lassen!"

„Kchoshi! Wer hat mich als einen Feind betrachtet? Wer anders als du? Wäre ich dein Feind, so wäre ich jetzt nicht hier! Ein Feind kommt nicht, wenn er gerufen wird!"

Das schien verständlich. Sekukuni ging mit Merensky beiseits und fragte erst nach der Ursache des Krieges. Derselbe antwortete: Ich weiß nichts vom Kriege. Weder Bürgers noch Sekukuni haben mir etwas gesagt, wie sollte ich wissen, wie der Krieg entstanden sei? — Sekukuni antwortete: „Du sprichst die Wahrheit. Du hast seit Ausbruch des Krieges in deinem Hause gesessen und dich mit demselben nicht eingelassen. Der Krieg ist ein Krieg der Kinder. Dinkoanyane hat den Bauern Holz vom Wagen genommen und sie beleidigt, so ist der Krieg entstanden. Bürgers hat an mich zwei Briefe geschrieben. Ich habe allem zugestimmt, was sie sagen; aber ehe ich antworten konnte, kam das Heer der Bauern und fiel in mein Land. Was wollen die Bauern denn von mir?"

Als Merensky antwortete, er möchte doch das Vergangene lassen und auf die seinem Volke drohende Hungersnoth sehen, antwortete der König: „Es ist wahr, was du sagst. Ich will deinem Rathe folgen und Gesandte nach Pretoria senden, um zu hören, was die Bauern fordern. Aber nimm du selbst die Gesandten mit dir. Bringe sie nach Pretoria und bringe sie auch zu mir wieder zurück!"

Damit war die Audienz beendet. Leichteren Herzens machten sich die beiden auf den Heimweg. Sie wurden im Fort herzlich bewillkommt. Die Botshabeloschen hatten erst Tags zuvor gehört, daß Merensky zu Sekukuni gegangen sei. Jetzt waren sie voller Dank, daß er glücklich zurückgekehrt sei. Noah der Wagentreiber sagte, er habe geweint, wie ein Kind, und gegessen habe er gar nicht mehr. Um so fröhlicher trieb er am 13. seine Ochsen an, die am 15. December Merensky glücklich nach Botshabelo zurückbrachten.

Die Abgesandten von Sekukuni bewilligten in Pretoria harte Bedingungen: die Unabhängigkeit der Unterhäuptlinge Masemmule und Machal und einiger kleinerer Häuptlinge, die Zahlung von Tausenden von Vieh. Die Forderung, daß Sekukuni sich der Bauernobrigkeit als Unterthan unterwerfen sollte, glaubten sie nicht bewil-

ligen zu können, sondern reisten ab, um neue Instructionen zu holen. Aber bevor diese ertheilt waren, änderte sich die Lage des Landes durch einen plötzlichen Schlag.

Am 12. April 1877 wurde in Pretoria die englische Flagge aufgehißt, zum Zeichen, daß das bisherige unabhängige Bauern-regiment aufgehört habe zu existiren. Sir Theophilus Shepstone hatte die ihm bereits im October 1876 von England zugegangene Instruction richtig verstanden, und hatte nach monatelangem frucht-losen Verhandeln das schöne Transvaalland, die Perle von Süd-afrika, einfach für eine der englischen Regierung untergebene Provinz erklärt. Anrückende Truppen ließen den Gedanken an eine Gegen-wehr seitens der Bauern sich nicht zur That gestalten. Dem Präsidenten Bürgers blieb nichts übrig, als ein ohnmächtiger Protest.

Die englischen Zeitungen in Südafrika hatten vom Ausbruch des Krieges an auf das Ziel der Annexion von Transvaalien systematisch hingearbeitet. Sie waren voll von Ausführungen über die Unrechtmäßigkeit des Krieges, über das ererbte Besitzrecht der Bapedi, über die Unmenschlichkeiten des Präsidenten Bürgers, und was dergleichen Tendenz-Nachrichten mehr waren. Alle diese Aus-führungen haben nicht so viel Werth als das Papier, auf das sie gedruckt wurden. Unter den Eingeborenen Südafrikas giebt es kein anderes internationales Recht, als das des Stärkeren, welches geltend gemacht wird, wo man einen Erfolg hoffen zu können vermeint, sei es zu Raub- und Plünderungszügen, sei es zu Eroberungs- und Ausrottungskriegen. Einen anderen Besitztitel hat Sekukuni für das sogenannte ererbte Land seiner Väter auch nicht aufzuweisen.

Auch der Grund, daß von dem Transvaalkriege aus die ge-sammte farbige Bevölkerung Südafrikas in Aufruhr versetzt werden würde, war völlig nichtig. Wollte man dies vermeiden, so durfte nur ein Bataillon regelmäßiger Truppen als Hülfskorps für die Bauern gegen Sekukuni gesandt werden, um mit Niederwerfung dieses Häuptlings die erträumte Gefahr auf das schnellste zu beseitigen.

Dagegen kann der englischen Regierung, wenn einmal ihre materiellen Interessen die Annektirung von Transvaal forderten, die formelle Berechtigung zu einem Einschreiten nicht abgesprochen werden. Denn der im Tractat von 1852 enthaltene, die Sclaverei verbietende Paragraph war durch das Jahre lang be-stehende Verfahren mit den Ingeboekten (s. o.) entschieden ge-brochen worden.

Die Annexion des Landes durch die Engländer wird von einer bedeutenden Parthei im Lande mit Freuden begrüßt. Die Regierung der Republik stand zu sehr unter dem Einfluß der

alten Bauernparthei, als daß Bürgers die von ihm erstrebten zeitgemäßen Reformen hätte durchsetzen können. Eine Regierung, welche Steuern erhebt, und dabei kraftlos ist, die eigenen Unterthanen in ihrem Besitzthum zu schützen, eine Regierung, die Gesetze erläßt, aber der die Kraft mangelt, sie zur Ausführung zu bringen, eine Regierung, die die Bösen nicht mehr zügeln und die Ordnung im Lande nicht mehr zu erhalten vermag, hat das Recht verloren, weiter zu regieren. Die meisten ordentlichen Bürger hoffen daher von der englischen Annexion die Herstellung geordneter Rechtszustände und damit die Grundlage zu einem neuen Aufblühen des Landeswohlstandes.

Und die Mission? Auch die meisten Missionare hoffen von der neuen Ordnung der Dinge bessere Zustände. Ich wage diese Hoffnung noch nicht zu theilen. Bisher ungeahnte Verhältnisse, freie Concurrenz der Missionsgesellschaften, Aftercivilisation unter den Schwarzen, neue, den eigentlichen Landesbedürfnissen nicht entsprechende Rechtsverhältnisse werden Zustände hervorrufen, in welchen mancher nach der alten guten freien unbeschränkten Zeit sich zurücksehnen wird. Doch der Knecht Gottes fragt nicht nach den Verhältnissen, in denen er lebt und arbeitet, sondern nach der Aufgabe, die ihm der Herr stellt, und weiß, daß, ob mit etwas mehr oder mit etwas weniger Hindernissen und Schwierigkeiten, die Sache des Herrn schließlich dennoch den Sieg behalten muß.

Fünfter Abschnitt.

Die Missionsarbeit

im Distrikt Zoutpansberg
(spr. Sautpansberg).



53. Zur Uebersicht.

Unsere Missionsarbeit im Distrikt Zoutpansberg erstreckt sich vornämlich auf das Gebiet zweier mächtiger Oberhäuptlinge und der von ihnen mehr oder weniger abhängigen Unterhäuptlinge. Die beiden Oberhäuptlinge sind der Matebelenfürst Mankopane oder Mapela, und der Bassutofürst Mangoati oder Matlale. Sie leben, in unmittelbarer Nachbarschaft zu einander wohnend, beständig auf dem Kriegsfuß und haben daher beide das Verlangen, mit den Bauern in Frieden zu bleiben, weil jeder von ihnen befürchten müßte, daß, wenn die Bauern das Gewicht ihres Einflusses mit in die Wagschale der Kriegsmacht des gefürchteten Gegners legten, dieser bald über ihn Herr werden würde. Mankopane namentlich hatte schon einmal die züchtigende Hand der Bauern empfindlich fühlen müssen, so daß viele von seinen Leuten sich in Verzweiflung einen Felsabhang hinabstürzten, andere in Höhlen erstickt wurden, so daß er nicht leicht Krieg haben möchte. Mangoati andererseits war eigentlich nicht der richtige Erbhäuptling, sondern nur als Oheim der Verwalter der Häuptlingschaft für den noch minderjährigen Thronerben. Auch er mußte sich sagen, daß ein Krieg seine Stellung nur gefährden könne, und befolgte deshalb grundsätzlich mit größter Zähigkeit die Friedenspolitik. Und wo diese von einem Häuptling befolgt wird, da wird er allzeit glücklich sein, einen Missionar bei sich zu haben, nicht blos zu dem Zweck, seiner sich als Vermittlers im Verkehr mit den Bauern zu bedienen, sondern auch aus dem instinktmäßigen Gefühl, daß der Missionar auch seinerseits nach Kräften mit hilft, um den Frieden zu erhalten, und weil im Allgemeinen doch schon jetzt unter den farbigen Stämmen die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß der Missionar es mit dem farbigen Mann gut meint, und dessen Interessen nöthigenfalls auch den Bauern gegenüber vertritt.

Die Stellung des Oberhäuptlings aber ist allzeit bestimmend für die Unterhäuptlinge. Als von Mankopane mehr oder weniger abhängig zu erachten sind die Unterhäuptlinge Modipane (bei Malokung), Mokopan und dessen mächtiger Unterhäuptling Lekalekale (bei Makapanspoort oder Ga Lekalekale), außerdem die Häuptlinge Leso und Notuane (bei denen Missionsunternehmungen in's Auge

gefaßt, aber bisher nicht ausgeführt wurden); Unterhäuptling von Mangoati ist Monjebodi (in Makchabeng). Doch ist das Abhängigkeitsverhältniß des Häuptlings Claas Mokopan (dessen Rechte, weil er noch minderjährig war, 1867 noch durch seinen Oheim Mochem versehen wurden) von Mankopane, sowie das des Häuptlings in Makchabeng von Mangoati doch nur ein loses. Im Ganzen und Großen aber mag die Macht des Mankopane sowohl als die des Mangoati der des Sekukuni, wenigstens was die Seelenzahl der von ihnen beherrschten Völkerschaften betrifft, kaum nachstehen.

Wie unsere Brüder nach ihrer Vertreibung aus Sekukuni's Lande zu diesen beiden Häuptlingen gelangten, das haben wir oben (p. 218 f.) dargethan. Hier gehen wir auf das Einzelne der in den letzten 10 Jahren daselbst von uns betriebenen Missionsarbeit nun näher ein.

---

54. Die Anfänge auf Ga Matlale.

So mancher einheimische Christ hat in seinem Herzen die Frage gethan, die einmal auch unser lieber Kaiser an den Herausgeber richtete, wie es denn überhaupt möglich sei, bei einem wilden Heidenvolk, das von Gott und seinem Wort keinerlei Ahnung hat, mit dem Missionswerke auch nur einen Anfang zu machen. Unser Bruder Grützner soll uns diese Frage beantworten. Er schreibt aus dem Juni 1865*) in Bezug auf seine Station Ga Matlale Folgendes:

„Es war einige Tage, nachdem die Missionare, die ersten, die überhaupt je hingekommen, da eingezogen waren. Sie wohnten noch in ihren zwei Wagen und dem zwischen denselben aufgeschlagenen Zelte. Vor letzterem brannte das Feuer, an dem ihr Abendessen soeben gekocht war, und die nächstwohnende liebe Jugend hatte sich noch am Abend eingefunden, sei es aus lieber langer Weile, sei es, weil nun einmal einem richtigen schwarzen Afrikaner nichts über ein gemüthliches Schwatzen am helllodernden Feuer geht, oder — was ich fast am meisten vermuthe, weil sie hofften, an den etwaigen Ueberbleibseln des Mahles die Kochkunst der neuen Ankömmlinge prüfen zu können. Man weiß es ja: Fremdes Brod ist der Kinder Semmel. Sonderlich für solche stets hungrige Bassutokinder. Dabei ging es ziemlich laut her, so daß man in dem nahen Zelte

---

*) Dieses und etliche andere Citate sind entnommen aus Heften des „Kleinen Sammlers", einer von Pastor Licht in Wulkow bei Alt-Ruppin herausgegebenen kleinen Missionsschrift, die ich hiermit dringend empfehle. Sie kostet jährlich nur 40 Pfennige.



Matlale thabeng.

Mühe hatte, sein eigen Wort zu verstehen. Da dachte der eine der zwei Missionare: „Warte, ich will Euch andere Beschäftigung geben." Sprachs, holte seine Geige und strich ein Lied. Da war die Versammlung bald Ohr. Und noch mehr interessirte sie die Geschichte, als sie aufgefordert wurden, an ihrem Theile beim Musiciren mit zu helfen, d. h. zur Geige zu singen. Zu dem Ende sagte ihnen der Missionar ein Lied vor. Es war: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Man muß nicht denken, daß die Heidenkinder gleich verstanden, was sie sangen. O nein! Gut Ding will Weile haben! Und was gäbe es für ein Besseres, als dem lebendigen Gotte Loblieder zu singen! Drum kriegt mans aber auch nicht in der ersten halben Stunde fertig. Noch lange nachher meinten die meisten von ihnen, der Herr, der mächtige König der Ehren, von dem sie sangen, das sei eben der Lehrer, der zu ihnen gekommen, den sollten sie loben. Nun, das waren rechte echte Heidenkinder, da wundert man sich nicht weiter über solchen Unverstand. Bedenklicher aber und betrübender wird die Sache, wenn man sehen muß, daß selbst unter den großen alten „Christen" manch einer sein Lebelang nicht weiß, was es heißt und wie mans zu Stande bringt, den mächtigen König der Ehren zu loben. Das sieht man daraus: Eine freie Kunst muß es sein. Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding.

Das Musiciren gefiel den Kindern. Als es eine Weile gedauert, wars für heute genug und sie gingen nach Hause. Dort wurde natürlich erzählt von dem Dinge, daß noch ganz anders schreien kann (die Bassuto haben für all die Worte: tönen, schreien, weinen, krähen, blöken, brüllen, nur *ein* Wort), als ihre einsaitige Setonatona und das Ergebniß war, daß am zweiten Abend schon mehr — Kinder nicht nur, sondern auch Erwachsene zusammen kamen, um das neue Ding schreien zu hören. Unter ihnen war auch ein Mädchen, etwa 16—18 Jahr alt, Netla mit Namen, eine Tochter des nächsten nur 500 Schritt abwohnenden Kraalhäuptlings. Da es heut Sonnabend war, so wurde nach beendigtem Singen den Leuten gesagt, sie möchten morgen sich schon am Vormittag einstellen, da würden sie noch größere Dinge denn diese hören. So geschah es auch. Die erste Predigt wurde gehalten, und Netla war wiederum dabei und hörte zu.

Mit dem Singen am Abend nahm es bald ein Ende. Drei Wochen hielten die Leute aus, und als da der Reiz der Neuheit geschwunden war, da blieben sie zu Hause; Netla auch. Sonntags aber kam sie ziemlich regelmäßig zur Kirche und da wurde denn auch stets vor der Predigt musicirt und Lieder gelernt. Auch ihr ABC-Buch fingen sie bald an zu studiren. Das ist meist das erste Zeichen, daß man mit dem „Lernen," wie man das Sich zum Herrn wenden mit einem Worte bezeichnet, Ernst machen will.

Was für wunderliche Gedanken gehen doch solch einem Heiden zuerst im Kopfe herum, und wie lange dauert es manchmal, bevor solch Menschenkind überhaupt merkt, was denn der Missionar eigentlich will! Noch neulich kam Einer zur Kirche und beschwerte sich hernach: Da bin ich nun gekommen und habe gemeint, der Lehrer werde mich seinen Gott sehen lassen, aber — ich habe nichts gesehen. Ich komme nicht wieder! Da gilt es Geduld zu haben. Ist aber erst ein wirkliches Verlangen vorhanden und, was die Hauptsache ist, fängt ein Heide erst an zu beten, dann geht es auch merkwürdig vorwärts. Und das ist natürlich eine der größten Freuden eines Missionars, zu sehen, wie das Licht des Evangelii diese mehr als egyptische Finsterniß zu erhellen beginnt, wie das Verständniß von Stufe zu Stufe fortschreitet, wie mit demselben die Liebe zu Gottes Wort wächst, wie demzufolge auch die äußeren Sitten immer anständiger, und dem Evangelio gemäßer werden, ja wie selbst die äußere Erscheinung, Gesicht und Mienen sich aus der heidnischen Rohheit und Stumpfheit heben, so daß man hernach es schon aus den Augen lesen kann, was für ein Geist es ist, der nun hinter den Fenstern des Leibes wohnt. Das geschieht freilich nicht über Nacht, sondern es geht auch hier nach dem Sprüchlein: Gut Ding will Weile haben; oder nach dem anderen noch besseren, das auch auf die einzelne Seele Anwendung leidet: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn.

Aus der Zahl der Neugierigen schied sich bald eine kleinere Anzahl solcher aus, die wirklich durch das Wort Gottes angezogen wurden, so daß der heilige Geist in ihnen zu arbeiten begann. Bis zur ersten Taufe in einer neuangelegten Station freilich vergehen Jahr und Tag, und gerade in Bezug auf die Erstlingstaufe pflegen unsere Missionare im hohen Grade vorsichtig zu sein, weil nichts verderblicher ist für das ganze Gedeihen der Arbeit, als wenn die Erstlinge zurückfallen und ein böses Beispiel geben."

Dem Umstande, daß Bruder Grützner noch einen Makopa von Gerlachshoop, namens Bodibe, als Dienstboten mitgenommen hatte, war es zu verdanken, daß als Erstling der Station dieser, der schon längere Zeit unter den Einflüssen des Wortes gestanden hatte, schon zu Weihnachten 1866 die heilige Taufe empfangen konnte. Er empfing den Namen Elias, und Bruder Grützner unterwies ihn auch nach seiner Taufe mit einem andern, namens Isaak, gemeinschaftlich, so daß er in Grützners Abwesenheit sogar versuchen konnte, so gut es ging, die Gottesdienste zu halten mit Gesang und Gebet und Wiederholung des Inhalts des von dem Missionar an dem letzten Sonntage aus dem Worte Gottes Vorgetragenen. Leider starb dieser treue Mann schon im nächsten Jahre.

Ihm zunächst wurde ein alter Matebele, namens Letoaba, getauft. Bruder Grützner hatte seine Taufe aufgeschoben bis zur

Ankunft des Herausgebers dieser Geschichte, welcher den alten, an 80 Jahre zählenden, aber geistig frischen und lebendigen Greis noch etliche Tage selbst unterrichten und dann am 30. Mai 1867 als den Erstling aus den eigentlichen Stationsbewohnern von Ga Matlale, und zugleich als unsern Erstling aus dem Matebelenvolk taufen durfte. Vor seiner Taufe fragte ihn Bruder Grützner, welchen Namen er haben wolle. Er aber antwortete: „Kann auch ein Kind sich selbst einen Namen geben? Sind es nicht die Eltern, die das thun?" So gab ich denn dem alten, lieben Greis den Namen Simeon. Die Worte, die ich meiner Taufrede zu Grunde legte: „Bleibe bei Jesu!" hat er treulich in einem feinen Herzen bewahrt, und hat den Herrn mit aller Entschiedenheit bekannt noch manches liebe Jahr. Den Leuten, die ihn fragten, ob, wenn der Lehrer nun fortginge, er diesem folgen oder bei seinem Volke bleiben werde, antwortete er rundweg: Natürlich werde ich dem Lehrer folgen. Bedenken machte ihm bald nach seiner Taufe sein Haupthaar und Bart, ob er beides noch scheeren dürfe, wie die Heiden thun. Als ihm aber Bruder Grützner bedeutete, daß er nicht mit dem Bart, sondern mit dem Herzen zu glauben habe, gab er sich zufrieden. Der alte treue Mann hat noch etliche Jahre auf Erden von der Gnade zeugen dürfen, die ihm in der zwölften Stunde wiederfahren war. Er war, wie der erste unter den Getauften, so auch der erste, der seine Dankbarkeit durch eine freiwillig dargebrachte Gabe an Korn bekundete, ein unter den farbigen Bewohnern Südafrikas sehr hoch zu veranschlagendes Zeugniß dafür, daß er die geistlichen Güter, die er empfangen, wirklich zu schätzen wisse. Eine bessere Gabe brachte er, als er seinen Neffen, den hochangesehenen Unterhäuptling Motschoëre zur Aufnahme in den Taufunterricht zum Missionar führte. Von diesem und seiner Tochter Netla werden wir unten ausführlicher berichten.

Die Taufe des alten Simeon machte einen tiefen Eindruck auf das Volk und den Häuptling Mangoati. Schon nach drei Wochen kamen Mocholo und Machloti und begehrten ebenfalls zum Taufunterricht angenommen zu werden, einen Tag später stellte sich ein frischer junger Heide, Ramoriti, mit dem gleichen Begehren ein. Aus der bis zu 200 steigenden Zahl der Besucher der Gottesdienste sonderte sich nach Ausscheidung der Neugierigen ein kleiner, fester Kern von 50—60 Leuten ab, die mehr oder weniger regelmäßig sich einfanden, und unter diesen wieder eine Auswahl von 11 Personen, die sich zum besonderen Unterricht meldeten. Besonderen Eindruck machte die Verkündigung von den letzten Dingen, von der Wiederkunft des Herrn zum Gericht. Schon konnte Grützner sich an einzelnen kleinen Frühlingsblümlein erfreuen, die, so gering sie waren, doch bezeugten, daß die Leute das Gehörte in ihrem Herzen bewegten, z. B. daß sie das mit ihnen

durchgenommene Gebet des alten Simeon sich nach dem Schluß des Gottesdienstes gegenseitig überhörten, — oder daß ein ganz lahmer Bursch, der nur mit großer Mühe sich fortbewegen konnte, regelmäßig den Weg einer Stunde zurücklegte, um nur keinen Gottesdienst zu versäumen.

Solchen sprossenden Keimen gegenüber fehlte es natürlich auch nicht an Versuchen des Heidenthums, den aufglühenden Funken auszulöschen. Zu besonderer Erbitterung steigerte sich diese Feindseligkeit dadurch, daß einer der ersten von denen, die sich zur Taufe meldeten, ein junger Mann aus der Häuptlingsfamilie war, mit Namen Photi.

Derselbe kam am 13. November (1867), nachdem er schon mehrere Abende zuvor nicht in der Schule erschienen war, auffallend abgemagert und berichtete, wie ihm sein Vater auf das Entschiedenste verboten habe, nicht blos seine beiden Frauen — von denen er schon im October die ältere entlassen hatte — weiter in Gottes Wort zu unterweisen, sondern auch selbst ferner zu lernen. Als er dem Vater geantwortet, er habe ja nur die Frau entlassen, die weder lernen noch mit ihm beten wolle, habe ihm dieser gesagt: „Umgekehrt! Die älteste magst du behalten, eben weil sie nicht lernt, aber die jüngere jage ich nach Hause, eben weil sie lernt. Ich will nicht, daß mein Sohn eine Frau habe, welche lernt." So habe er diese jüngere Frau fortgejagt, und dann unter heftigem Schelten ihn, den Photi, mit Fäusten geschlagen (das Gesicht war noch ganz angeschwollen) und ihm geboten, sich fortzuscheren; er wolle keinen Sohn haben, welcher lerne. Die andern Heiden verhöhnten nun den Photi: „Das kommt vom Lernen! Noch dazu bist du Matlale's Kind (aus der Häuptlingsfamilie), du hast gesehen, wie es bei Sekukuni ergangen ist, dessen Bruder hat gelernt und ist nun sein Feind geworden; so willst du es gerade mit uns machen!" Photi beschloß, für eine Zeit sein Vaterland zu verlassen und auf Arbeit nach Maritzburg zu gehen. Deshalb taufte ihn Bruder Grützner vor seinem Weggange (17. November 1867); er erhielt den Namen Petrus. Die Heiden waren entsetzt. Das Mährlein ging um, der Lehrer suche nur dazu einen Menschen, um ihn zu tödten und mit seinem Blute die Gläubigen zu taufen und zu tränken, damit sie stark würden im Glauben. Die Leute möchten sich ja des Abends vorsehen und nie einzeln, sondern immer zu Zweien ausgehen, und dergleichen mehr. Die Gläubigen erstarkten durch diesen Haß zu desto größerer Freimüthigkeit; ein Taufcandidat Tserere kam um diese Zeit mit freudestrahlendem Gesicht zum Missionar, um ihm zu erzählen, daß er bei Heimholung seiner Braut all die üblichen heidnischen Zauber-Ceremonien mit Entschiedenheit abgewehrt habe. Zwei andere Taufcandidaten, Polofolo (Johannes) und

Matletleng (Lazarus) konnten schon am nächsten Weihnachtsfest (1867) getauft werden.

Der Häuptling Mangoati stellte sich im Gegensatz zu der wachsenden Feindseligkeit der Seinigen entschieden freundlich zu Br. Grützner. Er hatte ihn einmal als seinen Missionar aus politischen Rücksichten aufgenommen; so blieb er nun auch unverändert



Mangoati.

dabei, ihn zu schützen und die Unbilden der Feinde in ihre Schranken zurückzuweisen.

Nur einmal schien es, als ob seine Freundschaft gegen Grützner einen entschiedenen Stoß erfahren sollte. Elias Bodibe, der Erstgetaufte, war am 14. December 1867 gestorben, und nahe der Kirche begraben. Mangoati erklärte, der Regen würde vertrieben, wenn ein Leichnam mitten unter den Kraalen beerdigt werde, die Leiche müsse ausgegraben und in einiger Entfernung bestattet werden; er werde Leute dazu commandiren. Der Häuptling sprach

diesen seinen Willen mit solcher Bestimmtheit aus, daß Grützner die Vergeblichkeit des Widerspruchs einsah und die Sache geschehen lassen mußte.

Am Nachmittag stellte sich ein Mann mit einem Ochsenhorn ein, welches eine Zauberflüssigkeit enthielt. Mit dieser sollte das Grab und die Leiche und der Weg besprengt werden. Hier natürlich konnte Grützner nicht nachgeben. Er verbot die Anwendung der Zaubereien auf das Entschiedenste. Mapiet, des Häuptlings Bruder, ein schneidend höhnischer Mensch und schlimmer Feind, kam herbei und ergoß sich in den heftigsten Worten, es solle und müsse gesprengt werden, ob denn die Lehrer sich die Aufgabe gestellt hätten, das Land zu verderben. Grützner antwortete: Bleibt ihr mit eurem Zauberkram nicht weg, so heben wir die Leiche nicht heraus. Wollt ihr Gewalt gebrauchen, gegen die wir Gewalt nicht setzen können, so thut selbst, was ihr wollt und könnt. Als Grützner gegen all sein Toben ruhig und fest blieb, wurde auch Mapiet ruhiger, und beide gingen zum Häuptling, damit dieser entscheide. Es war das ein schwerer Gang für unseren Br. Grützner, denn wenn der Häuptling ebenfalls festblieb, so stand das ganze Missionswerk bei Matlale auf dem Spiel, und doch konnte und durfte Grützner ja in diesem Falle nicht nachgeben. Er seufzte unterwegs um einen guten Ausgang der Sache, und der Herr, der die Herzen der Fürsten lenkt wie die Wasserbäche, machte, daß nach langem Hin- und Herreden der Häuptling nachgab. Die Besprengung unterblieb, die Leiche wurde von den Christen ausgegraben und mittelst des Wagens nach dem ¾ St. entfernten Ort transportirt, den der Häuptling angewiesen hatte.

Einen anderen Ausgang nahm die Feindseligkeit des jungen Häuptlings Paledi, Sohnes von Mapiet, und Neffen von Mangoati, der mit ausgesuchter Rohheit das neuerwachende Leben zu ersticken gedachte, und deshalb mit einem Stabe, und als dieser zerbrach, mit einem Knopfkirri den einen der Gläubigen, der so eben aus Natal zurückkehrte, ohne alle Veranlassung heftig schlug (15. Dec). Er schrie dazu, er werde dem Glauben und Kirchengehen schon ein Ende machen, nächsten Sonntag werde er mit einem Commando und mit Gewehren kommen. Niemand wagte ihm zu widerstehen, denn er war des Königs Kind; und als Grützner ihm in aller Ruhe Vorstellungen machte, wurde er grob und ausfallend, der Missionar habe hier gar nichts zu sagen, er möge doch lieber wieder aus dem Lande gehen rc. Mangoati untersagte ihm solches Benehmen. Aber trotzdem war er schon am dritten Tage darauf wieder vor Grützners Thor, und setzte sich trotzig, ohne zu grüßen. Nach einiger Zeit redete ihn Br. Grützner an; und wir hören die Worte aus dessen Bericht:

„Guten Tag, du Menschenplager! Schmunzelnd mich von der

Seite ansehend, entgegnete er: Der bin ich nicht. — Warum prügelst du denn die Leute, wenn du der nicht bist? Sieh, die Leute sind bange vor dir; sie sagen: was sollen wir thun, Paledi ist Königssohn! aber — wenn du weg bist, fluchen sie dir und sagen: Nein, Paledi ist kein Mensch, der ist ein wildes Thier. Ist es schön, wenn die Leute so von einem reden? Wäre es nicht viel schöner, wenn sie sagen könnten: Ja, Paledi ist ein freundlicher Mann, den haben wir lieb? — Er: Die Leute haben mich geplagt, darum habe ich den Mann geschlagen! — Ich: Das ist nicht wahr, selbst Mangoati hat mir gesagt, er sei berichtet worden, daß jener Mann ganz still dagestanden habe. — So sprachen wir in leidlich freundlicher Weise hin und her, bis ich dann fortfuhr: Siehst du, Paledi, ich weiß wohl, du sprichst: Wer will mir wehren, daß ich die Leute schlage, die lernen, ich bin Königskind. Ich will dirs sagen, wer das kann: Gott, der Herr! Du bist nun nicht mehr der dumme Bursche, der du warst, als wir hieher kamen; damals wußtest du nichts von Gott, jetzt bist du groß geworden, bist in der Zeit ein Jahr in Natal gewesen, hast da gesehen, wie alle Leute, auch die reichen und klugen Engländer, Gott fürchten, zur Kirche gehen 2c. Du weißt also nun, daß Gottes Wort ein großes Ding ist; du bist selbst dort zur Kirche gegangen; wenn du nun bei solcher Erkenntniß die Gläubigen schlägst, so wird Gott sagen: o, Paledi will mit mir kriegen! Wohlan, laß sehen, wer der Stärkere ist! Und da mußt du nicht denken, wenn Gott nicht gleich auf der Stelle straft, daß er dirs geschenkt hat; Gott sagt: Paledi ist blos mein Hund, eine Weile will ichs ansehen, denn Hunde sind nun einmal wild und unbändig, und so sieht er dir zu, — aber du weißt, wenn der Hund anfängt, die Kinder seines Herrn zu beißen und nicht davon läßt, so schlägt ihn der Herr todt. Das kann dir leicht auch passiren, darum siehe wohl zu, was du thust, denn Gott fürchtet sich vor Keinem. Oder willst du Gott überwinden? — Er: Wie könnte ich das, Gott ist der Größte! — Die dabei sitzenden Gläubigen waren nun muthiger geworden und bekräftigten das, und so erzählten sowohl sie wie ich einige Geschichten aus der Erfahrung, wie Gott solche Nimrode gestraft habe.

Das ging Paledi sichtlich zu Herzen; darum redete ich freundlich mit ihm und sagte: Was suchst du denn Krieg? Laß doch dergleichen, und uns lieber Freunde sein, wie wir immer gewesen! — Er: Ja, ich habe verkehrt gehandelt, wir wollen wieder Freunde sein, ich werd's nicht wieder thun.

Doch damit war die Sache nicht abgethan. Nach wenigen Tagen wurde Paledi krank und bekam einen Ausschlag auf dem Rücken. Sein Gewissen bezeugte ihm: Du hast den Gläubigen auf den Rücken geschlagen, nun schlägt dich dessen Gott wieder auf den Rücken. Voller Angst kam er zum Missionar, und dieser





Der heilige Berg von Matsafe.

hatte eine Zeit lang Ruhe vor dem zorneswüthigen Unmenschen. Ja dessen Vater brachte nach etlicher Zeit sogar dem Missionar einen Krug Bier zum Geschenk, welches dieser mit dem Gegengeschenk eines bunten Hemdes erwiderte. Das gab freilich ein Verwundern und Lobhudeln unter den Heiden: „Du und Mangoati und Mapiet, ihr regiert das ganze Land! Seht den großen König, dem selbst Mapiet Bier bringt! Du bist einer der unseren ꝛc! Auch Paledi, der Unmensch, brachte ein ähnliches Geschenk. Nachdem er aber wieder einmal tobend und rasend dem Missionar gegenüber gestanden und dessen ruhige Vorstellungen mit Schimpfwörtern erwidert hatte, sagte ihm dieser einfach, er wisse, daß er sich bald über sein jetziges Benehmen schämen werde. Und richtig schon nach zwei Stunden kam er mit einer Schüssel reifer Früchte als Sühne an, und bot dem Missionar Gelegenheit, ihm ernstlich ins Gewissen zu reden.

Unter diesem zwischen Freundlichkeit und Feindschaft hin und her schwankenden Benehmen der Heiden wuchs das Reich Gottes sicher und stetig fort, so daß bis zur Mitte des Jahres 1868 bereits ein Gemeindlein von neun erwachsenen Getauften sich um den Missionar gesammelt hatte. Wie diese nur unter schweren und harten Kämpfen gewonnen werden konnten, das ersehen wir besonders an der Bekehrungsgeschichte dreier hervorragender Persönlichkeiten der Matlaleschen Gemeinde, Paul Motschoëre, Sarah Netla und Thomas Komape.

---

55. Motschoëre und Netla.

Motschoëre, ein Neffe des alten Simeon Letoaba hatte ein bewegtes Leben hinter sich, und bald hier bald dort seinen Wohnsitz gehabt. Einmal wohnte er drei Jahre lang in dem Lande des Häuptling Setschele, besuchte dort die Kirche und lernte beim Missionar Livingstone ein wenig lesen, mußte von dort fliehen und kam nach Matlale, woselbst er zu Gott betete, er möchte doch auch in dies Land Lehrer senden. Motschoëre war ein höchst begabter, kluger, geriebener Mensch, und da er der erste und eine Zeit lang der einzige war, welcher ein Gewehr besaß, ja selbst Pulver machen konnte, so stieg er bei dem Häuptling Mangoati zu hohen Ehren, wurde sein geschätzter Unterhäuptling, wurde auch reich, erwarb nach und nach fünf Frauen und wußte sich durch sein einschmeichelndes Wesen beim Häuptling unentbehrlich zu machen.

Da geschah es, daß Br. Moschütz, bei Mankopane abgewiesen, von Makapanspoort aus den Abstecher zu Mangoati machte (s. p. 222), um anzufragen, ob der Häuptling nicht einen Lehrer aufzu-

nehmen bereit sei. Alle alten Räthe waren dagegen, nur Mapiet, der uns schon bekannt gewordene Bruder des Häuptlings, und Motschoëre stimmten dafür. Ihre Meinung drang durch und Motschoëre, über die Maßen erfreut, nahm Moschütz nach seinem Kraal, bewirthete ihn mit Brei, stellte ihn seinen Kindern vor und sprach dazu: „Nun werdet ihr alle beim Lehrer lernen!" Von den beiden Schafen, die der Häuptling dem Missionar geschenkt hatte, bekam er für seine Hülfe beim Schlachten die Felle, — und damit war die Freundschaft geschlossen. Als am dritten Pfingsttag die Missionare einzogen, da empfing er sie im feierlichen Galaschmuck, der in einem beulenreichen alten Cylinderhut bestand, mit feierlich über die Brust gekreuzten Händen. Etwa 500 Schritt von seinem Kraal bekamen die Missionare ihren neuen Wohnsitz angewiesen.

Als nun diese zu predigen anfingen, rief Mangoati den Motschoëre, der schon bei Moschütz erster Anwesenheit dessen Worte bekräftigt hatte, bei Seite, und sagte zu ihm: „Höre, du bist der Klügste hier am Ort, nun gehe zu den Vorträgen des Lehrers und höre wohl zu, und sage mir dann, ob die Worte der Lehrer Wahrheit sind oder so nur Unsinn!" — So mußte denn Motschoëre ex officio Gottes Wort hören, seine fünf Weiber mußten mithören, und die Sonntagsarbeit unterließ er auch; es war ihm sichtlich drum zu thun, daß der Missionar von ihm glaube, er liebe das Wort, und als er dann einmal nicht mehr zur Kirche gekommen war und merkte, daß seine Entschuldigung, er habe den Mäusen auf dem Felde nachgraben müssen, die gar zu arg dem Korn schadeten, nicht stichhaltig sei, da suchte er sein Fehlen gleich damit wieder gut zu machen, daß, als sein Kind erkrankte, er den Lehrer rufen ließ, damit er für dasselbe bete. Darnach kam er wieder mehrere Sonntage zur Kirche, ja zum besonderen Unterricht; daneben aber diente er wiederum dem Heidenthum damit, daß er zu seinen fünf Weibern das sechste noch hinzufügte. Kurz er hinkte auf beiden Seiten. So fand ihn der Herausgeber im Jahr 1867, als er ihn in seinem Hause besuchte.

Bei diesem Besuch aber zog das eine der Kinder Motschoëres seine Aufmerksamkeit besonders auf sich durch ihr herziges, freundliches Benehmen, und durch die große Aufmerksamkeit, die sie den an ihren Vater gerichteten Ermahnungen und Belehrungen schenkte, eine der wenigen lieblichen Frauenerscheinungen unter den Heiden, die mir auf meiner Reise durch Afrika begegnet sind, nächst der lieblichen Victoria, König Sandilis Tochter die lieblichste, mit ihr in einem Alter, etwa 17—18 Jahre alt.

Dieses Kind, Netla mit Namen, war unter den ersten Kindern, die das schreiende Holz (die Geige) des Missionars anlockte, und die das Reta morena (Lobe den Herrn) gleich am ersten Tage

mitsingen lernen wollte, und sich deshalb auch regelmäßig unter dem großen schattigen Morulabaum, der im Anfang als Kirche dienen mußte, einstellte, so oft Grützner zur Predigt rief. Im August 1867 stellte sich das achtzehnjährige Mädchen auch zur Tagesschule ein, und lernte mit Begier ihre biblische Geschichten, ihre Lieder und Gesänge, und that durch ihre verständigen Fragen und Antworten bald kund, daß der heilige Geist einen Widerhaken in ihr Herz geworfen hatte. Sie wollte wirklich Gottes Wort nicht blos lernen, sondern auch in einem feinen Herzen behalten, und bat deshalb den Missionar, er möchte doch nicht alle Sonntage immer wieder neue Geschichten erzählen, sondern jede einzelne wenigstens drei Sonntage nacheinander, damit sie sich besser einprägten. Eine ganze neue Welt von inneren Anschauungen ging vor dieser Heidenseele auf, und sie begehrte immer tiefer und tiefer sich in die großen Thaten Gottes zu versenken — als plötzlich ein unerwarteter Widerspruch sich erhob von — ihrem Vater? — Nein, von ihrem Mann! — Ihrem Mann? — Ja, von ihrem Mann; denn sie war längst schon als Kind an einen sehr reichen und gelehrten Zauberer verkauft worden, und die Zeit kam nun heran, wo dieser ihr Bräutigam, oder ihr Mann, seine Braut, wenn man so sagen darf, heimholen wollte zur wirklichen Ehe.

Als er nun hörte, Netla laufe so viel zum Lehrer, da kam er zu Motschoëre und machte ihm ernstliche Vorstellungen; das ginge durchaus nicht an, daß seine Frau das Wort Gottes lerne, der Vater möchte ihr das verbieten, und so das nicht hülfe, sie schlagen. Der aber antwortete ihm: „Wie kann ich das? Wollte ich sie schlagen, so schlüge ich Gott. Magst du Netla nicht, so nimm das Vieh wieder zurück, das du für sie bezahlt hast, hier steht es noch!“ Netla kam in höchster Erregung zu Br. Grützner und schüttete ihr Herz aus: „Ist mein Mann so, so kann ich ihn doch nicht nehmen. Was soll ich mit einem ungläubigen Manne! Früher lachte ich auch und spottete über Gottes Wort; damals wollte ich seine Frau werden, aber seit ich in die Schule gehe, kann mein Herz davon nicht wieder los!“ — Freilich, ob sie will, oder nicht will, darnach wird ein heidnisches Mädchen bei solcher Gelegenheit nicht gefragt; ist sie doch nur ein Ding, was mit Vieh bezahlt wird!

Bis zum Mai 1868 hatte Netla Ruhe, und eine schöne, stille Zeit zu innerer Sammlung; sie reifte so weit, daß sie dem Bruder Grützner die Bitte vorlegte, getauft zu werden. Er sprach mit dem Vater. Aber dieser hinkte bereits längst wieder nach der andern Seite und antwortete: „Siehe, Lehrer, ich kann eben nicht so, wie ich will; Netla gehört nicht mehr mir, sondern ihrem Manne!“ — und als Grützner ihn aufforderte, er solle doch einfach diesem das bezahlte Vieh zurückgeben, da lachte er und sprach:

„Was thue ich denn Besonderes? Unsere Sitten sind einmal nicht anders!“ Nach wenigen Tagen war Netla wiederum beim Missionar, und bat dringend um die Taufe, denn ihr Mann sei im Begriff, sie binnen Kurzem zur Ehe abzuholen, und der würde sicherlich ihre Taufe nicht gestatten! — „Nun, wird dein Mann nicht auch noch können durch dich zum Glauben gebracht werden?“ — O, lautete die Antwort, du weißt nur nicht, wie gottlos der ist; er ist ein Regenmacher. Bekommt er bloß ein Lesebuch zu sehen, so zerreißt er es. Als wir neulich im Felde zusammen arbeiteten und ich ihm von Gottes Wort sagen wollte, da rief er: „Es ist kein Gott! Und wenn einer da wäre und streckte den Kopf zu den Wolken heraus, so würde ich mit dem Gewehr nach ihm schießen.“

Schon war Grützner geneigt, auf Netla's Wunsch einzugehen, als ein Zwischenfall der Sache eine ganz andere Wendung gab. Mangoati hatte das große Fest der Beschneidungsfeier für die Mädchen veranstaltet, ein echt heidnisches Fest mit allen möglichen Greueln, auf welchem die jungen Mädchen für heirathsfähig erklärt werden. Motschoëre hielt es für nöthig, daß Netla die Feier mitmache — waren doch ihre Sitten einmal so; — sie widersprach, sie bat, sie flehte, — aber der Hartkopf Motschoëre zwang sie, ihr Bruder drohte ihr mit Erschießen, — da wurde sie schwach und zog mit. Grützner ging zu ihrem Vater, der wagte scheu nicht ihn anzusehen. Da kam der Zug vorbei, Netla schlug die Trommel zur Feier. Als sie bei Grützner vorbei kam, ließ sie die übrigen Weiber vorüberziehen; sie selbst blieb beim Lehrer stehen und flüsterte ihm mit der betrübtesten Miene zu: „Man hat mich festgemacht (gezwungen); man drohte mich umzubringen, wenn ich nicht mitmachte!“ — „Was sind das für Striemen auf deinem Rücken?“ — „Die haben die Weiber mir mit den Ruthen geschlagen!“ — Damit mußte sie den andern Weibern nacheilen, und — mitmachen aus Furcht. Zur Kirche kam sie, so oft sie irgend sich losmachen konnte, aber von der Taufe konnte unter solchen Umständen nicht die Rede sein!

Das Ende des Jahres (1868) kam heran. Da plötzlich kommt Motschoëre zum Missionar mit der Bitte, ihn selbst zu taufen, dann könne Netla mitgetauft werden. Er wollte sich also um dies Opfer hineinstehlen in das Reich Gottes, was natürlich nicht anging. Wenige Wochen später hieß es: Netla ist mit ihrer Mutter geflohen! Motschoëre hatte sie dennoch ihrem Manne übergeben wollen, und sie hatte sich der gehaßten Verbindung durch die Flucht entzogen. Es half ihr indessen nichts; Motschoëre eilte ihr nach, holte sie zurück und im Januar 1869 wurde wirklich die gefürchtete Hochzeit abgehalten, — freilich ohne den sonst üblichen Sang und Klang; die Mitgenossinnen Netla's

mochten eine Ahnung haben, daß dies für sie eine traurige Hochzeit war. Aber eine christliche Hochzeit sollte es dennoch werden.

Auf dem Kraal Motschoëre's wohnte ein Getaufter, namens Jacob, ein ernster, tiefgegründeter Christ. Zu diesem*) hatte Motschoëre gesagt: „Du, Netla geht jetzt zu ihrem Manne, willst du nicht erst mit ihr beten?" Das hielt der Vater also doch für nöthig. — „Erst ging in meinem Herzen ein Streit an — erzählte Jakob — ob ich nach seinem Wunsche thun solle oder nicht, denn ich war böse auf Motschoëre, daß er sein Kind so dahin gab. Nachher jedoch dachte ich: Netla ist ein liebes frommes Kind, du willst es um ihretwillen thun." So sei er, Netla sammt Vater und Mutter in die Hütte gegangen und er habe Netla erst also vermahnt: „Siehe Netla, du hast neulich selbst in der Kirche gehört, wie der Herr Jesus gesagt: Wie kann jemand in eines Starken Haus gehen und ihm seinen Hausrath rauben, wenn er ihn nicht zuvor bindet. Der Starke ist dein Vater. Der Hausrath, der bist du. Du kannst drum nichts Anderes thun als gehen. Denn wer soll dir beistehen? Du hast Niemanden; dein Vater ist ja noch vom Teufel gebunden. So gehe denn! Lesen kannst du, die Gebote des Herrn weißt du, den Herrn liebst du, so weißt du ja in allen Fällen, was du zu thun hast." — Darnach habe er gebetet. Nicht wahr, das war eine nach Auslegung wie Anwendung recht deutliche und kräftige Traurede? Und zwar von einem Christen, der erst fünf Wochen vorher vom Missionar Moschütz getauft worden war!

Netla's Mann war nun seines Sieges über das schwache Weib ganz sicher. „Ich werde ihr ihre Narrenpossen bald austreiben," hatte er spöttisch und höhnisch zu des Missionars Leuten gesagt.

Von dem Gemeinlein der Gläubigen ist fleißig für ihre Mitschwester gebetet worden, und als es Netla eines Sonntags gelang, sich zur Kirche einzufinden, da wurde sie von Allen mit Jubel und Theilnahme begrüßt: „Netla ist da, Netla ist da!" schrie Groß und Klein bis auf die Kinder des Missionars herab. Nur ganz eilig konnte sie nach der Kirche den Lehrer grüßen: „Man wollte mich nicht gehen lassen, aber ich bin mit Gewalt gegangen" — sagte sie. — Dann gab es aber wieder schwere Wochen und Hungerleidezeit, wo sie seufzen mußte: „Ich wollte so gerne hingehen mit dem Haufen und mit ihnen wallen zum Hause Gottes mit Frohlocken und Danken, unter dem Haufen, die da feiern." Aber ihr harter Pharao ließ es nicht zu und bestellte, so er selbst nicht da war, Wächter, die ihrer hüten mußten. Daneben gab es Spott und Schelte genug. Man hoffte, sie werde wohl mürbe werden.

So ging es hin bis zum lieben Charfreitag. Das Gemeinlein hatte in der Kirche unter dem Kreuze stehen können und in

*) Siehe den Traktat Netla (aus dem Kl. Sammler) p. 12—15.

der Fürbitte auch ihrer Mitschwester gedacht, die noch unter einem andern Kreuz stand, nämlich unter dem, das ihr selber aufgelegt war. Da gelang es ihr noch spät am Abend, zum Missionar hingehen zu können. Doch — hören wir über diesen und die folgenden Tage das Tagebuch desselben.

„Den 26. März. Charfreitag. — Noch am Abend gegen 8 Uhr kam Netla ganz außer Athem an. Die treue Seele! Sie käme, daß ich mit ihr beten möge. So gingen wir in meine Stube. Sie erzählte, ihr Mann und seine Angehörigen, auch ihre drei Mitweiber hätten ihr streng untersagt, zur Kirche zu gehen; sie habe aber geantwortet: Tödten könnt ihr mich, aber die Kirche lasse ich nicht! — Als sie dies in aller Eile erzählt hatte, machte sie sich schnell wieder davon, denn sie dürfe nicht vermißt werden.

Den 29. März. 2. Ostertag. — Als ich mit meiner Frau am späten Nachmittag allein saß und wir uns eine Osterpredigt lasen, kam Netla. In die Kirche hatte sie weder gestern noch heute kommen dürfen. Jetzt am Nachmittag war ihr Mann und ihre drei Mitweiber zum Häuptlingskraal gegangen, um das dort gefeierte Fest mitzumachen. Man feiert nämlich heut „Fest der Erstlinge," d. h. es darf von nun an aus den Gärten Speise geholt werden. Sie habe sich von den Andern am Wege weggestohlen und sei hierher gekommen, um noch einige Brocken aus Gottes Wort zu bekommen. Ich las mit ihr das Festevangelium, und sie selber las hiernach Luc. 24. Auch meine Frau sprach ihr freundlich zu. Sie erzählte, ihr Mann, obgleich er reichlich Vieh habe, gebe ihr doch keine Kuh zum melken, wie seinen andern Weibern, denn „sie sei verrückt." So müsse sie ihren Brei ohne Milch essen. Auch die andern Weiber und Angehörigen lachen und zanken sie aus. — Herr, siehe doch darein, daß des Brennens und Reißens ein Ende werde!

Den 10. April. Der Herr hat „darein gesehen!" bälder und gründlicher, als wir hoffen durften. Netla ist frei! Schon vergangenen Montag hörte ich, daß es so sei, heute kam sie selbst fröhlich lachend an, es mir zu erzählen und auch Juffrouw (die Frau) zu grüßen. Die Sache ist also verlaufen: Da sie auch am vergangenen Sonntage nicht zur Kirche durfte, so hatte sie sich ein Buch zu verschaffen gewußt (bei ihrem Hause durfte sie ja keins haben, das wäre sogleich zerrissen worden), war mit demselben außerhalb des Kraals in den Berg gegangen und hatte da gelesen und gebetet. Als gegen Abend ihr Mann nach Hause kommt, wird ihm berichtet, was sein Weib derweile getrieben: sie habe das Buch gelesen. Das war ihm denn doch zu arg. Er geht ihr nach ins Haus, zerkratzt sie vor Wuth mit den höchst eigenen Klauen — Fingernägel wollte ich sagen — an Hals, Brust und Rücken, wovon die Spuren noch heut reichlich sichtbar waren, und stößt sie

dann kopfunter kopfüber zu dem engen Thürloch hinaus. Draußen wollte er fortfahren vermittelst „schlagender Gründe" an ihr ein Exempel zu statuiren; da kamen seine andern Weiber dazwischen und sagten: „Mamaschila, höre doch, laß das Schlagen! Das hilft doch nichts bei der, die ist in Grund hinein verdorben! Jag sie weg, und hol dein Vieh wieder, dann hast du Ruhe und der Sache ist mit einem Male ein Ende gemacht." — Das leuchtete ihm denn auch alsbald als das Beste ein und er schnaubte Netla an: „Lauf und scheer dich! Denn ob du gleich nicht zur Kirche warst, so weiß ich doch ganz gut, was du da am Berge gemacht hast. Du läßt einmal das Beten nicht."

Damit ist denn Netla stehenden Fußes davongegangen, aber nicht mit sehr wehem Herzen, daß sie ihren werthen Eheherrn verlassen mußte. Am Montag Morgen ist dann Mamaschila zu Motschoëre gegangen, und hat ihm gesagt: „Du hast mich betrogen mit deiner Tochter, sie läßt das Beten nicht. Ich habe sie weggejagt und bin gekommen, mein Vieh wieder zu holen." Das erhielt er: zwei Kühe mit Kälbern, eine Kuh ohne Kalb, ein Oechslein und — — drei Kuhfelle! Letztere, die einzigen Reliquien vormals lebendig erhaltener Thiere, die aber vor Jahr und Tag schon krepirt sind und deren Felle für den nun eingetretenen Fall wohlweislich von Motschoëre geborgen waren. Denn man kann niemals wissen, wie es kommen kann! Und wären sie nicht mehr vorhanden gewesen, so hätten an deren Stelle lebende Kühe erstattet werden müssen. Die drei Ziegen fehlten, die sind aufgegessen und verbleiben als Schuld für spätere Rückzahlung.

Dadurch, daß Mamaschila sich das Vieh wiedergeholt, war alle Verbindung zwischen ihm und Netla rechtlich und endgültig aufgehoben. Letztere war die ersten Tage nach der Katastrophe nicht nach Hause gekommen, sondern hatte sich bei ihrem Oheim, der auf des alten Simeon Kraal wohnt, mehrere Tage aufgehalten.

Als sie mir das Alles mit lachendem Munde erzählt hatte, da, wie man wohl begreifen wird, pries mein Herz den Herrn, der unser Rufen gehört, und einem schwachen Weibe Kraft gegeben, solchen „Starken" zu überwinden. Ja wahrlich, Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig." „Sie weinte und bat Ihn" und wandelte daneben ihren Weg in der Furcht des Herrn, das waren ihre Waffen. — Jetzt hatten wir nur noch das Eine zu thun, dem Gotte von Herzen Dank zu sagen, der also geholfen, was denn auch geschah, später auch öffentlich in der Gemeinde."

Die jetzt folgende Zeit zwischen Ostern und Pfingsten wurde nun für Netla noch in ganz besonderem Maße eine „Freudenzeit." Des Sonntags zweimal zur Kirche, in der Woche gleichermaßen zweimal Bibelstunde, Dienstag und Freitag gleich nach Sonnenaufgang, des Abends, mit Ausnahme von Sonnabend und Sonntag im Abendsegen noch stets ein Viertelstündchen Katechismuswieder=

holung als Vorbereitung zur heil. Taufe, daneben der bisher entbehrte Umgang mit den Gläubigen — das war köstlich für sie! Und sie machte sich es auch recht zu Nutze. — Begegnete sie gelegentlich ihren früheren Mitweibern, so grüßte sie dieselben aufs Freundlichste, wohl nicht ohne einen Anflug von Schelmerei, wie das nun einmal Weiberart ist. Zuerst sahen die Weiber sie nur von der Seite an, und mit einer Miene, als ob sie sie beißen



Sarah Netla.

wollten; späterhin ließen sie sich schon zu einem kurzen Gegengruß herbei. Ihrem gestrengen Ehegemahl ist sie bisher noch nicht wieder begegnet.

So kam das liebe Pfingstfest heran. Als am Nachmittage des ersten Festtages die anderen Kirchgänger entlassen und nur noch die Gemeinde gegenwärtig war, da nahten zwei Männer und zwei Frauen, ein Jüngling und ein Knäblein von drei Jahren dem Taufsteine, um das Bad der Wiedergeburt zu empfangen. Eine

der beiden Frauen war Netla. Als Tauftext las der Missionar das Wort des Herrn: „Siehe zu, du bist gesund geworden, sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre!" — „Wie herrlich die Taufgnade, wie ernst die Taufvermahnung, wie schrecklich die Taufdrohung" — das war es, was er dem Texte nach den Täuflingen kurz vorhielt. Und nachdem sie feierlich abgesagt hatten dem Teufel und allen seinen Werken, und allen seinen Schlichen, wie es wörtlich in ihrer Sprache heißt, neigten sie ihre Häupter über den Taufstein und die drei Hände voll Wasser und das Wort Gottes, so mit und bei dem Wasser ist, führte sie ein in die Gemeinschaft der Gotteskindschaft, in das Schifflein Christi, die heilige Kirche. — Netla hatte sich den Namen Sarah erwählt."



Ga Matlale.

Und wo war Motschoëre, als seine Tochter getauft wurde? Er stand neben ihr, — ja nicht blos stand er neben ihr, sondern wurde auch zugleich mit ihr getauft, mit dem Namen Paulus.

Das war freilich eine wunderbare Taufe. Noch am Pfingstsonnabend war er anstatt zum Lehrer auf die Jagd gegangen, und an seinem Tauftage selbst stand er auf, ohne zu wissen, daß er getauft werden solle, und erst kurz vor der Handlung selbst verschaffte er sich das weiße Taufhemd, so daß man zu dieser über die Maßen wunderlichen Geschichte bedenklich den Kopf schütteln müßte, wenn nicht des Herrn Finger Schritt für Schritt alles gelenkt hätte. Doch wir hören:

„In der Zeit seines Schwankens erhielt Motschoëre einen Besuch von Joseph Moëti, einem lieben getauften Jüngling aus der Nachbargemeinde Makapanspoort. Derselbe ermahnte ihn ernstlich und dringend, doch einmal mit dem Heidenthum völlig zu

brechen. Die Antwort lautete: „Ich werde wohl noch von hier weg, nach einem anderen Schulplatz ziehen müssen; denn gehe ich zur Kirche, so bringt sicher der Missionar die Sache mit Netla zur Sprache!" — „Das Wegziehen wird dir nicht viel helfen, du weißt ja, die Lehrer sind alle übereins, sie haben alle dasselbe Wort!" — „Ja, das ist ja freilich wahr, aber Netla von der Beschneidung zurückzuhalten, das ist doch zu viel verlangt; in die Kirche zu gehen, hindere ich sie ja nicht!" — Dabei blieb er, und — holte für sich seine siebente Frau heim!

Hiermit schien er den Gipfelpunkt seines heidnischen Reservats erreicht zu haben, denn kaum waren die Flitterwochen vorüber, da stellte sich Motschoëre beim Missionar ein, um — ein neues Testament zu kaufen!! — Was bewog ihn dazu? Sein Herz wurde eben nach zwei Seiten hin- und hergerissen; er wäre wirklich gern ein Christ geworden, wenn er nur nebenbei dies und jenes vom Heidenthum hätte behalten können. So kämpften in diesem Starken immer fort der Geist Gottes und Belial miteinander einen harten Kampf. Im December 1868, zehn Tage vor Weihnachten kam er, diesmal begleitet von seinem alten, würdigen, treuerprobten Oheim Simeon Letoaba. Der nahm das Wort und sagte, auf Motschoëre zeigend: „Dies mein Kind ist gekommen, dich um die Taufe zu bitten." — Das kam dem Missionar ganz unerwartet und er wandte sich zu Motschoëre: „Du weißt doch, was der Herr sagte, da er seine Predigt anfing: „Bekehret euch, denn das Himmelreich ist nahe herbei gekommen." Das muß also das Erste sein, daß man sich vom gottlosen Wesen abwendet, ehe man getauft werden kann." Er: „Ja Lehrer, ich weiß das, ich bin auch ernstlich dabei, mich zu bekehren." Miss.: „Das ist mir erfreulich zu hören. Aber da Du mit solch großem Worte zu mir kommst, da muß auch ich offen mit dir reden: Was soll mit deinen sieben Frauen werden?" Er: „O die wissen schon lange, daß ich glaube, sie haben um deßwillen mich schon als einen Todten betrauert. Die entlasse ich alle und behalte nur die große." Miss.: „Und wie soll es mit all den andern heidnischen Sitten werden, wenn Regen gemacht wird, Waffen geweiht werden u. s. w.; wirst du es denn wieder so machen wie neulich, wo du, als es zum Waffenweihen ging, dein Gewehr unter der Decke verbargest, damit die Gläubigen nicht wissen sollten, du gingest, um der Heiden Fest mitzumachen?" — Da platzte er mit einem unwillkürlich pfiffigen Lachen heraus, wohl darüber, daß der Missionar die Geschichte wußte und sagte, „ich habe damals nur Mangoati besucht, der hatte mich rufen lassen, besprengt (mit dem Weihwasser) bin ich nicht worden." — Es folgte hierauf ein eingehendes ernstes Gespräch des Inhalts: Daß nur die ganze Uebergabe an den Herrn die Seligkeit zur Folge haben könne, Gott wolle kein getheiltes Herz.

Ja! bei unlauterer Herzensstellung bringe die Taufe noch größere Verantwortung und Strafe über einen Menschen. Zunächst möge er seine Weiber bis auf eine entlassen, und fleißig den Herrn um seinen heiligen Geist und Kraft zur Welt- und Selbstverleugnung bitten; würde man an ihm Früchte der Bekehrung sehen, dann werde er mit Freuden das heilige Sakrament erhalten. Damit ging er.

Danach hörte der Missionar von verschiedenen Gläubigen, wie zweideutig das Benehmen Motschoëres immer noch sei, und selbst Netla, die so dringend die Taufe ihres Vaters wünschte, mußte sagen, wie unentschieden er noch sei, doch bat sie für ihn: „Taufe ihn doch, er hat wohl viel gesündigt, aber er will doch Gott dienen."

Bald darauf erscholl das Gerücht, Netla ist mit ihrer Mutter entflohen. Wir haben oben erzählt, wie sie wieder geholt, zu ihrem Manne gebracht, von diesem verstoßen worden sei. Vierzehn Tage später erschien Motschoëre wieder beim Missionar, mit dem dringenden Wunsch, getauft zu werden. Er sprach so dringlich und bat so inständig, daß Grützner ihn nicht direkt abweisen zu dürfen, sondern die andern ernsten Gemeindeglieder um ihren Rath fragen zu müssen glaubte. Deren Meinung lautete dahin, daß dies nur dann geschehen könne, wenn Motschoëre mit dem ganzen Heidenthum ganz und völlig zu brechen verspräche, und daß er zum Zeugniß seine sechs überzähligen Weiber wirklich entließe, — ein nicht geringes Opfer, denn in ihnen steckte sein ganzes Vermögen an Geldeswerth.

Motschoëre, der doch sonst Geld und Gut zu schätzen wußte und als Heide ein Geizhals war, brachte das Opfer. Aber bald kamen andere Anfechtungen. Die entlassenen Weiber beklagten sich bei ihren Vätern und diese verklagten Motschoëre und Grützner beim Häuptling. Dieser berief eine Rathsversammlung, welche beschloß: „Der Lehrer nimmt dem Könige die Leute weg, er sammelt einen Haufen Gläubige und will mit ihnen entfliehen!" Motschoëre kam, um dies zu berichten. „Ja, ja, Motschoëre, antwortete dieser, überlege dir's! Du siehst, es kommt, wie ich dir gesagt habe! Das Gläubigwerden ist ein gefährlich Ding!" — „Nein," erwiederte Motschoëre mit fester, obgleich noch beklommener Stimme, „ich gehe nicht wieder zurück, ich will endlich einmal durchdringen!"

Bald darauf hatte Grützner ein ernstes Gespräch mit dem Könige, der ihn dringend bat, Motschoëre nicht zu taufen, weil er diesen großen Knecht nicht entbehren könne. Daß er nach wie vor sein Knecht und doch getauft sein könne, das verstand er nicht. Schlimmer aber war, daß der König äußerte, Motschoëre habe ihm gesagt, der Missionar nöthige ihn zur Taufe. Sollte der alte verlogene Heide in ihm noch so stark sein, daß er die Sache aus

Furcht vor dem Könige gerade auf den Kopf stellte? Der Tauftag kam immer näher heran; schon war es Freitag vor Pfingsten. Grützner stellte Motschoëre zur Rede. Derselbe versicherte hoch und theuer, nicht also zum Könige gesprochen zu haben, Ma'ngoati müsse dies sich ausgedacht haben, um ihn zu verdächtigen. Er sprach dies mit solcher Bestimmtheit aus, daß Grützner ihm Glauben schenken mußte. Da es aber nicht thunlich war, das Geheimniß aufzuklären, entließ er ihn mit der Zusage, ihn an einem der nächsten auf Pfingsten folgenden Sonntage zu taufen, sobald er von dem Verdacht gereinigt sein würde. Tiefbetrübt ging Motschoëre von dannen.

Nicht lange nachher kam Netla mit großer Bewegung, ihr Vater sitze daheim im tiefsten Schmerz, er halte die Hände vor's Gesicht und seufze und stöhne; seine Frau, die sich so sehr auf Motschoëre's Taufe gefreut habe, sitze auch da und weine ihre hellen Thränen. Am Abend fehlte Motschoëre beim Abendsegen. Dem Missionar war beklommen um's Herz; so sehr hatte er sich auf das Tauffest zu Pfingsten gefreut und jetzt verwirrte das beständige Durcheinander jeden klaren Blick. Da am Abend kamen die beiden ernstesten Gemeindeglieder zu Bruder Grützner, sie hätten alles wohl erwogen und überlegt und seien zu dem Schluß gekommen, er möchte doch nur den Motschoëre mittaufen. Sie seien von seiner Aufrichtigkeit überzeugt. Als sie zu ihm kamen, fanden sie ihn ganz zerbrochen darüber, daß die Ungläubigen ihn längst aufgegeben und nun die Gläubigen ihn auch weggeworfen hätten.

Am folgenden Tage schickte Grützner den Ramoriti zu Motschoëre, um ihm sagen zu lassen, daß er mitgetauft werden solle. Derselbe fand ihn aber nicht zu Hause. Er hatte es dort nicht aushalten können, sondern hatte sein Gewehr genommen, um auf die Jagd zu gehen. Als er am Abend Ramoriti's Botschaft hörte, sagte er: „Nein, jetzt nicht, mein Herz ist zu betrübt, daß der Verdacht der Falschheit noch auf mir lastet. Erst muß die Sache recht gemacht werden, ehe ich zur Taufe kommen kann."

Somit ging er am Pfingstmorgen zum Könige, welcher es ableugnete, die Worte zu Grützner gesprochen zu haben; als Motschoëre dann dem König seinen festen Entschluß, sich taufen zu lassen, kund that, antwortete dieser: „Es geht mir wie einem Vater, welchen sein Sohn immerfort bestürmt, er solle ihm doch das Mädchen, das er liebt, zur Frau kaufen; zuletzt überwindet der Sohn durch sein Ungestüm den Vater. So hast du mich auch überwunden. So gehe nun und thue, was du willst!"

Fröhlichen Herzens über die erlangte Erlaubniß eilte Motschoëre von dannen und hatte gerade noch Zeit, sein weißes Taufhemd anzuziehen und zum Nachmittagsgottesdienst zu eilen, in welchem er

nebst seiner Tochter Netla und drei anderen Erwachsenen die heilige Taufe empfing. Seitdem heißt er Paulus.

Bald darauf lief das Gerücht durch den Kraal, Motschoëre zieht fort zu Mankopane (Mangoati's Feind). Aber als Paulus den Beweis gab, daß seine Taufe ihn nicht zu einem schlechteren, sondern zu einem besseren Knecht seines Königs gemacht habe, da legte sich das Gerede; der König fand sich in die Sache — und dem Starken war der Raub entrissen.

Am 20. Juni 1869 gab es nun ein fröhliches Hochzeitsfest. Joseph Ramoriti, ein ernster Christ, führte Netla als liebes Eheweib in den christlichen Ehestand. Tags darauf bekundete Motschoëre seinen Dank dadurch, daß er Grützner einen Korb voll Korn sandte für „Modimo" (Gott). Zu Ostern 1870 wurde Elisabeth, Sarah's Mutter, getauft und drei Jahre später, 13. April (Ostern) 1873, Motschoëre's Frau und Mutter."

Vollendete Heilige sind weder Joseph Ramoriti und Sarah, noch Paul Motschoëre. Sie haben beiderseits noch Stücke vom alten Adam behalten. Joseph hat später dadurch, daß er einmal in angetrunkenem Zustande Sarah geschlagen, Sarah durch ihre böse Zunge und Zorn, kirchliche Zucht verwirkt, aber doch nur, um kurze Zeit darauf in aufrichtiger Reue ihren tiefen Bußschmerz zu bekunden, und nun mit desto entschiednerem Wandel in der Heiligung den Herrn zu ehren. Paul Motschoëre hat manchmal noch mit den Resten seines alten heidnischen Wesens zu kämpfen gehabt, namentlich mit Geiz und Undank; aber auch in seinem Wandel ist ein Fortschreiten in der Heiligung nicht zu verkennen. Seinem Könige hat er als tapferer Soldat und kluger Rathgeber in aller Treue gedient. Wie er dabei seinen Heiland bekannte, davon nur ein Zug:

Mangoati war von einem befreundeten Häuptling bei Zoutpansberg um ein Commondo ersucht worden wider einen gemeinsamen Feind. Der König bewilligte der Gesandtschaft die versprochene Hülfe und übertrug dem Paul Motschoëre den Oberbefehl über die Expedition. Wie dieser seinen Auftrag ausgerichtet, darüber berichtet Grützner's Tagebuch Folgendes:

„14. April 1871. Die Gesandtschaft, welche sich die Hülfe von Mangoati ausgebeten, hat unsere Leute zunächst bis zu ihrem Kraal, der an dem Nordwestende der Zoutpansberge in der Nähe der Salzpfanne liegt, geleitet. Am 3. Marschtage sind sie dort angekommen. Man hat nun durch Zaubern, das sogenannte ditaola-werfen („Kartenlegen" in deutsche Anschauungsweise übersetzt), über den weiteren Zug sich vergewissern, sowie auch durch Schlachten einer Kuh den Willen ihrer badimo erkennen wollen. Paul Motschoëre, der General, habe aber gesagt: Wir sind geschickt, die Feinde mit den Waffen in der Hand zu schlagen, nicht mit Zaubereien. So sei es unterblieben. Auch die bezauberte Ruthe (Gerte), welche sonst der Feld-

hauptmann dem Commando vorzutragen habe, habe Motschoëre nicht getragen. So seien sie am Donnerstag Nachmittag von jenem Kraale weiter gezogen, immer nach Norden zu, in's Flachland hinein. Da sei man vor dem Fieber bange geworden; als man das ihrem Leitsmann gesagt, habe er entgegnet: Fürchtet euch nur nicht, sucht Honig! So habe man sich an's Honigsuchen gemacht. Hierauf habe jener ein Pulver hervorgezogen, und jedem Krieger von demselben auf etwas Honigwabe geschüttet, das hätten sie gegessen, und seien auch wirklich vom Fieber verschont geblieben. Am Sonntag Morgen sind dann Petrus und Daniel zu Motschoëre gegangen und haben ihn gefragt, ob man heute nicht ruhen wolle. Ja, hat der General geantwortet, Einer von Euch kann den Leuten Gottes Wort sagen. Das hat Daniel vor der größeren Hälfte der Mannschaften gethan. Zunächst habe er ihnen in Erinnerung gebracht, daß der, gegen welchen sie zögen, als großer Zauberer weit und breit berühmt und gefürchtet sei. Schon Moselekatzi, hierauf die Bauern und endlich die Bakchalaka seien gegen ihn gezogen und hätten ihn nicht von seinem Felsenberge herunterbringen können, nun werden wir sehen, ob wir ihn nicht überwinden werden. Wir haben keine Zaubermittel angewandt, denn wir sind „„badumedi““, d. i. Gläubige, und doch wird ihn Gott in unsere Hände geben." Hierauf folgte die Geschichte von David und Goliath.

Am Nachmittage ging der Zug weiter, bis tief in die Nacht hinein. Endlich kamen sie in der Nähe des in der Ebene freistehenden Felskegels (er soll mit dem Thaba mossegu, dem Berge, auf welchem Moschesch wohnte, einige Aehnlichkeit haben) an. Das Kommando lagerte sich, und Paulus mit noch sechs Andern, unter welchen Petrus und ein Katechumen, unternahmen eine Rekognoszirung. Sie klommen vorsichtig die engen Pfade hinan, kamen an eine 4 Fuß hohe Steinmauer, in welche sie ein Loch brachen, gingen hindurch und gewahrten nun in einer Entfernung von ca. 1000 Schritten vier kleine Kraale nicht weit von einander liegend, jeder etwa so groß, wie der von Motschoëre, also vielleicht je 60—100 Seelen zählend. Nun wurde das Kommando gerufen, das lautlos sich einer nach dem andern den Felsensteig hinaufwand. Man postirte sich still oben auf der Fläche des Berges, und so kam die Zeit des Hahnenschreies herbei. Ein Hund merkte Unrath und erhob sein Gebell; bald kam einer der Kraalbewohner mit seinem Gewehr heraus, lugte aus und gewahrte bald in nächster Nähe die Feinde. Rasch hob er sein Gewehr, den ihm nächsten derselben wegzublasen; aber — einer von Matlale's Leuten kam ihm zuvor, und getroffen brach er zusammen. Sofort sprangen zwei der hiesigen Leute hinzu und stießen ihm ihre Speere in's Herz. Nun wurde alles lebendig und — sah sich umzingelt. Männer, wie besonders Weiber drängten sich aus Furcht vor den unter sie ein-

schlagenden Kugeln bis dicht an die hohen Abhänge des Berges und gar manche derselben sollen in der Angst da hinab gesprungen, und somit zerschmettert worden sein. An Leichen habe man von dortigen Leuten ihrer zwölf daliegend gefunden, und zwar meist halberwachsene Burschen, ja Knaben, die gar nicht einmal gefochten hatten. 35 Stück Großvieh neben dem reichlicher vorhandenen Kleinvieh habe man erbeutet — wahrlich nicht genug, um auch nur die vier von hiesiger Seite Gefallenen aufzuwiegen. — Das ist ein Kriegszug in Afrika!

2. Mai. Es ist mir erfreulich, berichten zu können, daß Motschoëre die ihm aus der Beute zugefallenen zwei Weibsleute, von denen eine ein Kind hatte, freigelassen und nach ihrer Heimath zurückgesandt hat. Das Kind hätte er gern behalten (nach Art hiesiger weißer „Christen"), nur — sagte er mir vor einigen Tagen: er fürchte sich vor Gott. Ich meinerseits fand die Furcht nicht unbegründet und appellirte an sein Vatergefühl, wie ihm zu Muthe sein würde, so man im gesetzten Falle wohl sein Weib freigeben, aber das Kind zurückbehalten würde. Ob er oder sein Weib dann noch fröhliche Tage haben würden; das scheint ja angeschlagen zu haben."

Wir schließen dies Capitel mit dem Bericht davon, wie Salomo, Motschoëres Bruder, der inzwischen auch die heilige Taufe empfangen hatte, durch sein gläubiges Bekenntniß dem sicheren Tode entgangen ist. Bruder Grützner berichtet aus dem Januar 1873 in seinem Tagebuch Folgendes:

„Salomo, Bruder des Paulus Motschoëre, war von mir zu Sebase hingeschickt worden. Er erzählte, auf wie wunderbare Weise er dem ziemlich gewissen Tode entgangen war. Auf der Hinreise war er den Weg über Makchato gegangen; er kam bei einem Außenkraale dieses Stammes an, man fragt, woher er komme, wohin er wolle u. s. w. Endlich giebt man ihm etwas zu essen und weist ihm seine Schlafstelle an. Blos seine Assagai (Spieß) findet er nicht, die hat man auf die Seite gebracht. Am andern Morgen läßt man ihn nicht weiter, sondern sagt: er müsse mit zum Häuptlingskraal. Er fragt nach seiner Assagai — die erhält er nicht. So bringt man ihn weiter. Als man ihn nach längerem Warten in den Hof des Häuptlings einläßt, findet er eine Menge Männer versammelt. Man fragt ihn wieder nach woher und wohin. Sodann ob er wirklich von Matlale sei. Als er das bejaht, sagt man: Warum hat denn Matlale zweimal unsere Freunde bekriegt, die in der Limpopoebene wohnen? Was haben die ihm denn gethan, daß er sie überfallen und umgebracht hat? (vergl. die vorstehende Geschichte). Er sagt ihnen, darüber könne er ihnen nichts sagen, da er damals auswärts auf Arbeit gewesen sei. Sie aber werden schwierig, Drohungen fallen. Nun haben in dergleichen kritischen Lagen die Eingebornen Afrikas eine große, ich möchte sagen benei-

denswerthe Ruhe, und außerdem ist Salomo ein besonders ruhig, fast sanft angelegter Mensch. So sagt er ihnen: „Ach, meine Freunde, woher kommt es denn, daß ihr sogleich von Krieg und Todtschlagen zu reden anfangt? Doch allein davon, daß ihr Gottes Wort noch nicht kennt! Wüßtet ihr das, ihr ließet alles Kriegen und die von Matlale auch, dann würde doch einmal Friede im Lande werden" u. s. w. Als er in dieser Weise zu ihnen redet, werden sie nach und nach ganz still, zuletzt hält hie und da Einer die Hand vor den Mund (Zeichen der Verwunderung); endlich sprechen sie unter einander: „Der da ist nicht von Matlale's Volk, das ist ja ein „Buchmensch", der ist von „Michaels" Leuten (Michael Buis, an den Zoutpansbergen wohnhaft, deren Missionar Hr. Hofmeyer ist), da kann er gehen, denen thun wir nichts. Salomo blieb still dazu, man entläßt ihn nun in Frieden und auch seine Assagai erhält er zurück. So hat der Herr sein offenes Zeugniß von ihm gebraucht, ihm das Leben zu retten. Hätten sie erst gar gewußt, daß er der Bruder des damaligen Feldhauptmanns ist, dann war es erst recht mit ihm aus."

---

56. Thomas Komape.

Von Anfang an hatten die Brüder bei ihrer Missionsthätigkeit auch den Besuch der umliegenden Kraale bis auf zwei oder drei Meilen Entfernung in's Auge gefaßt. Sie konnten dies um so leichter, als bei Gründung der Station drei Missionare auf Matlale wohnten, neben Grützner noch Moschütz etwa drei Monate lang und Kühl fünf Vierteljahre lang. Im Jahre 1869 half Trümpelmann über ein halbes Jahr, späterhin Regler und während des Krieges von 1867 und 1868 fanden, wie schon oben bemerkt, eine Anzahl der umwohnenden Brüder in Matlale ihren Zufluchtsort, so daß es an seelsorgerischen Kräften dort nicht gemangelt hat. Dauernd wurde der Häuptling Mamodisha zuerst durch Moschütz, später abwechselnd durch Moschütz und Grützner besucht, Trümpelmann richtete einen Predigtplatz ein bei dem zwei Meilen entfernt wohnenden Häuptling Thibane; Grützner's Versuch, bei dem 2½ Stunden von Matlale wohnenden Häuptling Makatakale, wo etliche Heilssuchende waren, eine regelmäßige Außenpredigt einzurichten, scheiterte am Widerstande des Häuptlings. Auch auf den übrigen Außenkraalen fanden die zureisenden Brüder so wenig Empfänglichkeit, und nach und nach so viel Lauheit und offenen Widerspruch, daß sie diesen Theil ihrer Thätigkeit fast als den schwersten ansahen. Bruder Kühl schreibt einmal: „Diese Arbeit ist Holzhackerarbeit und ärger als das; denn der Holzhacker sieht

doch wenigstens nachher, was er zerhauen hat!“ — „Und doch,“ so fährt Kühl fort, „muß auch solche rohe Arbeit an den Seelen nicht versäumt werden, weil der Herr gesagt hat: Gehet hin und lehret!“

Und daß schließlich auch diese schwere Arbeit nicht ohne Lohn ist, das erwies sich an einem jungen mit Motschoëre und Netla zugleich getauften Kraalshäuptling, namens Komape, welcher im Jahre 1867 um die Zeit, da Paledi wüthete, erweckt wurde. Das Wort Gottes, eben so wie auch die Anfechtung, die auf dasselbe merken lehrt, bringt allzeit, der Wolken- und Feuersäule ähnlich, nach der einen Seite tiefere Nacht, und nach der anderen helleres Licht. In jener Zeit leerten sich die Gottesdienste, die Zahl der besonders Unterwiesenen fiel von 20 auf 12, die Heiden sprachen



Morulabaum bei Mamodisha.

offen: „Jetzt fängt Mangoati den Krieg an, morgen werden die Gläubigen alle todtgeschlagen werden, man wird ihnen ihre Felder nehmen“ u. dergl. Die Katechumenen kamen zu Grützner mit den Worten: „Die Unseren beweinen uns heute im Felde bei ihrer Arbeit als Todte, denn sie denken, wenn sie am Abend nach Hause kommen, finden sie uns todt; sie sprachen zu uns: Was bearbeitet ihr euer Land? Das Korn werdet ihr nicht essen, denn wenn es roth (reif) werden wird, werdet ihr von hier flüchten müssen!“

Besonders drangen sie auf den jungen Komape ein, eben weil er ein Kraalhäuptling war. „Du wirfst deinen Kraal weg mit deinem Glauben. Du allein auf dem ganzen Kraale glaubst! Was wird aus dir werden? Wer wird uns Regen machen, wenn dein Vater stirbt? Wer wird für uns die Ditaola (Zauberwürfel) werfen? Was wird aus deinen und deines Vaters Weibern

werden?" Mit solchen und ähnlichen Reden plagten sie die suchende Seele, welche aber unter all diesen Anfechtungen nur um so kräftiger erstarkte, und nur desto eifriger wurde, auch die Schmäher einzutreiben in das Reich Gottes.

Einmal war er mit einer größeren Jagdgesellschaft zur Straußenjagd. Während die anderen am Sonntag jagten, feierte er ihn in der Stille als des Herrn Tag. Gegen Abend kamen seine Gefährten mit ihrer Sonntagsbeute beladen, spottend zu ihm: Siehe das haben wir erbeutet, was hast du? Er antwortete ruhig: Ja, aber damit will euch Gott versuchen, ob ihr das Wild lieber habt, als Gott!", worauf sie nichts zu erwidern wußten. Als dann später ihm ein Kind geboren wurde, kamen die heidnischen Zauberer mit ihren Mitteln, daß es gedoctort werde. Er aber ließ es durchaus nicht zu, weil Gott der Herr alles Zaubern verboten habe. Grützner schreibt um diese Zeit in seinem Tagebuch:

„Komape ist ein allzulieber Mensch. Er hatte von den Andern gehört, daß ich gestern bei seinem Kraale gewesen, als er schon nach dem Felde gegangen war. Er theilte mir mit, daß er viele Anfechtungen habe. Es sei ihm sein jüngstes Kind gestorben, da habe er sollen das gewöhnliche Zaubermittel einnehmen, er habe es aber nicht gethan!*) Darüber wären die Leute sehr böse geworden, er vertreibe durch seine schlechten Manieren allen Regen; was sie essen sollten! Er sei aber fest geblieben. Auch neulich hat der Blitz in sein Feld geschlagen, da hat man ihn aufgefordert, ebenfalls doctern (cho chatolola ist terminus technicus) zu lassen. Da er das auch abgeschlagen, so haben sie es selber gethan, damit sie doch wieder Regen erhalten möchten. Das Doctern geschieht also: Hat der Blitz eingeschlagen, so sucht der Doctor (ngaka) Wurzeln, die dazu gut sind, stampft sie und schüttet sie in ein Horn, wozu Wasser gethan wird. Am andern Tage geht man dahin, wo der Blitz eingeschagen. Die Stelle wird mit Gras, Holz und anderen brennbaren Stoffen bedeckt und letztere angezündet. Ist das Feuer aus, so schüttet man die „Medizin", welche im Horn ist, darauf, der Doctor schlägt mit einer Ruthe auf die Stelle und sagt: Poh! Dann gehen sie davon. Natürlich wird der Zauberer bezahlt, mit Bier oder Perlen. Es ist wahr, Komape hat mehr auszustehen, als andere. Er ist Kraalhäuptling und war dazu früher ein berühmter Doctor. Er erzählte heute, als er Gottes Wort gehört, da habe er solchen Schrecken bekommen über das, was er bisher gethan, er könne es gar nicht sagen, und so habe er alles weggeworfen. Seine drei ererbten Frauen hat er längst entlassen und nur seine eigentliche behalten, die ihm jedoch, noch aufgestachelt durch ihre Eltern, das Leben auch

*) Volksglaube ist, wer nicht das Zaubermittel einnimmt, der wird krank, wird blind oder stirbt wohl gar.

nicht sonderlich versüßt. Das Glauben ist eben eine Todsünde. Gern würde ich den treuen Menschen taufen, wenn er nur regelmäßiger zum Unterrichte kommen wollte! Er wohnt circa ½ Meile ab.

Wie ihn selbst der Gedanke, durch die Taufe ein Glied am Leibe Christi zu werden, beschäftigte, das bekundete eine Vision, die ihm im April 1869 zu Theil wurde, und von welcher Grützner berichtet:

Nach der Nachmittagspredigt kam Komape. Er müsse mir eine Sache erzählen, die ihn sehr erschreckt. Er habe neulich Nachmittag seine Frau gescholten, weil die von seinen Sachen an ihre Verwandte ausgetheilt habe. Als er darauf am Abend sich zum Schlafen niedergelegt, habe er geträumt, daß er stürbe und außer dem Leibe sei, und da habe er — nicht mit dem Auge des Leibes, das sei todt gewesen, sondern mit dem Herzen — gesehen, wie ihm gegenüber drei Männer in der Luft geschwebt. Wohl hätten sie Augen, Ohren u. s. w. gehabt, aber auch sie seien ohne fleischlichen Leib gewesen. Zwischen ihnen durch habe ein Licht geschienen, das sodann vollends in den Himmel sich erhoben. Erschreckt sei er aufgewacht, und als er nachher wieder eingeschlafen, habe er ganz dasselbe zum zweiten Male geträumt. Was das wohl zu bedeuten habe? Die Leute des Kraales, denen er es erzählt, seien ebenfalls erschrocken und hätten ihm gesagt, er werde am Ende wohl bald sterben.

Das Traumgesicht hatte ihm aber angezeigt, daß er bald ein Kind Gottes sein werde. Er wurde im Pfingstfest mit Motschoëre und Netla zusammen getauft und empfing den Namen Thomas.

Als Getaufter bekannte er den Herrn mit solcher Entschiedenheit, daß auch sein alter Onkel, welcher ebenfalls Komape hieß, zu glauben begann, seine Zaubersachen wegwarf nnd betete. Er starb, Gott gebe selig, bevor er die heilige Taufe bekommen konnte, am 29. März 1871. Der junge Thomas mußte freilich auch noch Zeiten der Sichtung in seinem Leben bestehen; einmal mußte er, weil er mit einer seiner früheren Frauen verbotenen Umgang gepflogen, vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen werden; aber er fand in ernster Buße den Heimweg und lebt seitdem als ein treues Gemeindeglied auf Ga Matlale.

---

57. Wachsthum und Erstarkung der Gemeinde.

Es war eine besondere Gnade, daß Gott der Herr das Herz des Häuptlings Mangoati also lenkte, daß bei ihm die freundliche Haltung zur Mission gewissermaßen zu einer traditionellen Politik wurde. Bisweilen wollte sich wohl das alte Heidenthum in ihm wider das neue Licht des Evangelii aufbäumen, und dann konnte er bittere, ja drohende Worte ausstoßen, auch wohl Dinge thun,

die dem Missionar nicht angenehm waren. Aber im Ganzen und Großen kehrte er doch allzeit bald zu der Politik zurück, daß er dem Evangelio nicht direkte Hindernisse in den Weg legte. Bruder Grützner in seiner nüchternen und klaren Weise wußte weislich die Grenze zu halten, daß er ohne dem Evangelio etwas zu vergeben, doch auch nicht mit unzeitigem Eifer den Widerspruch des Heiden herausforderte, und imponirte ihm mit seiner ruhigen Besonnenheit, so daß er ihn gewähren ließ.

Der arme Häuptling, ihm war das Heil in Christo nahe genug gebracht, aber für seine Person begehrte er nichts davon. Und doch lebte er trotz seiner großen Häuptlingsmacht in steter Todesfurcht. Eines Tages ließ er Motschoëre rufen und sprach sehr ernst zu ihm: „Motschoëre, man will mich tödten. Hier bei meinem Kraal sind Leute, die das ernstlich beabsichtigen. Und wenn das geschieht, so ist es mit euch Gläubigen auch vorbei. Denn ich allein bin es, der auf eurer Seite steht. Schon oft hat man mir gesagt, ich solle euch schlagen, damit ihr das Glauben lasset, ich solle die Lehrer wegjagen, denn deren Worte verderben das Land; aber ich habe stets gesagt: Nein! Denn ich habe selbst den Lehrer gerufen — macht man mich aber todt, dann geht es mit euch auch zu Ende." — Motschoëre schien wirklich ernstlich besorgt zu sein, er schlief in der folgenden Nacht zwischen den Felsen in der Nähe des Häuptlingskraals, um für alle Fälle zur Hand zu sein.

Aber selbst dem Wohlwollen des Häuptlings gelang es nicht immer, die Feindseligkeiten der Widersacher inmitten seines Volks zurückzuhalten. Br. Grützner berichtet unter dem 12. Juli 1871:

Ein ca. 14—16 Jahre altes Mädchen, das schon ab und zu zur Kirche gekommen war, stellte sich gestern bei uns ein: sie wollte bei uns bleiben und „lernen," daheim werde sie daran gehindert, auch mit Gewalt vom Kirchenbesuche abgehalten. Wir behielten sie zunächst hier. Heut am Nachmittage kam ein älterer Bruder von ihr, sie wieder weg zu holen: Sie sei weggelaufen von Hause. Das Mädchen erklärte, sie werde nicht mitgehen, denn sie wolle einmal lernen und das dürfe sie zu Hause nicht. Der Bursche seinerseits war heftig und roh und schalt mit ihr herum. Ich setzte mich nun zu ihnen und sprach mit ersterem freundlich und ernstlich: Es sei recht thöricht von ihnen zu meinen, daß man mit Gewalt Jemanden von Gottes Wort zurückhalten könne. Das Wort sei so stark, daß der, welcher es wahrlich liebt, durch keine Schläge, noch sonst was sich davon abtreiben lasse. Sie möchten doch ihre Schwester lernen lassen, das sei ja doch nichts böses, wie etwa stehlen oder fluchen. Ließe man sie lernen, so würde sie von selber daheim bleiben u. s. w. Das arme Mädchen weinte die hellen Thränen und versicherte: Lehrer, du glaubst gar nicht, welche Feinde des

„Lernens" sie sind, ich gehe nicht mit ihm. So wollte er sie mit Gewalt nehmen. Ich redete ihr zu mitzugehen und mit ihrer Mutter morgen zu mir zu kommen; ich würde dann versuchen, sie für 1—2 Jahre zu miethen und die Mutter dafür bezahlen, dann könne sie in aller Ruhe lernen. Der rohe, feindselige Bruder entgegnete sofort: Ihre Mutter! — die wird nimmer mit zu dir kommen! Als hierauf ihr Bruder sie anfaßte, um sie wegzuführen, entschlüpfte sie ihm und rannte davon. Er hinter drein. Natürlich holte er sie ein, und nun versetzte er ihr mit seinem dicken Stocke zwei tüchtige Hiebe über den unbekleideten Rücken. — Wie weh thut es doch, wenn man sehen muß, wie große Macht der böse Feind unter den Heiden hat! Es hat sich sichtlich in letzter Zeit der Widerstand gegen das Evangelium gemehrt. Möchte doch der Herr einmal Raum machen! So manch Einer würde zunächst zum Hören des Wortes kommen, wo nicht die Furcht vor dem so feindlichen Volksgeiste ihn zurückhielte.

24. Juli. Das unter dem 12. d. M. angeführte Mädchen Moxoma (Mochoma) mit Namen, die obgleich sie neulich geschlagen und hier weggeholt worden war, doch stets zu Sonntag- wie Wochengottesdiensten kam, somit auch gestern zur Kirche hier war, stellte sich gestern spät am Abend, mehrere Stunden nach Sonnenuntergang wieder ein. Man habe sie daheim weggejagt. Heut befragte ich sie um das Nähere. Sie erzählt: Als sie gestern nach Hause gekommen sei, habe ihre Mutter sie gerufen und ihr Arbeit gegeben. Indem sie selbige ausführt, erschienen mehrere Männer des Kraals im Hofe ihrer Mutter, setzten sich feierlich hin und hoben an: Höre, deine Tochter kann nicht hierbleiben, die läuft zur Kirche und erzählt dem Lehrer unsere Geheimnisse, z. B. des Mannbarmachens und andere. Deshalb bringe sie weg von hier! — So habe denn ihre Mutter sie angefaßt, ihr die Decke, mit welcher sie bekleidet war, vom Leibe gerissen, die Perlen, mit denen sie geschmückt war, ihr abgebunden, den noch guten Schurz, den sie vorhatte, abgenommen und einen ganz alten ihr zugeworfen und ihr gesagt: So nun laufe zum Lehrer, ich will dich nicht mehr haben! Wenn du des Lernens wirst müde geworden sein, kannst du wiederkommen, sonst nicht. Dann hat die ganze Versammlung sie von oben bis unten angespieen, und als sie sich zum Weggehen anschickte, mit Kafferkornbrei hinter ihr her geworfen. Als sie den Kraal verließ, haben die Mädchen hinter ihr „Tusch geblasen" — wie anderwärts beschrieben — wie sie thun, so ein Mädchen den Kraal verläßt, das von ihrem Manne heimgeholt wird. Es sollte alles heißen: Du verläßt uns heut für immer, unser Kraal ist nun deine Heimath nicht mehr. — Mochoma wird nun vorläufig bei uns bleiben, und so man sie wieder holen will — denn die Heiden sind in ihren Entschließungen wetterwendisch wie der Wind — so will ich sie

nach einer andern Station bringen. Gebe der Herr, daß die Anfechtung ihr zum Segen gereiche!"

Wie bei Gelegenheit der Taufe eines Kindes von Bruder Grützner, Jünglinge, die zur Beschneidungsfeierlichkeit zogen, selbst fast in das Gotteshaus hinein, einen der Knechte des zum Besuch anwesenden Prediger Nethling verfolgt und dabei drohend die Assagai selbst gegen die Missionare erhoben haben, das haben wir oben bei einer anderen Gelegenheit mitgetheilt (p. 40). Einmal aber wäre Bruder Grützner selbst fast das Opfer der Brutalität eines heidnischen Jünglings geworden. Er schreibt in seinem Tagebuch unter dem 13. Januar 1870:

„Mitten wir im Leben sind, von dem Tod umfangen! Dies Wort hat sich auch an mir bewahrheitet. Vorigen Sonntag (9.) nach Tische, als ich eben das erste Mal zum Nachmittagsgottesdienste wollte läuten lassen, hatten sich eine Parthie junger Burschen unter den vor dem Hause stehenden, von mir großgezogenen Dornbaum gelegt und machten ihren Gedanken in sehr lauter Weise Luft. Da meine liebe Frau sich seit einiger Zeit etwas angegriffen fühlt und darum einer kurzen Mittagsruhe pflegen wollte, bedeutete ich die Burschen in aller Freundlichkeit, hier weg und unter den 200 Schritt entfernten andern Baum hin zu gehen. Sie wollten nicht. Da faßte ich einen unter den Arm, um ihn also aufzurichten, und als auch das nichts half, sprach ich ernst und stellte Zwangsmaßregeln in Aussicht. — Das ist alles, wessen ich mich zu erinnern weiß. Als ich wieder zu mir kam, war es Abend und ich lag auf dem Bette. Nach und nach theilte man mir mit, daß, als ich vorgemeldetermaßen mit jenen Leuten gesprochen, einer der Bengel mit einem Stein nach mir geworfen und auch so glücklich getroffen, daß ich sogleich hinterrücks niedergefallen sei und ohne Besinnung dargelegen habe. Isaak war sogleich jammernd in die Stube gestürzt mit den Worten: Mynheer ist todt! Den Schreck meiner Frau kann man sich denken. Sie sagte auch: nur die Ueberlegung, daß Niemand anders die nöthigen Hilfsleistungen hätte leisten können, hätte sie auf den Beinen erhalten. 5—6 Stunden habe ich so ohne Bewußtsein dagelegen, die erste halbe Stunde selbst ohne bemerklichen Athem; nur wild um mich geschlagen, so man mir Medizin &c. geben wollte, so daß mitunter vier Leute mich halten mußten. Die Gemeindeglieder hatten sich gleich zu treuer Hilfe eingestellt, auch in der Kirche zur Fürbitte sich versammelt, einer war zu Mangoati geeilt, um dem die Mordthat zu melden; der schickt sogleich ein Stück medizinischer Wurzel, „die möge man mir in die Nase stecken," (!) bald darauf kam Mapiet, sein Bruder, um sich nach meinem Ergehen zu erkundigen. Isaak und einer der Dienstboten hatten nach Makapansport gewollt, um Bruder Trümpelmann zu holen; dem hatte meine Frau gewehrt, so hatten sie sich

mit beiden Pferden (außer dem meinigen war das des Br. Beyer hier), aufgemacht, um die Brüder in Malokong zu holen, die obgleich schon die Nacht hereingebrochen, durchs Löwenfeld im wenig vorhandenen Mondschein ritten und Abends ½11 Uhr noch ankamen."

Der Herr hatte seine Hand gnädig über seinen Knecht gehalten. Derselbe genas bald vollständig, und Mangoati bestrafte den jähzornigen Burschen.

Alle solche Feindseligkeiten konnten das Wachsthum des Werkes Gottes auf Ga Matlale nicht aufhalten. Durch sie wurde nur das taube Korn ausgeschieden und die minder Ernsten derer, die sich zum Unterricht meldeten, zurückgescheucht. Die Zahl der wirklich Gläubigen aber mehrte sich langsam von Jahr zu Jahr. Am 1. Juli 1869 betrug sie bereits 14 Erwachsene und drei Kinder, im Jahr 1872 konnte Grützner 18 Seelen taufen, so viel in einem Jahre wie vorher in allen Jahren zusammen genommen seit Anlegung der Station, so daß die Gesammtzahl der Christen auf 40 Seelen (22 Erwachsene und 18 Kinder) heranwuchs. Sie hätte noch bedeutender sein können, wenn die in den Colonien durch die Engländer Getauften nicht zum größten Theil in das Heidenthum zurückgefallen wären, wie leider die weitaus große Mehrzahl dieser nach ganz andern Grundsätzen in die Christengemeinde Aufgenommenen, die in ihre nationale Umgebung zurückkehren. Es liegt mir wahrlich fern, die Arbeit anderer Missionsgesellschaften verkleinern zu wollen. Aber wenn man wie wir 20 bis 30 Mal immer wieder und wieder in den verschiedenen Theilen des Inneren von Südafrika dieselbe Erfahrung machen muß, daß Getaufte, die von der Küste herankommen, nicht den geringsten intellektuellen und sittlichen Halt mitbringen, daß sie nicht die zehn Gebote und die drei Glaubensartikel wissen, daß sie von vorn herein sich von unseren Gottesdiensten eben so spröde zurückziehen, als sie binnen kurzem in alle die alten heidnischen Laster, Saufen, Unzucht, Tanzen, Vielweiberei zurückfallen und dadurch den Namen der Christen unter ihren heidnischen Landsleuten verunehren und dem Evangelio die Bahnen unter ihrem Volk eher verschließen als ebnen, dann muß man doch sehr beklagen, daß nicht ein soliderer Grund gelegt war. Zumeist wird in den Stationen der Engländer, namentlich den Wesleyaner nur das Vorhandensein einer gewissen Summe von Bußgefühlen und das Bekenntniß von sogenannten Herzenserfahrungen verlangt, welche, wenn nicht die feste Basis nüchterner evangelischen Erkenntniß und die ernste Uebung in praktischer Heiligung hinzukommt, nur in seltenen Fällen Stich hält. Und wenn daher auch in einzelnen Fällen, wie bei Mafadi und Mantladi und andere die im innersten Herzen empfangenen Eindrücke einen guten Anknüpfungspunkt für unsere Brüder darboten, auf welchem eine eingehende Erkenntniß und wirkliche Uebung in der Heiligung

erbaut werden konnte, also daß der an der Küste empfangene Saamen zu schöner Frucht aufging, so ist doch die Regel vielmehr die, daß die auf bloße Gefühlsaufregungen hin getauften Heiden hernach hoffärtig werden, faul, anmaßend, schlechte Dienstboten, und bei der Rückkehr in ihre heidnischen Umgebungen sehr bald ärgere Lasterknechte werden als zuvor. Diese Erfahrung mußten wir z. B. in Blauberg, Makchabeng, Malokung, Ga Sebase wiederholt machen, und auch Grützner mußte darüber in Ga Matlale klagen. Deshalb schreibt derselbe in seinem Tagebuch 1870 z. B.:

James, der vorher erwähnte (wesleyanische) Briefschreiber aus Zoutpansberg, hat sich persönlich eingestellt und aus seinen Angaben ist — leider! — zu entnehmen, daß die dortigen „Gläubigen" sich meist der Welt wieder gleichgestellt haben. Das ist betrübend, war aber vorauszusehen, denn gegründet in Gottes Wort waren sie nicht, ihr Christenthum bestand mehr in unklaren Gefühlen, langen Gebeten und Reden, die sie sich gegenseitig halten, in Aussprechen der „Herzenserfahrungen" in den Klaßversammlungen und dgl. Das erweist sich alles als Sandbau, so nicht das Fundament der Kenntniß und Erkenntniß des Wortes Gottes dem anderen genannten Festigkeit und Solidität gewährt. Und ähnliche Urtheile begegnen uns wiederholt in seinen und der übrigen Brüder Mittheilungen.

Aus diesem Grunde ließ es Br. Grützner seine besondere Sorge sein, so eingehend als möglich die Erwachsenen zu unterweisen, und daneben so bald als möglich eine geordnete Schule für die Kinder zu eröffnen. Durch die zahlreichen Taufen des Jahrs 1872 wurde ihm letzteres ermöglicht, und während früher alle seine Bemühungen, auch nur eine kleine Zahl von Kindern zu einer einigermaßen regelmäßigen Schule um sich zu sammeln, keinen andern Erfolg gebracht hatten, als daß er allzeit binnen Kurzem auf seine eigenen Kinder und das aus Gerlachshoop mitgebrachte Pflegekind, die schwarze Martha sich angewiesen sah, so war nunmehr, wo 14—18 Kinder der Gemeinde sich ziemlich regelmäßig zum Unterricht einfanden, wie eine neue Aera im Stationsleben angebrochen; daß ab und zu die Schulkinder auch ihre kleineren Geschwister auf dem Rücken mitbrachten und daß es dann in der Schule Gesang gab, da wo im Lektionsplan keiner verzeichnet stand, wurde gern mit in den Kauf genommen. Auch im Aeußeren blühte die Station auf, die Obstbäume des Gartens bildeten einen lieblichen Contrast zu den dürren kahlen Felsen ringsum, die durch Grützner eingeführte süße Kartoffel bot auch den Eingeborenen manche Vortheile, und ein schönes meist selbsterbautes neues Haus bot der Missionsfamilie ein einigermaßen bequemes Obdach, während in der schönen mit gothischen Fenstern erbauten Kirche sich eine immer zahlreicher werdende Zuhörerschaft um die Predigt des Worts sammelte.

Im Inneren der Gemeinde zeigte sich die umbildende Kraft des Evangelii besonders auch darin, daß die Getauften durch freiwillige Gaben ihre Dankbarkeit zu bezeugen suchten. Dankbarkeit



Das neue Wohnhaus auf Ha Matlase.

ist ein Begriff, den der heidnische Mossuto durchaus nicht kennt. Er kann mit großer Resignation sich schlagen, schinden, tödten, seiner gänzlichen Habe berauben lassen, schon als Heide, — das liegt in seinem Nationalcharakter, wiegt deshalb auch nicht so schwer,

wie wir es schätzen möchten, wenn er das alles um des Evangelii willen thut, — er kann auch seinem Häuptlng Bier und andere Geschenke bringen als Huldigung für seine Majestät und um sich die Gunst des Mächtigen für vorkommende Fälle zu sichern, — aber daß er sollte aus freien Stücken von seinem Eigenen etwas hergeben zum Besten des Reiches Gottes, oder aus Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, das liegt seiner nationalen Gewohnheit so durchaus fern, daß, wo dergleichen dennoch geschieht, dies schon als ein ziemlich sicheres Zeugniß angesehen werden kann davon, daß das Wort in die Tiefe gedrungen ist. Deshalb verzeichnete Bruder Grützner und die übrigen Missionare es allzeit mit ganz besonderem Nachdruck, wenn einmal ein Gläubiger bei dieser oder jener Gelegenheit einen Korb mit Korn oder eine andere Gabe (vielleicht auch Muscheln, Crystalle &c. die dem großen Lehrer nach Deutschland geschickt werden sollten) aus Dankbarkeit, — gemeinhin mit dem Worte „für Modimo„ darbrachten. In Ga Matlale aber wiederholten sich diese freiwilligen Gaben mit der Zeit so sehr, daß sie bei Gelegenheit des Erntesegens dargebracht, seit 1871 schon als eine ständig eingeführte Ernteabgabe angesehen werden konnten. Andere bezeugten ihre Dankbarkeit durch unentgeltlich geleistete Dienste zu Stationsarbeiten bei Bauten und andern öffentlichen Arbeiten. Doch mußte der Missionar bei der Annahme solcher freiwilligen Leistungen sehr vorsichtig verfahren, damit sie nicht von den Heiden so gedeutet würden, als sei der Missionar der eigentliche Häuptling der Gläubigen geworden, und sei deren Verhältniß zu ihrem angestammten Häuptling dadurch geändert.

Mit diesen äußeren Leistungen Hand in Hand ging die Erstarkung des inneren christlichen Bewußtseins der Neugetauften, und die Consolidirung desselben zu wirklicher Mitarbeit im Reiche Gottes. Die Neugetauften hatten einen starken Hunger nach Gottes Wort, die Bibelstunde wurde sehr fleißig und andächtig besucht, das neue Testament mit Heißhunger begehrt und so eifrig gelesen, daß zum Beispiel einst Netla, als sie die Leidensgeschichte las, vor Schmerz und Thränen das Buch weglegen mußte, weil sie nicht weiter lesen konnte. Die Gemeindeglieder erbauten sich unter einander durch Gebetsversammlungen, und ermahnten und stärkten sich unter einander zu einem treuen Wandel in der Heiligung, wobei Tserere sich als besonders treu und eifrig erwies. So viel sie konnten, brachten sie von ihren Kraalen auch die Heiden mit zu den Gottesdiensten, so daß z. B. von Motschoëres Kraal eine Zeit lang sämmtliche Weiber sich zu den Abendgottesdiensten einfanden. Kam einer der Getauften in den Verdacht, in eine Sünde gefallen zu sein, so waren die Uebrigen sofort bei der Hand, ihren Eifer um die Reinheit der Gemeinde zu bekunden. Es ging, als z. B.

Polofolo einst durch unbedachte Worte selbst Anlaß zu dem Verdacht gegeben hatte, als habe er gegen das sechste Gebot gefehlt, ein Schrei des Entsetzens durch die ganze Gemeinde. „Jetzt," so hieß es, „werden die Heiden sagen, mit dem Glauben ist es nichts," und sie ruhten nicht, bis die Sache gründlich untersucht war, die sich diesmal freilich als bloßer ungegründeter Verdacht erwies. Christliche Jünglinge gingen, als die Beschneidungsfeierlichkeiten begannen, lieber während dieser Zeit außer Landes, um nur nicht zum Mitmachen derselben gezwungen werden zu können, christliche Mädchen erklärten es für unthunlich, einen heidnischen Mann zu heirathen; die christlichen Schulkinder bezeugten den heidnischen: „Ihr dienet dem Teufel," während diese entgegneten: „Und ihr werdet sterben müssen, weil ihr keine Zaubermittel traget."

Und während also der Sauerteig gährte in den Neugetauften, crystallisirte sich das Salz zu Ansätzen christlicher Gemeindebildung. Die Geförderten unter den Gemeindegliedern, Jacob Tserere, Timeke, Johannes Mashitoa, Johannes Pula, konnten als Diaconen, Evangelisten und Schulgehülfen angestellt werden, und leisteten dem Missionar ganz wesentliche Helferdienste.*) Und wie über diese Hülfsleistungen die lieben Neugetauften allmählich zu dem Bewußtsein erwachten, auch ihrerseits mitwirken zu müssen, damit das Reich Gottes

---

*) Als Beispiel davon, wie diese eingeborenen Evangelisten das Wort Gottes in ihrem Herzen verarbeiten und paraphrasirend ihren Landsleuten verständlich zu machen suchen, geben wir ein Beispiel, welches Br. Grützner im „Kleinen Sammler" Jahrgang 1868, 4. Heft p. 13—15 mittheilt. Grützner hatte eben die Geschichte vom reichen Mann und dem armen Lazarus erzählt. Etliche Heiden hatten sie noch nicht verstanden; so forderte denn Grützner einen seiner farbigen Nationalhelfer, namens Petrus, auf, sie ihnen zu veranschaulichen. Dieser that es mit folgenden Worten:

„Hört, ihr Kinder unseres Volkes, was der Lehrer sagt! Er sagt: Es war einmal ein König, der beherrschte einen großen Kraal. Er hatte auch viele Schafe und Rinder. Und wenn er des Morgens aufstand, da war schon das Fleisch für ihn gar gekocht, denn da auf seinem Kraal wurde alle Tage geschlachtet und Bier gab es da in Menge. Da rief er seine Freunde und sagte: Kommt ihr Kinder der Unsern, eßt und trinkt so viel ihr wollt. Und sie thaten auch also.

Nun wohnte nahe bei ihm ein ganz armer Mann, der hieß Lazarus, der hatte den ganzen Leib voller Schwären. Ihr kennt sie ja, von der großen Sorte, die so stark eitern! Da er nun so hungerte, sprach er: Ich will zu dem großen König gehen, der hat Kost genug, der wird mir was zu essen geben. Und so ging er hin. Als er nun in den Kraal des Königs gekommen war, da sagte er: König, gieb mir doch die Brosamen, die von deinem Tische fallen! Der König aber sagte: Was kommst du hierher zu mir mit deinen Schwären, die stinken ja allzusehr. Nein, hier im Kraal kannst du nicht bleiben, pack dich, lieg da draußen vor der Thür! So mußte der arme Lazarus vor der Thüre liegen. Als das die Hunde sahen, daß niemand dem armen Mann half, da sprachen sie untereinander: Kommt, laßt uns dem armen Manne den Eiter aus den Schwären lecken! Und sie thaten also.

gebaut werde, davon berichtet Bruder Grützner unter dem 2. Jan. 1873 folgenden rührenden Zug von Johannes Mashitoa:

„Johannes Mashitoa, ein schon öfter im Tagebuch genanntes Gemeindeglied, hat jetzt ein Jahr bei mir in Dienst gestanden und da er ein treuer Christ ist, so habe ich ihn versuchsweise mit in der Schule helfen lassen, so daß er den Anfangsunterricht im Lesen, wie das Vorsagen und dadurch Auswendiglernen des Katechismus zu besorgen hatte. Nun ist in einigen Tagen sein Arbeitsjahr um und ich hatte das eine und andere Mal Gelegenheit genommen, ihn darauf anzureden, ob er auch ferner in der Schule helfen wolle, daneben würde ich event. ihm Gelegenheit und Unterricht geben, sich weiter auszubilden, so daß er, so Gott Gnade gebe, einmal als Schul- und Nationalgehilfe verwandt werden könne. Die Gratifikation, die ich ihm dafür in Aussicht stellte, konnte zunächst nur eine verhältnißmäßig geringe sein (Pfd. Sterl. 3 pro anno). So hatte er denn nach manchem Ueberlegen es für besser gehalten, den Antrag abzulehnen, da er ja doch Frau und Kinder habe, die er versorgen müsse, und — so die Schule auch nur einige Tagesstunden ihn in Anspruch nehme, so werde doch dadurch seine Zeit eben zerstückelt, so daß er nicht recht einem andern Erwerbszweige nachgehen

---

Nachher geschah es, daß der Arme starb. Da sagte Gott zu seinen Engeln, die ihm dienen: Geht schnell hin und nehmt seine Seele und bringt sie in den Himmel, denn Lazarus ist ein Gläubiger gewesen auf Erden. Und die Engel gingen hin und brachten Lazarus in den Himmel zum großen König der Gläubigen, deß Name ist Abraham. Und sie setzten Lazarus in seinen Schooß.

Und der Reiche starb auch und ward begraben. Aber deß Seele kam nicht in den Himmel, denn er hatte auf Erden nichts nach Gottes Wort gefragt. Drum mußte er nun in's Feuer der Hölle. Da brennen alle Gottlosen. Und ihr müßt wissen, die Gottlosen werden nicht vom Feuer verzehrt wie hier dies Stück Holz, das zu Asche brennt, sondern sie sind wie Eisen, das wohl vom Feuer gebrannt, aber nicht verzehrt wird. So nimmt ihre Pein kein Ende.

Als nun der Reiche seine Augen aufhob, da sahe er Abraham von ferne und Lazarum in seinem Schooß, da rief er mit lauter Stimme: Ach, Vater Abraham, sende doch Lazarus, daß er nur soviel seines Fingers, wie ich hier zeige, in's Wasser tauche und kühle meine Zunge, denn die Pein des Feuers ist zu groß! Aber Abraham sprach: Nein, das kann nicht geschehen. Siehst du nicht die große Kluft zwischen dir und uns? Lazarus kann nicht zu dir kommen und du nicht zu uns, immer mußt du in der Hölle bleiben. Da bat ihn der Reiche und sprach: Nun so sende doch Lazarus auf die Erde, denn da wohnen noch fünf meiner Brüder, die glauben alle miteinander nicht, daß eine Hölle ist, die machen es gerade so wie ich es gemacht habe. Wenn es denen Niemand sagt, dann kommen sie auch hierher, wenn sie sterben und es ist doch zu große Pein hier. Aber Abraham sagt: Nein, auf die Erde kann kein Gestorbener zurückkehren, auch Lazarus nicht. Aber deine Brüder haben das Wort Gottes, laß sie das hören, dann werden sie selig werden. — Seht, das ist die Geschichte und der Lehrer sagt, das Wort ist heute auch noch da, wenn ihr es annehmt, so werdet ihr nicht in die Hölle, sondern in den Himmel kommen."

könne. „Ich fürchte blos, ich werde im Aeußern Mangel leiden mit meiner Familie, sonst — wie gerne möchte ich mit meinen geringen Käften dem Herrn dienen, aber laß mich, Lehrer; Ueberreden thut bei dergleichen nicht gut, deine Worte aber liegen mir noch schwer im Gemüthe, ich habe noch nicht abgeschlossen." So sagte er neulich und heute Abend kam er und sagte mir: er könne die Sache nicht los werden und stellte sich hiermit zur Verfügung, im Aeußern werde ja der Herr auch helfen. Wir besprachen nun die Sache in überlegender Weise weiter und fragte ich ihn, was seine Frau dazu sage. „Die hat mir nie abgeredet, sondern immer gesagt: das müsse ich wissen. Und als ich ihr sagte: es thut mir nur leid, daß sie dann allein alle Feldarbeit mit Säen, Picken, Vögeljagen, Ernten 2c. haben solle, da sagte sie: Nun um des Herrn willen kann man ja auch es ein wenig schwer haben." Ich freute mich recht zu dieser Gesinnung. Möge der Herr sie ihnen segnen und seine Willigkeit Ihm zu dienen sich auch thatsächlich wohlgefallen lassen!"

Besonderen Eifer bewiesen diese Geförderteren darin, daß sie, so weit sie konnten, auch ihren ferner wohnenden heidnischen Landsleuten das Wort Gottes verkündigten, so daß sich, weil unsere Gemeindeglieder bisweilen Wochen lang bei einem also aufgesuchten Stamme verweilten, auch ein Verkehr von angeregteren Heiden der Umgebung aus mit der Gemeinde anbahnte, da auch die zum Besuch nach Matlale Kommenden Wochen lang dort blieben, um Gottes Wort zu hören. Ein Getaufter, Andreas, in Maletsi's Land wohnend, trat der Gemeinde ausdrücklich als ein außenwohnendes Gemeindeglied bei. Sowohl Christen als Heiden kamen von Morabastadt, von Thibane, von Makatakale, von Mutle, ja von dem Häuptling Sebase von Zoutpansberg her; etliche hielten sich Wochen lang in Matlale auf, wurden dann von unsern Gläubigen wieder besucht, und boten dann den Fingerzeig, wohin unser Bruder Grützner, der als Vicesuperintendent unserer Transvaalsynode noch weitergreifende Interessen zu verfolgen hatte, seine Schritte zu lenken hatte, um das Terrain für neuanzulegende Stationen zu recognosciren. So besuchte er die Häuptlinge Shewasse, Makchato, (s. Miss.-Ber. 1872, p. 158 f.) Mpachlele (Mmutle); sein Versuch, bei Makatakale (2½ Stunden von Ga Matlale) eine regelmäßige Außenstation anzulegen, scheiterte an dem Widerspruch des Häuptlings.

Ueber die eine der von Johannes Mashitoa unternommenen Evangelistenreisen giebt Br. Grützner unter dem 22. März 1873 folgenden Bericht:

„Johannes Mashitoa, hiesiger Stationsgehülfe, ging (von mir dazu aufgefordert) vor zehn Tagen nach Dikchále, einem Häuptling 10—12 deutsche Meilen von hier. Wir hatten nämlich gehört,

daß dort Getaufte seien, kürzlich vom Arbeiten aus der englischen Kolonie (Kap) nach Hause zurückgekehrt. Um die nun womöglich in Zusammenhang mit uns zu bringen, oder, negativ ausgedrückt: zu verhüten, daß sie nicht dem Loose so vieler verfallen möchten, die nach Hause gekommen und unter ihren heidnischen Volksgenossen vereinsamt gelassen, wieder matt und abfällig werden, ging er hin. Von Moletsche aus, ca. 4 Meilen von hier, begleitete ihn Andreas, das unterm 21. October vorigen Jahres genannte dort wohnende Glied hiesiger Gemeinde. Er fand schon diesseits Dikchále ein Häufchen Volks (Häuptling: Mothibe), etwa 200 Seelen. Von da aus war es nur noch einige Stunden Laufens bis Dikchále, wo er Sonnabend Abends mit geschwollenem Fuße ankam. Um letzteren Grundes willen machte er beim ersten Kraale Halt, allerdings auch deshalb, weil sowohl Bekannte von Andreas hier wohnten, als auch die Leute ihnen sagten: die „Gläubigen" pflegten Sonntags grade hier zu diesem Kraale zu kommen. Doch — diesmal kamen sie am Sonntag Morgen nicht; so ließ er sie rufen. Hierauf stellten sich zwei Getaufte und vier bis fünf Angeregte ein. Sie sprachen ihre Freude über sein Kommen aus, besonders da sie meinten, er sei der Vorläufer und Wegbereiter eines ihm nachfolgenden weißen Lehrers. Daß der kommen würde, konnte er ihnen freilich nicht versprechen, sondern richtete seine Botschaft in folgender Weise aus: „Wir, Lehrer und Gläubige bei Matlale haben gehört, daß ihr nach Hause zurückgekehrt seid. So bin ich gekommen euch zu begrüßen und zu sagen: Bleibt doch gar nicht so allein und vereinsamt mit eurem Christenthum, sondern sucht Gemeinschaft. Ich sage und verlange nicht, daß ihr grade zu uns nach Matlale kommen müßt, sondern möchte euch nur ans Herz legen, daß ihr überhaupt den Zusammenhang mit andern Gläubigen ernstlich sucht, damit ihr in eurer Einsamkeit nicht ermattet." Das fanden sie sehr richtig und wichtig und versprachen, nächstens hierher zur Kirche zu kommen. Hierauf legte ihnen Johannes die Geschichte vom Cananäischen Weibe aus, über welche am vorhergehenden Sonntag hier gepredigt worden war und die ich nachher noch eigens mit ihm durchgenommen hatte, damit sie, seine Zuhörer, wüßten, was recht glauben sei und welche Macht solcher rechte Glaube habe. — Unter den Angeregten gefiel ihm sonderlich ein Mann in mittleren Jahren, der großen Eifer im Lesenlernen und viel Verlangen nach Gottes Wort bezeigte. — Am Abend erzählte Andreas, des Johannes Begleiter, ihnen die Geschichte vom reichen Mann und dem armen Lazarus.

Der Häuptling, den sie später besuchten, war recht freundlich und sprach seine Freude aus, so ein Lehrer zu ihm kommen wolle. Sein Haufen Leute ist etwa 1000 Seelen stark. Aeußerlich wohnen die Leute recht schlecht, da sie fast kaum Trinkwasser haben, so trocken und entblößt von Quellen ist der Landstrich. Am

Montag blieben sie noch dort, um mit den Leuten weiter zu verkehren; aber — nur die Weiber — und auch die nur zum Theil — und Kinder blieben ihnen. Die Männer wurden durch das Gerücht aufgeschreckt: Sekukuni sende ein Kommando, um Dikchále's Vieh zu nehmen; so ging alles, was Waffen tragen konnte, zum Vieh. Den Gebliebenen erzählte Johannes nochmals Gottes Wort.

Am Dienstag ging er auf die Rückreise, und gelangte, etwas nördlich abliegend, zu den Batlókoa (Bruder Merensky und ich waren Octbr. 1869 dort). Dort verbot man ihm Gottes Wort zu verkündigen, man wollte es nicht hören und haben. Ueberhaupt sucht der dortige Häuptling eine Art spartanischer Abgeschlossenheit für sein 4000—6000 Seelen starkes Volk aufzurichten. Er verbietet seinen Leuten alles Arbeiten bei Weißen. Gehen selbige trotzdem aus und kommen mit dem erarbeiteten Vieh nach Haus, so hat er es schon zu verschiedenen Malen ihnen abnehmen lassen, natürlich zu des „Fiskus", d. h. hier zu seinem eigenen Besten. Ueber Moletsche, wo man diesmal sein Zeugniß auch nicht hören wollte, traf Johannes hier wieder ein."

So konnte unser Bruder Grützner, als er im September 1873 von Ga Matlale abgerufen wurde, um den auf zwei Jahre nach Deutschland verreisenden Superintendent Merensky in Botshabelo zu vertreten, auf eine hinter ihm liegende sehr reich gesegnete Thätigkeit in Ga Matlale zurückblicken. Nachdem er am 7. Sept. noch ein Ehepaar und zwei Kinder getauft hatte, betrug die Zahl der von ihm auf Ga Matlale Getauften gerade 50 Seelen, genau eben so viel, als er in Gerlachshoop hatte taufen dürfen. Am 30. September reiste er nach Botshabelo ab.

In seine Stelle trat Bruder Kühl, der bis dahin bei Mankopane gearbeitet hatte. Derselbe hatte von vorne herein viel Krankheit zu erdulden. An dem Häuptling Mangoati aber mußte er bald merken, daß sein freundliches Verhalten zu Br. Grützner, und damit zu den Gläubigen überhaupt, zum nicht geringen Theil auf besonderem Wohlwollen gegen Grützner's Person beruht hatte. Derselbe versuchte bei aller sonstigen äußerlichen Freundlichkeit gelegentlich Erpressungen auszuüben, und that z. B. dem Br. Kühl kund, er habe eine Stimme von Modimo gehört, daß er nicht eher zur Predigt kommen dürfe, als bis er 18 Ochsen vom Missionar erhalten habe. Mit Kühl's Antwort, das könne unmöglich der rechte Modimo gewesen sein, gab er sich zwar zufrieden, aber bei nächster Gelegenheit wußte er sich auf andere Weise schadlos zu halten.

Am 18. November wurde dem Br. Kühl, während er in der Kirche Gottesdienst hielt, in sein Haus eingebrochen, und nicht

blos sein eigenes Geld, sondern auch die Superintendenturkasse (mehrere Hundert Thaler) gestohlen. Er fand den siebzehnjährigen Dieb (Ntete) heraus, der auch völlig geständig war. Mangoati aber — welcher wahrscheinlich seinen Antheil von dem Gestohlenen hatte — war, trotzdem ihm Bruder Kühl einen Ochsen versprach, nicht dazu zu bewegen, weder den Dieb zu bestrafen, noch das gestohlene Gut, von welchem man wußte, daß 25 Pfd. Sterl. noch versteckt gehalten wurden, dem Eigenthümer wieder zu verschaffen. Als Kühl in seinen Vorstellungen dringender wurde und auf die Bauern verwies, die ihn selbst für einen Mitschuldigen erachten würden, erreichte er nichts anderes, als Zornesausbrüche des Häuptlings. So mußte denn Gott der Herr selbst die Bestrafung des Schuldigen übernehmen. Derselbe war im Anfange des Jahres 1876 auf Arbeit nach den Diamantfeldern gegangen, wohin er 6—7 Wochen zu laufen hat. Aber schon nach 2½ Monat war er wieder da und hatte ein Gewehr und zwei Pferde mitgebracht, seinen Verdienst von den Diamantfeldern, wie er sagte. Ein Pferd schenkte er dem Häuptling, der es auch annahm. Aber bald fand es sich, daß alle diese Sachen abermals gestohlen waren. Der Dieb versuchte, mit dem Gewehr sich zu entleiben, was ihm aber nicht gelang; sein Vater mußte zwei Ochsen und zwei Ziegen als Strafe an den Häuptling zahlen.

Dieser scheint die letzte Zeit, die ihm noch als Häuptling zu Gebote steht, noch richtig heidnisch ausnutzen zu wollen. Denn er ist eigentlich nur Prinzregent bis zur Mannbarerklärung des eigentlichen Thronfolgers Raito, der im Juni 1875 wirklich die Beschneidung erlitten hat und dadurch in die Rechte des eigentlichen Kapitäns eingerückt ist, welche Mangoati jetzt nur noch per nefas festhält. Er spricht also Recht, wie alle Heidenfürsten. Z. B. einem Katechumenen, Manake, stirbt sein sechstes Kind; seine Frau sagt, das komme von seinem Glauben her, und entläuft ihm, weil er nicht aus dem Unterricht scheiden will. Er macht nach Bassutorecht seinen Anspruch geltend auf das Vieh, welches er einst für dieselbe bezahlt hatte, und das ihm, wenn dieselbe entlief, zurückgegeben werden mußte. Die Sache kommt vor den Oberhäuptling, und dieser entscheidet: „Das Vieh schlage dir nur ganz aus dem Sinn, das Buch (die Bibel) ist jetzt deine Frau."

So hat Br. Kühl auf Ga Matlale schwere Tage durchzumachen gehabt, um so mehr, als seine mancherlei körperlichen Leiden ihn mannichfach an derjenigen ausgebreiteten Thätigkeit hinderten, die sein lebendiger Geist und sein warmes für die Mission glühendes Herz so gerne übernommen hätte. Nachdem er von seinem langwierigen Fieberleiden genesen war, traf ihn am 13. September 1875 ein anderer schwerer Unfall, indem ein Pferd, welches er für die Station zu kaufen beabsichtigte,

sich bäumte, ihn abwarf und dann mit dem Huf am Oberarm und dem rechten Fußgelenk schwer verletzte. Die Wunde am Oberarm heilte schon nach wenigen Wochen, aber der verletzte Fuß nöthigte unsern Bruder noch nach Monaten, sich in die Kirche tragen zu lassen und daneben konnte er noch nach einem halben Jahre des Gebrauchs einer Krücke nicht entbehren, so daß am 1. April 1876 Br. Mars aus Pretoria ihm zur Hülfe in seinen amtlichen Verrichtungen beigegeben werden mußte. In seinem ersten Bericht über diesen Unfall schreibt er: „Wenn ein Paulus sich von den Fäusten eines Satansengels hat schlagen lassen müssen ohne Nachtheil für die Mission, so wird der Herr auch wohl wissen, wozu dieses gut gewesen ist, wenn auch wir kurzsichtigen Menschen nicht gleich Alles erkennen. Einstweilen will ich mit dem Psalmisten singen: „Es ist mir lieb, daß du mich gedemüthigt hast, daß ich deine Rechte lerne" (Ps. 119, 71), und ich muß gestehen, daß mir Gottes Wort jetzt besonders lieb und werth geworden ist!" Da er sich über ein Vierteljahr lang von den Gläubigen in die Kirche tragen lassen mußte, um dort sitzend zu predigen, bemerkt er dazu: „Vielleicht hat das Bein hin und wieder mitgepredigt!" Zu Ostern 1876 schreibt er: „Ich gehe noch auf Krücken, und die Krücken treiben mich in Gottes Wort hinein!" So können auch Krücken und ein lahmes Bein ihren reichen Segen haben.

Seit dem Jahre 1876 ist ein neuer Aufschwung in das Leben der Station gekommen. Br. Kühl wurde von seinem Unfall so weit hergestellt, daß er nothdürftig stehen und gehen konnte. So schob er denn die Taufe der Katechumenen, die sitzend zu verrichten er sich gescheut hatte, nicht länger auf, sondern taufte im Laufe des Jahres sieben Erwachsene und neun Kinder, so daß am Ende desselben die Zahl sämmtlicher Gemeindeglieder auf 60 Seelen herangewachsen war, während noch 12 Katechumenen im Unterricht verblieben. Br. Mars hat ihm vom April bis Juli treulich beigestanden in äußerlichen und innerlichen Arbeiten, bis er im Juli den Auftrag erhielt, den Br. Regler auf der benachbarten Station Ga Lekalekale oder Makapanspoort abzulösen, deren Entwicklungsgeschichte den Gegenstand der nächstfolgenden Capitel bilden wird.

---

58. Ga Lekalekale oder Makapanspoort.

Wir haben schon oben (p. 224) mitgetheilt, daß gegen Ende des Jahres 1865 unser Bruder Moschütz, nachdem er drei Monate auf Ga Matlale geholfen hatte, das Netz auszuwerfen, einen zweiten Versuch machte, bei dem Oberhäuptling Mankopane eine Station zu gründen und zum zweiten Male abgewiesen, abermals auf dem Dorfe

Makapanspoort anlangte, von wo aus er bei seiner ersten Abweisung bei Mankopane zum Häuptling Mangoati geritten war, und die einleitenden Schritte zur Anlegung der Station Ga Matlale gethan hatte. Diesmal sollte er auf Makapanspoort selbst bleiben; denn die Landesregierung, welche bei dem etwa eine Stunde vom Dorfe auf dem Berge Sefakaulo wohnenden Häuptling Lekalekale (Unterhäuptling von Mokopan) gern einen Missionar stationirt sehen wollte, schenkte unserer Mission vier schöne Erben zu 300′ Länge und 150′ Breite unmittelbar am Fuß des Sefakaulo, wohin Moschütz auch sofort aufbrach. Am 19. December kam er an dem besprochenen Ort an und fand alles trefflich geeignet, und nur den Häuptling höchst verstimmt darüber, daß ein Missionar in seiner so unmittelbaren Nähe bauen wollte.

So gab es denn einen schweren Anfang. Weder das Leinwandsdach des alten Ochsenwagens, noch das mitgebrachte, theilweise durchlöcherte, altersschwache Zelt boten Schutz gegen Sonne und Regen und zur Erbauung von Hütten verbot der übelgelaunte Capitän seinen Leuten jegliche Mitwirkung, und noch strenger verbot er ihnen, sich an den vom Missionar veranstalteten Gottesdiensten und Predigten zu betheiligen. Erst die Ankunft des Präsidenten Pretorius, der dem Häuptling sein unfreundliches Benehmen strenge verwies, verschaffte einige Abhülfe, so daß es wenigstens an Arbeitskaffern seit der Zeit nicht fehlte. Auch zu den Predigten fanden sich ziemlich viele Heiden ein, ja eines Sonntags kam Lekalekale selbst, hörte der Predigt sehr aufmerksam zu, und sprach dann zu Moschütz: „Ich bin gekommen, dich zu besuchen. Wir wollen friedlich bei einander wohnen. Als ein Zeichen meiner Freundschaft bringe ich dir dies Huhn und diesen Schlachtbock!“

Jetzt griff Moschütz mit der ihm eigenen Energie die Arbeit an. Ein kleines rundes Haus von Feldsteinen bot den ersten Aufenthaltsort, ein starker Steindamm, mitten im Fluß aufgeworfen, zwang das Wasser des Ausleitungsgrabens bis in den fruchtbaren Missionsgarten, dessen schöne Bananen bald die auf ihre Anpflanzung gewandte Mühe zu lohnen versprachen. Bald entstand ein kleines Haus für die Dienstkaffern, ein Kraal für das liebe Vieh, ja schon im nächsten Jahre stand am Fuß des Sefakaulo eine allerliebste kleine massive Kirche, an deren eines Ende der Missionar sich eine kleine Wohnung angebaut hatte.

Wie äußerlich, so begann auch innerlich die Station sich zu beleben. Drei Erwachsene meldeten sich zu besonderem Unterricht; sie blieben freilich bald wieder aus. Aber nachdem Moschütz am ersten Adventssonntage 1866 seinen aus Gerlachshoop mitgebrachten Dienstjungen, Joseph Moëti, getauft hatte, da füllten sich die Gottesdienste, und 12 Personen aus der Mitte ihrer Besucher



Ha Lekalekale.

traten in den Taufunterricht. Als der Herausgeber um Pfingsten des folgenden Jahres die Station besuchte, war die Zahl der Taufbegehrenden auf 16 gestiegen und derselbe konnte aus ihrer Mitte den Andries, einen früheren Henkersknecht des Königs Sekukuni, taufen. Er fand die Station im sichtlichen Aufblühen begriffen, ahnte aber nicht, daß das Bauerncommando, welches um dieselbe Zeit bei dem Dorfe Makapanspoort lagerte, dem gesammten Missionswerk in diesem Volke eine so schwere Wunde schlagen werde.

Wie gerade der Berg Sefakaulo der Mittelpunkt des durch die Jahre 1867, 1868 und 1869 sich ziehenden Krieges wurde, wie Moschütz durch denselben gezwungen wurde, Monate lang in dem benachbarten Ga Matlale Schutz zu suchen, und wie er nach seiner endlichen Rückkehr seine schöne Kirche in Trümmern fand, das haben wir oben (p. 236 f.), da wir den geschichtlichen Verlauf dieses Krieges in einem Gesammtbilde zeichneten, berichtet.

Während seiner Abwesenheit war Bruder Moschütz nicht unthätig geblieben. Er machte nicht nur ausgedehnte Reisen, theils um die bestehenden Stationen kennen zu lernen, theils um neue Anknüpfungspunkte zu suchen, sondern er reiste auch, so oft es immer möglich war, nicht ohne persönliche Gefahr hinüber nach Makapanspoort, um dort Gottesdienst zu halten und seine Katechumenen zu unterrichten. Die Frucht dieser Treue war, daß alle seine 15 Katechumenen (mit Ausnahme eines einzigen, der die Beschneidung mitmachte, zwei Matebelen, die übrigen Bassuto) trotz der Feindseligkeit der Heiden ihre Treue hielten, so daß, als er am 2. November 1868, noch vor dem definitiven Friedensabschluß, auf seine Station zurückkehrte, er sein Häuflein so geschlossen bei einander fand, daß er beim nächstfolgenden Weihnachtsfest sieben Heiden, unter ihnen Jacob Timêke und dessen Sohn Philip Maletleng, und einen 18 jährigen, lahmen Krüppel, Stefan, taufen konnte.

Auch die Heiden hatten während des Krieges an dem tapferen und treuen Verhalten des Missionars klar erkannt, daß er ihr Freund sei und sie nahmen daher den Rückkehrenden mit großer Freundlichkeit auf. Claas Mokopan, der junge Häuptling, stellte dem Bruder Moschütz, der in aller Eile zunächst ein Obdach, sowie Damm und Wasserleitung, die muthwillig zerstört waren, wieder herstellen mußte, die nöthige Zahl von Arbeitern, und da er selbst die Predigten von Moschütz besuchte, so folgten ihm in diesem Stück auch seine Leute; die Zuhörerschaft der Heiden sowohl auf der Station als auf dem eine Stunde davon entfernten Dorfkraal des Dorfes Makapansport sammelte sich in großen Massen, so daß es schien, als solle das Saatfeld des Herrn in dem durch den Krieg aufgeackerten Boden eine reiche Ernte zeitigen. Den Br. Moschütz hielten die Heiden so sehr für den Ihrigen, daß die Mutter des

Häuptlings dem neugeborenen Sohn des Missionars den Segenswunsch zurief: „Nun wachse schnell heran, damit du bald mit meinen jungen Leuten den Bauern im Kriege viel Vieh abnehmen kannst und wir dann reichlich Fleisch zu essen bekommen.“

Diese Freundschaft dauerte indeß nur wenige Monate. Mit Entsetzen sahen die alten heidnischen Räthe die Möglichkeit vor Augen, daß der dem Worte Gottes zugeneigte junge Capitän Claas Mokopan gar selbst Christ werden könnte. Sie stellten ihm also seine Capitänspflichten, die Tradition der Vorfahren und die Feindseligkeit der weißen Leute, deren Religion doch kein Farbiger annehmen könne, vor Augen, und als das alles noch nicht schnell genug verfing, sorgten sie dafür, daß ihm eine Anzahl Weiber, als Zeugniß seiner selbstständigen Capitänschaft zugebracht wurden. Dann hielten sie ihm vor, wie im Kriege etliche der Gläubigen (Timeke und Malos) dem Missionar in die Ferne gefolgt seien, anstatt bei ihrem Volk treu auszuharren, das Beispiel Sekukuni's zeige ja auch, daß der Glaube der Weißen das Land entvölkere. — Mit all solchen Vorstellungen erreichten sie es, daß Claas zunächst von den Gottesdiensten fern blieb, dann die Gläubigen bedrohte und zuletzt das Besuchen der Gottesdienste seinem Volke direkt verbot. Daß er den Missionar selbst nicht auswies, war blos Furcht vor den Bauern und den von diesen als Zuchtruthe vielfach angewandten Swazikaffern. Um mit den Bauern verkehren zu können, bedurften sie ja des Missionars; wurde doch der mit den Bauern am 6. Juli 1869 vollzogene definitive Friede im Hause desselben abgeschlossen.

Mit der veränderten Haltung des Capitäns wandelte sich sofort auch die des Volks. Die Gottesdienste leerten sich und die Zahl ihrer Besucher schmolz auf 25 zusammen, unter denen freilich manche liebe, treue Seele war.

Wie es bei den Heiden zu geschehen pflegt, so stellte sich auch hier bald ein falscher Prophet ein, ein junger Mann, der eben aus der Colonie zurückgekehrt, wahrscheinlich den Beweis liefern wollte, daß er unangefochten von dem Dunstkreis der Weißen, noch ein echter Heide sei. Der trat zu dem Häuptling und sprach: „Ich war todt und habe in diesem Zustande alle unsere verstorbenen Väter und Häuptlinge gesehen. Diese haben mich beauftragt, dir Mokopan zu sagen, daß sie sehr unzufrieden darüber sind, daß du sammt deinem Volke jetzt so viele Gebräuche der weißen Männer annimmst. Willst du, daß es dir gut gehen soll, auch nach dem Tode, dann halte und befolge unsere alten Gesetze und Weisen recht genau!“

Während der junge Capitän auf diese Weise nach zwei Seiten hin und her gezogen wurde, schien es, als ob auf andere Weise in die Häuplingsfamilie das Wort eindringen wollte. Kopisa, der

Bruder des verstorbenen Häuptlings, also Onkel des Regierenden, gehörte zu denen, welche mitten in der Anfechtung des Stachels des gehörten Worts sich nicht erwehren konnten und auch gegen den Willen des jungen Häuptlings Treue zu halten entschlossen waren. Er ließ sich weder durch die Ungunst, noch durch das Verbot des Häuptlings von dem Besuch der Gottesdienste fernhalten. Die Heiden begannen ihn zu plagen. Man stahl ihm, während er zum Gottesdienste ging, sein Pulver und Blei aus dem Hause, die alten Matebelen machten ihm dringende Vorstellungen, daß er den Namen seiner Vorfahren schände und das Land verderbe durch sein Glauben, eine seiner Frauen verließ ihn, weil er lernte. Aber er blieb treu: „Wirst du auch vom Lernen ablassen?" fragte ihn Br. Moschütz. „O nein," antwortete er, „das Wort Gottes ist wahr, ich liebe es sehr" und trat in die engere Gemeinschaft der Taufkandidaten ein; mit ihm eine alte Frau Motlagala und ein junges Mädchen, namens Maltap, Schwester des jüngstgetauften lahmen Stefan.

Während die Verfolgung wuchs, ereignete sich wiederum manches, was die Heiden hätte zur Besinnung rufen können. Im Februar 1869 brach eine lange dürre regenlose Zeit ein. Der Häuptling versuchte alle seine Künste, um Regen zu zaubern und gebot bei schwerer Strafe, daß alle seine Unterthanen, auch die Christen, an der Regenjagd theilnehmen sollten. Etliche Schwache (Mpepeti und Kuwatan) blieben damals aus dem Taufunterricht fort. Aber der Regen kam und kam nicht, so daß die Heiden wiederholt mit der Bitte an den Missionar herantraten, er möchte doch mit den Gläubigen um Regen bitten. Und als nun der Herr das Gebet derselben also erhörte, daß gerade immer an den Sonntagen, wo die Christen zum Gebet versammelt waren, es regelmäßig regnete, da sprachen selbst die Heiden: „Jetzt sehen wir, daß Gott der Herr alle unsere Regenmacher übertrifft, denn unser Häuptling müht sich vergebens, den Regen zu machen, aber wenn die Christen beten, so kommt er!" — Und die Christen ihrerseits stärkten sich im Gebet und hielten der Anfechtung gegenüber desto größere Treue. Joseph Moëti war in dieser Zeit die rechte Hand des Missionars, allzeit bereit ihm zu helfen und ihn zu vertreten. Die alte Motlagala wurde von den Heiden verspottet: „Du hast deinen großen Sohn im Kriege verloren! Was hilft dir nun dein Glauben?" aber sie ließ sich nicht irren; sie bekannte, als sie im Besitz von Quaggafleisch war und die Heiden am Sonntag kamen, es gegen Korn umzutauschen, ganz ungescheut, daß sie den Sonntag nicht mit Handeln verunehren wolle und entbehrte lieber des Korns, dessen sie für sich selbst sehr benöthigt war, als daß sie das Sabbatsgebot übertreten hätte.

Maltap aber erfuhr in besonderer Weise den gnädigen Schutz

des Herrn. Ihre heidnische Rabenmutter und ihr bitterböser Bruder boten alles auf, um diese Magd des Herrn mit Schlägen und Mishandlungen aller Art vom Glauben abwendig zu machen. Als alle Versuche an ihrer Standhaftigkeit scheiterten, beschloß die unnatürliche Mutter, ihr ungerathenes Kind lieber durch Gift zu beseitigen, als an demselben die Schande zu erleben, daß sie getauft werde. Sie ließ also einen Zauberer kommen, der ihr Gift in das Essen mischte, welches der aus dem Taufunterricht zurückkehrenden Tochter vorgesetzt werden sollte. Der lahme Stefan hörte aus einem verborgenen Versteck die ganze Unterredung mit an, und sah, wie die Speise vergiftet wurde. Er eilte hinaus, der Maltap entgegen, um sie zu warnen; aber er konnte mit seinen lahmen Füßen sie nicht rechtzeitig erreichen. Das Mädchen kommt nach Hause, verzehrt die Speise und fühlt bald die Wirkungen des Giftes in heftigen Schmerzen. Stefan kommt darüber zu und sagt ihr, daß sie vergiftet sei. Da trat der Herr selbst ins Mittel, und erfüllte das Wort: „So sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden." Matlap mußte sich heftig übergeben und gab die Speise sammt dem Gift wieder von sich, das von Moschütz schnell angewandte Gegengift vollendete die Genesung und bald eilte Matlap fröhlich wie zuvor in den Taufunterricht, wo sie den Herrn mit einem gläubigen Bekenntniß pries.

Von der Treue zweier anderer Jünglinge, die den Taufunterricht besuchten, hören wir den Bericht des Br. Moschütz aus seinem Tagebuch:

„26. Juni 1869. Heute sollte große Treibjagd sein. Der Capitän befahl aber seinen Leuten, wieder umzukehren und morgen, als am Sonntag, zu erscheinen. Wer zur Kirche und nicht mit ihm auf die Jagd ginge, der würde hart bestraft werden. Als mir Motlala, ein Catechumen, dies und noch mehr von der Feindschaft des Capitäns mittheilte, fragte ich ihn: „Was wirst du nun thun?" Antwort: „Ich werde zur Kirche kommen." — „Und wenn du nachher bestraft wirst?" — Motlala: „Davor fürchte ich mich nicht. Ich kann es nun nicht mehr so wie früher machen, wo ich auf meine Schwiegereltern, die ihre Tochter keinem Gläubigen geben wollten, Rücksicht nehmen mußte. Da nahm ich nämlich Sonntags früh mein Beil, besuchte erst den Gottesdienst und hernach kappte ich Holz. Auf diese Weise täuschte ich die Meinigen, Keiner wußte, daß ich beim Lehrer gewesen war. Jetzt hat mir Gott eine Frau gegeben, die früher das Buch haßte, nun es aber auch lernen will. Ich würde sündigen, wenn ich Menschen mehr als Gott gehorchen würde. Uebrigens weiß ich ja nicht, wann mich der Herr von dieser Erde abrufen wird, darum muß ich mich jeden Tag bereit halten. Dies habe ich auch dem Mpepeti (ein anderer Letebele, der früher regelmäßig kam) gesagt, der aus Furcht vor dem Häupt-

ling und vor seinen Schwiegereltern nicht mehr kommt, der aber, sobald er verheirathet ist, weiter lernen will."

27. Juni. Von Mokopan's Leuten kamen heute nur zwei Männer, Motlala und Nogana, und zwei Frauen, die alte Matlogole und Sarah, die Schwester von der auf der Station wohnenden Marie, zur Kirche. Der Herr hat es so gefügt, daß, obgleich man auf der großen Jagd viel Wild gesehen hat, man doch kein Stück davon erlegen konnte.

28. Juni. Kopisa, der Onkel des Häuptlings, entschuldigt sich, weil er gestern der Jagd wegen nicht zur Kirche gekommen ist. Ich ermahnte ihn, doch ja dem Herrn treu zu bleiben. — Der Capitän soll sehr böse auf Motlala sein und ihn vom Kraale wegjagen wollen.

3. Juli. Heute vernahm ich aus dem Munde mehrerer Leute, daß morgen die Kirchgänger vom Capitän sollen durchgeprügelt werden. Kuwatan, der früher regelmäßig zur Kirche kam, suchte ich in seinem Garten auf und ermahnte ihn, sich nicht vor denen zu fürchten, die nur den Leib tödten können, sondern auf Gott, den Herrn, zu vertrauen.

4. Juli. Nur wenig Leute sind zur Kirche gekommen. Während des Gottesdienstes kommt ein vom Capitän gesandter Spion, der sich die Kirchenbesucher genau ansieht.

5. Juli. Mokopan ist besonders wüthend auf Motlala und Sukolola, die beiden jungen Männer seines Kraales, welche nun zum dritten Male gegen seinen Befehl gehandelt haben, indem sie die Kirche besuchten. Er hat befohlen, daß sie augenblicklich von seiner Stadt weggehen müssen. Ich hatte ihnen schon früher den Rath gegeben, zu bleiben, so lange es irgend möglich wäre. Heute aber, wo es schien, als sollten sie im Fall des Bleibens ihren Ungehorsam mit dem Tode büßen müssen, nahmen sie ihre Sachen auf den Rücken und gingen zu ihrem Kraalcapitän und zu Kopisa, einem Onkel des Häuptlings, um sich zu verabschieden. Hier aber wurden sie zurückgehalten. Es müßte erst Rath darüber gehalten werden, so ohne weiteres könnten sie ihre Kinder, die weder gestohlen noch sonst etwas Böses gethan hätten, nicht wegjagen lassen. Es wurden nun verschiedene Untercapitäne zusammen gerufen, die in einer großen Versammlung diese Sache weitläufig besprachen. Einige theilten die Ansicht Mokopans, wonach die beiden Männer vom Häuptlingskraal das Land hier räumen müßten, damit die Leute von den andern Kraalen durch dies Exempel vom Buche und vom Lehrer geschreckt würden. Andere wünschten sehr entschieden, doch lieber die Quelle zuzustopfen, d. h. den Lehrer, der an Allem Schuld sei, von hier wegzujagen. Nur zwei von ihnen hielten es fürs Beste, wenn der Lehrer bliebe und die Leute nach ihrem Belieben lernen dürften. Einer von diesen, Kopisa, der übrigens bisher un=

gehindert die Kirche besucht hat, machte den Capitän darauf aufmerksam, daß er ja selbst es sei, der den Lehrer gerufen habe, damit seine Leute bei ihm Gottes Wort hören könnten; deshalb dürfe er doch nun seine Kinder darum nicht bestrafen. Jage man diese zwei Männer weg, dann würden sehr bald andere, welche auch lernen wollen, von selbst weggehen. Auch würden die jungen Leute, welche jetzt weg sind, um sich Gewehre zu erarbeiten, und die bei dieser Gelegenheit Bekanntschaft mit Lehrern gemacht haben, nie wieder nach Hause kommen.

Gott, der Herr fügte es so, daß in Folge dieser Verhandlungen Motlala und Sukolola bleiben durften. Von ihren Angehörigen, die sich vergeblich gemüht hatten, sie zu überreden, doch „das Buch wegzuwerfen" wurden sie beweint, wie die Heiden über einen Todten klagen.

Als nun am Tage nach dieser Rathsversammlung im Hause des Missionars der Friedensabschluß mit den Bauern erfolgte und wenige Tage später die beiden um des Krieges willen verzogenen Getauften Jacob Timeke und Moses Malos von Ga Matlale zurückkehrten, da milderte sich die Feindschaft des Capitäns, und er antwortete dem Moses, der am 22. August sich um des Sonntags willen weigerte, an der befohlenen Treibjagd theilzunehmen: „Ich habe nicht gewußt, daß heute der Tag des Herrn sei. Wer zur Kirche gehen will, thue es ungehindert."

Und unter all diesem Schwanken der Heiden wuchs die Gemeinde stetig und erreichte um die Mitte Juli die Zahl von 17 Seelen, die auf den Tod des Herrn getauft waren.

Während auf der eigentlichen Station das junge Reislein durch viel Sturm und Ungewitter hindurch sich kräftiger entfaltete, hatte auf dem Dorfkraal unser Br. Moschütz seine volle Freude. Die Zahl der Heilssuchenden unter den farbigen Dorfbewohnern mehrte sich von Tag zu Tage. Er hielt ihnen Gottesdienst in dem Hause der Wittwe des Händlers Schmidt, eines Deutschen. Als aber dieses Haus zum Cantoor des Landdrostes eingerichtet wurde, dachte Moschütz darauf, ein eigenes Kirchlein auf dem Dorf zu bauen, und erwarb zu dem Ende käuflich ein geeignetes Stücklein Baugrund; dann beschaffte er die Steine, und sammelte 130 M. an freiwilligen Gaben zum Bau, und hoffte, da sich das Dorf wiederum reichlich mit Bewohnern füllte, diesen Bau bis zum Ende des Jahres vollenden zu können, als plötzlich eine verheerende Fieber-Epidemie hereinbrach, die einen bedeutenden Theil der Dorfbewohner hinwegraffte, und die übrigen nöthigte, sich in alle Winde zu zerstreuen. Die Farbigen gingen mit ihnen. So wurde das

Dorf Makapanspoort im Jahre 1870 eine wüste Einöde, und ist seitdem nicht wieder bewohnt worden, und die Missionsarbeit von Makapanspoort blieb von jetzt ab auf die eigentliche Station am Sefakaulo beschränkt.

Hier erlitt die kaum ein wenig wieder angebahnte Freundschaft des Capitäns einen neuen Stoß dadurch, daß nach vollzogenem Friedensschluß eine Comission der Bauern kam, um das Land zu Plätzen zu vermessen, die den einzelnen Bauern zuertheilt wurden. Die Matebelen, hierüber auf das Aeußerste empört, waren schon im Begriff wieder loszuschlagen und nur die Furcht vor dem Commando der Swazi, welche die Bauern zunächst wider Sekukuni ins Land gerufen hatten, hielt sie einstweilen ab. Makopan begnügte für jetzt sich damit, auf den festen Felsberg Sefakaulo den bisher Lekalekale innegehabt hatte, seinen Wohnplatz zu verlegen. Als aber die gefürchteten Swazi schon durch Sekukuni zurückgeschlagen waren, meinte der Häuptling, jeder Rücksicht quitt zu sein, er verbot denjenigen Weißen, welche beabsichtigten, ihre alten Erben auf dem Dorf Makapanspoort wieder zu bewohnen, ausdrücklich den Wiederaufbau ihrer Häuser und hinderte sie mit Gewalt daran, und dehnte dies Verbot sogar auch auf unsere Missionsstation aus.

Aber unser Br. Moschütz hatte anderen Grund unter den Füßen und andere Stützen für sein Thun, als die Bewohner des Dorfs. Er ließ sich einfach nicht hindern und setzte, da der Capitän hierauf freilich nicht persönlich ihn anzutasten wagte, aber allen seinen Leuten auf das Strengste jede Arbeit auf der Station verbot, mit fremden Arbeitern, die er aus Ga Matlale hinüberrief, sein Werk fort.

Die Heiden kamen darüber zu, höhnten, spotteten; drohten, sie würden alles wieder niederreißen, Moschütz ließ sich nicht irren, sondern vollendete mitten unter der Feindschaft der siegestrunkenen Heiden ruhig seinen Bau. Es ist ganz wunderbar, welche Macht das gläubige Ausharren der Brüder über die Feindschaft der Heiden ausübt. Während kein Bauer wagt, seine Plätze im Dorfe wieder zu beziehen, baut ein unbewaffneter kranker Missionar trotz des Verbots seines übermüthigen Häuptlings sein Haus und Niemand darf ihm wehren! Das ist Gottes Hand.

Eben so unbesorgt fuhr Moschütz fort, auch an dem inneren Aufbau der Station zu arbeiten. Der Häuptling verbot den Besuch der Gottesdienste — nicht den Christen, aber den Heiden. Moschütz hielt dieselben ruhig weiter, und die Leute kamen. Freilich, manche blieben auch zurück, unter ihnen auch Kopisa, der Onkel des Häuptlings, der zu so schönen Hoffnungen Anlaß gegeben hatte, auch viele andere blieben zurück; aber dennoch kamen andere, und am Sonntag Misericordias Domini 1870 konnte Br. Moschütz vier Seelen taufen, die alte fromme Hanna Matlagole, die von

dem bereits empfangenen Gift der eigenen Mutter wieder genesene Martha Maltap, die Frau von Jacob Timeke, namens Magdalena, und deren jüngstes Kindlein.

So war die Seelenzahl der Getauften selbst mitten unter allen Anfechtungen und Stürmen um die Mitte des Jahres 1870 noch wieder gewachsen, auf 21 Seelen.

Aber um diese Zeit, bald nach Beendigung des Hausbaues, gefiel es dem Herrn, unsern Bruder Moschütz auf ein sehr schmerzliches Krankenlager zu werfen, von welchem er sich zeitweilig wohl aufraffte, auch wohl zu arbeiten und zu reisen begann, aber nur, um immer schlimmere Rückfälle zu erleben. Schmerzliche Geschwüre, dann Vergiftung durch den Biß eines kleinen giftigen Thieres, dann Nierenschwindsucht, Leiden aller Art mußte dieser, unser lieber Bruder durchmachen. Die Christen der Station besuchten ihn, auch die Brüder der Umgegend kamen, um für ihn zu predigen, oder mit ihm an seinem Bette das heilige Abendmahl zu feiern. Die Krankheit nahm solche Gestalt an, daß wir mit jeder Post die Todesnachricht sicher erwarteten.

Josef Moëti, der Stationsgehilfe, sowie die umwohnenden Brüder thaten ihr Mögliches, um die geistliche Arbeit auf der Station zu verrichten. Und da diese Aushülfe nicht ausreichte, wurde Bruder Schubert als Gehülfe hingesandt. Aber auch diesem gelang es nicht, die Schwarzen zusammenzuhalten, so daß am Ende des Jahres 1870 die Zahl der Getauften auf 15 herabgesunken und kein einziger Katechumen vorhanden war.

Das Heidenthum hob inzwischen mit Stolz sein Haupt wieder empor.

Ein Mann aus der Häuptlingsfamilie sagte zu unserm Missionar geradezu: „Klaas Mokopan ist unser Gott; der giebt Regen, Korn, Vieh, Bier, und er beschützt uns!"

Da gerade ein Schwarm Heuschrecken heraufzog, rief ihm der Missionar zu: „Da kommen sie an; nun rufe doch zu deinem Gott, daß er sofort die Heuschrecken abhalte."

„O, das ist nichts," lautete die Antwort, „wenn sie auch kommen und alles abfressen; hernach doktert sie Klaas Mokopan, und dann müssen sie dennoch alle davon."—

Gegen solche Gründe soll einmal einer aufkommen.

Ein anderer Heide rief aus: „Wo mein König (Mokopan) bleibt, da will ich auch bleiben; wenn mein König im Feuer ist, und ich bin bei ihm, da kann es nur schön, sehr schön sein!" — O, daß wir Christen doch mit eben solcher Liebe und Zähigkeit an unsern himmlischen Könige Jesu hingen und hielten als dieser Heide an seinem irdischen Könige.

So hat es denn an vielem schweren Kreuz auf unserem Lekalekale nicht gefehlt. Und doch kamen zwischendurch auch einige

Lichtbilder, besonders von der Seite aus, daß die getauften Schwarzen dem Bruder Moschütz doch manche Freude bereiteten.

Am meisten Freude hatte Bruder Moschütz an seinem lieben Josef Moëti, der unermüdlich war, die Speise des Worts seinen Landsleuten zu überbringen, und der einmal auch eine Evangelistenreise zu den Batlakoa zu unternehmen versuchte. Matume nämlich, ein jüngerer Bruder des Häuptlings der Batlakoa, war zum Glauben erweckt worden. Seine Schwester, die davon hörte, war ihm nachgereist durch mehrere Stämme der Bassuto, bis sie ihn endlich auf Lekalekale erreichte. Sie versuchte mit Bitten, Flehen, Thränen, den Bruder zum Aufgeben des verkehrten Weges und zur Rückkehr in seine Heimath zu bewegen. Matume blieb fest; ja er kehrte zurück in seine Heimath, aber begleitet von Josef Moëti, um in Gemeinschaft mit diesem das Wort vom Kreuze seinen Landsleuten zu bringen. Sein Bruder freilich und sein Volk wollten von der Botschaft nichts wissen. Der Kapitän forderte im Gegentheil seinen Bruder auf, das Land zu verlassen, damit nicht sein Volk von dem neuen Glauben der Christen angesteckt werde.

Das Weihnachtsfest 1870 in Ga Lekalekale war ein wehmüthiges Fest. Der Christbaum war schön geschmückt in der Krankenstube unseres Bruder Moschütz. Die Getauften sammelten sich um den brennenden Baum, den sie mit Bewunderung anstaunten. Sie sangen einige Weihnachtslieder, dann wurde die Festgeschichte gelesen und erklärt. Bruder Moschütz ließ sich auf seinem Schmerzenslager aufrichten, und konnte sich mit herzlichem Danke an dem schönen Baum erfreuen. Er machte sich stark, und sprach selbst noch einige Worte zu der versammelten Festgemeinde. Dann wurden die Geschenke ausgetheilt, und mit viel Freude und Dank empfangen.

Es wurde viel um das Leben des theuren Bruders gebetet, dem der Herr eine besondere Gabe geschenkt hat, das Vertrauen der Schwarzen zu gewinnen.

Und der Herr erhörte die Gebete der Gemeinde. Bruder Moschütz schreibt in dem Bericht über das erste Semester 1871:

„Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthaten, die er an mir thut? Ich will den heilsamen Kelch nehmen und des Herrn Namen predigen. Ich will dir meine Gelübde bezahlen vor allem seinem Volk." Ps. 116, 12—14.

In diese Worte des Psalmisten muß ich von Herzensgrunde lobend und preisend einstimmen, wenn ich auf das verflossene Halbjahr zurückblicke. Zu Anfang desselben lag ich schwer krank darnieder. Ich hatte die lieben Meinigen schon gesegnet und zählte mit freudigem Verlangen die Stunden, nach deren Verlauf ich hoffte, von allem Schmerz und Elend erlöst, da droben bei meinem Heiland zu sein. Doch der Herr über Leben und Tod

hatte es anders beschlossen. Er hat die vielen Gebete und Seufzer, die hier und in der Heimath zum Thron der Gnade für mich und um Verlängerung meines Lebens emporgestiegen, nicht verschmähet, sondern gnädiglich erhört. Am 3. Sonntage nach Epiphanias, als mir meine liebe Frau am Krankenbette eine schöne Predigt über das Sonntags-Evangelium vorlas, und wir mit den Worten des Aussätzigen und Hauptmanns den himmlischen Arzt anflehten: „Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen" und „sprich nur ein Wort, so wird dein Knecht gesund;" an diesem Tage war es, wo wir die Hilfe dessen, der so gern Gebete erhört, handgreiflich verspüren durften. Der Eiterfluß, der zwei und einen halben Monat lang aus meinem Rücken lief, und meine Kräfte sichtlich aufgerieben hatte, versiegte plötzlich. Die verlorenen Kräfte kehrten wieder, bald konnte ich das Krankenzimmer verlassen und zu meiner Erholung den Geschwistern in Matlala und Waterberg einen Besuch abstatten. Welche Freude, als ich zum ersten Male wieder unserer kleinen Gemeinde des Herrn Namen predigen konnte! Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen. Ja, wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet! Lobsinget seinem heiligen Namen!

Allsonntäglich wurde auf der Station durch Bruder Schubert zweimal gepredigt. Leider fanden sich außer unsern Gemeindegliedern nur sehr wenige Zuhörer ein. Die Tausende hier in unsrer Nähe wohnenden Heiden, von denen mehrere das Wort gern annehmen möchten, fürchten ihren Häuptling, der ihnen bei Todesstrafe das Lernen verboten hat. Ganz besonders schmerzt es uns, auch die Männer beim Gottesdienste zu vermissen, die als Getaufte aus der alten Colonie zurückgekehrt sind, sowie auch einige unserer früheren Katechumenen, wie Kopisa und Motlale, die zu Anfang der Verfolgung sich noch so treulich zur Predigt hielten.

Eine anstatt des Katechumenenunterrichts wöchentlich zweimal gehaltene Bibelstunde wurde ebenfalls nur von unseren Getauften besucht.

Der Häuptling nahm eine feindliche Stellung zu uns ein. Er verbietet seinen Unterthanen das Kirchengehen, ja sogar bei uns für Bezahlung zu arbeiten. Auch sprach er davon, daß er uns wegjagen und anstatt unsrer einen Händler, von dem er reichlich Geschenke, Pulver und Blei, zu erhalten hofft, hierher rufen wolle."

Der eben citirte Bericht des Bruder Moschütz war der letzte, den er von Ga Lekalekale aus absandte. Auf dieser Station konnte der kranke Bruder unter keinen Umständen bleiben, zumal auch das Klima zu heiß für ihn war. Er mußte zunächst eine

mehrmonatliche Erholungsreise machen, und folgte einer Einladung des Missionar Ludorf nach Potschefstrom, woselbst sich für ihn die Gelegenheit zur Uebernahme einer neuen Missionsthätigkeit aufthat. Bevor er jedoch dorthin übersiedelte, hatte er Gelegenheit, mit dem Häuptling Claas Mokopan ein eingehendes Gespräch zu führen, mit dessen Mittheilung aus seinem Tagebuch wir den Bericht über die Wirksamkeit des Bruder Moschütz auf Ga Lekalekale beschließen wollen:

„Den 13. März 1871. „König Claas Mokopan kam heute zu mir, grüßte und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein. Im Verlauf des Gespräches frug er mich: Warum habt ihr hier denn nicht zum Gruß des Königs Mapela geschossen? Ich antwortete ihm darauf und sagte: König, du weißt es, ich kenne Mapela sehr gut, ich habe ihn schon sehr viel und oftmals gegrüßt, aber noch nie durch Gewehrschüsse. Unsere Weise zu grüßen besteht in Worten. Auch weißt du sehr wohl, daß, wenn Andere, die nicht von eurem Volke sind, euch Könige durch Gewehrschüsse grüßen wollten, ihr würdet vor solchen Grüßen nur in Furcht und Schrecken gerathen. — Er antwortete: Du hast recht geredet, es ist so. — Im weiteren Gespräch kam er wieder auf sein altes Thema, nämlich, daß er von den Missionaren gar keinen Vortheil habe. Ich wies ihn darauf hin, daß ihm durch das Wort Gottes die allergrößten Wohlthaten angeboten würden, so er es nur annehmen wollte. Darauf antwortete er mir: Das Wort Gottes, davon du sagst, das läßt mich in der Kälte erfrieren; es giebt mir keine Decke, auch erhalte ich von demselben kein Pulver und kein Blei. Darauf sagte ich ihm: Das sind ganz geringfügige Dinge, die vergehen mit der Zeit, die können deine unsterbliche Seele vom ewigen Verderben nicht erretten. Aber Gottes Wort kann das, wenn du es lernst und darnach thust, du wirst ein Christ, ein Kind Gottes, und das übertrifft alle irdischen Dinge. Er aber nahm das Wort und sagte: Lehrer, höre auf mich. Siehe, mein Vater lebte in diesem Lande, er war der König, er regierte sein Volk. Da kamen die Bauern, die auch dem Gott dienen und zu ihm beten, davon du sprichst; die Bauern haben meinen Vater getödtet. Warum thaten sie das, und warum durften sie dies thun? — Mein Vater hat das Wort Gottes nicht gelernt, ich will es auch nicht, denn ich will sein, wie mein Vater war. — Er ließ sich von seiner eingebildeten Meinung nicht abbringen und eines Besseren belehren. Wie fest hält doch Satan seinen Raub! In den Königen dieser Völker hat er besonders seinen Palast, den er mit Umsicht bewahrt, wohl wissend, daß er durch die Könige auch über das Volk seine Hauptmacht behält. Ich erinnerte den König an sein, mir früher gegebenes Versprechen, wo er sagte: „Wenn die Gartenarbeit

vorüber ist, da komme ich mit allem Volk des Sonntags zur Predigt." — Er antwortete: Die Gläubigen können ja kommen, die hindere ich nicht; aber Andere sollen nicht kommen, denn ich will nicht, daß mir durch das Lernen mein Volk und Land verdorben wird. — Dann zählte er mir an den Fingern Geschenke und verschiedene Gegenstände auf, die ihm sein Volk zu bringen verpflichtet sei und sprach: „Ich bin das Gouvernement von diesem Lande hier." Was habe ich aber von dem Lehrer, der auch einen Garten von meinem Lande hat? Nichts, nichts. — Und nun sage ich dir etwas, bevor es geschieht, damit, wenn es geschehen wird, du daran gedenken mögest, daß ich es dir heute gesagt habe. Den Garten und was hier gebaut ist, dies Alles verkaufe ich an einen Händler. Ein Händler soll hier wohnen. Ich habe meine Leute schon geschickt, die rufen den Händler, er wird bald kommen. — Die Rede des Königs war mir nicht neu. Ich sagte zu ihm darauf: König, du sprichst ja heute dieselben Worte, die ich schon vor langer Zeit von Mapela gehört habe. Du hast es wohl in diesen Tagen auch erst von Mapela gehört. Er sagte: Du wirst es sehen, es wird geschehen, wie ich dir heute gesagt habe. — Auf die Worte eines Heiden ist nicht viel zu geben; darum wäre es thöricht, wenn wir deswegen besorgt sein wollten. Der Herr unser Gott herrscht mitten unter seinen Feinden. Wenn sie auch schon einen Rath beschlossen haben, da hat er noch alle Zeit das Recht und Gewalt dazu, zu sagen: „Es werde nichts daraus!" Wir aber wissen nun die Meinung des Königs, er hat sein Herz geoffenbart. Der Herr aber erbarme sich der armen Heiden, damit sie durch das Gehör des Wortes Gottes aus ihren Sünden errettet werden!"

So weit Bruder Moschütz.

59. Bruder Regler auf Makapanspoort.

Unser Bruder Regler, der am 7. Juli 1871 von Ga Matlale nach Makapanspoort übersiedelte, um die Verwaltung der Station an des abgegangenen Br. Moschütz Stelle zu übernehmen, fand keine leichte Arbeit vor. Zwar gleich in den ersten Tagen pflegt ein heidnischer Häuptling nicht gleich seine ganze Feindseligkeit an den Tag zu bringen. Er sondirt erst das Terrain, wie er mit dem neuen Ankömmling wohl fertig werden werde, hofft auch wohl auf ein gelegentliches Geschenk. Deshalb ließ sich der Häuptling sogar so weit herab, einmal wieder den Gottesdienst zu besuchen. Aber kaum waren zwei Monate vergangen, so brach der Haß des Heiden gegen das Wort des Herrn wiederum in hellen Flammen aus. Hören wir Regler's Bericht mit seinen eigenen Worten:

„10. September. In aller Friedlichkeit nahm der Gottesdienst seinen Anfang, aber er sollte herber als je gestört werden. Der Satan hatte den Häuptling erfaßt und die offene Feindschaft gegen Gottes Wort bricht los. Mokopane kam wie zufällig auf den Platz und betrat die Kirche. Mit teuflischer Ruhe ergriff er den ersten bei der Thür (etwa ein Mensch von 19 Jahren) und zog ihn heraus, erfaßte seinen Stock und hieb unbarmherzig auf ihn ein; dabei sprach er kein Wort; dann traf einen zweiten und dritten dasselbe Loos, einige entwischten ihm. Er durchsuchte mit seinen Augen und Händen die ganze Kirche; nur mich wagte er nicht anzusehen und wollte meinem Blicke nicht begegnen. Hätte er mich angesehen, so würde er ein neues Opfer gefunden haben, obschon sein Stecken schon entzwei war. Einer der Jünglinge hatte in der Angst hinter mir Schutz gesucht, und wartete die Gelegenheit ab, diesem Bösewichte zu entkommen.

Unser aller Herzen bebten; ein solch dämonisches Werk zu sehen, ergriff uns tief. Unsere Gebete waren reich mit Thränen genetzt.

Mokopane sagte: Jetzt fange ich erst an; ich will doch sehen, wer Herr ist, das Buch oder ich. Damit ging er; Moses trat bei mir ein, ich fragte: Nun, was sagst du zu dieser Sache? Er: Wir müssen beten, daß ihn Gott der Herr straft, wenn keine Rettung mehr für ihn ist; er hat keine Macht, nur Jesus allein. — Ich: Heute hat er die Jungen geschlagen, wenn er nun aber euch Gläubige schlägt, wie dann? Er: Wir nehmen es hin und bitten den Herrn um Kraft dazu. Ich: Wenn er euch aber tödtet, wie dann? Er: Wir nehmen es hin, wir fassen das Buch in den Arm, und dann mag er uns tödten; er aber hat keine Macht, Jesus nur allein, wir bitten ihn um Kraft. Du bete mit uns, aber was denkst du dazu? Ich: Ich denke also wie du, laßt uns beten immerfort.

Was weiter daraus werden wird, steht in des Herrn Hand, aber eins haben wir heute empfunden: Noth macht stark im Herrn, und wir sehen getrost den Dingen entgegen. Aber der Herr lasse uns seine starke Hand spüren, damit wir nicht wanken und weichen, sondern gerne leiden um seines Namens willen.

Masenga, der Bruder des Häuptlings, hat dem Könige geantwortet, als er ihn aufforderte, das Buch wegzuwerfen: „Das werde ich nicht thun, und wenn du mich plagst, so verlasse ich lieber mein Volk und Gut, und gehe dahin, wo mich Niemand plagt, daß ich das Buch wegwerfen soll.“ Der König ist still dazu, aber wir wissen noch nicht, was für Pläne er schmiedet. — „Sie setzen ihren Mund gegen den Himmel, und ihre Zunge wandelt auf Erden.“ (Ps. 73.)

Das Jahr war noch nicht zu Ende, als die Feindschaft der

Heiden sich so weit geschärft hatte, daß sie die Entfernung des Missionars vom Platze verlangten.

Eine große Rathsversammlung wurde gehalten. Moshe, eins der Gemeindeglieder, kam noch in später Abendstunde (28. Dezember 1871) zum Missionar, um ihm den Beschluß der Rathsversammlung mitzutheilen.

Die einen hatten das Votum abgegeben: „Wir wollen gar keinen Missionar. Seht doch Bapo und Sekukuni an, die haben ihren Missionar fortgejagt; jetzt sehen sie nur Eden!" Andere sprachen: „Nein, einen Lehrer wollen wir haben, nur nicht diesen da. Der ist ein Schelm, denn er giebt uns nicht, was wir wollen. Hat er doch kürzlich erst uns nicht einmal seine Picke zum Arbeiten geben wollen. Unser Missionar muß voll Güte sein" (d. h. jedem Bettler Alles gewähren). Die dritten sprachen: „Nein, der Lehrer hat recht gethan, ihr habt ihm erst kürzlich einen Grabscheit zerbrochen, und dem Capater hat er ja doch einen geliehen. Was soll er mehr! Nein wir wollen ihn behalten!"

Die letzte Rede fand wenig Beifall. Das Ende war, daß Klaas dem Bruder Regler den Befehl zukommen ließ, den Platz sofort zu verlassen.

Mitten in dieser Trübsal starb dem Bruder Regler eines seiner treusten Gemeindeglieder, Stefan, und dessen ebenfalls einst so treue Schwester Maltap fiel kurze Zeit darauf ins Heidenthum zurück, die Heiden selbst versuchten sich in allerlei Hohn und Bosheit gegen den Missionar, zertraten ihm seinen Garten, eigneten sich andere Stücke desselben zu, und suchten ihn mit den verächtlichsten Reden in Zorn zu bringen. War es da wohl unserm Bruder Regler zu verargen, wenn Gedanken in seine Seele kamen, wie die, denen er in seinem Tagebuch Worte gab: „Wozu noch solche Station halten, da doch Alle bereits genug vom Evangelio gehört haben, um zu wissen, worauf es ankommt, und dennoch das ganze Volk nicht aus Unwissenheit, sondern aus reifer Ueberlegung das Wort zurückwirft."

Und dennoch waren solche Gedanken nicht aus Gott geboren, nicht aus dem Samariterherzen entquollen, mit dem der Heiland auch noch das vierte Wartejahr für den unfruchtbaren Feigenbaum erbat.

Und Bruder Regler besann sich denn auch noch zur rechten Zeit. Er blieb, und ließ dem König zurücksagen, er werde freiwillig nicht gehen, wolle der König ihn forthaben, so möchte er nur Gewalt anwenden. Und siehe. Bald wandte sich das Blatt! Schon am folgenden Sonntag kamen so viel Hörer zur Predigt, daß das kleine Häuslein die Schaar nicht fassen konnte, und an den folgenden Sonntagen mehrte sich die Schaar dergestalt, daß sie reihenweise vor der Thür standen. Es schien, als ob Lekalekale's

Volk in der Befürchtung bald keinen Lehrer mehr haben zu sollen, die Zeit noch wahrnehmen wollte, wo sie die letzten Klänge des Evangelii vernehmen könnten.

Inzwischen änderte sich auch äußerlich die Situation sehr bald völlig. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht durch das ganze Land: „Bei Morabastad ist Gold gefunden worden.“ Nur wenige Wochen dauerte es, da kamen die Schaaren der Goldgräber an, und Engländer kauften zu hohen Preisen den Bauern ihre Plätze ab; die Gegend bevölkerte sich mit weißen Einwanderern, und dies genügte, um den soeben noch so siegestrunken übermüthigen Klaas Mokopan so weit zu demüthigen, daß er nun um alles in der Welt nicht seinen Missionar hätte verlieren mögen. Denn, so sprach er, geht der Missionar, so heißt das, die Weißen fangen mit mir Krieg an, und habe ich Krieg mit diesen vielen Weißen, so bin ich verloren. Deshalb wandelte er sein Benehmen sofort, ja als Regler wiederholt Reisen zu Molepo und Mpachlele (Mutle) machte, um vielleicht dort eine Station zu eröffnen, da wurde der König ganz besorgt, gab denjenigen, die den Bruder Regler geplagt hatten, entschieden Unrecht, jagte den eigenmächtigen Eindringling aus Regler's Garten heraus, und legte, obschon er seine Regenjagden Sonntags fortsetzte, dem Besuch des Gottesdienstes kein Hinderniß mehr in den Weg; und Bruder Regler hatte das ganze Jahr 1872 hindurch die Freude, daß sein kleines Gemeinlein treu um ihn ausharrte, ja daß eine Anzahl neuer Hörer des Worts sich um ihn sammelte. Die sah er freilich allzeit mit Zagen kommen, wußte er doch aus Erfahrung, wie bald sie lau würden und wegblieben, und hatte er doch soeben noch an des Königs Vetter Masenya, Mahem's (des Königs Onkels) Sohne, die betrübende Erfahrung machen müssen, daß selbst ein solcher, der schon Schmach und Verfolgung um des Evangelii willen gern über sich genommen hat, wieder matt werden, ja so gut wie zurückfallen konnte.

Aber desto mehr Freude hatte Bruder Regler an anderen seiner Stationsleute, von denen einer, der eine Reise in die Colonie gemacht hatte, ihm mit Freuden sämmtliche Texte wieder sagte, über welche die Missionare auf den verschiedenen von ihm besuchten Stationen an den einzelnen Sonntagen gepredigt hatten. Eine große Freude hatte Bruder Regler auch an seiner kleinen Schule, welche, obgleich nur sechs, dann fünf und dann gar nur vier Kinder zählend, doch dem einsamen Bruder eine feste und bestimmte Thätigkeit darbot. Freilich war auch diese Freude nicht von langer Dauer. Die meisten Eltern nahmen ihre Kinder zurück, um sie zum Viehhüten zu verwenden, und schließlich blieb nur noch Philippus übrig, der Sohn von Timêke, aus dem Bruder Regler einen Nationalhelfer heranziehen zu können hoffte.

Gold und Diamanten aber brachten im Jahre 1872 und

1873 Leben und Bewegung in die stagnirende Bassuto-Bevölkerung. Die Wege waren voll von Arbeitskaffern, die hohe Löhne zu erzielen hofften, und unter den Weißen doch andere Anschauungen und Bedürfnisse erlangten, als unter ihrem Volk. Die Schwarzen, wie die Bauern, geriethen durch die Entdeckung von Goldfeldern in eine fieberhafte Bewegung. Für letztere ist es in der That eine Lebensfrage, ob die Goldminen sich ergiebig erweisen. Denn sie in ihrer Vereinzelung allein sind zu schwach, um sich gegen die mehr und mehr mit Feuergewehren sich bewaffnenden, ihnen an Zahl so ungeheuer überlegenen Schwarzen halten zu können, wenn nicht eine sehr starke Einwanderung ihre Kraft stärkt.

Der nächste Erfolg dieser Bewegung war, daß Klaas Mokopan ganz freundlich gegen unsern Bruder Regler wurde. Eines Tages kommt er zu ihm und spricht: „Laß uns doch in Eden bei einander wohnen. Das taugt nicht, daß die Leute so viel reden." Regler: „Ja es ist mein Wunsch!" — Mokopan: „Wie siehst du so mager aus, bist du krank?" — Regler: „Ja, du machst mich krank, du willst nicht Gottes Wort, dein Volk auch nicht, das macht mich krank. Werdet ihr glauben, so werde ich nicht mager sein!" — Das liebte der Häuptling nicht zu hören; aber er wich freundlich aus, lenkte das Gespräch auf andere Dinge, blieb bis zum Dunkelwerden, dann grüßte er freundlich und ging heim.

Viermal wurde er geängstigt dadurch, daß Regler eine Missionsreise machte. Klaas dachte nämlich, er werde fortbleiben. Regeler war zweimal bei Molepo, zweimal bei Mpachlele (Mutle). Die ersten Male wurde er freundlich aufgenommen, die letzten Male kühler, weil Sekukuni den beiden von ihm abhängigen Häuptlingen entschieden verboten hat, Missionare bei sich wohnen zu lassen. So wurde unsere Absicht, diesen mächtigen Feind in der Flanke zu fassen, für diesmal vereitelt.

Bruder Regler konnte also auf den inneren Aufbau der Station Bedacht nehmen. Er errichtete abermals eine Kinderschule mit sechs Kindern, von denen indeß fünf bald wieder fortblieben. Seine Freude konnte er haben an den wenigen Gemeindegliedern, deren Zahl freilich 1872 schon auf zehn und 1873 auf sieben Seelen zusammenschmolz, weil etliche starben und etliche verzogen und Nachwuchs jetzt zunächst nicht zu erwarten war. Aber es war doch auch wenigstens eine Seele vorhanden, die das Heil in Christo mit innerem Verlangen suchte. Diphata hatte schon den Bruder Moschütz und dessen Unterweisungsstunde öfters besucht, war auch mit der schüchternen Frage hervorgetreten, ob sie wohl getauft werden könne, wenn auch ihr Mann nicht glaube. Sie hatte allen Verfolgungen zum Trotz ihre Besuche beim Lehrer nicht eingestellt. Im April 1872 kam sie nach längerer Unterbrechung einmal wieder in Begleitung einer älteren Frau. „Ist Diphata

hier? Ich denke, die hat weggeworfen, weil sie so lange nicht zu mir gekommen ist?" Statt der Antwort zeigte ihm die Alte den Kopf, die Arme und den Leib der Frau und sprach: „Siehe, hier kannst du sehen ihren Schmerz." Es waren Wunden, die ihr Mann ihr beigebracht hatte um ihres Kirchengehens willen.

Vom 11. Februar bis 21. Mai 1873 war Bruder Regler von der Station abwesend, um seine Braut von der Bai abzuholen. Bruder Schwellnuß vertrat seine Stelle.

Der Häuptling Klaas Mokopan besuchte den neuen Lehrer bereits am folgenden Tage, begleitet von seinen Dienern und Räthen, um ihm einen Bock zum Geschenk zu bringen. So ungeberdig er vor kurzem Bruder Reglers Abreise gefordert hatte, so schwer kam es ihm an, als derselbe nun wirklich, wenn auch nur vorübergehend, abreiste. Denn er fürchtete den Krieg von Seiten der Bauern. Seine Begleiter, die Großen des Volks, waren sehr begierig das Crucifix auf dem Altar zu sehen. Br. Schwellnuß trug Sorge, daß einer der Getauften den Neugierigen die Geschichte des Kreuzestodes und ihre Bedeutung erzählte. Auch andere Leute kamen häufig, theils um dies und jenes zu kaufen, theils aus Neugier; denn die Ankunft eines neuen Lehrers ist für einen jener Stämme immer eine interessante Begebenheit, zumal sie immer noch nicht recht den Unterschied zwischen einem Lehrer und einem Handelsmann machen können. Ab und zu kamen denn auch heilsbegierige Seelen aus den benachbarten Stämmen, namentlich von Bapo und von Mutle, um einmal einem Gottesdienst beizuwohnen, oder um über dies und jenes aus dem geistlichen Leben Aufschluß zu holen. Andere kamen und begehrten Medizin. Ein Mann aus Bapos Stamm brachte die erfreuliche Nachricht, daß eine ganze Anzahl seiner Stammesgenossen beabsichtige, sich in der Nähe der Missionsstation anzubauen, um Gottes Wort hören zu können. Solche Besuche erwecken dann auch Gegenbesuche, so daß Bruder Schwellnuß sowohl die von Bapo, als auch die von Mutle auf einer Reise mit der Seelenspeise versehen konnte. So hat unser Bruder Schwellnuß die Station verwaltet, bis am 21. März 1873 unerwartet Br. Regler mit seiner neuvermählten Frau wieder eintraf und die Station wieder übernahm.

Nach seiner Rückkehr auf die Station trugen die von Br. Regler eingesandten Berichte immer denselben Charakter: „Ich arbeite vergeblich, auf dieser Station ist nichts auszurichten." Und es scheint, als ob, seitdem vor acht Jahren die Heiden unsere liebe, freundliche Kirche abgebrannt haben, Gottes Fluch auf ihnen im Aeußerlichen und im Geistlichen geruht habe. Im Aeußerlichen, denn sie leiden Hunger und Kummer, haben fast gar keine Erndten und das Volk ist schon zum öftern in bedenklicher Stimmung gegen seinen Häuptling Claas Mokopan gewesen, weil er seiner Häuptlingsaufgabe, Regen zu

machen, nicht gewachsen sei oder nicht nachkomme, — im Geistlichen, denn es herrscht auf der Station, abgesehen von den wenigen Getauften, bleierner Tod. Claas Mokopan war keineswegs unfreundlich zum Missionar, im Gegentheil, er leistete ihm in äußerlichen Dingen manchen freundlichen Dienst und gewährte ihm Schutz gegen die Plagereien seiner Unterthanen; nur in Einem Stück wurde er je länger, je consequenter, er verbot seinen Unterthanen entschieden den Besuch der Gottesdienste, und zuletzt auch dem Missionar die Besuche auf den Kraalen.

So lange er diesen seinen Willen mit Strenge durchzusetzen bedacht war, erreichte er wenig; die meisten blieben treu, und etliche, die die härter werdenden Plagereien nicht länger ertragen mochten, zogen ab nach anderen Missionsstationen, wodurch freilich die geringe Zahl der Stationsbewohner von Ga Lekalekale noch verringert wurde. Da schlug Claas den anderen Weg ein, daß er alle Christen oder zum Christenthum Geneigten näher an seine Person heranzog und ihnen ehrenvolle Aufträge gab, die aber jedesmal so eingerichtet waren, daß sie vom Gottesdienst oder dem Missionar abgezogen wurden, ihnen Geschenke oder Gunsterweisungen zukommen ließ — und dieser satanischen Klugheit konnten die Aermsten nicht widerstehen. Ein ganz kleiner Kern blieb ja freilich übrig, unter ihnen Jacob Timeke, der in unverbrüchlicher Treue zum Missionar und zu Gottes Wort hielt, der Mission auch gern mit seiner Arbeit diente, ohne jemals zu fragen: Was wird mir dafür? Diesen kleinen Kern versah Br. Regler mit regelmäßigem Sonntags- und Wochengottesdienst, ja er hielt mit den wenigen Kindern eine ordentliche Schule — allein die Heiden waren und blieben fern, und Br. Reglers Kraft und Muth sank also dahin, daß er um seine Versetzung von der Station bat, ja daß auf einer Conferenz die große Mehrzahl der Brüder den Beschluß faßte, die Aufhebung der Station zu beantragen.

Das Comité konnte sich nicht veranlaßt sehen, auf diesen Beschluß der Conferenz einzugehen. Eine Station blos um der von Seiten der Heiden entgegengeworfenen Hindernisse willen aufzugeben, hieße dem Satan gestatten, eine von Gott uns aufgethane Thür uns wieder zuzuschließen. Läßt Gott es zu, daß wir mit Gewalt vertrieben werden, so wissen wir, es ist Sein Wille. Ist durch Jahre langes vergebliches Harren der Beweis gegeben, daß uns jegliche Thür verschlossen ist, dann haben wir die Weisung, den Staub von unseren Füßen zu schütteln; sind die Arbeitskräfte auf einem anderen Felde zeitweilig nothwendiger, so kann eine Pause gemacht werden, aber von allen diesen Beweggründen lag keiner vor. Es ging deshalb die Weisung nach Afrika ab, die Station müsse gehalten werden. — Und der Herr bekannte sich auch sofort zu diesem Beschluß. Während Bruder Regler fest entschlossen war,

unter allen Umständen die Station aufzugeben, sandte der Herr, niemand weiß woher, völlig unerwartet einen neuen Geisteshauch durch die erstorbenen Massen der heidnischen Bevölkerung. Eine größere Anzahl von Katechumenen begehrte, zur Taufe unterrichtet zu werden; Claas Mokopan vermochte sie nicht zu hindern, ja sie beschämten fast mit ihrem Eifer die älteren Gemeindeglieder. Claas ließ es nicht fehlen an Versprechungen, Drohungen, Zaubereien; aber es gelang ihm nur mit Vieren, sie abwendig zu machen. Fünf Erwachsene und drei Kinder dagegen knieten am weißen Sonntag 1876 um den Taufstein und wurden in die Gemeinde Gottes aufgenommen. Eine Anzahl verblieb noch in der Taufunterweisung. Ein neuer Frühling begann anzubrechen. Was den Bruder Regler vermocht hat, trotzdem und gerade in dieser Zeit ein anderes Arbeitsfeld zu suchen, ist uns unverständlich geblieben. Er erhielt von seinem Superintendenten die Erlaubniß, in Blauberg bei dem kleinen Häuptling Maunatale den Versuch zur Anlegung einer neuen Station zu machen. Er ist dort nicht angenommen worden, und zu der Zeit, wo dieser Bericht geschrieben wird (Februar 1877) außer Thätigkeit, da in seine Arbeit auf Ga Lekalekale einstweilen Bruder Mars eingerückt ist.

Das Letzte, was Bruder Regler auf Ga Lekalekale ausführen durfte, war ein Friedenswerk. Der Krieg der Bauern gegen Sekukuni war ausgebrochen (s. o. p. 380). Die ganze bisherige Haltung Mokopan's und etliche unbesonnene Aeußerungen ließen fürchten, daß auch er aufzustehen beabsichtige. Es war nahe daran, daß die Bauern gegen ihn die Feindseligkeiten eröffnet hätten. Bruder Regler wurde ihm der erwünschte Vermittler des Friedens. Am 12. Juli 1876 verließ er die Station.

Bruder Mars, welcher an seine Stelle trat, berichtet aus der kurzen ersten Zeit seiner Arbeit in hoffnungerweckender Weise. Zwar der im April d. J. getaufte Lucas mit Frau und Kindern, sowie Philipp, der Sohn von Jacob Timeke, waren mit Regler gezogen, so daß das Häuflein der Getauften auf sechs Erwachsene und vier Kinder zusammengeschmolzen war, allein diese kleine Schaar hat sich wacker gehalten und auch Heiden kamen zu den Gottesdiensten, ja selbst Heidenkinder zu der Schule. Zum Katechumenenunterricht meldeten sich zwei Erwachsene, ein Knopneuse und eine Frau von Mokopan's Volk. Die Predigt des Wortes wurde nie gehindert, und auch äußerlich stellte sich der Häuptling so freundlich, daß er dem Missionar sogar seinen eigenen Ochsenwagen zu Missionsarbeiten zu Diensten stellte. So möge der Herr in Gnaden weiter darein sehen und aus der mit viel Gebet und Thränen gereiften Station Ga Lekalekale einen fruchtbaren Gottesgarten machen.

---

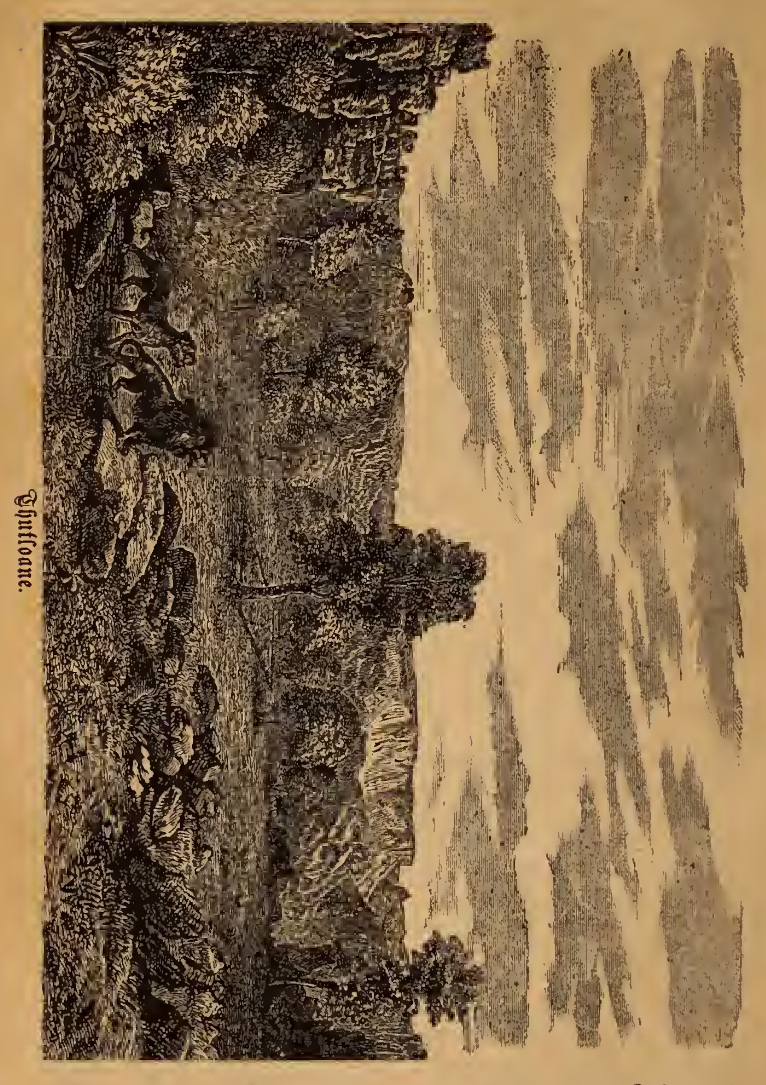
60. Die Missionsarbeit auf der Station Thutloane.

Wie nach der Zerstörung von Gerlachshoop unsere Brüder den Versuch machten, bei dem mächtigen Matebelenfürsten Mankopane oder Mapela eine Station anzulegen, wie sie den Kraal dieses Häuptlings bereits besetzt fanden durch Jesaias Seêle, einen von den bei Moschesch im Süd-Bassutolande arbeitenden französischen Missionaren entsandten Nationalgehülfen, wie Mankopane darnach sich mit diesem entzweit und ihn verjagt, dagegen mit Bruder Moschütz auf Ga Lekalekale Verbindungen angeknüpft habe, welche damit endeten, daß im April 1867 Br. Kühl nach fünfvierteljährlichem Aufenthalt auf Ga Matlale zu Mankopane sich begab und am Fuß des von diesem Häuptling bewohnten Felskopfes eine Station Thutloane anlegen konnte, das haben wir bereits oben (p. 217—225) andeutungsweise berichtet. Hier haben wir nur noch zu ergänzen, daß inzwischen auch das Comité der Pariser Missions-Gesellschaft auf eine dahin zielende Vorstellung der Berliner Gesellschaft geantwortet hatte, daß die Pariser auf eine weitere Bearbeitung des Feldes bei Mankopane verzichteten. Die Worte lauteten: „Das Comité hat, in Anbetracht, daß Sie bereits eine Mission ganz in der Nähe von dem Lande Mankopane's haben, daß die Umstände, welche über unsere eigene Mission bei den Bassuto gekommen sind, uns im Augenblick jede Bewegung zur Ausbreitung in Südafrika sehr schwer machen, daß Ihre Beziehungen zu den boers des Transvaal Ihnen gestatten, ohne Hinderniß von ihrer Seite zu arbeiten, es beschlossen, zu Ihren Gunsten auf das Werk, welches durch einen eingeborenen Katechisten, mit der Absicht, später dorthin französische Missionare nachzuschicken, angefangen worden ist, zu verzichten. Dieser Beschluß soll unmittelbar durch uns an die Conferenz unserer Brüder in Lessuto gesandt werden, und wir haben allen Grund zu glauben, daß sie demselben ohne Zögern beistimmen wird. Wenn indeß unsere Missionare aus Beweggründen, die uns jetzt unbekannt sind, es für nothwendig erachten würden, daß von unserer Seite neue Berathungen gepflogen werden müßten, bevor sie auf das, was sie unternommen haben, Verzicht leisteten, so würden sie davon an Ihre Arbeiter Nachricht geben."

Da im April 1867 bereits anderthalb Jahre verflossen waren, ohne daß solcher Einspruch erfolgt wäre, so konnten wir ohne die Befürchtung, in eines Anderen Arbeit einzugreifen, in die Lücke, die der wegen politischer Umtriebe nach kurzem Aufenthalt von Mankopane des Landes verwiesene Jesaias zurückgelassen hatte, eintreten.

Bruder Kühl bezog also am 12. April 1867 die Lehmhütte, welche der wegen Hochverraths flüchtig gewordene Jesaias leer zurückgelassen hatte, und begann seine Arbeit. Getaufte fand er

nicht vor, aber etwa ein Dutzend Angeregte, welche erfreut waren, das Wort Gottes nun aus dem Munde eines weißen Missionars hören zu können. Dieselben kamen in den ersten acht Tagen



Thutloane.

fleißig zu den Gottesdiensten. Dann blieben sie aus. Kühl erfuhr, der König habe geäußert, so ohne Weiteres dürften doch die Leute nicht zum Lehrer gehen. Doch genügte ein einziger Gang zum Könige, um dies Hinderniß zu beseitigen.

Nachdem der König die Erlaubniß gegeben, sammelte sich alle Morgen und alle Abende eine Schaar von 30—40 Erwachsenen, um das Wort Gottes zu hören. Schon zu Pfingsten konnte Br. Kühl 12 aus ihrer Zahl zum besonderen Taufunterricht aussondern. Die Gottesdienste wurden auf dem Kchoro, dem großen Versammlungsplatz dicht neben der Wohnung des Häuptlings gehalten, und dieser pflegte sich regelmäßig auch persönlich dazu einzufinden, und außer ihm, in Ermangelung einer Glocke durch das Kriegshorn (palafala) gerufen, etwa 2—300 Männer.

Da das Häuslein des Jesaias an einer ungesunden Stelle erbaut war, und Br. Kühl fast beständig an langwierigen, heftigen Fieberanfällen zu leiden hatte und auch außerdem die Nähe des Königskraals ihr Unbequemes hatte, so beschloß Kühl, die eigentliche Station etwa ½ Stunde entfernt, auf dem Bergrücken Thutloane (Giraffe) anzulegen, und legte am 9. Mai 1867 dazu den Grund. Das Erbauen mußte er freilich mit eigenen Händen ausführen, da in dieser fernen Wildniß die Hülfe weißer Arbeiter nicht zu beschaffen war. Der junge Br. Schubert leistete ihm dabei nach Kräften Beistand. Mußten doch die Missionare selbst den Weg, auf welchem die Baumaterialien herangebracht wurden, erst eigenhändig auf dem felsbesäten Lande mit großer Mühe herstellen.

Der Herr hat unserem Br. Kühl eine Weise gegeben, die besonders geeignet war, ihm die Liebe und das Vertrauen der Heiden, des Häuptlings, wie der Kraalbewohner, zu gewinnen. An ihm erfüllt sich das Wort: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ So konnte er sich denn eines fortdauernden Besuchs lernbegieriger Tagesschüler erfreuen und aus ihrer Mitte bereits im Februar 1868 die vier Erstlinge*) taufen.

Darnach brachte der oben (p. 236 f.) beschriebene Krieg der Bauern gegen Mokopan, in welchen seit Anfang 1868 auch Mankopane mit eingriff, dem frisch aufblühenden Werke die ersten

*) Eine der zum Unterricht kommenden Frauen erfuhr eine wunderbare Errettung durch die Gnade des Herrn. In der Gegend von Thutloane giebt es viele Löwen. Einer derselben hatte auf 20 Schritt Entfernung von Kühl's Hütte dessen Pferd gepackt und verwundet; es hatte sich aber losgemacht und gerettet. Von einer Frau, die ebenfalls zweien Löwen begegnete, berichtete Kühl in seinem Tagebuche unter dem 30. Sept. 1867 Folgendes: „Eine junge Frau von hier, die öfter Gottes Wort gehört hatte und mit einem Manne aus Lekalekale's Volk in ihre neue Heimath gezogen war, mußte in der Zeit, als die Bauern Lekalekale vertrieben, zu ihren Eltern zurückkehren. Sie ging mit Anderen zusammen. Einmal wird sie genöthigt, etwas zurückzubleiben. Da kommen zwei Löwen an; die andern fliehen, sie kann es nicht mehr. In ihrer Angst wirft sie sich auf die Knie und ruft den Herrn an. Auf jeder Seite setzt sich ein Löwe wenige Schritte von ihr nieder; sie fährt fort zu beten und neigt dabei ihr Angesicht zur Erde. Als sie nach einer Weile wieder aufblickte, sind die Löwen weg.“

Hemmnisse. Die Stellung des Br. Kühl, von dem die Bauern Spiondienste verlangten, die er unmöglich leisten konnte, ohne dem Mankopane und seinem Volk die Treue zu brechen, machte sein Verbleiben auf der Station zur Unmöglichkeit. Er siedelte daher am 17. Februar 1868 zu Bruder Grützner nach Ga Matlale über. Mankopane, der die Gründe seines Weggehens nicht verstand und als Einverständniß mit den Bauern ausdeutete, und dem gerade während des Kriegs daran gelegen sein mußte, den Missionar bei sich zu behalten, war im hohen Grade erzürnt, und der Befehl, den er um diese Zeit seinen Kriegsleuten gab, alle Weißen zu ermorden, auch die Missionare, und alles Gut der weißen Leute auszuplündern und auch das der Missionare nicht zu verschonen, hatte seinen Grund sicherlich in diesem Zorne des Häuptlings. Wir haben oben (p. 243 f.) gesehen, wie seine Kriegsschaaren einen Anfall auf unsere Station Modimulle machten, und bei der Gelegenheit auch das dorthin in Sicherheit gebrachte Stationsvieh des Br. Kühl, und unter demselben den von Mankopane an den Herausgeber im Jahre 1867 geschenkten Ochsen, raubten, welchen Raub der alte König auch aller späteren Vorstellungen Kühls ungeachtet nicht wieder herausgab.

Da von Ga Matlale aus die Station Thutloane zu Pferde in einem Tage zu erreichen ist, beschloß Br. Kühl auch von dort aus den Unterricht und die Seelsorge an seinem Gemeindlein fortzusetzen und ritt deshalb wiederholt hinüber, um seinen Gemeindegliedern und Taufbegehrenden auch im Kriege Lebensbrod nachzutragen. Der Herr segnete diese Treue so, daß bereits am 30. Mai den vier Erstlingen sechs andere Mitglieder durch die Taufe zugefügt werden konnten. Mankopane ließ den Missionar gewähren, und hatte dafür den Lohn, daß derselbe einem seiner Söhne, der im Kriege einen Schuß ins Bein erhalten hatte, durch Medizin half.

Anfangs Juni kam das Bauernkommando bis an Mankopanes Felskopf, und erschoß ihm 40 Mann und raubte 1900 Ochsen; aber da ein zweiter Angriff nicht so glücklich war, sah sich der Häuptling als Besieger der nach Makapanspoort zurückgekehrten Bauern an und ging auf die von diesen bereits im Juni angeknüpften Friedensunterhandlungen keineswegs ohne Weiteres ein, so daß der definitive Abschluß des Friedens erst im Juli 1869 erfolgte.

Br. Kühl aber wartete diesen nicht ab, sondern beschloß sofort, nachdem die faktische Einstellung der Feindseligkeiten eingetreten war (im October 1868), auf seine Station zurückzukehren. Das machte aber größere Schwierigkeit, als Bruder Kühl geglaubt hatte. Der Häuptling hatte seinen Zorn über den Weggang des Missionars noch keineswegs vergessen und glaubte auch, als Besieger der Bauern der Hülfe desselben weniger benöthigt zu sein. Er mußte freilich bald erfahren, daß er derselben dennoch noch nicht



Mankopanes Felskopf.

entbehren konnte. Als am 19. October 1868 die Gesandten des Bauerngenerals Paul Krieger um der Friedensverhandlungen willen bei ihm waren, ließ er schnell Kühl herbeirufen, um seine Vermittlung zu benutzen. Der Frieden kam zwar nicht zu Stande. Als aber Br. Kühl am Schluß der Verhandlungen zu dem Häuptling sprach: „Jetzt ist Frieden, jetzt kehre ich wieder!“, antwortete derselbe: Ja! und Kühl säumte nun nicht, seine Rückkehr zu bewerkstelligen. Am 11 November kehrte er mit Sack und Pack wieder zurück in seine ungesunde Fieberhütte, — denn der Bau des ordentlichen Wohnhauses hatte während des Krieges natürlich ruhen müssen.

Da Br. Kühl ohne irgendwelche weibliche oder brüderliche Pflege bereits wiederholt Wochen lang in seiner Einsamkeit am Fieber Schweres erduldet hatte, kam im Januar 1869 Br. Schubert abermals zu ihm zur Hülfe und Pflege. Die Arbeit der beiden Brüder ging auch unter des Herrn Beistand frisch vorwärts; am 17. Mai konnten fünf Erwachsene getauft und am 28. August konnte das neue Haus bezogen werden, welches doch wenigstens zu der Hoffnung berechtigte, daß die bisher stets sich wiederholenden Fieberanfälle nicht wiederkehren würden.

---

61. Heiße Kämpfe.

Die von jetzt ab folgenden vier Jahre der Missionsarbeit auf Thutloane bis zu Kühls Versetzung nach Ga Matlale waren eine Zeit des heißesten Ringens. Die sanftmüthige, aber eben so entschiedene, offene Weise des Br. Kühl, die in der ersten Zeit ihm das persönliche Wohlwollen des Häuptlings, so viel ein Heide eines solchen fähig ist, erworben hatte, war nicht im Stande, dem nach dem Kriege von 1867—1869 im Herzen des Heiden neuerwachten Haß gegen die Weißen, so wie dem Bewußtsein, dieselben besiegt zu haben, das Gegengewicht zu halten. In Mankopane kämpften zweierlei Beweggründe. Von der einen Seite ließ ihn der vom Missionar erhoffte Vortheil im Verkehr mit den Bauern, und im Unterweisen seiner Kinder wünschen, daß er bleibe, das Ausflüchten der getauften Gemeindeglieder fürchten, daß er gehe. Von der anderen Seite ließ ihn sein altes, zähe festgehaltenes Heidenthum wünschen, daß der Missionar je eher, je lieber ginge, und die wenigen Gläubigen mit ihm, daß er reinen Tisch behalte. Er traf daher nach dieser Richtung hin seine Maßregeln, befahl den Gläubigen, heidnische Sitten anzunehmen, an heidnischen Jagden und Festen sich zu betheiligen, er behandelte in Rechtsfällen die Gläubigen mit Ungerechtigkeit und

verbot schließlich geradezu den Verkehr mit dem Missionar, und gebot diesem direkt, die Station zu räumen; kurz er that alles dasjenige, was Claas Mokopan that, um die Gemeinde bei Lekalekale zu zersprengen. Aber er stieß in Thutloane auf anderen Widerspruch, als der ihm in Lekalekale entgegengestellt wurde. Der Br. Kühl ließ sich einfach das Predigen nicht verbieten, sondern predigte tapfer fort und trat dem ihm gegenüber sich aufbäumenden Heidenthum in der Kraft Gottes nicht ohne Gefahr des eigenen Lebens entgegen. Und an seinem muthigen Zeugniß stärkte sich die Kraft der Gemeindeglieder zu gleichem Muth im Bekennen und Leiden, so daß sie mit wenigen Ausnahmen Treue hielten. Und an dieser Treue des Hirten und der Heerde brach schließlich die Feindseligkeit des Häuptlings, wenigstens in so weit, daß er das Glauben und den Verkehr mit dem Lehrer und mit Gottes Wort, wenn auch nicht direkt gestattete, so doch geschehen ließ, und aus dieser Predigt wurden dem Herrn immer von Neuem unsterbliche Seelen geboren, so daß mitten durch alle Verfolgungen hindurch, die durch Abfall Einzelner und Ausflüchten Anderer entstandenen Lücken allzeit durch die Neugetauften sich wieder ausfüllten, und also das Reich Gottes auf Thutloane, wenn auch langsam und mit Unterbrechungen, so doch stetig wuchs, und dem Satan im heißen Kampfe eine Seele nach der Andern als Raub aus seinen Zähnen gerissen wurde.

Wie sich dieser harte Kampf des Zeugnisses von Christo wider das finster grollende Heidenthum im Einzelnen vollzog, das werden wir nun in der Spezialgeschichte zu zeichnen versuchen.

Mankopane begann seinen offenen Widerspruch ganz glimpflich. Er benutzte den Umstand, daß Kühl die Matebelensprache nicht versteht, dazu, daß er in dieser Sprache, nachdem der Missionar bei ihm auf dem Kchoro gepredigt hatte, seine eigenen Glossen hinzufügte, die den Eindruck der gehörten Predigt bei den Zuhörern verwischen sollten. Wir führen einige solcher Fälle an.

Im Januar 1869 predigt Bruder Kühl auf dem Kchoro; der König ist zugegen. Nachdem der Missionar gepredigt hat, predigt nun auch der König. Seiner Predigt Sinn ist: „Gottes Wort ist gut, aber die Zaubermittel auch, die Geister unserer verstorbenen Könige sind Götter, die uns den Regen geben!“ Er hatte gut predigen, denn er sprach in der Matebelensprache, die Bruder Kühl nicht vesteht. Seine Leute erzählten es ihm erst auf dem Heimwege.

Am nächsten Sonntag predigt Bruder Kühl wieder, nnd widerlegt ausführlich die Worte des Häuptlings, das sei alles nicht wahr, was dieser von den Geistern der verstorbenen Häuptlinge gesagt

habe. Mankopane saß dabei, ließ aber den Missionar ruhig gewähren.

Am folgenden Sonntag predigt Bruder Kühl wieder beim Felsberge. Wieder ergreift der König nach der Predigt auf Setebele das Wort! „Nicht Glauben und Beten, sondern Lesen und Schreiben ist die Hauptsache." Also etwa das auch in Deutschland beliebte Thema der Leute, die das Volk ohne Christenthum civilisiren wollen.

Wiederum vergehen 8 Tage, da predigt wiederum Bruder Kühl beim Könige, und widerlegt dessen Worte Punkt für Punkt. Der König saß dabei, hörte es ruhig mit an, und war hernach ganz freundlich zu Bruder Kühl, welcher dazu in seinem Tagebuch bemerkt: „Die Schmeichler und stummen Hunde verderben sich selbst den Credit, dadurch daß sie nicht bellen, wenn ihr Herr angegriffen wird."

Am 24. October desselben Jahres aber äußerte der König nach einer von dem Missionar auf dem Kchoro gehaltenen Predigt zu seinen Großen: „Ich weiß nicht, was die Leute hier wollen. Das Wort Jehovahs wirft unseren Gott um, und wir müssen doch einen Gott haben, Sekukuni, der nur die Weise der Bassuto liebt, ist jetzt wieder stark, denn er hat die Kahlkaffern geschlagen." Ja, entgegnete Kühl, und dazu ist er reif zur Hölle, wenn er sich nicht bekehrt. Der König schwieg. Als er aber gegen Ende des Jahres scharf vom Leder zog und das Glauben verbieten und die Gläubigen zur Zauberei zwingen wollte, da zog auch Bruder Kühl scharf vom Leder und nannte (19. Dezbr.) alle Zauberer und insonderheit ihre Stütze, den Häuptling, nach dem vorliegenden Text Diebe und Mörder, und veranschaulichte dies den Hörern in ihrer Weise. Das wurde aber dem König doch zu viel; er sprang auf und ging davon. Bruder Kühl ließ sich dadurch nicht stören, sondern redete seinen Text zu Ende, während die Leute mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Und er hatte noch nicht Amen gesagt, da war der König auch schon wieder da, und war nach beendigtem Gottesdienst überaus freundlich. Bruder Kühl bemerkt dazu: „Gottes Wort ist und bleibt ein gewaltiger Hammer, man muß nur damit zuschlagen, und was ist zu befürchten, da Er die Herzen der Menschenkinder in seiner Gewalt hat!"

Der von den Heiden wohlgemerkte, wachsende Widerwillen des Königs gegen das Wort Gottes bewirkte, daß die Zahl der Besucher der Gottesdienste auf dem Kchoro sich minderte, und daß unter den Kommenden manche waren, die, wie es schien, mit Zustimmung des Königs den Gottesdienst störten. Da nun ohnehin dem durch so viele Fieberanfälle in seiner Leibeskraft bereits sehr geschwächten Br. Kühl die Gänge von der ½ Stunde vom Felsberge entlegenen Station bis zum Kchoro sehr beschwerlich wurden, verlegte derselbe die Sonntagsgottesdienste nach seinem neuen Sta-

tionsplatz, woselbst er den Bau einer eigenen Kirche in Angriff nahm. Die kleine Gemeinde hatte etliche Monate Ruhe, bis im August dieses Jahres ein Vorfall den Ausbruch eines neuen Ungewitters beschleunigte.

Der Missionar war bei dem Könige auf dem Khoro. Derselbe war finster und schweigsam. Dann fragte er: „Wer hat die schwarze Stange mit der weißen Feder, die auf dem Wege nach Matlale zu in die Erde gesteckt war, umgeworfen?“ (Dieselbe war ein Zaubermittel gegen die feindlichen Krieger von Matlale, deren Einfall man von dort aus erwartete). Bruder Kühl antwortete: Das bin ich gewesen. Etliche Männer sagten mir, die Stange sei ein starker Riese, welcher die Feinde abhielte. Ich antwortete: Nein sie ist ein Stück Holz, das man zerbrechen kann. Sie erwiderten: Wer dies Holz zerbricht, muß sterben, bevor die Sonne untergeht. Da antwortete ich ihnen: Wenn ihr so sprecht, muß ich euch zeigen, daß das nicht geschehen wird, damit ich euch von eurem Irrthum befreie. Als ich nun neulich nach Botshabelo reisend, bei der Stange vorbeiritt, habe ich die Stange zerbrochen. Du siehst aber, ich lebe noch. Auf meinem Rückwege fand ich dort zwei Stangen, eine mit einer Feder und eine mit einem Knochen. Da dachte ich, die Leute wollen hier gerne irren und auf Holz vertrauen, daher will ich mich bei dem Zeug nicht aufhalten, und ritt vorbei. Helfen werden sie dir aber eben so wenig, als die frühere. Denn trotz ihrer sind ja die Leute von Matlale bereits gekommen und haben euch Vieh geraubt und die Hirten getödtet, wie du weißt!“ Der König, der selbst diese Zaubermittel geweiht hatte, schwieg ganz still und antwortete kein Wort.

Insgeheim brütete er aber mit seinen Räthen, wie wohl am besten den Gläubigen beizukommen sei. Endlich hatte er's gefunden.

Am Sonntag den 17. September, 1870 kam Pit, ein Gesandter von Mankopane, zu Kühl mit der Botschaft, alle Gläubigen müssen sich scheeren lassen, sonst verderben sie das Land. Bruder Kühl wurde stutzig: „Das Haarscheeren ist ein kleines Ding; aber wenn das Unterlassen desselben das Land verderben soll, so ersehe ich, daß des Königs Herz nicht freundlich ist gegen uns,“ antwortete er und einige hinzukommende Gläubige bestätigten es, daß der Rede Sinn eigentlich sei, Mapela wolle das Glauben verbieten.

„Komm mit, sprach Kühl, höre das Wort Gottes an, und dann sag deinem Könige, was du gehört hast,“ und dann predigte er über Apostelgeschichte 12. Der Bote hörte und ging. Am Abend brachte Isaak die Botschaft zurück: „Mapela hat gesagt, die Gläubigen müssen sich morgen früh scheeren und dann an den Fluß gehen, und ihren Glauben abwaschen, nachher sich schmieren wie die Heiden und dürfen den Weg zum Lehrer nicht mehr betreten.“

Kühl sattelte sein Pferd und ritt zum König. Er saß gerade

mit seiner großen Frau beim Frühstück. Gott hatte sein Herz bereits etwas milder gestimmt.

„König, so begann der Missionar, siehe, ich sage stets den Gläubigen, du bist ihr Herr und sie müssen dir gehorsam sein, nur in den Dingen vermögen sie nicht zu gehorchen, wenn deine Befehle mit Gottes Befehlen nicht übereinstimmen. Du weißt, daß auch mehrere Ungläubige mit den Haaren laufen, wie die Gläubigen, und daß auch von den Gläubigen sich etliche scheeren, wie die Heiden, wenn ihnen die Haare zu lang wachsen. Aber wenn du sagst, die Gläubigen müssen sich scheeren und die Haare in den Fluß werfen, so würden sie damit sagen: Herr Gott, du bist es nicht, der den Regen macht, sondern die Zauberer, und wir helfen denen mit unseren Haaren. Das wissen die Gläubigen, und wollen Gott nicht erzürnen, denn damit würden sie über sich und dich Gottes Zorn bringen!"

Der König hörte ruhig alles mit an, und sprach dann: „Baue ruhig dein Haus weiter, die Leute können auch zu dir kommen; doch es wäre gut, wenn sie die Haare jetzt scheeren." Aber schon am folgenden Tage brachte Pit Mapela's Wort: Ich habe gehört, daß die Gläubigen bange sind und fliehen wollen; das mögen sie doch ja nicht thun. Wenn sie das Scheeren unterlassen wollen, so mögen sie es lassen; es ist besser, wenn meine Kinder bei mir bleiben!"

So war denn der Sturm für diesmal abgeschlagen und Mapela mußte seinen Regen ohne Hülfe der Haare der Gläubigen machen. Aber bald suchte der König andere Wege.

Am 25. Oct. erschien ein Bote des Königs auf unserer Station, um den Bruder Kühl zum Könige zu rufen. Derselbe hatte einen alten Geheimen Rath bei sich, flüsterte erst heimlich mit diesem, und eröffnete dann in dessen Gegenwart dem Bruder Kühl: Auf den meisten Missionsplätzen wäre nur immer Ein Lehrer, daher wäre es auch hier an Einem genug. (Bruder Schubert war nämlich für eine Zeit dem Bruder Kühl zu Hülfe gegeben worden.) Kühl antwortete: Du weißt, daß ich früher auch allein war, bis ich krank wurde. Da haben mir meine Vorgesetzten einen zugeschickt, der mir helfen möchte beim Bauen und Predigen. Jetzt bin ich wieder frisch, habe gebaut, und wenn ich mir eine Frau geholt habe, wird es vielleicht nicht mehr nöthig sein, daß zwei Lehrer hier sind. „Warum hast du so viel gebaut, du brauchst doch nicht so viel Häuser? Und bei der Quelle muß das Kaffervieh herumtreten können, wie früher, daß sie stark werde. Auch kommen Sonntags jetzt immer so viel Leute zu dir, das geht nicht. Die angefangen haben zu glauben, mögen fortfahren, aber neue dürfen nicht hinzukommen. Nächsten Sonntag komm nur mit allen Gläubigen hierher, ich habe ihnen etwas zu sagen!"

Am nächsten Sonntag, 30. Oct., war unser Bruder mit allen Gläubigen auf des Königs Felsberg. Mankopane forderte Kühl auf, nur erst seine Predigt zu halten, darnach würde er auch sprechen. Unser Bruder sprach über das Sonntagsevangelium von der königlichen Hochzeit, er lud den alten Heiden so ernst als möglich zu derselben ein, und machte ihn auf die Folgen aufmerksam, wenn er nicht käme. — Der König aber wiederholte nach der Predigt das, was er dem Missionar kürzlich selbst gesagt hatte, und fügte in einem Privatgespräch noch hinzu, daß Kühl's Zeit auch schon gemessen sei. Derselbe bemerkt in seinem Tagebuch: „Nun, wie der Herr will! Ein Menschenkind darf nicht Einen Finger rühren, so Er nicht will! Der sich um jeden Sperling und um jedes Härlein kümmert, kann wahrlich seine Kinder nicht vergessen!"

Am 15. Decbr. kam unser Bruder wieder zum König. Derselbe war überaus freundlich. Aber wer kann darauf etwas geben? Am 19. Decbr. besuchte Mankopane unsern Kühl auf seiner Station, und besah sich alle die vielen Gebäude, und fragte, wozu diese seien. Diese sind nämlich für ihn ein Gegenstand des Mißtrauens, und in der That auch nicht ohne Grund. Denn im Kriegsfall können sich die Bauern darin festsetzen und von dort aus die einzige Quelle beherrschen, die den Königskraal mit Trinkwasser versieht. Der König zeigte nach Matlale hinaus: „Dort, sprach er, nicht weit von deinem Hause, werde ich einen Kraal bauen lassen." Dies ist nämlich der einzige Weg, auf welchem ein Ausfliehen aus dem Lande möglich ist, den wollte der König dem Missionar verlegen. Dieser antwortete: Das Land ist dein, thue was du willst!

Aber alle neuen Feindseligkeiten des Königs vermochten das Wachsthum der Gemeinde nicht aufzuhalten. Die Zahl derer, die für's „Wort" kamen, mehrte sich sichtlich.

Unter den Kommenden war auch Potlane, ein Sohn des Häuptlings. Sein Vater wollte es ihm wehren. Er aber erklärte, er dürfte es ihm nicht verbieten. Und als Bruder Kühl ihn auf einen andern Jüngling verwies, der auch zuerst gekommen, dann aber zurückgefallen sei, antwortete der Königssohn: „Mit unserer Kraft können wir nicht treu sein; aber wenn wir den Herrn bitten, so hilft er uns!" —

Daß die Leute selbst bereits ein tieferes Interesse am Worte des Herrn gefaßt haben, äußert sich in einzelnen lieblichen Zügen, so wie in der allgemeinen Mithülfe zum Kirchenbau, welcher am 4. April 1870 beginnen konnte, und am 6. Juni so weit vorgeschritten war, daß das Gebäude gerichtet werden konnte. Am 18. März desselben Jahres kam ein ganz armer Mann, Isaak, und brachte, da er nichts anders hatte, seine Picke als Missionsbeitrag. Einige Zeit vorher brachte Maria, die krank gewesen war, nach ihrer Genesung Perlen als Geschenk an die Mission zum Zeugniß ihrer

Dankbarkeit. Und während des Kirchbau's brachte Eva, eine Wittwe, die von ihrer Hände Arbeit lebt, eine ziemliche Gabe an Kafferkorn, welche dem Bruder Kühl um so willkommener kam, als er dazumal gerade 20 Leute täglich zu beköstigen hatte, die ihm bei der Arbeit halfen. Das alles sind Zeugnisse dafür, daß das Samenkorn guten Boden gefunden hatte, und aufzugehen begann.

Auch die Zahl der Getauften ist demzufolge bis zum Jahre 1870 in einem langsamen, aber stetigem Wachsthum geblieben. Nachdem am Ende des Jahres 1868 an Getauften zwölf Erwachsene und zwei Kinder vorhanden waren, konnten am 18. April 1870, also am zweiten Ostertage, wiederum zwei Jünglinge und zwei Frauen und am 26. December zwei Männer getauft werden, so daß am Ende 1870 die Gesammtzahl der Getauften auf 21 Seelen gestiegen war, unter denen nur zwei Kinder sich befanden. Jede solche Taufhandlung freilich regte den Zorn des Königs von Neuem auf.

Daß Br. Kühl einem sehr geliebten Enkel desselben, welcher von einer giftigen Schlange gebissen war, um diese Zeit durch angewandtes Gegenmittel das Leben retten konnte, erwarb ihm zwar neue Gunst beim Könige, änderte aber nichts in dessen Absichten, dem Glauben in seinem Lande endlich ein Ziel zu setzen.

Zunächst versuchte er es mit satanischer List, die Gläubigen zum Abfall zu bringen: denn das hatte er bereits zur Genüge gelernt, daß versuchte Gewalt dieselben nur um so fester und beständiger machte. Er schenkte also seinem getauften Sohn Isaak Potlane eine Kuh und ein Kalb, und wußte den hierüber erfreuten jungen Mann durch Festgelage wieder in das heidnische Wesen zurückzuziehen. Bruder Kühl ließ ihn rufen, er aber ließ zurückantworten, er werde nicht kommen. Bruder Kühl ging dem Verirrten nach; allein es war, als ob der starke Gewappnete seine wieder eingenommene Festung mit aller Gewalt vertheidigen wollte. Einmal brach dem Bruder Kühl auf einer Reise zu Isaak die Wagenachse, einmal wurde er selbst heftig krank, dann traf er den Gesuchten nicht zu Hause, oder derselbe verbarg sich. Dieser Streich war dem Könige gelungen.

Derselbe trat aber bald noch entschiedener auf. In allen Rechtsfragen begann er, den Gläubigen Unrecht zu geben, und in jenem Lande ist ja des Königs Laune das höchste Gesetz. Anna, eine getaufte Wittwe, hatte zwei Kinder, einen heidnischen Sohn und eine angeregte Tochter, die im Taufunterricht war. Diese wollte nach Recht der Bassuto der Bruder an drei Männer aus Sekukuni's Volk verkaufen für 10 Stück Ochsen. Das Mädchen wollte nicht, der König aber entschied, sie müsse gehorchen. In ihrer Angst kommt die betrübte Mutter in finsterer Nacht zu Bruder Kühl, um ihm ihre Noth zu klagen. Der weiß ihr keinen andern

Rath als, sie solle zum Herrn schreien. Das thut auch die geängstigte Mutter, und siehe am folgenden Morgen sind die drei Männer nach Sekukuni's Lande zurückgereist, ohne das Mädchen mitzunehmen. Freilich fürchtete die Mutter Verrath und Hinterlist, und beschloß, lieber selbst aus dem Lande zu flüchten mit ihrer Tochter.

Einem anderen Christen, Namens Petrus, war seine Frau entlaufen, aus keinem anderen Grunde, als weil er gläubig geworden war. Der König, anstatt das Weib zu strafen, ließ Petrus rufen und befahl ihm, den Glauben wegzuwerfen; denn die Christen verdürben mit ihrer Weise die Kraale, trieben die Weiber weg und machten das Land stinkend. Zwei Tage darauf ließ er ihn wieder rufen, überschüttete ihn mit Schmähreden und befahl ihm, das Glauben zu lassen. Neben dem Könige stand sein alter Feldhauptmann, der vor 3 Jahren einen Schuß durch beide Oberschenkel bekommen hatte und nur durch Bruder Kühl's sorgfältige Pflege gerettet war. Aber den Dank hatte er längst vergessen. Jetzt stand er auf und überreichte dem heftig zürnenden Könige einen dicken Stock, damit derselbe Petrus schlage. Indeß eine stärkere Hand hielt auch diesmal den Starken zurück, daß er nicht durfte.

Der schlimmste Rechtsfall aber endigte mit schlimmen Folgen.

Eine Wittwe, Namens Magdalene verlor eine schon längere Zeit kranke Tochter durch den Tod. Die Gläubigen wollten sie beerdigen und ihre heidnischen Freunde wollten ihr auch dazu behülflich sein, als plötzlich der Kraalhäuptling, ein Sohn des Königs, die Anklage erhob, die Gläubigen hätten jenes Weib umgebracht. Ein Rechtshandel entspann sich, und nach den Urtheilsprüchen der letzten Zeit konnten die Christen wohl denken, was ihrer harrte. Sie kamen zu Bruder Kühl, um sich zu offenbaren, daß sie fliehen wollten. Einer von ihnen, Namens Isaak namentlich, wurde durch die Befürchtung geängstet, daß man ihm seine Kinder rauben werde. Kühl redete entschieden von der Flucht ab, betete fleißig mit den Geängsteten und versuchte die Sache beim Könige in Ordnung zu bringen, als plötzlich am 19. April früh morgens die betreffenden Christen, zwei Männer, drei Frauen, zwei getaufte und zwei ungetaufte Kinder verschwunden waren. Sie waren geflohen und glücklich bei Matlale, dem Feinde Mankopanes, angelangt.

Unterwegs erfuhren die Flüchtigen eine wunderbare Rettung durch die Gnade des Herrn. Br. Grützner ritt gerade des Weges in Begleitung des Br. Trümpelmann, um den Br. Köhler zu besuchen. Auf dem Wege begegneten sie den Flüchtigen. „Nachdem sie" (so erzählt Br. Grützner weiter in seinem Tagebuch) „uns ihre Geschichte erzählt, ritten wir weiter und waren kaum 2000—3000 Schritt weitergekommen, als uns ein Commando von ca. 25—30 Mann begegnete, alle bewaffnet und das Gesicht

mit weißer Erde beschmiert. Ob wir ihren Leuten begegnet seien (nämlich den Flüchtlingen), fragten sie. Wir suchten einer directen Antwort auszuweichen und fragten unsererseits, wo sie hinwollten. Sie seien auf Treibjagd aus, war ihre Antwort. Mir schien die Sache nicht geheuer, und nachdem es mir deutlich schien, daß sie gesandt sein möchten, den Flüchtlingen nachzusetzen, sagte ich zu Br. Trümpelmann: Ich reite zurück, um die Gläubigen zu warnen! Br. Trümpelmann begriff noch nicht recht den Sinn meiner Worte und blieb noch 1—2 Minuten bei ihnen halten, worauf auch er in gestrecktem Galopp mir nachkam. Wir fanden die Flüchtlinge noch an der Quelle („Rietfontein"), wo wir sie verlassen; aber nun machten sie sich auf zur eiligen Flucht. Einer von ihnen, Isaak, war noch nicht ganz von einer Krankheit genesen, und konnte somit nur langsam vorwärts. Ich nahm sein Pack Kleider, womit er sich schleppte, herauf auf's Pferd, und also escortirten wir sie eine weite Strecke in Matlale's Feld hinein, etwa ¾ Stunden bei ihnen bleibend. Nun hielten wir sie für gesichert, und nahmen unsern eigentlichen Weg nach Malokong hin wieder auf. Wir hörten nachher, daß jene Bewaffneten allerdings zunächst auf Treibjagd aus waren, aber jedenfalls, so sie die Flüchtlinge bekommen, sie wenigstens festgenommen und zurücktransportirt haben würden, wo dann Mankopane kurzen Prozeß mit ihnen gemacht haben würde."

Kaum war die Kunde von dieser Flucht zu Mankopane gedrungen, als dieser Kühl zu einer großen Gerichtsversammlung auf den Kchoro rufen ließ. Die Zeugenaussagen bekundeten die Unschuld der Christen, ihr Verkläger entschuldigte sich selbst damit, daß er in betrunkenem Zustande gewesen wäre, als er die Christen des Mordes anklagte. Die Sache wäre damit abgethan gewesen. Aber die Flucht der Christen zum Landesfeinde war ein Akt des Hochverraths. Ihr Vieh, ihr Land mit reicher Ernte wurde ihnen zur Strafe genommen. Das Leben freilich hatten sie gerettet, denn schon am folgenden Tage ließ Mapela einen Mann, der des Mordes angeklagt war, ohne weiteres erdrosseln. Des Königs Laune eben ist Ober-Tribunal im Lande, und namentlich wenn er angetrunken ist, kostet ihn ein Todesurtheil wenig Bedenken. Soll er doch seinen eigenen Vater ermordet haben.

Zu Br. Kühl sprach Mapela bei dieser Gelegenheit: „Bei dir ist keine Schuld; du willst nicht, daß die Leute fliehen sollen; aber bei deiner Lehre ist die Schuld; wie es bei Sekukuni war, so ist's jetzt bei mir; die Lehre treibt die Leute aus dem Lande." Vergeblich entgegnete Kühl: Nein, deine Ungerechtigkeit treibt sie aus dem Lande! Mankopane antwortete: „Die Gläubigen müssen alles thun, was ich sage, und wenn sie nicht hören wollen, so werde ich sie tödten. In deinem Hause sitzen bleiben kannst du,

aber die Leute dürfen nicht zu dir kommen. Hast du das Land lieb, so mußt du das Lehren lassen!" Durch nichts ließ sich der König von dem gefällten Urtheil abbringen. Kühl ging betrübt seiner Wege.

Wäre ein Miethling Missionar auf Thutloane gewesen, so wäre er sicherlich vor den aufgethürmten Sturmeswolken davongegangen. Ein guter Hirte aber bleibet bei seinen Schafen und läßt auch sein Leben für sie. Die kleine Heerde war ja um sieben Seelen geringer geworden, der König drohte und hatte ja das Predigen direct verboten, seine Unterthanen zitterten vor dem Zorn des Tyrannen und die meisten blieben aus den Gottesdiensten fort. Aber Br. Kühl that, als wäre das alles nicht geschehen. Er hielt seine Gottesdienste nach wie vor, öffentlich und sonderlich, und obschon die große Masse fortblieb, etliche kamen doch allezeit, um das Brod des Lebens zu empfangen. Und an dieser Glaubenskraft des Hirten stärkten sich die Gläubigen der Heerde, so daß sie standhaft blieben allen Drohungen der Heiden gegenüber.

Einen Jüngling ließ der König rufen, der im Taufunterricht war. Siehe, sprach er zu ihm, mein Sohn Potlane hat sich scheeren lassen, und getanzt, jetzt thue du desgleichen. Der Jüngling aber hat sich entschieden geweigert, und des Königs Zorn durfte sich an ihm nicht vergreifen.

Ein anderer Getaufter, Namens Salomo, wurde von seinen Verwandten fast bis aufs Blut gepeinigt, er solle den Glauben wegwerfen; sie brachten auch Riemen herbei, ihn zu binden. Er aber bekannte in aller Treue. Am 16. Mai wurde auf seinem Kraal eine große Versammlung über ihn gehalten, um ihn zum Heidenthum zurückzubringen. „Du sollst nicht allein selig werden, sprachen die Heiden zu ihm, du sollst mit uns auch in der Hölle brennen!" Er antwortete: „Schlagt mich todt, aber meinen Heiland werde ich nicht wegwerfen!" Er holte sich bei Br. Kühl Trost und Weisung. Der rieth ihm, für seine Peiniger zu beten!

Einem Versuch des Missionars, den König zu anderem Sinne umzulenken, entging dieser mit Aalesglätte. „Es ist ja nicht meine Schuld," antwortete der alte Fuchs, „wenn die Gläubigen vor mir bange sind." Als der Missionar sich entfernt hatte, brach er in Schmähungen und Lästerreden aus hinter ihm her.

Br. Kühl aber fuhr fort, da er auf dem Kchoro (dem Rathsplatz des Königs) nicht mehr predigen durfte, nun auf den Kraalen umherzugehen und das Wort zu verkünden. Viele flohen ihn, viele gingen ihm aus dem Wege, etlichen aber konnte er das Lebensbrod brechen. Zwei alte Eheleute unter anderen traf er an, beide gläubig und getauft, aber beide von ihren Kindern verstoßen und verlassen, um ihres Glaubens willen. Der alte Mann zitterte vor Schwäche, und konnte kaum noch gehen in seiner Gebrechlichkeit;

auch das Mütterchen war ganz zusammengeschrumpft. Aber er fand sie, wie sie singend ihr Korn mahlte. Er erzählte ihnen von der himmlischen Heimath. — Auf einem andern Kraal sammelte sich eine geringe Menge um ihn, welche aber von Viertelstunde zu Viertelstunde stark anwuchs dadurch, daß ein Eingeborener die vom Br. Kühl gesprochenen Worte von Absatz zu Absatz wiederholte, so daß die Zuhörer einen tiefen Eindruck mit hinwegnahmen.

Endlich faßte er sich ein Herz und ging wieder wie sonst geradezu hin auf den Kchoro, um dort vom Herrn Jesu zu zeugen. Etliche vornehme Rathsherren fand er versammelt, von denen einer Brod von ihm erbat. Br. Kühl antwortete: „Leibliches Brod habe ich nicht, wohl aber geistliches, das viel besser ist;" und damit begann er zu zeugen von Christo, dem wahren Lebensbrod. Die Heiden hörten eine Weile zu. Dann sprachen sie: Wir haben keine Zeit mehr, dies anzuhören, wir müssen in die Gärten gehen!

Mittlerweile war auch der König näher herzugetreten. Bruder Kühl redete ihn freimüthig an: „Tritt nur näher hinzu, König! Das Wort ist für Jedermann; du mußt es auch hören!" Der Alte hörte wirklich mit Aufmerksamkeit. Ein Gedanke schien seine Seele zu beschäftigen. Plötzlich fragte er: „Werdet ihr Gläubigen alle auferstehen, wenn ihr gestorben seid?" Ja wohl, König, der Herr Jesus wird uns alle auferwecken am jüngsten Tage, auch deine Eltern; und auch du wirst auferstehen zu der Zeit, und der Herr Christus wird über dich zu Gericht sitzen! — „Wenn wir nur den Herrn sehen könnten!" lautete die Antwort des Heiden.

Nun war die Schranke gebrochen. Am 15. Juni konnte Br. Kühl bereits wieder öffentlich auf dem Kchoro predigen. Der König war ziemlich freundlich. Es schien, als habe der Herr sein Herz wieder einmal gewandelt.

Daß dies indeß keineswegs der Fall war, davon gab der alte Heide am 25. Juli einen unzweideutigen Beweis, als die Kunde von der durch Mapoch's Leute am Keerom bei Botshabelo verübten Mordthat (s. o. p. 282) auch nach Mankopanes Felskopf drang. Der alte Heide wußte sich gar nicht zu fassen in seiner Freude. Er hüpfte wie ein Kind umher und rief einmal über das andere aus: „Das ist gut, daß Mapoch die Gläubigen vernichtet. Wäre einer von diesen seinen Leuten hier, ich würde ihm zu Ehren einen Ochsen schlachten lassen; denn das sind Helden."

Die mancherlei Gemüthsbewegungen und Anstrengungen der letzten Monate hatten im September v. J. Br. Kühl auf das Krankenlager geworfen. Er schreibt: „Dem treuen Hüter Israels sei Dank für diese Demüthigung und neue Liebeserweisung! Bruder Beuster kam von Malokung herüber und pflegte mich mit

brüderlicher Sorgfalt. Der gnädige Herr vergelte ihm reichlich diese Liebe, wie ich bestimmt weiß, daß er es thun wird, so wahr er gesagt hat, daß er einen Trunk kalten Wassers nicht will unbelohnt lassen. Jetzt (22. Septbr.) bin ich durch Gottes gnädigen Beistand so weit, daß ich den Samen des ewigen Lebens wieder ausstreuen kann. Gelobt und gepriesen sei der Herr, der Arzt, der Leib und Seele wieder ein wenig gekräftigt hat!"

Die Gemeinde hat während dieser Zeit Ruhe gehabt. Es schien, als ob das Ausflüchten der sieben Getauften auf Mankopane Eindruck gemacht hätte, und als ob er Schlimmeres fürchtete. Er ließ also die Predigt des Wortes wieder einmal gewähren. Das kleine auf 11 Seelen zusammengeschmolzene Christenhäuflein von Thutloane erhielt in der zweiten Hälfte des Jahres 1871 einen Zuwachs von drei Getauften, die von außerhalb zuzogen. Denselben schien indeß die scharfe Luft, die vom Häuptlingskraal wehte, etwas Ungewohntes zu sein. Sie suchten gern den Mantel nach dem Winde zu hängen.

Das Jahr 1872 brachte seine neuen Heimsuchungen. Wenn gleich der Häuptling mit seinen Verfolgungen anfänglich nicht schärfer hervortrat, so hatte sich der Haß schon dem Volke mitgetheilt, das sollte zunächst die alte Sarah, dann der Missionar selbst erfahren.

Die alte Sarah hatte mit ihrer heidnischen Schwiegertochter ihr letztes Korn getheilt. Zum Dank dafür brach das böse Weib in Abwesenheit der Schwiegermutter in deren Hütte, und verschenkte sämmtliches ihr noch übrige Korn an die anderen Heiden, so daß Sarah bitterem Hunger preisgegeben war. Und als diese ihr darob Vorstellungen machte, begann die Heidin zu lästern und zu fluchen, ja ihre Mutter zu mishandeln, so daß die arme Alte, an mehreren Schienbeinwunden blutend zum Missionar flüchten mußte.

Trost und Stütze fand diese alte Jüngerin an ihrem Mann, dem alten Abraham. Dessen Haar war schon weiß, und seine Augen dunkel geworden; aber er war dabei allzeit still und fröhlich in seinem Herrn, bis dieser seinen treuen Knecht am 9. Decbr. durch einen sanften Tod heimrief. Kaum war er verschieden, als die Heiden mit ihren Zaubermitteln kamen, um den Platz zu reinigen. Sarah sollte sich ihren Ceremonien unterwerfen. Sie wollte (so schreibt Br. Kühl) durchaus nicht darauf eingehen, und als sie drohten sie zu tödten, erwiderte sie: Das könnt ihr thun, wenn ihr wollt, dann komme ich zu meinem Herrn Jesu und zu meinem Mann, laßt mich nur sonst zufrieden. Sie zwangen sie aber mit Gewalt. Da mußte sie sich mit dem Ruß vom Topfe schwarz beschmieren lassen, eine Frau nahm ihr allen Schmuck ab und schor ein Kreuz

auf ihrem Kopfe also, daß von Ohr zu Ohr und im Frauenscheitel ein Streifen Haare fehlten. Der Zauberer schlachtete eine von ihren Ziegen und schnitt ein Riemchen von dem Fell derselben, das sie sich um den Kopf mußte binden lassen. „Sie sagte mir, ihr Herz sei betrübt darüber, aber sie sei dazu gezwungen worden. Wie ich mit den Leuten nun darüber sprach, meinten alle, das Riemchen müsse weg, denn es sei Zauberkram; aber Sarah kann getödtet werden, falls sie es wegwürfe. Nach verschiedenem Hin- uud Herreden sagte ich: Nun, dann werde ichs abnehmen und wenn sie was von dir wollen, dann sage ihnen, ich hab's gethan. Damit waren alle zufrieden und das Ding verschwand vom Kopfe."

Von einem direkt von den heidnischen Balöi gegen Br. Kühl geplanten Mordversuch berichtet er unter dem 10. Februar 1872:

„Einigen Heiden hatte ich Gottes Wort gebracht und sprach dann noch ein wenig mit dem Kraalhäuptling über äußerliche Dinge; da fragte er auf einmal, ob ich die balòi (Giftmischer) kenne? Die hineingeschneite Frage fiel mir auf, aber ich beantwortete sie ihm ganz ruhig, indem ich ihm erzählte, wie sie ihre Schelmerei treiben. Wie ich darnach zu einem anderen Kraal ging, um mehr Saamen des Lebens auszustreuen, kam ein Kind an mich heran, that freundlich und erzählte in heimlicher Weise: Ich wollte dir nur sagen, die balòi suchen dich. Als ich fragte: Weshalb denn? antwortete es: Sie wollen dich tödten, weil du so oft sagst: „Bekehret euch." So drückte sich dies Kind kurz aus. Der Herr aber, der da gesagt hat: „Und so sie Tödliches trinken, wirds ihnen nicht schaden" lebt noch und weiß die Seinen zu bewahren wie einen Augapfel."

Unter dem 11. März schreibt Kühl weiter:

„Vor dem Hause steht ein Wasserfaß, welches bei gegenwärtiger Trockenheit gute Dienste thut. Da kam nun Anna vor einigen Tagen und ersuchte mich, dasselbe doch hier weg zu bringen; ich dachte aber, der Ort ist nicht so übel, es kann nur stehen bleiben. Heute früh war ihre erste Aeußerung: Ich bitte dich, nimm das Faß hier weg, denn ihr könnt vergiftet werden. Schon gestern Abend, wie wir zur Andacht kamen, bemerkten wir den Menschenkopf dort; es müssen einige Menschen euch Uebles zufügen wollen. Weil sich gerade auf der Station zwei Kafferwege kreuzen, ist es nicht so unmöglich, daß Giftmischer und Finsterlinge den noch riechenden Todtenkopf absichtlich hier hingeworfen haben, um uns vielleicht bezaubern zu wollen. Der Kopf wurde vergraben und und das Faß in die Küche gestellt. Als ich nun auf einem Kraal fragte, ob sie nicht zweibeinige Hyänen kenneten, wußten sie anfangs nicht, was ich meinte. Während dessen kam gerade Jemand an, der als „Elephant" begrüßt wurde; da bemerkte ich: Vielleicht kennt der zweibeinige Elephant die zweibeinige Hyäne? Allein auch er

schüttelte den Kopf. Da sagte ich's ihnen, daß ich einen Todtenkopf bei mir gefunden hätte, den nur eine menschliche Hyäne dort hingebracht haben könnte. Eine solche Handlung schien die meisten unangenehm zu berühren."

Im Laufe des Winters machte Kühl seine Hochzeitsreise nach Natal; Br. Beuster vertrat ihn getreulich während seiner Abwesenheit und empfing ihn am 27. Juli 1872 festlich, als er mit seiner neuvermählten Frau wiederkehrte. Eigenthümlich war der Empfang, den Kühl beim Häuptling hatte. Bei aller äußeren Freundlichkeit war eins seiner ersten Worte, daß nun doch nicht mehr nöthig sei, daß hier zwei Lehrer wohnten. Kühl konnte ihn beruhigen, denn schon nach wenigen Wochen reiste der junge Bruder ab und begab sich, wie wir später sehen werden, nachdem ein Versuch, beim Häuptling Mutle zu bauen, misglückt war, und nachdem er darnach in Gemeinschaft mit Br. Baumbach am 6. September ordinirt worden war, nach Norden zum Häuptling Sebase, und Br. Kühl konnte in alter Weise seine Arbeit fortsetzen. Die Verfolgung blieb freilich auch jetzt wieder nicht lange aus.

Die alte Anna hatte eine gläubige Tochter, um welche Salomo, ein ernster Christ, vergeblich freite, weil die Verwandten dadurch, daß sie das Mädchen an einen reichen Polygamisten als dessen sechste Frau verkauften, einen höheren Kaufpreis zu erzielen hofften. Die Weigerung der Mutter erregte Mankopanes ganzen Zorn. Er begab sich in allerhöchst eigener Person in Anna's Haus, ergriff einen starken Knittel, zerschlug damit Anna's Kochtopf und versetzte ihrem Sohne mehrere Hiebe. Die Mutter herrschte er an, sie könne nach Botshabelo ausfliehen, denn ihr Hofraum müsse aussterben. Die Tochter sollte mit Gewalt zurückgehalten werden. So blieb ihr denn nichts übrig als ein Fluchtversuch. Br. Kühl schreibt von demselben unter den 11. October 1872:

„Da Anna sah, daß sie ihre Tochter nicht anders als durch Flucht aus den Händen der drei Häscher entreißen konnte, welche bereit standen, um sie mit Gewalt dem Polygamisten zuzuführen, floh sie in der vergangenen Nacht mit ihrer Tochter nach Matlale. Ihr Sohn, der wieder umgestimmt worden war, seine Schwester dem Polygamisten abzustehn, war ihnen auf den Fersen. Die Flüchtigen fertigte ich so schnell als möglich ab, und das war für sie gut, denn sie waren erst etwa 500 Schritt gegangen, so hörten wir die Hunde anschlagen und Jemand sprechen; das Licht wurde schnell ausgelöscht und als es an der Thür pochte, öffnete ich nicht gleich. Er schien herum zu suchen, und klopfte nach einer Weile ans Fenster, da sprach ich ein wenig mit ihm und sagte, er solle jetzt sich nur irgendwo zur Ruhe begeben, denn es sei Nacht, morgen früh könnten wir weiter über die Sache sprechen. So blieb er bis an den Morgen, weil er wahrscheinlich dachte, sie seien irgend

wo auf der Station. Nun sprach ich mit ihm eingehender, und machte ihm deutlich, daß er die meiste Schuld in dieser Sache habe, denn durch seine Veranlassung seien die Leute nach seiner Schwester gekommen. Ganz früh waren Anverwandte der Anna beim Häuptling und erzählten ihm, daß die gezüchtigten Leute geflohen seien. Einige großen Hansen sollen ungehalten gewesen sein, und einer soll ihm geradezu gesagt haben: Du verdirbst das Land, wenn du deine Leute aus dem Lande treibst. Er kam darauf wieder vom Berge herab, bat diesen vorerwähnten Sohn, nicht zu fliehen und zu veranlassen, daß die Geflohenen wieder zurückkehren."

Da indeß nur Anna allein zurückkehrte, ohne ihre Tochter mitzubringen, ergrimmte der Zorn des Königs von Neuem. Er hielt am 23. November abermals einen Rath, in welchem beschlossen wurde, das kleine Häuflein der Gläubigen mit Gewalt aufzureiben. Sie sollten die Regenjagd mitmachen, sich mit Zauberwasser besprengen lassen, und die Ueberreste des verstorbenen Häuptlings verehren; wer das nicht wolle, solle getödtet oder aus dem Lande verjagt werden. Auch dem Lehrer wolle man nur drei bis vier Wochen noch Frist lassen, denn der zöge doch nur immer neue Leute an sich, deshalb müsse er auch fort. Matlale, des Königs eigener Sohn, der damals angeregt war und fein wandelte, kam selbst, um dies dem Br. Kühl anzusagen. Indeß auch diesmal wurde das Wort erfüllt: „Beschließet einen Rath, und werde nichts draus." Etliche mächtige Unterhäuptlinge legten sich ins Mittel und warnten den König, daß er das Land nicht verderben solle durch seine strengen Maßregeln. Dieselben unterblieben also, und die einzige Folge von dem Zorn des Königs war, daß die Zahl der Kirchbesucher sich ein wenig minderte. Das half ihm aber nicht, Br. Kühl suchte die Säumigen desto fleißiger auf ihren Kraalen auf, und taufte am zweiten Weihnachtstage wieder vier Erwachsene, so daß die Zahl der Gemeindeglieder am Ende des Jahres auf 19 Seelen stieg.

Das Jahr 1873 verlief ohne hervorragende Ereignisse. Das kleine Häuflein hielt sich tapfer. Die Zahl der Taufbegehrenden mehrte sich und als Br. Kühl im September zur Ablösung des nach Botshabelo versetzten Bruder Grützner die Verwaltung der Station Ga Matlale übernahm und zunächst Br. Schwellnuß in die Arbeit auf Thutloane eintrat, konnte er diesem ein in der Trübsal geprüftes und bewährt erfundenes Häuflein von 21 Gemeindegliedern (darunter 20 Communicanten) übergeben.

62. Bruder Schubert auf Thutloane.

Br. Schwellnuß, dem die Eröffnung einer Missionsarbeit beim Häuptling Matzebandela im Zoutpansberg übertragen wurde, übergab schon nach zwei Monaten die Verwaltung der Station dem Br. Schubert, welcher in den letzten Tagen des November auf Thutloane eintraf.

Aeußerlich empfing ihn Mankopane durchaus freundlich. So bald aber auf die Missionsarbeit die Rede kam, da verfinsterten sich seine Gebehrden und sein Angesicht entstellte sich. Stand er doch zum zweiten Male dem unerhörten Ereigniß gegenüber, daß ein Sohn seines Leibes, der oben erwähnte Matlale, im Begriff war, sich taufen zu lassen, und all seinen väterlichen Mahnungen einen unbeugsamen Willen entgegenstellte.

In der Mitte December hatte der Zorn des großen Fürsten den höchsten Grad erreicht, so daß am dritten Adventssonntag die Gläubigen zitternd dem Missionar mit den Worten entgegenkamen: „Mapela kommt, bitte doch den Herrn, daß er uns Kraft gebe, wir sind sehr erschrocken." Schubert antwortete: „Laßt ihn kommen, ich bin schon hier."

Der König trat ein, sehr freundlich, und lobte die Medizin des Missionars, durch welche seine Augen fast ganz gesund geworden seien. Dann fragte er nach den Geschenken, die der Missionar mitgebracht habe, und was sein Gewerbe sein werde im Lande. Als Schubert kurz antwortete: „Dir und allem Volk das Wort Gottes verkündigen," da antwortete der König eben so kurz mit sichtlicher Entrüstung: „Das eben ist es, was ich nicht will." Nach einigen anderen heftigen Erörterungen verließ er das Haus und setzte sich draußen nieder. Die Leute draußen herrschte er an: „Was wollt ihr hier? Seid ihr meine Leute? Bleibt doch zu Hause! Ihr Männer, die ihr hierher geht, seid mit der Frauenkleidung geschlagen! Ihr seid Weiber geworden, Narren seid ihr!"

Als die Gläubigen am Nachmittag wieder zur Kirche kamen, ermahnte sie Br. Schubert, daß, wenn sie Gott wirklich fürchteten, sie Menschen zu fürchten nicht nöthig hätten.

Am folgenden Tage kam ein Getaufter von des Unterhäuptlings Mabuela Kraal und berichtete, der König habe Befehl hingesandt, alle müßten das Wort Gottes wegwerfen, wie seine beiden Söhne, Isaac Potlane und Matlala (welchen er also wirklich ebenfalls wieder zum Abfall gebracht hatte) bereits gethan hätten. „Wer weiter fortlernt, den tödte ich. Ich nehme ihm sein und aller seiner Verwandten Vieh und Güter weg. Ich habe es verboten, zu lernen; ihr sollt mich nicht besiegen; ich will euch wohl besiegen und zerstreuen!"

In Folge dieses Befehls hießen die Heiden von Mabuela's

Kraal die Christen alle ihre Sachen nehmen und von dannen ziehen, damit sie nicht die Strafe des Königs um ihretwillen erleiden müßten. Als etliche der getauften Weiber sich beim Lehrer Raths erholen wollten, riefen vorübergehende Heiden ihnen zu: „Ihr seid wieder hier beim Lehrer, aber wenn ihr wieder in der Kirche seid, wird Mapela (Mankopane) euch alle tödten, und ihr sollt von den Aasvögeln hier gefressen werden. Wir haben es euch gesagt!"

So freundlich der Häuptling im Aeußerlichen zu dem Bruder Schubert blieb, so unerbittlich war er gegen alle Gläubigen, und leider gelang es ihm, noch manchen Katechumenen zum Abfall zu bringen, unter andern auch Piet, den Sohn von Mabuela. Aber diesen strafte der Herr in wunderbarer Weise. Noch ehe er seinen Fuß vom Berge des Königs herabgesetzt hatte, verrenkte er denselben in der Weise, daß er nicht einmal selbst nach Hause gehen konnte. Die Gläubigen aber suchten und fanden Trost und Stärkung in Gottes Wort zu neuer Treue. Von ihnen ist keiner zurückgegangen, und die Gottesdienste haben sie auch regelmäßig besucht.

Als aber die Noth und Bedrängniß ihren Gipfel erreicht hatte, da kam Hülfe von einer Seite her, von wo Niemand sie erwartet hätte — von der heidnischen Beschneidungsfeierlichkeit.

Eine solche Feier hatte seit acht Jahren nicht stattgefunden; auf den März 1874 wurde sie wieder anberaumt. Mit doppelter Angst sahen die Gläubigen den Tagen entgegen, denn bei dieser Gelegenheit ist wahrhaft der Teufel los, und die Heiden erlauben sich gegen Alles, was ihnen im Wege steht, die ausschweifendste Grausamkeit. Die kleine Heerde zitterte und bebte vor dem Gebrüll der Unmenschen, die auf Alles loshieben, was in ihr Bereich kam, und die Christen natürlich bald zur Zielscheibe nahmen und selbst in die Häuser der Station einzudringen versuchten. Dies aber war durchaus gegen Mankopane's Absichten, denn derselbe hatte es sich zur Regel gemacht, in allem Aeußerlichen den Missionar durchaus zu schützen und nicht zu dulden, daß er geplagt werde, nur das Glauben wollte er verbieten.

Als daher Schubert klagend über den begangenen Unfug zu ihm trat, entbrannte der König in heftigem Zorn, rief, ohne ein Wort zu sagen, denjenigen seiner Söhne, den er zum Oberaufseher der Beschnittenen gemacht hatte und schrie ihn in so grimmigem Zorn an, daß der arme Mensch zitterte und bebte. Er ertheilte ihm und dem ganzen Volke den gemessenen Befehl, daß Niemand den Missionar und seine Leute plagen dürfe, auch diejenigen nicht, die zur Kirche kämen. Damit die Frauen von den Jünglingen nicht belästigt würden, befahl er, daß sie auf einem Umwege zum Lehrer kommen sollten und immer die Vorsicht gebrauchten, sich sofort hinter verschlossene Thüren zu flüchten, wenn die Beschnittenen ihrer

ansichtig würden. Da sie sich aber unter solchen Umständen überhaupt fürchteten zu kommen, hielt ihnen Schubert auf der Hauptstadt selbst den Gottesdienst. Das allgemeine königliche Verbot war also hiermit durch den König selbst aufgehoben.

So ging die ganze Zeit der Beschneidung ohne sonderliche Plage für die Christengemeinde vorüber. Die gläubigen Männer wurden zwar dafür, daß sie sich von den heidnischen Tänzen fern hielten, doppelt mit häuslichen Arbeiten belegt, so sehr, daß sie nicht einmal immer zum Gottesdienst kommen konnten; aber sie thaten dies herzlich gerne, dankbar dafür, daß sie vor schlimmeren Zumuthungen bewahrt blieben. Diejenigen Männer freilich, die noch im Taufunterricht standen, erwiesen sich allzumal schwach und machten die heidnischen Feierlichkeiten mit. Der Königssohn Matlale fiel für immer zurück. Etliche Frauen aber wurden so schwach, daß sie zu den Gottesdiensten ferner zu kommen sich fürchteten, Andere flüchteten nach Botshabelo.

Im Aeußerlichen brachte der bei Gelegenheit der Beschneidung auf der Station verübte Unfug den Gewinn, daß Br. Schubert dieselbe sammt allen ihren Gebäuden und der Quelle mit einer Mauer einschließen ließ, um doch vor dem ersten Anprall der Tobenden gesichert zu sein. Als die Weiber vielfach das Wasser aus der von Schubert gegrabenen Quelle stahlen, gab ihm der Häuptling den Rath: „Weiber wirst du mit Worten nie besiegen, darauf hören die Weiber nicht, du mußt einer Jeden, die kommt, den Topf zerschlagen und das immer wieder thun, dann werden sie fortbleiben!“ Indeß, da doch dies Töpfe zerschlagen, namentlich wenn eine Mutter für ihr durstendes Kind Wasser holen will, nicht eben ein angenehmes Werk ist, so half sich der Missionar damit, daß er die Quelle unter Verschluß brachte und nur auf spezielle Bitte öffnete. Da kamen bisweilen an 150 bittende Weiber an einem Tage, so daß der Häuptling, hoch erfreut über das reiche Wasser in der von Schubert ausgegrabenen Quelle, auch die Quelle des Kraals ausgraben ließ.

Im Jahre 1874 drohte dieser zwischen dem Häuptling und dem Missionar bestehenden äußerlichen Freundschaft ein Stoß durch englische Händler, welche, wie dies ihre Weise ist, den Missionar beim Häuptling anschwärzten und verläumdeten, und Letzterem größere äußere Vortheile verhießen, als wie er von dem Missionar erhalten könnte. Sie waren auch schon drauf und dran, dicht in der Nähe des Missionars sich anzubauen, als sie meinend, der Missionar habe ihr Schmuggelwesen bei der Landesregierung zur Anzeige gebracht, von Schreck erfaßt ihr Vorhaben aufgaben und von dannen zogen.

Die Gemeinde aber wuchs selbst unter dem Druck. Am 18. Oktober 1874 konnte Br. Schubert acht Erwachsene taufen, und

da etliche von ihnen Kinder haben, mit diesen Tags darauf eine Schule eröffnen. Es war ein geringer Anfang, fünf bis sieben Mägdlein; aber es war doch endlich eine Schule, die bisher nicht hatte eröffnet werden können, weil eben die Getauften von Thutloane fast durchweg Erwachsene waren. Die kleinen Creaturen haben ihre Schule schon lieb gewonnen; denn als eines Tages der Häuptling ihnen auf dem Wege nach der Schule begegnete und sie scharf ausschalt und drohte, sie sammt dem Lehrer wegzujagen, so daß sie erschreckt aus einander stoben, waren sie doch am folgenden Tage gleich sämmtlich wieder da zum Unterricht. Im Uebrigen wurden die Gemeindeglieder und Kirchgänger vom Häuptling im Jahre 1874 nicht behelligt und durften sich einer Zeit der Ruhe freuen, in welcher sie mit allem Fleiß im Worte Gottes unterwiesen wurden und in gemeinsamer Andacht sich erbauten.

Das Jahr 1875 verlief in gleicher Weise. Der Häuptling verharrte in seiner Freundlichkeit gegen den Missionar, war wiederum öfters selbst zugegen, wenn er auf dem Kchoro predigte, und weil der Häuptling da war, so waren auch Hunderte (bis zu 400) seiner Männer da, so daß mancher zum erstenmal die Kunde von dem Heiland empfing, der auch ihn zu seinem Frieden einladet. Da das ganze Jahr mit Kriegsunruhen ausgefüllt war (nämlich es war der Krieg zwischen den beiden feindlichen Nachbarfürsten Mankopane und Mangoati ausgebrochen), so hinderte die beständige äußerliche Aufregung die innere Erbauung der Gemeinde. Es konnte nur eine Frau, Nkoe (Tiger), getauft werden nebst zwei Kindern. Durch sie wurde aber auch ihr Mann, Kuena (Krokodil), erweckt und trat in den Taufunterricht. Die Neugetaufte, Frau Krokodil, geborne Tiger, empfing den neuen Namen Hanna. Sie hatte den Schmerz, ein Kindlein bald darauf durch den Tod zu verlieren. Sie begrub es in christlicher Weise in dem Hause, wo es getauft worden war. Die Aufregung der Heiden, die sich dieserhalb erhob und welche in den Beschluß hinauslief, daß von den Christen, weil sie die Sitte der Voreltern verletzten, etliche getödtet und die anderen des Landes verwiesen werden müßten, diente nur dazu, um des Häuptlings umgewandelte Gesinnung zu bekunden und um Kuena, den Katechumenen, im Glauben zu befestigen. Letzterer entließ sofort seine zweite Frau, und Ersterer verbot den Heiden, sich in irgend welcher Weise an den Christen zu vergreifen. Ja als ein Getaufter aus der Häuptlingsfamilie aus Port Elizabeth zurückkehrend die Nachricht mitbrachte, daß viele Unterthanen Mankopane's in der Colonie lebten, die nur aus Furcht vor der Feindschaft des Häuptlings gegen das Wort Gottes nicht zurückzukehren wagten, da erwog dieser sogar den Gedanken, seine sämmtlichen getauften Unterthanen nach Hause zurückzurufen. Würde dieser Gedanke ausgeführt, so könnten wir an Statt unsers Ge-

meindleins von 27 Getauften, das am Schluß des Jahres 1875 gesammelt war, bald eine stattliche Gemeinde auf Thutloane haben. Der Herr wirds regieren. Wir aber schließen diesen Bericht über die Missionsarbeit auf Thutloane mit den Worten, mit welchen Br. Schubert seinen Bericht über das Jahr 1875 beschließt:

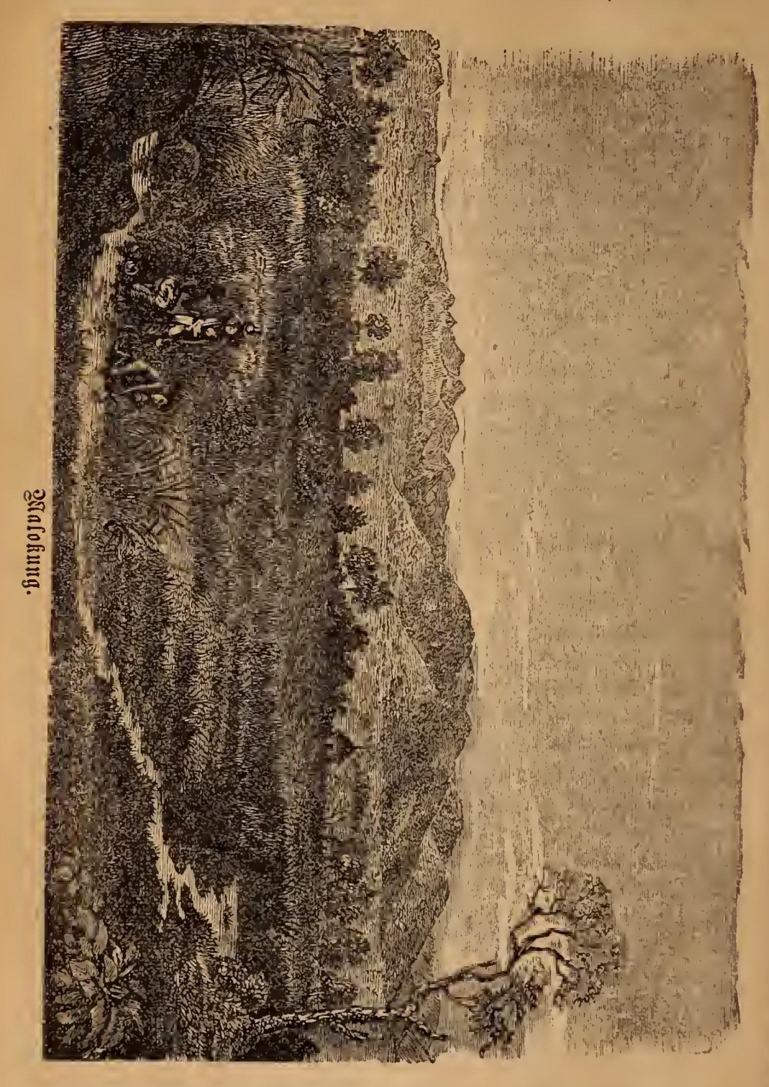
„Dem Herrn aber sei Dank, daß er nach seinem wundervoll freundlichen Regieren bis hierher geholfen, des Teufels List, Macht und Wüthen gewehrt und Gelegenheit gegeben hat, unter den harten in Sünden todten Heiden sein lebendigmachendes Wort zu verkündigen. Es sind immer noch erst sehr geringe Anfänge. Aber auch die geringen Anfänge unter dem Volke wollen wir nicht verachten, auch nicht den ausgestreuten Samen. Ein Bauer verachtet seinen Samen auch nicht, welchen er in die Erde gesäet hat. Das Säen ist des Menschen Aufgabe, das Wachsen aber und Gedeihen, das ist ein Segen vom Herrn. — Hier in diesem Lande ist jetzt sehr große Dürre. Der in die Erde ausgesäte Same kann weder keimen noch wachsen. Die aufgewachsene Saat verdorret vor der Hitze der Sonne. Der gewünschte nöthige Regen ist schon lange ausgeblieben. Die Heiden in ihrem verfinsterten Verstande wollen dem in ihrer Kraft abhelfen, sie mühen sich ab in der Menge ihrer Wege, sie wollen das ihnen Unmögliche zu Stande bringen; sie wollen Regen machen und damit Wachsen und Gedeihen ihrer Aussaat befördern. — Aber auch im geistigen Gebiete, wenn der Mission irgendwo emporgeholfen werden soll durch irdische fleischliche Mittel, welche ein sich klug dünkender Menschenverstand ersonnen hat, da ist es dem Thun der so unverständigen Heiden nicht so ganz und gar unähnlich. — Wir wollen Gottes Wort verkündigen, und wenn wir wo bei einem Menschen die Keimkraft des Wortes Gottes wahrnehmen, dem Herrn dafür danken, aber auch bedenken: von dem ersten Keimen bis zur vollen Frucht, dazwischen liegt eine lange Zeit. Mancher Keim wächst nicht empor zur hoffnungsvollen grünen Saat, manche Saat nicht zur Aehre und manche Aehre zeigt sich dann noch erstorben und verdorben: sie enthält nicht den gewünschten vollen Weizen. Wo es aber gegeben wird durch des Herrn gnädige Hülfe und Beistand, von der Aussaat eine reife volle Garbe zu binden, da gehört sie auf den Altar des Herrn, damit ihm der Ruhm sei für Alles.*)

---

*) Anm. Während des Druckes erhalten wir die wichtige Nachricht, daß der nach dem Erbrechte der Bassuto zur Thronfolge berechtigte Sohn des Mankopane, welcher dem Evangelio nicht abgeneigt ist, mit 15 Getauften bei seinem Volk wieder eingetroffen ist. Mankopane hatte vor zehn Jahren ihn, als der Absichten des Vatermordes verdächtig, verfolgt. Jetzt hat er ihn wieder angenommen und als Thronfolger anerkannt. Die Zahl der Gemeindeglieder in Thutloane ist hierdurch auf 40 Seelen gewachsen.

63. Die Missionsarbeit auf Malokung (im Waizacker).

Der König Mankopane hatte die Erlaubniß zur Anlegung von drei Stationen in seinem Lande ertheilt. Deshalb kam um



Malokung.

dieselbe Zeit, wo Kühl von Ga Matlale aus Thutloane anlegte, Br. Endemann von Botshabelo aus am 11. März 1867 nach Makapanspoort, reiste am 19. mit Kühl und Beyer zu Manko=

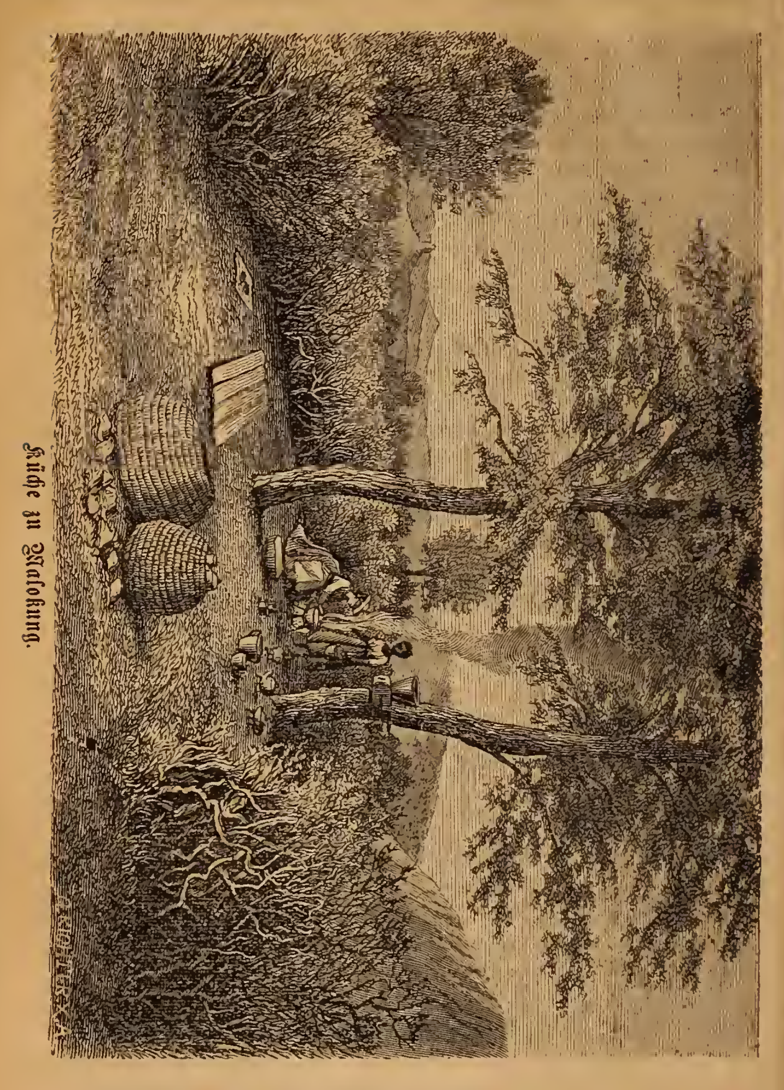
pane, um das Nähere festzusetzen und nahm am 29. März Beschlag von seinem neuen Arbeitsfelde. Der Ort hieß bei den Heiden Pudiakchope. Endemann nannte ihn nach dem Namen der ganzen Gegend Malokung, d. h. im Torfboden oder im Waizboden, weil die Ebene zwischen dem Stationshügel und dem Bergrücken, auf dem der Häuptling Modipane, ein Unterhäuptling von Mankopane, wohnt, ein fetter, schwarzer, fruchtbarer Boden ist. Beyer sollte etwa drei Meilen weiter, bei dem Häuptling Leso bauen. Da er indeß dort noch nicht sofort beginnen konnte, benutzte er seine freie Zeit, um seinem körperlich gebrechlichen Schwager Endemann den Liebesdienst zu erweisen, daß er für ihn sein erstes Daheim selbst erbaute. Br. Endemann fand daher, als er am 10. Mai mit seiner Familie von Ga Matlale aus auf der Station ankam, bereits fertig und wohnlich zugerichtet ein großes steinernes Rondabel (rundes Haus) von circa 20 Fuß im Durchmesser, welches durch Vorhänge leicht in mehrere Abtheilungen sich zertheilen ließ, dazu eine Schlafhütte für die Dienstkaffern, ein Hühnerhäuschen, einen Dornkraal für das Vieh, und einen andern Dornkraal um zwei schattige Morulabäume herum gebaut, an deren einem die Handmühle angebracht war; der Platz selbst war die provisorische Küche (s. p. 492). In diesem seinen neuen Wohnsitz empfing er schon nach drei Wochen den Besuch des Direktors, der also gleich die ersten Anfänge der Station sehen durfte.

Die Lage der Station war nicht ganz günstig. Das Wasser war nur schwach, die Entfernung vom Häuptlingskraal eine Stunde Gehens, und andererseits die Entfernung von Thutloane circa 1½ Stunde. Günstiger schien der Platz bei Leso, der auf halbem Wege zwischen Makapanspoort und Thutloane wohnt, von jeder dieser beiden Stationen etwa drei Meilen entfernt, und es wurde eine Zeit lang erwogen, ob man nicht noch jetzt die Station dorthin verlegen sollte. Der Krieg von 1867, dessen Anfänge der Direktor ja selbst noch in Makapanspoort mit Augen schauen sollte, vereitelte diesen Plan, und späterhin war der günstige Moment versäumt, der Häuptling Leso weigerte sich entschieden dagegen, daß ein Missionar bei ihm baue.

Die Zeitverhältnisse, in welche die Anlegung der Station fiel, waren so ungünstig, als möglich. Denn der Krieg erfaßte bald auch die Leute von Malokung, und gerade diese betheiligten sich, wie wir oben (p. 250) mitgetheilt haben, persönlich an dem Angriff auf unsere Station Modimulle.

So betrachteten die Matebelen des Modipane die Ankunft des Missionars mit entschiedenem Mißtrauen und Unwillen, welcher am 3. Sept. zur hellen Flamme ausbrechen sollte. Endemann hatte einem seiner Arbeitsleute, der sich säumig erwies, einen Abzug vom Lohn gemacht, und dieser hatte sich dadurch gerächt, daß

er ausbrachte, es seien Bauern als Spione in der Nacht beim Br. Endemann gewesen. Aufgeregt kamen die Leute, und richtig die Hufspuren der Pferde waren zu sehen. Es waren die Pferde



Küche zu Masokung.

des Br. Grützner gewesen, die in der Nacht dort geweidet hatten. Die Wahrheit wurde nun zwar bald festgestellt, allein die Aufregung war damit keineswegs völlig beseitigt, und es vergingen kaum acht Tage, so erhielt sie neue Nahrung.

Die Quelle, aus der Br. Endemann sein Wasser schöpfte, war von ihm sorgsam gereinigt worden und zu seinem eigenen Bedarf bestimmt, während die beiden naheliegenden den Bedarf des Volkes befriedigen sollten. Nun aber kamen die Weiber des Volks nicht nur häufig, um ohne Erlaubniß das Wasser aus des Missionars Quelle zu holen, sondern sie kamen auch zum Theil nackt und geberdeten sich so ungebührlich, daß Br. Endemann, um sie zu verjagen, den Sambok gebrauchte und die Wasserkrüge konfiszirte. Die Weiber flohen und riefen ihre Männer zu Hülfe, welche heraneilten und zunächst mit Schimpfen und Drohungen den Weibern beistanden. Endemann klagte bei Modipane und Mankopane; Letzterer gebot scharf, daß man aufhören solle, den Lehrer zu plagen, Ersterer wollte ihm sogar ½ Krone (2½ Mark) zum Geschenk machen, um ihn zu begütigen, was indeß dankend abgelehnt wurde.

Einen schlimmeren Verlauf nahm ein Vorfall, der 14 Tage später, am 26. September, sich ereignete. Die unaufmerksamen Hirtenjungen hatten zugelassen, daß das Vieh der Matebeleu die Quelle des Br. Endemann zertrat und verunreinigte. Mmule, der Wagentreiber des Missionars, trieb das Vieh fort; die Hütejungen begannen drob zu zanken und mit der Wurfkeule nach nach Mmule zu werfen, so daß dieser dem einen den Stock entreißt und ihn damit züchtigt, worauf dieser entläuft und mit neuem Stocke und Assagaien bewaffnet zurückkehrt. Inzwischen war aber auch schon Endemann mit seinen Leuten zur Stelle, welche letztere den jähzornigen Angreifer züchtigten. Dieser aber in seiner Wuth schleudert seine Assagai auf Bruder Endemann und würde denselben durchbohrt haben, wenn nicht eine Anzahl Papiere in seiner Rocktasche dies Wurfgeschoß entkräftigt hätte. Nun ergreifen zornentbrannt Endemanns Leute den Tobenden, züchtigen ihn hart und wollen ihn binden, um ihn dem Gericht zu überliefern. Er aber weiß sich ihren Händen zu entwinden, läuft heulend und blutend zu seinen Landsleuten, ihnen vorredend, der Missionar habe ihn erschlagen wollen. Diese machen sich, 30—50 Mann stark, den wilden Khoputzo, den bitterbösen Missionsfeind, an der Spitze, auf und wollen, in drei Haufen vertheilt, das Haus des Missionars stürmen. Dieser hatte schleunigst seine Leute bewaffnet, die sich trotzig vor das Haus setzten, um ihren Lehrer zu vertheidigen. Letzterer eilte in sein steinernes Rondabel, um im Gebet die Hülfe des Herrn anzuflehen. Aber einer der Heiden legte schon sein Gewehr auf das Fenster des Rondabels an, als ihm plötzlich Halt geboten wurde.

Der Herr gab es, daß in dem Moment, wo die Gefahr am größesten war, ein Bruder des Häuptlings vorüber ging, der, mit einem Blick die Sachlage überschauend, den wüthenden Angreifern

befahl, zurückzuweichen. So wurde der Mordanfall durch des Herrn Gnade abgewandt. Endemann mußte die Bestrafung der Schuldigen beim Häuptling nachsuchen. Derselbe erwies sich indeß, weil die Angreifer seine besten Kriegsleute waren, sehr säumig in der Verfolgung der Sache, und meinte, sie sei zu groß für ihn, sie müsse an Mankopane gebracht werden. Letzterer schickte nach einiger Zeit Botschaft an Endemann, er habe die Schuldigen um einen jungen Ochs und zwei Böcke gestraft. Wie Gott der Herr selbst wenige Monate später sie bestraft hat, das haben wir oben (p. 250. 252) erzählt.

Die nächste Aufgabe für Br. Endemann war nun, die erzürnten und erhitzten Gemüther seines Volkes wieder zu beruhigen und zu gewinnen. Es gelang ihm dies bald durch etliche gelungene Krankenheilungen und durch das Ausgraben der drei Quellen, welche den Leuten des Volks ein reichliches Wasser verschafften; er gewann wieder Eingang beim Volk. „Was habt ihr nur?" sprach ein Matebele zu einem andern, „der Mann ist ja ein guter Mann!" „Ja," antwortete der andere, „so ist er gut; aber hast du ihn nicht gesehen, wenn er böse wird? Dann sitzt er nicht still, sondern geht immer auf und ab!" Daß ein Mensch auf und abgehen könne, das wissen nämlich die Farbigen sich durchaus nicht zu erklären, und sind zum wenigsten überzeugt, daß es mit einem solchen Manne nicht richtig stehen kann im Kopf. Als aber nun späterhin sogar ein entlaufener Ingebukter bei Endemann Aufnahme fand, da hatten sie den untrüglichsten Beweis, daß Endemann kein Lekchoa (Bauer), sondern von ihren Leuten war. Die Zahl der Besucher des Gottesdienstes stieg auf 70—100 Personen, und Endemann ging schon mit dem Gedanken um, seiner von acht Personen besuchten Abendschule eine Tagesschule hinzuzufügen; der Häuptling hatte auch schon versprochen, den dazu nöthigen Schuppen durch seine Leute erbauen zu lassen, als — im Jan. 1868 die unmittelbare Betheiligung Mankopane's an dem Bauernkrieg alle diese Pläne durchkreuzte. Jetzt hatten die Farbigen nur noch Gedanken für den Krieg, und auch Endemann mußte, wie die übrigen benachbarten Brüder, seine Station im Februar 1868 verlassen. Er ging zunächst zu Br. Grützner nach Ga Matlale und von dort Ende April nach Blauberg, um seinen Schwager Beyer während dessen Hochzeitsreise zu vertreten.

Als im Oktober des Jahres Br. Kühl von Mankopane die Erlaubniß zur Rückkehr auf seine Station erhielt, erwirkte er dieselbe auch für Br. Endemann, und derselbe konnte also am 10. November auf seine Station wieder einrücken. Die Tageslosung lautete: „Und soll geschehen, wie ihr vom Hause Juda und vom Hause Israels seid ein Fluch gewesen unter den Heiden, so will ich euch erlösen, daß ihr sollt ein Segen sein."

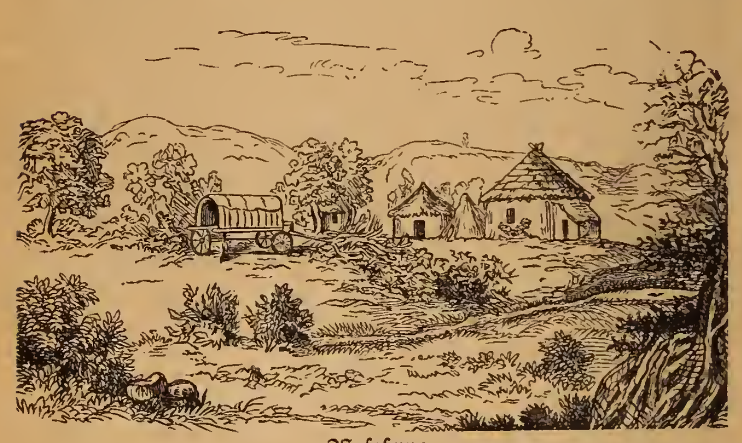
Die Geschwister Endemann bedurften eines solchen Trostspruches; denn die Station bot einen überaus traurigen Anblick dar. Die kleineren Gebäude waren völlig demolirt, an den beiden größeren war alles, was von Brettern vorhanden war, besonders die Thürverkleidungen, aus den Mauern herausgebrochen; das Dorngehege des Viehkraals war fortgeschleppt, der Garten ganz verwüstet, die Früchte daraus gestohlen. Auch sonst sah der Platz unerquicklich aus; Alles dürre, die Quellen fast vertrocknet. Endemann bedauerte von neuem, daß die Station an diesem Ort angelegt sei, zumal er einen andern östlich von Malokung am sogenannten Kchoro gelegenen kennen gelernt hatte, wo die Quelle reichlicher fließt, und von wo aus die Entfernung zu der Stadt der Eingebornen kaum halb so groß war, als hier. Er ging also mit dem Gedanken um, die Station an den neuen Ort zu verlegen, mußte freilich von vornherein stark bezweifeln, ob Mankopane und Modipane ihre Genehmigung dazu ertheilen würden.

Am 15. November ging er mit Kühl zu Mankopane. Der war mit dem bloßen übersandten Gruß des Missionars nicht zufrieden, sondern gebehrdete sich, als müsse er zu dessen Wohnen auf Malokung von Neuem die Erlaubniß geben. Er betonte also, daß es bei ihnen Sitte wäre, daß diejenigen, welche im Kriege ihre Behausung verlassen hätten, dem Häuptling etwas brächten, was seine Thränen trockne, die er über die Verwüstung durch den Krieg geweint, ehe sie auf's Neue zu bauen anfingen; und die Missionare sahen ein, daß sie ohne ein Geschenk nicht von dannen kommen würden. Nachdem der Alte dasselbe erhalten hatte, fügte er hinzu: „Ihr seid meine Kinder; nur müßt ihr mich nicht böse machen, sonst muß der Vater seine Ruthe nehmen und die Kinder strafen." Das freilich konnten die Missionare nicht so ohne weiteres acceptiren und der Alte meinte daher auch, er habe nur „gespaßt," und später gab er sowohl als Modipane die Erlaubniß, am Kchoro zu bauen.

Das Jahr war noch nicht zu Ende, als ein neuer erfreuender Lichtstrahl in das Leben des einsamen Missionars fiel. Kodiaka, der 15jährige Neffe von Modipane, der bei Endemann arbeitete, meldete sich zum Taufunterricht. Auch die Frau von Endemann's Wagentreiber Maloto, trat in den besonderen Unterricht, und konnte am 6. Juni 1869 mit dem Namen Maria, zugleich mit ihrem Töchterlein, getauft werden, und ihr Mann wurde durch die Handlung so ergriffen, daß er ebenfalls sich zur Taufe meldete; ein Mokopa von Gerlachshoop, Sechlole, begehrte ebenfalls zur Taufe unterrichtet zu werden. So begann Endemann mit frischem Muth, obgleich mit gebrochener Körperkraft, am 17. Juni die Arbeit am Kchano; die Quelle wurde abgedämmt, die ca. 2400' lange Wasserleitung bis zu 1400' oberhalb der Baustelle ausgehoben,

an 30,000 Ziegelsteine für das neue Haus wurden geformt und gebrannt; das alles freilich unter großen Anstrengungen für den körperschwachen Missionar. Aber er arbeitete fröhlich, weil jetzt endlich das neue Leben in der Station zu beginnen schien, zumal er am 9. September auch den Maloto selbst, den Mann von Maria, als einen Petrus taufen durfte.

Aber alle diese Hoffnungen wurden mit einem Male zerschlagen. Die beiden Neugetauften erwiesen sich als undankbare Heuchler und sie zogen nicht blos selbst von dannen, sondern beredeten auch Endemann's alte Kinderfrau Flora, daß sie nebst ihren Kindern mitzog. Auch Kodiaka fiel zurück und Sechlole wurde matt. Die Station entleerte sich völlig ihrer Bewohner, dazu zog der Häuptling die Erlaubniß, am Kchano zu bauen, zurück — alle



Malokung.

auf den Bau verwandte Mühseligkeit und Beschwerde war also vergeblich gewesen. Ueber das Alles brach Endemann's Kraft zusammen, er konnte nicht mehr; er beginnt den Halbjahrsbericht von 1870 mit den Worten: „Malokung ist in diesem Halbjahr die elendeste Berliner Station in Transvaal geblieben."

Ihm wurde, da er wirklich nicht mehr konnte, Br. Köhler zur Hülfe gesandt, der am 20. September 1869 eintraf;. allein auch dessen Hülfe konnte die gebrochene Kraft des Missionars nicht aufrichten; er gedachte, nach Deutschland zurückzukehren, — oder wenigstens zunächst in Botshabelo den Versuch zu machen, ob seine Kräfte noch einmal sich heben würden. Er konnte bei seiner guten Kenntniß der Bassutosprache durch Arbeiten für die Grammatik, durch Dichten von Kirchenliedern in der Bassutosprache, durch Aushülfe in der Schule und durch Unterweisung der jungen aus=

gesandten Brüder in der Bassutosprache sich immer noch einen seinen Kräften angepaßten Wirkungskreis verschaffen.

Am 26. Juni 1870 hielt der kranke Bruder seine Abschiedspredigt auf Malokung. Er hatte den Häuptling Modipane bitten lassen, zu derselben sein ganzes Volk zusammen zu rufen; aber von demselben waren nur 60—70 erschienen. Denen legte er noch einmal das Wort vom großen Abendmahl aus. Die Antwort des Häuptlings bestand darin, daß er um eine Decke bettelte. Endemann erwiderte ihm, er habe sich so benommen, daß er nicht noch ein Geschenk erwarten könne, rief in die Versammlung: Salang cha votse „Gehabt euch wohl!" schwang sich aufs Pferd und ritt davon auf Nimmerwiedersehen.

In seinem Tagebuch bemerkt er: Wenn ich auf die drei Jahre zurückblicke, welche ich in diesem Lande verlebt, so geschieht es in Betreff von Malokung mit Trauer und Seufzen. Als ich Patametsane verließ, hatte ich doch über 20 Getaufte und 30 Katechumenen; aber hier habe ich nicht einmal einen Katechumenen von der Stadt aufzuweisen, wiewohl ich hoffe, daß es bei einem jungen Menschen Namens Mahune noch einmal zum Durchbruch kommen werde. Wenn ich in der letzten Zeit nach der Stadt ritt, mußte ich immer an Luc. 19, 41 denken: „Und als Er nahe hinzukam, sahe Er die Stadt an und weinete über sie!" Deshalb legte ich auch heute zum Schluß meiner Predigt die Geschichte Luc. 19, 41 bis 44 den Leuten noch ans Herz. Möchte mein Nachfolger hier mehr Freude erleben, als ich erlebt habe! Ich schließe diese Aufzeichnungen mit Augustins Wort: „Was dahinten liegt, das decke zu; was vor mir liegt, regiere du!"

Bruder Köhler nahm sein neues Arbeitsfeld mit frischem Muth in Angriff. Er konnte seine Wirksamkeit gleich weiterhin ausdehnen, indem er bereits am 29. April 1870 begann, bei Leso und am 3. Mai, am anderen Ende von Malokung zu predigen, und am 31. Juli den eigentlichen Predigtplatz des Bruder Endemann unter einem schattigen Baum am Fuße des Berges, der immer spärlicher besucht wurde, mit dem Kchoro des Häuptlings Modipane selbst, oben auf dem Felsberge, zu vertauschen. Dies alles war dem Bruder Endemann unmöglich gewesen, hat aber dem rüstigen Bruder Köhler bei seinem Anfange gute Dienste geleistet.

Er bezeichnet den Anfang der nach Endemanns Abgang seit dem 26. Juli selbstständig von ihm weitergeführten Arbeit mit den Worten seines Tagebuches: „Im Namen des Gottes, welcher einst zu dem Propheten Jeremias gesprochen hatte: Du sollst gehen, wohin ich dich sende," habe ich auch mein Werk auf der vor Menschenaugen elenden Station begonnen, und in Seiner Kraft

will ich es im Glauben fortsetzen. Es geht hier in Wahrheit nach dem Worte des Sängers: „Zion, heb am Elend an!" Möge Gott der Herr in Gnaden das Elend des armen Volkes ansehen, und sich auch hier eine Gemeinde zu Seinem Preise erwählen!"

Nun der Herr sagt in seinem Worte: „Er hilft den Elenden herrlich!", und das Wort durfte auch Bruder Köhler schon erfahren.

In der ersten Predigt, die er als Stationsvorsteher von Malokung hielt, legte er denselben Text zu Grunde, den Bruder Endemann für die Abschiedspredigt erwählt hatte. Da konnten die Heiden ersehen, daß die beiden Brüder einerlei Botschaft bringen. Der Herr bescheerte es ihm, daß sich der Häuptling Modipane von vornherein freundlich zu ihm stellte. Derselbe ist auch wieder zur Kirche gekommen, und jedesmal, wenn Bruder Köhler den steilen Berg zum Gottesdienst oben auf seinem Kchoro hinaufstieg, machte er diesem Fürsten seinen Besuch, der freundlich aufgenommen wurde.

Auch die folgenden bis zum Ende des Jahres 1870 reichenden Berichte des Bruders Köhler ließen hoffen, daß die von Bruder Endemann ausgestreute Saat nun bald auch zur Erndte reifen werde. Die Predigten wurden wieder bedeutend zahlreicher besucht; statt früher bisweilen nur 4, kamen doch jetzt auf dem Berge über 30 bis 70, und auf der Außenstation bei Leso oder Machope bis zu 100, die das Wort zum Theil mit großer Aufmerksamkeit anhörten. Auf letzterem Orte freilich stellte sich der Häuptling Sethulapele oder Mamorula bald sehr feindselig, und erklärte geradezu, er werde unseren Bruder erschießen, wenn derselbe es wieder wagen würde, dort zu predigen. Aber er hat es doch nicht verhindern können, daß Bruder Köhler auf dem Gebiet von Malokung, nach ihm zu, einen neuen Predigtplatz eröffnet hat, auf welchen auch etliche seiner Leute kamen. Ja der Herr half so wunderbar, daß ein Dienstkaffer des Häuptlings von einer Arbeitsreise aus der Capcolonie die Sehnsucht nach Gottes Wort und nach der Taufe mitgebracht hat, und sich auf letztere, trotz der scharfen Feindseligkeiten seiner Landsleute, ernstlich vorzubereiten begann. Außer ihm trat noch einer aus Machope's Volk in den Taufunterricht.

Aehnlich ist es auf Malokung ergangen, wohin am 28. October 1870 ebenfalls ein Arbeitskaffer aus Modipane's Volk, Namens Jantje, zurückkehrte. Dieser wandte sich mit inständigster Bitte wiederholt an unsern Missionar, daß er ihn doch taufen möchte. Unsere Brüder nehmen es aber mit der Taufe sehr ernst, und so mußte auch dieser noch auf die Zeit vertröstet werden, wo er fester in der Erkenntniß gegründet, und auch in seiner Aufrichtigkeit erst längere Zeit beobachtet sein würde. Da nun außerdem auch Sechlole, ein Mokopa von Maleo's Volk, so wie der oben genannte

Kodiaka wiederum in den Taufunterricht eintraten, so hatte Bruder Köhler die große Freude, 5 Täuflinge für die Aufnahme in das Reich des Herrn vorbereiten zu können, von denen er den einen vielleicht in nicht allzulanger Zeit zu taufen gedachte. An Kodiaka hatte er seine große Freude; denn derselbe schüttete mit großer Bewegung sein Herz aus, und klagte, wie er in seinem Gewissen von seinen Sünden geplagt werde. Auch Kodiaka's Vater Molepane kam seitdem fleißig in die Gottesdienste, denen er mit großer Aufmerksamkeit beiwohnte.

Die beiden Capitäne auf den nördlich und südlich von Malokung erlesenen Predigtplätzen stellten sich ebenfalls sehr freundlich. Der eine, Kungara, rief am 2. August, als er den Bruder Köhler sah, voller Freuden aus: „Du bist mein Herz!“ und wiederholte, wenn unser Bruder Köhler in seiner Predigt eine ernste Mahnung ausgesprochen hat, dieselbe wörtlich seinen Leuten, um sie ihnen recht einzuschärfen. Da dies mitten in der Predigt geschah, so wollte es unsern Bruder zuerst etwas stören; hernach hat er es aber doch gern geschehen lassen. Ebenso rief Motlake, der südlich wohnende Capitän allzeit gern seine Leute zur Predigt, von denen doch gegen 50 sich einfanden.

Bruder Köhler bedauerte nur, daß er nicht seine ganze volle Zeit dem Werke widmen konnte, da er durch seinen Hausbau aufgehalten wurde.

Er hatte, da Mankopane durch nichts zu bewegen war, die Erlaubniß zum Bauen am Kchano zu ertheilen, die doppelte Mühe, die dort bereits fertig liegenden 30,000 Steine auf die Station zu transportiren, wo er sich zunächst ein ordentliches Wohnhaus zu errichten gedachte.

Mit fröhlichem Muth begann Br. Köhler die Arbeit des Jahres 1871. Er sollte die Hülfe des Herrn gleich in den ersten Monaten desselben durch eine wunderbare gnädige Lebensrettung erfahren.

Am 20. Januar des Jahres war Br. Trümpelmann mit dem Wagen aus Makchabeng in das Land gereist und kehrte von Modimulle aus nach Hause zurück. Des vielen Regens willen mußte er zur Rückreise einen andern Weg benutzen, als den gewöhnlichen. In einer Nacht mußte er mitten im Löwenfelde sein Quartier aufschlagen und band das schöne schwarze Pferd des Br. Kühl, das er nach Thutloane mit zurücknehmen sollte, an den Wagen an, der bald von Löwen bedroht wurde. Das Pferd, welches aus Erfahrung wußte, was es heißt, von Löwen gebissen zu werden, riß in seiner Angst sich los und entfloh den Bestien, diese hinter ihm her, aber das Pferd war schneller, es legte den Weg, den Trümpelmann in drei Tagen mit dem Wagen durchmessen hatte, in sechs Stunden zurück und kam wohl-

behalten auf Modimulle wieder an. Es hatte dem Br. Trümpelmann den Dienst geleistet, die Löwen von seinem Wagen abgezogen zu haben. Nun sollte es dem Br. Köhler einen noch besseren Dienst leisten. Derselbe reiste am 28. Februar ebenfalls von Modimulle zurück nach Makapanspoort. Doch wir lassen ihn selbst erzählen:

„Da ich an dem Tage der schlechten Drift wegen einen großen Umweg machen mußte, um auf das jenseitige Ufer zu kommen, so wollte ich mir diesen heute sparen, und beschloß mit meinem und Bruder Kühls Pferd, welches ich von Waterberg zurückbrachte, bei Moorddrift durch den Fluß zu gehen. Ich dachte, dann kommst du doch schneller zur Station. Doch ich hatte mich gründlich verrechnet. Nachdem ich fast eine halbe Stunde auf dem vom Flusse überschwemmten Wagenwege geritten bin, kam ich bei dem eigentlichen Flusse an. Ohne Bangen und Zagen, und ohne erst viel zu speculiren, wagte ich es und ging mit meinen beiden Pferden immer tiefer ins Wasser hinein. So war ich bald hinten und vorn und von beiden Seiten vom Wasser umgeben. Die Pferde fingen zu meinem Entsetzen an, den Grund unter ihren Füßen zu verlieren, und schwammen zu meiner großen Freude ein Stück vorwärts. Ich dachte bei mir selbst, das geht ja schön, nun hast du bald das Ufer. Doch mit einem Male, wie ich mitten im Flusse war, beginnt mein Pferd an stille zu stehen, und — zu sinken! Die Kraft hatte es verlassen. Meine Angst war unbeschreiblich, ja wurde noch erhöht, als ich mit der größten Anstrengung mein Pferd nicht von der Stelle bringen konnte. Es sank tiefer und immer tiefer ins Wasser, so daß nur noch ein Theil seines Kopfes heraus sah. Ich konnte mich nur mit der größten Mühe auf dem Rücken des Pferdes halten. Einige Male war ich schon im Begriff abzugleiten, doch immer wieder gelang es mir mich oben zu halten. Ich seufzte inbrünstig zu Gott dem Herrn um Hülfe. Rückwärts war mir nicht möglich, so mußte ich also vorwärts. In dem Augenblicke, als so die Gefahr am größten war, faßte ich einen kurzen Entschluß, schwang mich auf das andere Pferd, welches sich bis dahin noch oben gehalten hatte, und unter viel Seufzen und Flehen zum Herrn hatte ich endlich die überaus große Freude, daß Bruder Kühls Pferd weiter schwamm und wieder Grund gefunden hatte. Mein Pferd hatte sich in dem Momente auch mit aller Kraft aus den Schlingpflanzen, in die es gekommen zu sein schien, herausgearbeitet. So erschöpft und gerettet erreichten wir das jenseitige Ufer. Die Freude nach einer so überstandenen Todesgefahr ist nicht mit Worten zu beschreiben; es kann sie nur derjenige empfinden, welcher in ähnlicher Gefahr geschwebt hat.

Mein Erstes war, als ich ans Land kam, daß ich abstieg und

Gott dem Herrn für das mir neu geschenkte Leben dankte. Abends spät, ja später als ich es je erwartet hatte, traf ich auf der Station ein. — Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben; darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken. Wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Sela."

Nach Molokung zurückgekehrt, hatte Br. Köhler zunächst die Aufgabe, sein steinernes Haus zu vollenden. Er konnte es am 15. Juli beziehen. Dann machte er seine Hochzeitsreise und wurde am 19. October in Christianenburg mit Jungfrau Elisabeth Wauer zum heiligen Ehestande eingesegnet. Auf der Rückreise hatte er die wehmüthige Freude, seinen Erstling, Khoetsane, in Königsberg zu taufen. — Derselbe ließ nicht nach mit Bitten, Bruder Köhler möchte ihn doch mit auf die Reise nehmen. Dieser mußte es ihm abschlagen, weil er bereits die Anfänge der Schwindsucht hatte, und die Reise durch das Drakengebirge kalte Nächte in Aussicht stellte. Khoetshane aber bat so dringend, so inständig, daß er (Bruder Köhler) endlich seiner Bitte nachgab. Am 8. November kam er mit dem neuvermählten Paar glücklich in Königsberg unterhalb des Drakengebirges an. Sein Leiden hatte in bedenklicher Weise zugenommen, so daß er selbst überzeugt war, er werde seine irdische Heimath nicht wieder sehen. Um so größeres Verlangen hatte er nach seiner himmlischen, und bat, obschon sein Taufunterricht noch nicht vollendet war, so dringend und inständig um die Taufe, daß Bruder Köhler endlich seinen Bitten nachgab. Er konnte es mit gutem Gewissen und fröhlichem Herzen, denn Khoetshane war ein gar sehr lieber, treuer, gehorsamer, frommer Knecht, der von ganzem Herzen nach dem Heil in Christo verlangte. Am 16. November 1871 empfing er die heilige Taufe im Wagenhause des Bruders Procesky, welches damals noch als Kirche diente. Er hatte sich den Namen Johannes erbeten. Begleiten konnte er seinen weiterreisenden Herrn nicht, und als dieser am 20. December mit seiner neuvermählten Frau in der lieben Heimath eintraf, brachte einer der ersten Briefe die Nachricht, daß der treue Johannes am 2. December nach einem erbaulichen Krankenlager gar sanft und selig heimgegangen sei. Bruder Procesky schrieb dazu: „Eine Stunde etwa vor seinem Tode war ich noch bei ihm, und betete mit ihm. Auf meine Fragen, ob er noch den Heiland habe, ob er ruhig sterbe, ob er bei Jesu sein wolle, antwortete er mit Ja. Keine Klage kam die letzte Zeit über seine Lippen, viel Schmerzen schien er nicht zu haben, und der Todeskampf muß ein Einschlafen gewesen sein; denn seine Züge sahen im Tode so lieblich und ruhig aus, daß mir es wie ein Jubel durch die Seele ging, daß wieder eine Seele daheimgegangen ist!"

So hat Br. Köhler wenigstens doch eine Seele aus seiner Station taufen dürfen. Darnach mußte er aber bald alle Hoffnungen, die beim Beginn seiner Arbeit ihm so fröhlich erblühten, geknickt vor sich sehen. Das Volk von Malokung ist ein hartes Volk. Der beim Anfang seiner Thätigkeit ziemlich gute Besuch der Predigten, die er auf dem Moshate (dem Königskraal) des Häuptlings Modipane hielt, ließ bald nach; nur noch mit vielem Bitten und Betteln ließen sich eine Hand voll Leute bereit finden, das süße Evangelium anzuhören, während andere fünf bis zehn Schritt davon, ruhig auf ihrem Bauche liegen blieben und weiter schwatzten, als wollten sie absichtlich die Geduld des Boten Christi herausfordern. Auf der Station plagten sie ihn mit Zerstampfen der Quelle, mit Einbrechen des Viehs in seine Gärten, ja einmal führte Malochoane, Sohn des Häuptlings Modipane, eine Schaar halberwachsener Jungen heran, welche unter allerlei Toben und Schlagen den Versuch machten, die Arbeitskaffern des Missionars hinwegzutreiben, was ihnen auch mit einzelnen gelang. Zwar versprach der Häuptling, den Frevler zu strafen, aber dieser wußte recht gut, daß die Strafe nicht allzuernst gemeint sei.

Viel Herzeleid erlebte Bruder Köhler auch von Khodiaka, dem früheren Küchenjungen des Bruder Endeman, der in der Heilserkenntniß reif genug zur Taufe, rückfällig geworden war und nun wie mit satanischem Trotz und Frechheit dem Lehrer entgegentrat, bis dieser ihn des Dienstes entließ. An den wenigen in der alten Colonie Getauften oder Erweckten hatte Br. Endemann auch wenig Freude. Jantje war ganz ins Heidenthum zurückgefallen und betheiligte sich außer an anderen Sünden und Schanden sogar an der Aufrichtung eines Zauberbaumes gegen Matlale: Mpaila, der von Missionar Edwards in Port Elisabeth getaufte, hörte alle Mahnungen ruhig an, versprach auch ab und zu, zum Gottesdienst zu kommen, aber eine rechte Lust und Liebe zn Gottes Wort ließ er nicht merken, sondern machte ebenfalls das heidnische Wesen seiner Landsleute mit. Eine gleiche Erfahrung mußte Bruder Köhler 1873 mit Makokeng machen, der ebenfalls in Port Elisabeth getauft ist. Die Praxis etlicher englischen Missionare, das Hauptgewicht auf eine gewisse lebhafte Gefühlsäußerung und ihr entsprungene Bekenntnisse zu legen, und darüber eine wirkliche Erkenntniß der biblischen Geschichte und der Heilslehre zurücktreten zu lassen, hat sich auch hier, wie so oft als eine nicht zum Ziel führende, gezeigt. Die Mehrzahl der also Getauften, so weit wir sie beobachten konnten, hat, in ihre heidnische Umgebung zurückgekehrt, nicht Stand gehalten, sondern ist ins Heidenthum zurückgesunken, und hat den Namen des Herrn eben durch ihren Rückfall bei den Heiden stinkend gemacht.

Immer mehr verstockten sich die Heiden von Modipanes Volk gegen das Wort, das der treue Missionar predigte. „Wir wollen

verloren gehen," riefen ihm etliche boshaftige Weiber ins Angesicht. Wie er dann am Charfreitag die Leute zusammenruft, erscheint außer dem alten Mpaila keine Seele. Am Ostertage kamen etliche, aber trunken, so daß er einen besonders wüsten Gesellen wegführen lassen mußte, und kaum so viel Stille erzielte, um wenigstens sein Zeugniß ablegen zu können.

Aber da kam auch schon der Trost von einer Seite her, wo er ihn nicht erwartet hatte. Ein junger Mann Namens Malesele vom Häuptlingskraal kam bewegt zum Missionar (4. Oct. 1872) und bat um Aufnahme in den Taufunterricht. Acht Tage später kommt Mamachi, Bruder des Häuptlings Morabane, von Kchopeng mit gleichem Begehr. Im Anfang 1873 kommt der frühere Dienstkaffer Sechlole von Botshabelo zurück und bittet um die Taufe. Im Januar 1872 kommen zwei Männer vom Häuptling Machope (Leso oder Mamorula) mit dem Begehr, getauft zu werden. Das gab wiederum Frühlingsluft in das einsame Winterleben unseres Bruders.

Schon seit einiger Zeit hatte er das Netz weiter ausgeworfen. Anderthalb bis zwei Stunden zu Pferde nordöstlich von Malokung sitzt ein Stamm von Bassuto unter dem Häuptling Tshaba. Einer aus diesem Stamm hatte bei Bruder Köhler gedient. Dies wurde der erste Anknüpfungspunkt zu einer Besuchsreise unseres Bruders. Wie anders wurde er von den Bassuto aufgenommen, als von seinen harten Matebelen. Ueberall freundliche Gesichter und Geneigtheit zum Hören, eine Frau beehrte ihn sogar mit dem Titel Kchomo ekcholo „großes Rindvieh!" Auf dem Kchoro versammelten sich 40 bis 50 aufmerksame Zuhörer zur Predigt. Seitdem reiste Bruder Köhler monatlich einmal dorthin. Nachdem die erste Neugier sich gelegt, waren die Leute zwar weniger entgegenkommend, aber die eine Frucht hat Bruder Köhler doch geerntet, daß einer aus jenem Stamm, ein Jüngling Namens Rakedi, zum Taufunterricht sich meldete.

Nicht alle diese Blüten haben Frucht getragen; aber auch nicht alle sind taub geblieben. Am Pfingsttag 1873 konnte Sechlole durch die heilige Taufe dem Leibe des Herrn einverleibt werden.

Die Predigt auf dem Häuptlingskraal (eine Stunde Entfernung von der Station auf einem Berge) hat Bruder Köhler aufgegeben, da die Leute sich scheuten, in Gegenwart des Häuptlings zum Gottesdienst sich einzufinden. Anstatt dessen hat er seit 14. Januar 1872 die Gottesdienste auf dem Kraal des bereits erwähnten Mpaila gehalten, woselbst sich über 100 Zuhörer einfanden. Dann hat er, nachdem er für seinen Bedarf sich ein eigenes Kochhaus erbaut hat, das große Rondabel des Bruder Endemann zur Kirche umgestaltet und hielt jetzt die Gottesdienste auf der Station selbst. Eine kleine, zerborstene Glocke rief heiser die Hörer herbei.

Aber sie kamen doch, und bereits begann ein kleiner Stamm von regelmäßigen Kirchgängern sich auszusondern.

Zu dem Sechlole, dem Neugetauften, gesellten sich zwei im Port Elisabeth Getaufte, und im Juli zog die christliche Familie des in Thutloane getauften Isaak Manake heran, so daß am Ende des Jahres auf der bis dahin so einsamen Station ein Gemeindlein von acht Getauften sich gesammelt hatte. Auch im Aeußerlichen gewann die Station durch Einrichtung einer 330 Fuß langen Steinmauer und ein für Sechlole gebautes viereckiges Häuschen ein freundliches Aussehen. Das erste große Stein-Rondabel freilich erwies sich je länger je mehr als baufällig und konnte selbst als Kirche nicht mehr verwandt werden, Br. Köhler faßte also den Bau zu einer neuen Kirche ins Auge.

Im Jahre 1874 lagerte sich vier Monate lang, vom Februar bis zum Juni, eine unheimliche Stille um die Station. Die Heiden feierten ihre Koma (Beschneidung) mit allen Greueln, während welcher Zeit die Heiden, die an diesen Tagen Erlaubniß zu allerlei Ausschweifungen haben und in fieberhafter satanischer Leidenschaft keine Rücksichten kennen, dem Missionar oder den Stationsbewohnern dennoch kein Leides thaten. Auf diese Weise war die Station zwar vor Unbilden der Heiden geschützt, aber die Gottesdienste waren auch von Besuchern geleert, indem außer den Christen sich nur wenige Heiden zu denselben einstellten. Br. Köhler versuchte letztere nun auf ihren Kraalen aufzusuchen; aber dort trat ihm in dieser Zeit die satanische Nacktheit des Heidenthums in entsetzlicher Gestalt entgegen. Männer, Weiber und Kinder waren wie trunken vom Teufelsdienst, sie ergingen sich in schamlosen Reden und Thun und die Jünglinge mußten durch Erduldung körperlicher Peinigungen an das muthige Ertragen von Schmerzen gewöhnt werden. Da predigte der Missionar tauben Ohren, seine Worte wurden mit thierischer Stumpfheit, theilweise (von einem in dieser Zeit abgefallenen Katechumenen) mit grinsendem Hohnlachen entgegen genommen. Etliche der Gläubigen und der Katechumenen hatten sich während der Zeit der Greuel aus dem Staube gemacht und waren in die Fremde verzogen; das Beste, was sie thun konnten. An anderen hatte Br. Köhler seine Freude, denn sie hielten allen Anfechtungen gegenüber treu und fest am Glauben, einem der Katechumenen gelang es sogar, selbst in dieser Zeit seine noch heidnische Frau mit zu dem Gottesdienst zu bringen.

Nachdem die Zeit dieser Greuel verstrichen war, füllte sich das Stübchen des Missionars wieder mit Kirchgängern, einige neue Katechumenen fanden sich zu den alten, und mit neuen Hoffnungen ging Br. Köhler ans Werk. Auch der neue Capitän Maniashela, Sohn des verstorbenen, stellte sich freundlich zum

Missionar. Etliche von Natur ganz stumpfe Heiden gaben Zeugniß davon, daß durch die Kraft des Wortes ein neues Leben in ihnen zu erwachen beginne. Im September konnte er eine kleine Anzahl von ihnen taufen.

Aber unserm Br. Köhler war es nicht beschieden, der aufsprossenden Saat sich länger freuen zu können. Er mußte am 12. September die Station verlassen, da der auf den Tod erkrankte Br. Moschütz in Potschefstrom einer Hülfe dringend benöthigt war. Er traf gerade an Moschütz's Sterbetage in Potschefstrom ein, woselbst er sofort als Stationsvorsteher verblieb. Malokung mußte aus Mangel an einem vorhandenen Missionar vor der Hand unbesetzt bleiben, und wurde von der benachbarten Station Thutloane aus durch Br. Schubert bedient. Derselbe ritt jeden Mittwoch und jeden zweiten Sonntag zur Predigt des Wortes und zum Taufunterricht hinüber; das heilige Abendmahl empfingen die Getauften auf Thutloane. Die Stationsgebäude wurden während der Zeit der Vacanz durch den Oberhäuptling Mankopane bei Todesstrafe für unangreifbar erklärt und also gesichert. Auch behielt der Getaufte Isaak Manake seinen Wohnsitz auf der Station. Freilich wurde derselbe von dem Volke so wenig respectirt, daß er Schädigungen der ausgegrabenen Quelle nicht verhindern konnte, ja sogar mit dem Tode bedroht wurde, so daß ein Christ unserer Gemeinde von Thutloane zu ihm übersiedeln mußte, um zu seiner Hülfe zur Hand zu sein. Und auch Beide vereint konnten es nicht verhindern, daß Martha Moeachabo, die von Br. Köhler am Sonntage vor seiner Abreise getauft worden war, durch ihre heidnischen Verwandten gewaltsam geraubt und nach Zoutpansberg gebracht wurde.

Br. Schubert hat die Station bis zum 8. Januar 1875 verwaltet. An diesem Tage traf Br. Mars ein, welcher die interimistische Verwaltung der Station bis zur Ankunft des zum definitiven Nachfolger Köhlers ernannten, aus Bethanien nach Transvaal zurückversetzten Br. Richter übernahm.

Dieser verwaltet die Station seit dem 10. April 1875 und hat schon manche erfreuliche Erfahrung machen dürfen. Die Zahl seiner Getauften war im Jahre 1876 auf 14 Seelen gestiegen, so daß schließlich doch auch das dürre Todtenfeld des Waizackers zu neuem Leben zu erwachen scheint.

---

64. Die Missionsarbeit auf der Station Blauberg.

Die großen, die Station Ga Matlale umgebenden Felsenmassen stehen so weit von einander entfernt, daß sie nach drei Seiten hin einen Durchblick auf das weite Gelände belassen. Insonderheit nach



Blick von Ga Matlale auf Makchabeng und Blauberg.

Norden hin thut sich eine 10—12 Meilen breite Ebene auf, aus welcher sich nur eine niedrige Hügelreihe in einer Entfernung von etwa zwei Meilen erhebt, die von dem Volk des Häuptlings Thibane besetzt ist; darüber hinaus begrenzen den nördlichen Rand der Ebene in blauer Ferne sich von Osten nach Westen hinziehend die sogenannten Blauberge. Bei gewöhnlicher Luft sehen sie aus, als wäre es nur eine einzige blaue Bergmauer, bei klarem Wetter unterscheidet man aber deutlich zwei parallele Gebirgsreihen, die durch eine Senkung von etwa zwei Meilen von einander getrennt sind. Dort hinaus hat der Schreiber dieses im Jahre 1867 so manches Mal sinnend geschaut und gefragt: Wann wird dieses blaue Gebirge dem Wort des Herrn erschlossen werden?

Nach dem südlicheren der beiden Gebirgszüge, Makchabeng genannt, hatte schon Br. Moschütz am 18. August 1865 von Matlale aus, begleitet von einem Boten Mangoati's, einen Recognoscirungsritt unternommen, in der Absicht, den Versuch zu machen, ob nicht beim Häuptling Monyebodi, der von Mangoati abhängig ist, eine Missionsstation angelegt werden könne. Bei der Ankunft des weißen Mannes auf dem Pferde stob alles in wilder Flucht auseinander, nur ein Haufe Bewaffneter faßte Posto, und der eine derselben, der sich in Besitz eines Feuergewehrs befand, legte auf den Missionar an; sein Nachbar warnte ihn, er aber wollte nicht hören, so daß sein Nachbar ihn mit Gewalt am Fell seiner Bekleidung hinwegzerrte, bis das Fell zerriß. Da mußte er freilich sein Gewehr absetzen und war hernach herzlich froh, nicht geschossen zu haben, weil Moschütz im Geleite ihres Oberhäuptlings Mangoati gekommen war. Nachdem man sich gegenseitig begrüßt hatte, wurde Freundschaft geschlossen, aber aus der Anlegung einer Station wurde nichts.

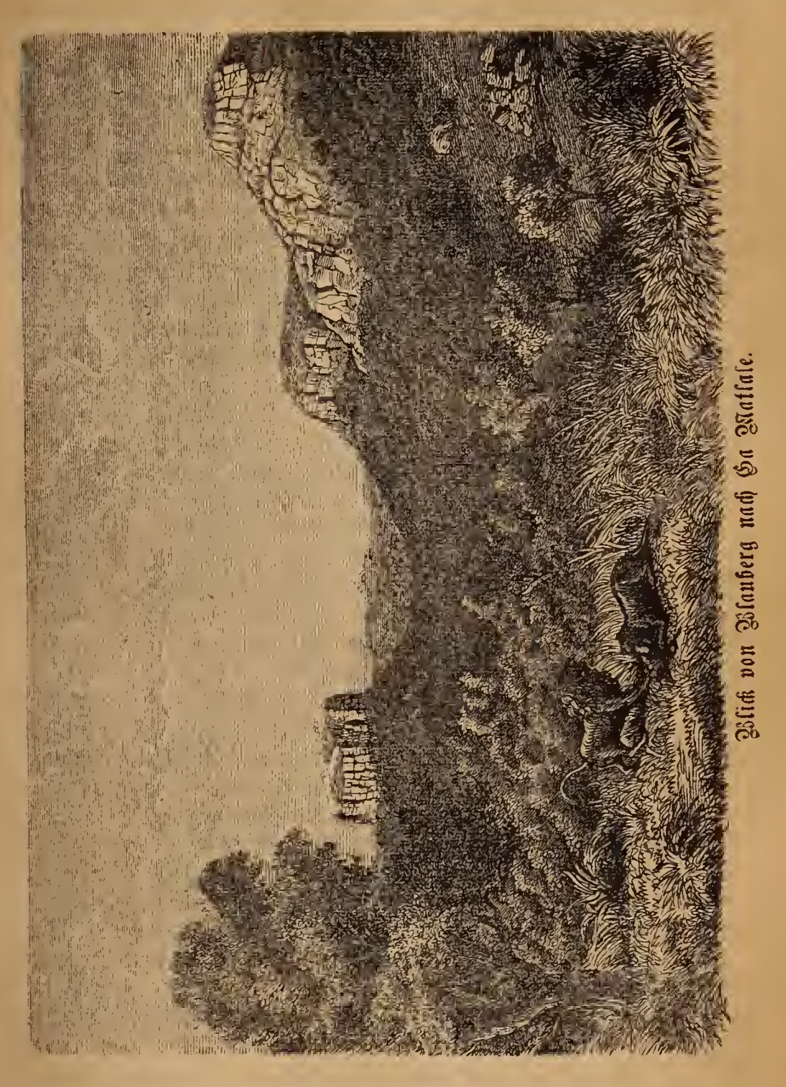
Da kam gegen Ende des Jahres 1867 unser Br. Beyer mit Moschütz, von Ga Lekalekale aus durch den Krieg vertrieben, nach Ga Matlale. Er hatte ja sollen bei dem Häuptling Leso bauen, aber nach dem Ausbruch des Bauernkrieges hatte der Oberhäuptling Mankopane die früher bereits ertheilte Erlaubniß wieder zurückgezogen, Beyer hatte eine gefährliche, aber leider vergebliche Reise in das Swaziland gemacht, um zu versuchen, ob er nicht die durch die Swazi geraubten Bakopakinder von Gerlachshoop loskaufen könnte. Er hatte nothgedrungen, von den Swazi am eigenen Leben bedroht, den Rückweg antreten müssen und kam nun auf Ga Matlale an, ohne zu wissen, wo er jetzt Arbeit finden werde. Da schaute er ebenfalls sehnsuchtsvoll hinüber nach den blauen Bergen und machte am 25. Novbr. 1867 einen Recognoscirungsritt, welcher diesmal nicht dem untergeordneten Könige Monyebodi auf Makchabeng, sondern dem selbstständigen Könige Matshiokane oder Malobocho auf dem ferner gelegenen Blauberg

galt. Der König nahm ihn freundlich auf, das Einverständniß war bald hergestellt und Br. Beyer kehrte nach Matlale zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen; am 9. März 1868 nahm er Besitz von dem ihm durch den Häuptling überwiesenen Wohnplatz in Blauberg.

Den Brüdern eröffnete sich in diesem nördlichsten Theile unserer Arbeit eine völlig neue Welt, fast unberührt von dem Verkehr mit den Bauern, von welchen nur etliche ab und zu der Jagd halber in diese Gegenden kamen. Die weite Ebene zwischen Blauberg und Matlale ist mit sparsamem Buschwerk bestanden, wimmelt aber von allerlei Wild, dem durch zahlreiche Löwen nachgestellt wird. Das die Ebene begrenzende Gebirge ist in seinen Abhängen wild romantisch zerklüftet, höher und großartiger als das schlesische Riesengebirge. Die Wälder, welche sich bis auf die Höhe erstrecken, erinnern mit ihrem Schatten an die deutschen Eichen- und Buchenwälder, nur viel wilder und urwäldlicher, ohne Dornen, mit reichen Wiesenflächen, zwischendurch von prachtvollen Felsgebilden durchbrochen, in denen zahllose Papagaien, Affen und Tiger hausen. In den Schluchten wachsen kerzengerade hohe Gelbholzbäume von 60—80 Fuß Höhe, Bäche durchrieseln sie, während die oft säulenartigsteilen Felsen mit den herrlichsten Steinpflanzen und die Bäume mit schönen Schlingpflanzen zauberhaft schön garnirt sind. Der Blick von der Höhe erreicht in weiter Ferne die Berggipfel von Matlale, Mankopane, ja selbst Makapanspoort. Der Häuptling hat seinen Kraal auf den die Ebene beherrschenden Rand erbaut, doch so, daß die ohnehin für den Feind fast unerreichbaren Hütten noch durch die Felsblöcke geschützt sind. Weiter hinauf liegt in einem Zauberpark mit den herrlichsten Bäumen der alte Häuptlingskraal, auf welchem ein viereckiger Stein den Sitz der alten Könige bezeichnet, während eine große Menge Löwen- und Tigerschädel von der Majestät der alten Beherrscher Blaubergs zeugen. In dem Park, der zu dem Kraal führt, wird nie ein heidnischer Bewohner von Blauberg sich umsehen, weil er fürchten würde, sofort von den Geistern getödtet zu werden. Sonst ist dieser alte Kraal der Schauplatz der Romane, der heidnischen Orgien und wilden Tänze.

Das zahlreiche Volk, welches dieses Gebirge bewohnt, gehört der Sippe der Bassuto an. Ursprünglich, d. h. vor etwa 150 Jahren, wohnten sie zehn Tagereisen weiter westlich, da wo heute der Häuptling Setschele seinen Sitz hat. Um irgend eines Zwistes willen aus ihrer Heimath ausgewandert, ließen sie sich auf dem Blauberg nieder, unterwarfen sich die schwachen Ureinwohner (die Basalo) und wurden bald Beherrscher der Gegend. Ihre Stammesgenossen schickten ihnen eine Botschaft nach, um sie zurück zu rufen; sie wollten aber nicht, und erhielten von dieser Weigerung

den Namen der Bachananoa, d. h. die Nichtwollenden, oder richtiger „die gegenseitig nicht Gewolltwerdenden," während sie eigentlich ein Zweig des Betschuanenstammes der Batschoëna, d. h. der



Blick von Blauberg nach Ha Matsase.

Paviane, waren, so daß sie in Sprache und Sitten von den übrigen Bassutostämmen etwas abweichen, und namentlich weichlicher und schwammiger von Charakter sind, als die derberen Bapedi und Bakopa. Die Zauberei, der Fetischdienst, die Opfer, der Aber=

glaube, die Reinigungsfeierlichkeiten, die Vielweiberei und andere Unsitten sind unter ihnen fast noch fester gewurzelt, als unter den übrigen Bassuto.

Da Br. Beyer bald nachdem er in Blauberg angezogen war, die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft seiner Braut in Natal erhielt, begab sich im April 1868 Br. Endemann auf die Station, um dieselbe bis zu seiner Zurückkunft (19. August) und darnach mit ihm zusammen bis zu der Zeit (Oktober) zu verwalten, wo Mankopane, wie wir oben gesehen haben, die Rückkehr der Missionare und damit des Br. Endemann in sein Land gestattete.

Einer der ersten Besuche, welche Endemann machte, galt dem Häuptling Matsheokane (sonst auch Malobocho genannt). Er fand in ihm einen alten gutmüthigen Mann mit häßlichem Angesicht, weit auseinander stehenden Oberzähnen, scheinbar wohlwollend, aber äußerst bettelhaft. Die Kuh, die ihm geschenkt wurde, bemängelte er, sie sei zu wild, habe auch nur zwei Strichel am Euter, welche Milch geben, das Taschenmesser des Missionars wollte er auch gleich haben, vor allen Dingen aber begehrte er Pulver und Blei, und meinte, als ihm gesagt wurde, die Gesetze des Landes verbieten den Verkauf, ganz einfach, man könne sie ja einschmuggeln (Kukhunetza) worauf er freilich erfahren mußte, daß die Missionare nicht Pulver und Blei, sondern den Weg zur Seligkeit brächten und nicht schmuggeln, sondern Kaufleute waren, die die köstliche Perle suchen. Kaum waren einige Wochen vergangen, da bat er schon wieder um eine Kuh und zeigte so, daß er die Missionare selbst vornämlich als Milchkühe auszunutzen gedachte.

Die Leute des Platzes waren immer zutraulich und freundlich, stellten sich auch wohl in einer Anzahl von 40—60 Personen zu den Predigten ein, waren aber dabei durchaus stumpf und unaufmerksam. Wurden sie aufgefordert das Wort zu glauben, so zogen sie sich hinter das Gebot ihres Häuptlings zurück; wenn dieser glaube oder ihnen zu glauben befehle, dann wollten sie gern glauben, so aber fürchteten sie sich, etwas wider dessen Willen zu thun. Andreas, der von Makapanspoort mit Br. Beyer gekommene Knecht antwortete ihnen: „Wovor fürchtet ihr euch denn? Vor den Mäusen, die euch nichts thun; aber vor dem Löwen, der euch fressen kann, scheut ihr euch nicht!“

Da die Leute des Volkes nicht näher heranzuziehen waren, begann Br. Endemann (28. Mai) eine Abendschule mit seinen Hausleuten, an denen auch ein in der Colonie Getaufter des Volkes sich betheiligte. Gleich in der folgenden Nacht sollte er erfahren, daß noch andere Bewohner als die wilden Menschen den Ort besetzt hielten. Vier Löwen kamen bis an sein Haus heran und holten sich ein zweijähriges Oechslein und ein Kalb. Solche nächt=

lichen Hausbesuche wiederholten sich von Zeit zu Zeit, bis die Dornumzäunungen einen genügenden Schutz für das Vieh darboten.

So mußte denn Br. Beyer bei seiner Rückkehr von Natal allen Ernstes darauf bedacht nehmen, die ersten nöthigen Baulichkeiten herzustellen. Ein Wohnhäuschen von 15 Fuß Länge und 7½ Fuß Breite im Lichte, ein Rondabel für die Leute wurde hergestellt, dann wurde der Grundstein gelegt zu einem kleinen Kirchlein von 19 × 12 Fuß, bei dessen Einweihung am 22. November die beiden mitgebrachten Dienstboten des Missionars, Mashilo (Josia, von Maleo's Volk) und Leredi (Zebedäus, von Patametsane), getauft werden konnten. Den vom Missionar Alison in Pietr-Maritzburg getauften Samuel, der aber im Begriff war, wie die übrigen seiner dort getauften Landsleute, in das Heidenthum zurückzufallen und die Sitten der Heiden bereits mitzumachen begann, zog Beyer dadurch an sich, daß er ihn als Dienstknecht in sein Haus nahm und dann durch besondere Unterweisung zu befestigen sich bemühte.

Als Br. Beyer nun mit seiner ganzen Kraft in die Arbeit eintrat, mußte er bald erfahren, daß die Bachananoa von anderer natürlicher Veranlagung waren, als die Bassuto und Matebelen von Mankopane und Sekukuni. Zwar über die Grobheit und Zudringlichkeit derselben konnte er nicht klagen, im Gegentheil, sie wurden, Häuptling und Volk, freundlich und entgegenkommend; sie kamen auch zahlreich zur Kirche, bald in solcher Zahl, daß das kleine Gotteshaus zu klein war und er im Freien predigen mußte. Dagegen aber waren sie von einer bodenlosen Schlaffheit, es war, als baute er in einen Sumpf. „Ja," sprachen sie immer wieder zu Beyer, „wenn unser Capitän erst will, daß wir lernen, dann wollen wir auch." Sprach dieser dann mit dem Capitän, so antwortete derselbe mit stoischer Ruhe: „Sie lügen, ich halte Niemand vom Lernen zurück." Die Wahrheit aber war, daß der alte Herr recht gut wußte, daß sein Hauptverdienst die Abgaben, die er mit seiner Zauberei und mit Regenmachen verdiente, und die Strafen, die er durch ungerechte Rechtssprüche einzog, ein Ende haben würden, sobald die Leute Christen geworden waren. So ließ er vor den Augen des Lehrers den Leuten Freiheit, hinter seinem Rücken bedrohte er sie. Kam Br. Beyer dann zu den Einzelnen auf die Kraale, dann erschraken die Leute über sein Kommen, flüchteten wohl gar, und wenn er sie einholte, bekam er Antworten, wie: „Nein, nein, ich kann und will nicht an Gott glauben, denn wenn ich an den Gott der Lehrer glaube, werden mich die Könige umbringen." Ake, eine alte Frau, die in einer Hütte war, legte sich lang hin und that, als schliefe sie, war auch nicht zum Reden zu bringen, sondern brachte höchstens die Worte heraus: „Ach, ich fürchte mich sehr, ach, ich fürchte mich!"

Dazu kam, daß ab und zu jagende Bauern bei dem Lehrer vorsprachen. Dies sahen die leider durch die gewohnte Weise der Bauern gegen die Farbigen scheu gemachten Leute so an, als sei der Lehrer ein geheimer Spion, die Bauern stecken mit ihm unter einer Decke, und er sei nur dazu ins Land gekommen, um dasselbe an die Weißen zu verrathen.

Ging dann andererseits Beyer auf die Weise der Bassuto ein, so gewann er ihr Herz. Es ist dort Sitte, daß, wenn ein Mädchen sich verheirathet, sie erst von allen ihren Freunden mit weisen Lehren ermahnt wird. Sie kniet zu dem Zweck in der Mitte des Kreises nieder, und jeder der Freunde tritt an sie heran und hält eine kleine Anrede an sie. Als Bruder Beyer einmal über diese Feierlichkeit hinzukam, trat er auch an die Knieende heran und ermahnte sie, Gottes Wort zu lernen und Jesu Jüngerin zu werden. Als er geendet hatte, wurde ihm stürmischer, lauter Beifall gezollt und die Leute sprachen: „Nun sehen wir, der Lehrer ist kein Bauer, sondern einer der Unsrigen."

Die Betheiligung der Heiden an den Gottesdiensten hatte übrigens doch auch ihre Schattenseiten. Gemeinhin kamen die Leute ohne Andacht, in ihrer heidnischen wilden Weise. Das gab denn ein Durcheinanderwühlen, ein Schwatzen, oft ein gellendes Schreien und Toben, so daß es schon einer bedeutenden Anstrengung bedurfte, diese wilde Masse einigermaßen still und aufmerksam zu machen. Hernach freilich, wenn die eigentliche Predigt begann, dann war Beyer ein gestrenger Herr, da wurden Lachen, Sprechen, Schwatzen und andere Allotria nicht weiter geduldet, da mußte Jeder still den Redenden anschauen und so lange wenigstens zuhören, bis er etwa zu nicken begann. Käme dann ein unkundiger Beobachter hinzu, so würde er vielleicht ergriffen von der lautlosen Aufmerksamkeit, mit welcher die Hörer dem Redner das Wort vom Munde nehmen — aber ihr Geist streift unterdeß weit umher, vom Gehörten verstehen die Meisten fast gar nichts, wollen es auch nicht verstehen, sondern freuen sich auf die Zeit, wo sie vom Lehrer zum Lohn für die Arbeit ihres Zuhörens einen alten Hut, oder etwas Salz, oder ein altes Kleid erbetteln können. In solche versumpfte Masse die ersten Grundzüge des Denkens und Glaubens hineinzubringen, vermag nur der heilige Geist; der Lehrer aber bedarf dazu eines großen Maßes von Geduld und Glauben der Heiligen.

Da in solche Arbeit hinein ein deutsch gefeiertes Weihnachtsfest in der Wüste wie ein leuchtend Licht scheint, so geben wir von dem ersten seit Beginn der Welt in Blauberg gefeierten Weihnachtsheiligabend die Schilderung mit Br. Beyers eigenen Worten:

„Den 24. Decbr. 1868. So ist durch Gottes Gnade wiederum das liebe Weihnachtsfest herbeigekommen, wo auch in diesem finstern Heidenlande hier zu Blauberg einige vorhanden sind, die

sich der großen Liebe Gottes in der Menschwerdung seines Sohnes freuen wollen. Zu dem Ende mußte aber heute Abend auch ein Weihnachtsbaum brennen. Tannen aber oder Fichten giebt es hier nicht, darum suchte ich in der Bergkluft hinter unserm Hause einen andern schönen Laubbaum, ähnlich dem Oleander, der die heimathliche Tanne vertrat. Nun gings an das Schmücken des Baumes, welcher uns, meine Frau und mich, mit den Gedanken ganz in die Heimath, unser liebes Deutschland, versetzte, und unsere Herzen wurden nun erst recht weihnachtlich gestimmt. Backwerk, das meine Frau gebacken, Nüsse, die sie von ihrem letzten Weihnachtsfeste vom Baume gespart und mitgebracht, vier Aepfel, die Tages zuvor ein Bauer schickte, und schöne rothe Früchte, die jetzt hier geerntet werden, dazu zwölf schöne Wachslichte von Herrn Harmuth in Triebel gaben unserm Weihnachtsbaum ein gar stattliches Ansehen. Wir freuten uns diesmal selbst wie die Kinder und konnten es gar nicht erwarten, bis es dunkel wurde, daß der Christbaum angebrannt werden konnte. Unsere Leute, Josia, Zebedäus (meine jüngst Getauften), Manaka, dessen Frau und Kinder freuten sich auch schon lange auf das Weihnachtsfest, aber wie strahlten ihre Augen, als sie in die Stube eintraten und der prächtige Christbaum ihnen entgegen leuchtete. Zu den eben genannten gesellten sich noch der Pferde- und Viehwächter und ein alter treuer Arbeiter (Moloko). So waren mit meiner Frau und mir in unserm kleinen Stübchen, nur sieben Schritt lang und vier Schritt breit, zwölfe unter dem Weihnachtsbaum versammelt. Bevor nun jedes der braunen Leute und Kinder seine Christbescherung hinnahm, sangen wir erst das Lied: „Den die Hirten lobten sehre" (auf kaffersch); dann las ich die Weihnachtsgeschichte, dann beteten wir mit einander und zuletzt erklärte ich ihnen die Bedeutung des Baumes. Nun hieß es: „Kommt und schauet, was euch das liebe Weihnachtsfest gebracht hat noch außer dem Heilande." Die beiden Getauften erhielten jeder ein neues Testament in ihrer Sprache, ein Taschentuch, einen Teller und Löffel und eine kleine Stolle; ei, wie freuten die sich! namentlich über die Testamente. Und was machten erst die Kinder für Augen, als sie die neuen Kleidchen aus Triebel und die schönen Schürzen und den Pfefferkuchen und die großen Stollen sahen, die ihnen Tante Beyer gemacht und gebacken hatte. Auf Puppen aber oder Bilderbücher mußten sie verzichten, denn hier in Blauberg war noch kein Christmarkt aufgeschlagen. Und der alte Moloko schmunzelte auch nicht schlecht, als er die schöne Picke und ein Stück Stolle als sein Eigenthum ansehen durfte. Hierzu bemerke ich, daß ich hoffe, daß dieser alte Mann über lang oder kurz sich für den Herrn entscheiden wird; er hat nun fast ein Jahr bei mir Gottes Wort gehört, ohne einen Unwillen oder Spott gegen dasselbe

bewiesen zu haben, und ich muß gestehen, daß dieser Mann, was die Treue und Ehrlichkeit betrifft, sich vor allen andern auszeichnet (ich meine vor allen andern Heiden). Die beiden Wächter aber zogen besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich, die hockten an der Erde und dachten: „Was ist doch alle diese Herrlichkeit gegen die Stolle, die uns zu Theil geworden ist!“ Darum ließen sie sich nicht stören und arbeiteten mit ihren schönen weißen Zähnen tapfer darauf los und schmatzten dabei, daß man's draußen hören konnte. Als ich hinausging, um von draußen in dunkler Nacht den Christbaum durchs Fenster zu sehen, (denn das that ich auch in meiner früheren Heimath gern), da durchzog mich eine Wehmuth angesichts des finsteren Heidenthums im Contraste zu dieser lieblichen Stätte hier und ich mußte seufzen: Herr, wann wird dein Licht hier aufgehen?! — Dann beschlossen wir die Feier mit dem Gesange mehrerer Lieder, z. B. eins nach der Melodie: „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all'.“ — Dies war der erste Weihnachtsabend und Weihnachtsbaum auf Blauberg; wie wird es übers Jahr sein?! Das weiß allein der Herr. Wolle der Herr doch geben, daß sich alsdann etliche gefunden haben mögen, die da in ihren Herzen sich freuen können, weil auch für sie der Heiland erschienen ist.“

Schon die nächsten Monate sollten für die Erfüllung dieses Wunsches die ersten Anfänge bringen, und es kann immer sein, daß gerade dies Weihnachtsfest mit dazu beigetragen hat, daß, nachdem aus der ungeordneten Masse der Kirchgänger schon gegen das Ende 1868 ein kleiner Kern von regelmäßigen, aufmerksamen Besuchern sich herausgebildet hatte, nun aus diesem Kern in dem nächsten Quartal die ersten Taufbegehrenden sich abschieden, die in besonderen Unterricht genommen zu werden begehrten. Zwar die beiden ersten Monate des neuen Jahres wurden durch die Beschneidungsfeierlichkeiten ausgefüllt. Da leerte sich die Kirche, und die Zahl ihrer Besucher ging von 100 auf 10 herab; die Leute sprachen zu Beyer: „Jetzt haben wir unsere Schule, wenn die zu Ende ist, kommen wir wieder in die deine.“ Aber richtig, nach Beendigung des Heidenfestes füllte sich die Kirche wieder; und auch Einzelne kamen.

Am 17. März 1869 stellte sich ein Mann ein, namens Nare, und bat um die Erlaubniß, beim Lehrer zu wohnen und das Wort zu lernen; er wolle gern mit der Hand arbeiten, so viel er vermöge und keinen Lohn dafür haben. Am 21. März kam eine Frau und bekannte, sie fühle nur Schuld in ihrem Herzen und wolle vom Lehrer den Weg lernen, wie sie derselbigen entledigt werden könne. Am 31. März kam dieselbe Frau wieder und brachte zwei junge Bursche mit, die das gleiche Anliegen vortrugen. Das war wie Thau und Honigseim für den einsamen Prediger in der Wüste.

Freilich regte sich gegen dieses neue Leben der alte böse Feind und brachte zunächst die natürlichen Löwen herbei, die den unliebsamen Eingreifer in sein Reich beseitigen sollten.

Es ist keine unserer Stationen so von Löwen belästigt, als Blauberg. Die Berichte von dort bringen fast mit jeder Sendung die Nachricht, daß wieder solche Bestie auf der Station gewesen, oder von den Leuten verscheucht oder erlegt worden sei. (vgl. z. B. Missionsberichte 1870 p. 149, 152, 155 f., 165, 294; 1874 p. 116.) Unser Br. Beyer kam fünfmal in eine so große Nähe dieser Bestien, daß es jedesmal als ein Wunder Gottes erschien, daß er gnädig bewahrt blieb. Hier wollen wir nur zwei solcher Fälle besonders hervorheben.

Am 15. Februar 1869 kam Br. Beyer zu Pferde von einer Reise nach Ga Matlale zurück. Der Weg ist schon an und für sich sehr beschwerlich und gefährlich. Nach zweistündigem Reiten gelangt man zu dem Volk von Thibane, wo allenfalls noch etwas Wasser zu haben ist, dann gilt es ein beständiges scharfes Reiten mitten durch das Wildfeld, wo kein Tropfen zu finden ist; dann am Berge von Makchabeng giebt es wieder etwas Wasser, und von da aus ist in zweistündigem Ritte die Station von Blauberg erreicht. Da an dem gedachten Tage wird die Frau des Br. Beyer gegen Abend von einer unnennbaren Angst befallen; sie sieht deutlich in ihrem Geist, wie ihr Mann von Löwen zerrissen wird, und geht in ihr Kämmerlein und ringt in heißem Gebet um das theure Leben. Br. Beyer hat inzwischen den sechsstündigen Ritt durch die Sonnenglut schon zurückgelegt; einmal, als er im Schatten eines Baumes etwas Kühlung suchte, wird er erschreckt durch eine giftige Schlange, die dicht an seinem Fuß vorbei ihren Schlupfwinkel sucht. Genau in derselben Stunde, wo sein Weib für ihn im Gebete fleht, hat er Makchabeng erreicht, da hört er ganz nahe ein wohlbekanntes Brummen, und unmittelbar darauf sieht er, wie ein mächtiger Löwe mit aufgerissenem Rachen auf eine Entfernung von 10 Schritt aufspringt, aber, anstatt auf ihn zu, in das Dickicht hinein, wo er verschwindet, während das Brummen an der alten Stelle ihm das Vorhandensein noch mehrerer solcher Bestien bekundete; und er selbst hatte nicht einmal eine Schußwaffe bei sich. Da schrie er zum Herrn, bog bebenden Herzens links ins Gebüsch, um den Thieren aus dem Wege zu reiten, kehrte in einem Bogen auf den Weg zurück, und nun ging es spornstreichs im sausenden Gallopp unter fröhlichem Dankgebet der Heimath zu. Dort angekommen hörte er von der Angst der Missionsfrau, die dadurch noch verschärft worden war, daß zwei Nächte zuvor der Löwe aus dem Viehkraal des Missionars ein Kalb geraubt hatte.

Ein halbes Jahr später (4. October 1869) ging Beyer aus,

um Perlhühner zu schießen. Als er um einen Busch biegt, steht plötzlich — auf einer Entfernung von 30 Schritt — vor ihm eine mächtige Löwin. Sie sah ihn an, blieb aber ruhig stehen, und der Missionar blieb durch den Engel Gottes bewahrt.

Gegen Ende des Monats war Beyer im Jagdfelde. Ein angeschossener Büffel hatte sich unter die zahmen Ochsen gemengt. Der Wächter hielt ihn für einen Ochsen und wollte ihn mit eintreiben. Der Büffel aber stürzt augenblicklich auf ihn los, er flüchtet zu der Jagdgesellschaft, der Büffel hinter ihm her; die Gesellschaft zerstob und flüchtete hinter dicke Bäume, von wo aus der Büffel durch fünf Kugeln erlegt wurde.

Doch wir kehren zu der Geschichte unserer Station zurück und werden hier bald ganz andere Löwen und Büffel kennen lernen, die es auf das erwachende junge Leben der Station abgesehen hatten.

Unter den Besuchern der Stationsgottesdienste war bereits eine Spur von Leben angeregt. Es erhob sich ein Sprechen pro und contra; die Zahl derer, die besonders unterrichtet zu werden wünschten, stieg bereits auf neun, von denen zwei freilich sehr bald wieder abfielen und zwei andere, Makeere und Matome, vielfach durch Jagdzüge die Unterrichtszeit unterbrachen, während die übrigen fünf zu guten Hoffnungen berechtigten. Der König sah das nicht gern, doch blieb er einstweilen bei seiner ersten Freundlichkeit, machte sogar am 2. April in allerhöchst eigener Person einen Besuch im Missionarshause, um die jufvrouw (Frau des Missionars) zu sehen und mit hohen Worten zu preisen, und ihr einen Bock und zwei Wassermelonen als Geschenk zu überbringen.

Im Volk aber begann es zu gähren, insonderheit als Makeere, der von uns oben erwähnte angesehene Unterhäuptling, wirklich anfing, mit dem Glauben Ernst machen zu wollen. Er kam am 11. April zu Br. Beyer mit dem Bekenntniß: „Lehrer, ich verlange Gottes Wort zu hören und zu lernen, denn mein Herz läßt mir keine Ruhe. Ich habe dein Wort in der Kirche gehört und desgleichen auch bei anderen Lehrern und mein Herz sagt mir, daß Gottes Wort Wahrheit ist." Beyer empfing von Makeere den Eindruck einer aufrichtig suchenden Seele und erfuhr nun auch von seinen Leuten, daß sie schon länger untereinander gesprochen hätten, ob nicht Makeere kommen werde zum Unterricht. Am 28. Mai predigte Beyer auf dem Kraal eines andern Häuptlings Manaka. Während seiner Predigt herrschte Todtenstille. Insonderheit horchte hoch auf der Sohn des Häuptlings, der erst in der vergangenen Nacht von seiner Arbeit unter den Bauern zurückgekehrt war und auf seiner Reise auch schon von Merensky und Knothe das Wort Gottes gehört hatte. Er trat sofort in den Unterricht, und nach wenigen Tagen hieß es, Manaka wolle

Blauberg.



seinen Sohn fortjagen, weil er das Wort lernen wolle. Derselbe ließ sich aber nicht beirren, sondern kam fleißig zum Unterricht. Er war nicht wenig erfreut, als am 5. Juli die fünf eingebornen Evangelisten von Botshabelo kamen, um mit bereitwilligst ertheilter Erlaubniß des Häuptlings unter dessen Volk das Wort von Christi Kreuz zu predigen.

Bei diesen Erstlingen des Volkes bedurfte es freilich einer längeren Zeit, bis das Wort Gottes so weit durchdrang, daß sie getauft werden konnten. Zwei andere Heiden, Mapaka, ein Mann von Lekalekale's Volk, und Monnie, seine Frau, aus der Gegend von Pretoria, die mit Beyer nach Blauberg gekommen waren und bei demselben die Unterweisung in den regelmäßigen Abendgottesdiensten empfangen hatten, kamen ihnen zuvor.

Manake war ein fünfzehnjähriger Bursch, als die Bauern unter Hendrik Potgieter gegen Makapans Volk kämpften. Auf seinem Berge vor Durst halb verschmachtet, kroch er — denn zum Gehen war er zu schwach — Nachts herab zur Quelle, um zu trinken. Zurückzukehren gestattete ihm seine Kraftlosigkeit nicht; er blieb an der Quelle liegen. So fand ihn ein Bauer, nahm ihn mit und machte ihn zu seinem Dienstknecht. Er kaufte ihm um zwei Kühe eine Frau, namens Monnie. Diese stammte aus dem Volke der Baroa und wurde im Kriege als 1½jähriges Mädchen ihrer Mutter entrissen, als dieselbe eben flüchten wollte. Sie kam in Piet Potgieter's, des Bauernführers, Hand als Kindermagd, dann zu St. Schumann, und von diesem erwarb sie der Baas von Manaka, natürlich so, daß dieser den Kaufpreis abarbeiten mußte. Von Gottes Wort erfuhren sie nichts, denn das lag ganz außerhalb der Anschauung der meisten Bauern, dat een zwarte schepsel tezaamen met een blanke mensch in eene kerk mogte gaan; so empfingen sie den ersten Eindruck von Gottes Wort von Bruder Nachtigal in Lydenburg, wohin sie mit ihrem Baas gereist waren. Dieser versprach ihnen, daß wenn Mynheer Beyer nach Schumansdal käme, sie bei ihm sollten unterrichtet werden. Als er aber bei Lekalekale vorbeizog, verließen ihn die beiden und kamen zu Beyer, und mit diesem später nach Blauberg. Hier empfingen sie ein ganzes Jahr den Taufunterricht und konnten nun am 25. Juli 1869 mit ihren drei Kindern als ein Friedrich und eine Elisabeth getauft werden, in Gegenwart der fünf Botshabeloschen Evangelisten und des oben erwähnten Samuel. Nach der Taufe wurde der kleinen Christengemeinschaft das heilige Abendmahl gespendet, dann konnte einer Schaar Heiden das Wort gepredigt werden, am Nachmittag meldete sich Matome zur Taufe, — so war dies also ein rechter Lichttag in dem Leben des Missionars.

Da unter den drei getauften Kindern ein fünfjähriges und ein achtjähriges waren, konnte gleich am folgenden Tage eine Kinder-

schule eröffnet werden; das geistige Leben auf der Station hatte also einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan.

Es schien auch, als ob nun die Zeit nicht mehr fern sein sollte, wo der Erstling aus dem Blauberger Volk zu der Gemeinde hinzugethan werden könne.

---

65. Moses Makeere.

Wir haben bereits zum Oefteren eines angesehenen Häuptlings aus dem Blauberger Volk Erwähnung gethan, namens Makeere, der sich zur Taufe gemeldet habe. Von ihm schreibt Br. Beyer in seinem Bericht über das zweite Halbjahr 1869: „Besonders macht mir Makeere viel Freude durch Ernst und Verlangen nach dem Heile seiner Seele und durch Wachsthum in der Erkenntniß. Er hatte drei Frauen, von welchen er eine nach Durchnahme des sechsten Gebotes entlassen hat, was ein Missionar hoch veranschlagen muß. Die dritte ist noch Mädchen, aber ich glaube bestimmt, er wird auch dieser um des Wortes Gottes willen entsagen. Spott und Hohn hat er genug zu tragen; er kehrt sich aber nicht daran. Dies Alles giebt mir die Hoffnung, diesen Mann bald als den Erstling des eigentlichen Blauberger Volkes im Taufregister verzeichnen zu können."

In ähnlicher Weise berichtet das Tagebuch von Blauberg noch unter dem 7. Februar 1870: „Makeere übertrifft alle andern, auch die in Maritzburg Getauften, an Bibelkenntniß und Heilserfahrung; es scheint ihm ein rechter Ernst zu sein, ein Kind Gottes zu werden."

Die Veränderung konnte den Heiden nicht entgehen. Als besonders angesehener Häuptling war Makeere von dem Könige mit den dipeku (Zaubermitteln) behängt worden, mit der Erlaubniß, dieselben vorkommenden Falles zu gebrauchen. Jetzt erkannte er die Zauberei als Sünde und legte die dipeku ab. Hierüber ergrimmten alle Heiden und verspotteten ihn; ja seine eigene Frau und seine Großmutter weigerten sich, ferner für ihn Speise zu bereiten. Der König aber, hoch erzürnt, ließ ihm sofort die eine Frau, die er noch hatte, wegnehmen und lud ihn vor sich. „Willst du lernen, so schreit er ihn an, so hast du mich erst zu fragen! Warum hast du dies nicht gethan? Augenblicklich läßt du das Lernen und brauchst die dipeku wieder, oder ich lasse dich tödten!" — Makeere antwortet: „Ob ich lernen soll, darum frage ich dich nicht, denn das ist Gottes Wille; willst du mich aber tödten, so tödte mich; das Wort werde ich nicht lassen." Der König begehrte auf: „Lauf und gieb das Buch, das du in der

Hand hast, dem Lehrer wieder, oder ich lasse dich tödten! Ich will nicht, daß du lernst!"

Am 19. Februar kam Makeere unerwartet zum Lehrer, in eine weiße Decke gehüllt, das A=B=C=Buch in der Hand; sein Gesicht verrieth, daß er eine wichtige Sache hätte. Aber er sprach nicht von Zurückgabe des Buches, sondern offenbarte seine Absicht, fortzugehen von hier; denn bliebe er, so tödte ihn der König, und das Wort lassen könne er nicht. „Nein, Makeere," antwortete ihm Beyer, „fortgehen mußt du nicht, sonst würde der König denken, ich raube ihm sein Volk. Sei nur still, ich werde selbst zu Matseokane gehen und mit ihm sprechen!"

Dann vereinigten sich die wenigen Gläubigen im Gebet und Makeere ging mit den Worten: „Nun kann ich nicht fliehen; das Wort hat mich überwunden!"

Der folgende Tag war ein Sonntag; kein einziger Heide kam zum Gottesdienst; alle fürchteten sich — aber auch Makeere blieb aus.

Am Montag ging der Missionar zum Könige. Er war freundlich wie immer.

„König, ich komme heute mit schwerem Herzen zu dir, denn ich werde in deinem Lande getödtet!" — „Wer tödtet dich denn?" — „Du selbst, König! Hast du nicht gesagt zu mir: Du kannst lehren, und wer glauben will, mag glauben? Und nun verfolgst du die, welche glauben, und willst sie tödten? Du bist weder Gottes, noch mein Freund!"

„Nein, Lehrer, dich liebe ich, aber den Makeere hasse ich; denn er hat die dipeku weggeworfen, die ich doch ihm selbst gegeben habe."

„Nein König, wer glaubt, kann nicht mit den dipeku spielen, zween Herren dient kein Gläubiger, wer an Gott glaubt, wirft die dipeku fort. Aber ich bin nicht blos gekommen, dein Volk zu lehren, sondern auch dich selbst, daß du dich auch bekehrest und an Gott glaubest und ihm die Ehre gebest!"

Hier erschrak der König und meinte: „Ich will dem Makeere nicht mehr wehren, bei dir zu lernen, und er kann auch die dipeku mir wiedergeben, so werde ich sie einem anderen geben!"

Fröhlich im Herzen kehrte der Missionar in sein Haus zurück und ließ Makeere rufen, um ihm das Wort des Königs zu verkündigen. Als er aber kam, da konnte man schon auf seinem Angesicht lesen, was geschehen war; er war dem Spott und der Verfolgung nicht gewachsen gewesen und hatte mit Verleugnung seines Glaubens seine Frau wiedergeholt. Auf die Ermahnungen des Lehrers antwortete er: Ja, das Wort sticht mich immerfort im Herzen! Er versprach auch, wieder zur Kirche zu kommen — aber er kam nicht wieder.

Am 4. Mai suchte ihn der Missionar in seinem Hause auf. Er fand ihn, an einem seiner Häuser arbeitend; er war verschämt, aber freundlich. „Makeere, meine Schafe sind fortgelaufen und haben sich verirrt; jetzt gehe ich umher und suche sie!" Makeere verstand die Rede nicht gleich; dann aber ging (oder kroch) er mit dem Lehrer in sein Haus und dieser ermahnte ihn von Gottes wegen zur Umkehr. — „Ja, das Wort sticht mich," so lautete Makeere's Antwort; „aber was soll ich anfangen? Man plagt mich bis auf's Blut; meine Mutter und meine Frau wollen mir das Essen entziehen, und dringen stets auf mich ein, ich solle das Wort Gottes wegwerfen!" — „Makeere, der Herr spricht: „Wer Vater und Mutter, Weib und Kind mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth!"

„Ja Lehrer, du hast Recht; ich habe schwer gesündigt, aber glaube mir, mein Herz liebt dennoch Gott!"

Makeere, wenn du Gott wirklich lieb hättest, so würdest du ihn auch offen bekennen und nicht thatsächlich das Gegentheil bekunden.

„Lehrer, darf ich nicht bei dir arbeiten, und mir eine Decke verdienen?" Br. Beyer schlug ihm dies nicht ab. Beim Weggehen begleitete ihn Makeere und sprach: „Lehrer, verstoß mich nicht, sondern behalte mich ferner lieb!" — Br. Beyer ging mit neuen Hoffnungen von dannen.

Der Erstling der Getauften aus dem Volke der Bachananoa wurde aber Makeere nicht. Mit ihm zugleich besuchte ein anderer, etwa 32 Jahre alter Mann seines Volkes, namens Ngoako, ein Häuptlingssohn, den Unterricht. Dieser leistete allem Spott und Anfechtungen der Heiden gegenüber einen so fröhlichen, kräftigen Widerstand, daß Beyer glaubte, dem Wasser nicht länger wehren zu dürfen und den Ngoaka am 8. September 1869 als den Erstling der Bachananoa taufte.

Makeere war tief ergriffen. Am nächsten Sonntag war er wieder in der Kirche, die er von jetzt ab wieder besuchte. Er trug den Stempel der inneren Unruhe auf seinem Angesicht! — Beyer redete ihn an: „Makeere, wie steht es eigentlich mit dir? Ich sehe, du kommst zur Kirche, und doch ist dein Herz von Gott abgefallen und hast die alten Greuel wieder lieb gewonnen?" — „Ja, du hast Recht, ich weiß, Gottes Wort ist wahr, darum komme ich zur Kirche, aber ich bin schwach, und kann nicht frei bekennen: „Ich bin ein Gläubiger!"

„Makeere, du siehst, Ngoako hat dich überflügelt. Zu dem hatte ich früher weniger Hoffnung, als zu dir!"

Makeere konnte den Lehrer nicht ansehen. Er brach ab: „Laß uns heute nicht mehr darüber sprechen! Habe aber Geduld mit mir!"

Da der König sah, er habe mit Makeere seinen Willen durchgesetzt, blieb er unausgesetzt freundlich zum Missionar, nur seine Söhne wurden bisweilen ausfallend und barsch feindlich gegen ihn. Da aber bei einer zwischen den Dienstleuten Beyer's vorgekommenen Zwistigkeit dieser nicht selbst schlichtete, sondern den König entscheiden und das Strafgeld für sich einziehen ließ, hieß es überall, beim König und im Volk: Ja, der Lehrer ist ein Mensch, er ist der Unsern einer!

Das Jahr ging zu Ende. Wiederum wurde, wie das oben von uns beschriebene, ein Weihnachtsfest gefeiert. Zwei Jahre lagen dazwischen. Aber wie anders sah es jetzt schon auf der Station aus. Beyer durfte sich nicht blos an der Weihnachtsfreude eines eigenen lieblichen Kindes erquicken, sondern an der Mitfeier eines kleinen Gemeindleins von sieben erwachsenen Getauften.

Das neuanbrechende Jahr brachte neue Anfechtungen. Doch wir lassen den Missionar selbst erzählen:

„Seitdem sich nun hier das Wort als ein Sauerteig erweist, fängt auch die Feindschaft dagegen an. Dies erfuhr ich vor wenigen Monaten recht empfindlich, so daß ich mich schon mit dem Gedanken an einen Sturm beschäftigte, der vielleicht mit Aufgeben der Station, ähnlich wie bei Sekukuni, enden könne; jedoch der Herr hat dem Wind und Meer Ruhe geboten. In dem Katechumenat befand sich nämlich ein junges Mädchen Namens Zakana, der es ein rechter Ernst war, eine Gläubige an den Herrn Jesum zu werden, und die dies besonders durch ihren ordentlichen stillen Wandel bewies. Als das Zakana's Mutter bemerkte, wandte sie alle Kraft an, ihre Tochter im Glauben wankend zu machen, sie wollte ihr sogar Mittel eingeben, damit sie das Wort Gottes ausbräche. Ein Mann, der sich als Zakana's Vater und Vormund aufwarf, half der Mutter in ihrem Bestreben. Da nun gütiges Zureden und Bitten ihrerseits nichts half, brauchten sie Gewalt; sie droheten, beschimpften und verspotteten das arme Mädchen, daß es fast Tag und Nacht nicht Ruhe fand, alle ihre Nachbarn und Freundinnen hetzte man gegen Zakana auf, aber sie blieb fest durch Beten und treues Anhören des Wortes. Vergebens suchte ich die Angehörigen von Zakana durch Vorstellungen zu stillen, zuletzt mußte ich ihnen drohen, weil sie anfingen auch gegen mich sich roh und schimpflich zu benehmen. Mir gegenüber gaben sie vor: sie seien auf Zakana nur böse, weil sie ihren längst versprochenen Mann (ein alter Kerl mit schon mehreren Frauen) verschmähe, aber hinter meinem Rücken sprachen sie es offen aus, daß sie nicht wollten, daß Zakana eine modumedi (d. i. Gläubige) werde und geberdeten sich dabei so scheußlich, daß es einen schaudert, die Flüche aufzuschreiben, die sie auf Gott und sein Wort und alle Gläubigen warfen. Die Alte meinte, sie wolle nichts von Gottes Wort wissen, auch von keiner

Seligkeit, sie wolle in der Hölle brennen. Einige Mal mußte ich um dieser Sache willen zum Häuptling gehen, welcher mich aber stets damit vertröstete, daß er sagte: „Diese können dir und deinem Werke nichts thun, denn sie sind nur Hunde, die bellen, aber nicht beißen," erklärte auch wiederholt, daß wer glauben wolle, könne glauben und Niemand solle ihn hindern; aber doch machte er keinen Ernst, thatsächlich schützend aufzutreten; zuletzt, als ich abermals bei ihm Hilfe suchte, gebot er ernstlich den Wühlern Ruhe. Das Wüthen der Feinde des Herrn hatte sich nämlich so weit gesteigert, daß z. B. Zakana verjagt nach Makchabeng zu den Brüdern Trümpelmann und Baumbach flüchtete, diese aber schickten sie mit einem Briefe wieder zurück zu mir. Es kam so weit, das Zakana wieder nach Hause ging,. aber bald darauf ganz blutig zerhauen und weinend bei mir wieder ankam und mir klagte, man habe ihr ihre Decke, Felle, Perlenschmuck &c. abgenommen, man habe sie verstoßen und verflucht und zu ihr gesagt: Lauf, packe dich, geh hin zum Lehrer, denn du bist nicht unser Kind, sondern des Lehrers. So nahm ich Zakana in mein Haus auf, wo sie nun wie zuvor unserer Kinder wartet. Wie froh mein Herz ist, daß dies Mädchen so standhaft die Schmach Christi getragen, kann ich kaum beschreiben. Es hat dieses Beispiel auch einen guten, heilsamen Eindruck auf die Gemeinde und auch auf die am Eingange Stehenden gemacht. Am zweiten Ostertag ging die Blauberger Gemeinde zum ersten Male zum heiligen Abendmahle; es waren acht schwarze Communikanten, weil Paulus von Makchabeng und Agabus, der Hausdiener der Brüder auf Makchabeng mit zugegen waren; es war eine Feier, bei der wir so recht die Nähe unsers Herrn spürten. Das altherkömmliche Sprechen des Geistlichen mit jedem einzelnen Communikanten vor dem Abendmahle habe auch ich hier eingeführt und erfahren, wie segensreich das für Lehrer und Gemeinde ist.

Am zweiten Pfingsttage war abermals ein Freudentag auf Blauberg in besonderer Weise, denn unsere liebe Zakana knieete an dem Tage vor dem Altare und empfing unter dem selbstgewählten Namen Sara das Bad der Wiedergeburt; der Text ihrer Taufrede steht Ev. Joh. 10, 1—5. Es war mein inniges Verlangen gewesen, auch Makeere mit Sara zusammen taufen zu können, aber leider wurde mir die Freude nicht erfüllt, denn Makeere hinkt noch immer auf beiden Seiten; die eine Frau und das Bier ist's, was ihn am Durchbruche hindert. Makeere geht um des willen gedrückt einher, weil er von der Wahrheit des Wortes überzeugt ist, aber er hat nicht Kraft völlig zu widerstehen."

Auch das Jahr 1871 ging zu Ende. Die Predigt des Wortes erwies seine zweischneidige Kraft. Während die einen durch dasselbe gewonnen wurden, verstockten und verbitterten sich die anderen, und auch der König begann in seiner freund-

lichen Haltung gegen den Missionar wankend zu werden. — Diesmal konnte das Weihnachtsevangelium einer zahlreicheren, aufmerksameren Versammlung gepredigt werden. Makeere war sichtlich ergriffen. Nach Beendigung des Gottesdienstes konnte er es nicht unterlassen, nochmals das Gehörte den draußen Stehenden zu wiederholen und sie zum Glauben an Jesum zu ermahnen. Sollte wohl das verlorene Schaf sich wirklich wieder gefunden haben?

Der Nachmittag des Weihnachtsfestes setzte den Weihnachtsfreuden die Krone auf. Salfi, Simon's Frau, wurde als eine Maria getauft. Darnach vereinigte sich das Gemeindlein zum gemeinsamen Genuß des heiligen Abendmahls. Die Weihnachten auf Blauberg wurden immer reicher.

Aber das neue Jahr 1872 sollte noch einmal alles ändern. Der Aufschwung, den die Predigt des Evangelii nahm, erweckte das Entsetzen des Königs und seiner Räthe. „Mitten in dem Frieden des Januar 1872" (so berichtet Beyer weiter) „verbreitete sich mit Blitzesschnelle das wahre Gerücht: der König wolle die Gläubigen tödten, oder doch wenigstens schlagen lassen; Makeere aber sollte unbedingt getödtet werden, weil er als Familienglied des Königs das Wort des Lehrers angenommen habe. Schon war der Tag bestimmt (ein Sonntag), wo eine Schaar Bewaffneter die badumedi (Gläubigen) auf der Station überfallen sollte, aber wir erfuhren die Wahrheit des Wortes: „Beschließet einen Rath, und es werde nichts daraus." Zu meiner Freude hielten sich alle, meine Gemeindeglieder in jener Angstzeit tapfer; sie vertrauten dem, der gesagt hat: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Während die Feinde am 18. Febr. auf dem Berge wütheten, freuten wir uns an diesem Tage der Gnade Gottes, die abermals ein Schäflein in Christi Stall durch das Bad der Wiedergeburt eingehen ließ, es war Makeere. Makeere, der Zankapfel der Feinde, bewies sich als furchtloser Bekenner in jener Zeit und hatte auch seit längerer Zeit das erfüllt, wovon ich seine Taufe noch abhängig gemacht hatte, nämlich die gänzliche Trennung von seiner zweiten Frau. Zudem fürchtete ich, die Feinde könnten wirklich ihren Mordplan ausführen und Makeere, wenn auch nicht öffentlich, so doch vielleicht durch Gift heimlich tödten, darum fuhr ich zu und taufte Makeere noch an dem Sonntage, wo die Gläubigen sollten überfallen werden. Makeere erwählte sich den Namen Moses, dessen Geschichte ich in jener Zeit Sonntag Nachmittags in der Kirche katechetisch durchnahm. Was mich besonders an Moses (Makeere) erfreut, ist, daß er seinen Glauben nicht versteckt. Vor der Taufe stellte ich ihm die Wahl, so er zu großen Aufruhr fürchte, wolle ich ihn heimlich taufen, er meinte aber: nein, das werde er nimmer thun. Die Drohungen von Seiten der Gewaltigen wiederholten sich, und

besonders gegen Moses. Eines Tages kam eine Frau zu ihm und rieth ihm, eilig zu fliehen, es sei bestimmt, der König wolle ihn tödten, deshalb floh Moses noch in der Nacht mit Frau und Kind nach Makchabeng mit dem Vorsatze, nach Botshabelo zu gehen."

Missionar Baumbach aus Makchabeng berichtet unter dem 22. Februar weiter:

„Den 22. Februar Nachts ein halb zwei Uhr weckte mich der Hund aus dem Schlafe; bald hörte ich eine Stimme, die das übliche Kriegszeichen von sich gab, und den Namen meines christlichen Dienstkaffers Samuel rief. Daß es kein gewöhnlicher Mosutho sei, hörte ich schon daran, daß mein Junge beim Taufnamen gerufen wurde; denn die anderen riefen ihn immer bei seinem alten Namen. Bald klopfte es an meine Thüre, und ich sahe zum Fenster hinaus, und vor mir stand der Jüngstgetaufte von Blauberg, Moses, mit seiner ungetauften Frau, Schwiegersohn des Königs daselbst, ein angesehener Unterhäuptling. Es wurde mir mitgetheilt, daß er sich auf der Flucht befände; denn sein Schwiegervater hatte im großen Rathe seinen Tod beschlossen, und da ist dann nicht zu spaßen; was im großen Pitscho-Rath beschlossen wird, kommt auch meistens zur Ausführung. Moses bat um Nachtherberge, die auch herzlich gern gewährt wurde; in aller Frühe wollte er nach Matlale aufbrechen, und von da weiter nach dem Zufluchtsort Botshabelo. Ich gab noch etwas Zehrung mit auf den Weg, dazu ein Brieflein, in dem ich kurz mittheilte, wen man in dem Flüchtlinge vor sich habe. Denn die Flucht war so eilig geschehen, daß nicht einmal sein Missionar drum wußte. Gruß und Nachricht von seinem Jüngstgetauften sollte ich ihm mittheilen. Man wird selbst beschämt durch einen solchen, der um seines Glaubens willen Häuptlingsschaft, Hab, Gut und Alles im Stiche läßt. Gott stehe ihm bei, und helfe ihm zur Bewahrheitung seines Moses-Namens, von dem es heißt, daß er in seinem ganzen Hause treu gewesen."

Für diesmal wurde der Sturm noch einmal abgewandt. Die von Matlale legten beim Könige Matscheokane Fürbitte ein für Moses Makeere. Der König stellte sich, als wisse er von nichts, und sei Moses ohne Ursache geflohen, und sprach, derselbe könne getrost wieder kommen.

Moses kehrte wieder, aber der Kirchenbesuch war auf der Station seit der Zeit wie abgeschnitten; erst zu Pfingsten stellten sich wieder 12 Heiden zum Gottesdienst ein.

---

66. Schwere Zeiten auf Blauberg.

Von jetzt ab brach eine Reihe der allerschwersten Prüfungen über den Missionar und das Gemeindlein von Blauberg herein.

Der König warf auch den Schein, als wolle er ein gutes Vernehmen mit dem Missionar fortsetzen, hinweg. Er bediente sich dazu eines Mittels und einer Energie, deren er selbst und sein Volk nicht fähig war.

In den ursprünglichen Stammsitzen seines Volkes, in der Nähe des Königs Setschele, war ein mächtiger Häuptling namens Matscheng wegen Streitigkeiten mit seinen Großen genöthigt worden, mit seinem ganzen aus mehreren Hundert tapferen Männern (vom Stamme der Baroa) bestehenden Anhange zu entfliehen. Er hatte seiner Stammverwandten in Blauberg gedacht und bei dem König Matscheokane oder Malebocho (October 1872) bereitwillige Aufnahme gefunden. Dieser rohen Leute, die zwar zum Theil schon mit dem Christenthum in Berührung gekommen waren, denen aber durch den häufigen Verkehr mit den Bauern bereits der Nimbus entschwunden war, der in den Augen der in der Einsamkeit wohnenden Farbigen auf der Person jedes weißen Mannes ruht und die wußten, wie man es anzufangen habe, um einen weißen Mann zu plagen, gedachte sich der König als eines Werkzeuges zu bedienen, um den verhaßten Missionar, gegen den direkte Gewaltthätigkeiten anzuwenden er aus Furcht vor den Bauern nicht wagte, durch fortgesetzte brutale Plagereien zum freiwilligen Weggange zu nöthigen. Er hatte ihnen daher ihren Wohnplatz in unmittelbarster Nähe des Stationsgebäudes (eines Steinwurfs weit) angewiesen, so daß sie durch beständiges Schreien, Toben, Beschädigungen an dem Garten und dessen Zaun, die Geduld des Missonars auf die Probe stellten, um, wenn er heftig würde, Ursache zu finden zu thätlichem Angriff auf seine Person. Kurz bevor sie den Missionar zu plagen begannen, hatten die Leute vom Volk selbst bereits den Anfang gemacht, den sie nur fortzusetzen brauchten.

Am 16. September 1872, — der Superintendent Merensky war gerade zum Behuf einer Visitationsreise zugegen — erschien ein Trupp wilder Heiden, und begann schreiend auf den Missionar einzudringen, weshalb er ihre Weiber gescholten und geschlagen habe. Natürlich war an dem allen kein wahres Wort, die Heiden hatten boshafter Weise das Auge der mit Mühe vom Missionar aufgegrabenen Quelle, weil dieselbe ihren Göttern heilig sei, mit Steinen verschüttet, und Beyer hatte, als nun die Weiber zum Wasserschöpfen kamen, sie einfach ob dieser Unthat willen ausgescholten. Das Benehmen der Heiden war um so auffallender, als noch nie zuvor wegen des Wassers von dem Volke Malebocho's (Matsheokane's) Zank erhoben worden war. Jetzt suchten sie augenscheinlich eine Ursache vom Zaune zu brechen. Beyer wies sie also in aller Ruhe zurück. Sie sprangen wüthend zur Quelle zurück, rissen ein Stück Gartenmauer ein, zerstörten die Rinne und

rollten unter Fluchen und Toben große Steine in den Fluß, da wo Beyer hatte aufgraben lassen. Die Sache mußte natürlich vor den Häuptling gebracht werden, und Br. Beyer gedachte sich dabei, weil die Sache von Wichtigkeit war, und vielleicht die Existenz der Station dabei auf dem Spiele stand, des unter dem dortigen Volk üblichen Mittels bedienen zu sollen; er ließ einen schönen fetten Ochsen vor sich hertreiben. Der König schmunzelte, als er ihn sah, war empört über die Brutalität des kleinen Häuptlings und versprach, dem Br. Beyer völlige Genugthuung zu verschaffen. — Beyer glaubte alles in Ordnung gebracht zu haben und begleitete den Superintendenten nach Makchabeng.

Indeß Aufschub thut selten gut. Während der Abwesenheit von Br. Beyer hatten die Feinde wahrscheinlich mit stärkeren Mitteln plaidirt, kurz, der König war wie umgewandelt, nahm sich der Sache durchaus nicht an und Beyer mußte, anstatt Schutz zu finden, vielmehr eine Masse Anklagen hören, die auf ihn gehäuft wurden, er höre nicht auf, ihre Götter zu beschimpfen, habe ihren Weibern die Töpfe zerschlagen und zerstreue ihren Götzendienst. Letztere Beschuldigung gab dem Missionar Gelegenheit zu einem ernsten Zeugniß, nach welchem den Heiden die Ohren nicht gejuckt haben. Der König sprach kein Wort dazu, endlich brach er die Verhandlungen ab damit, daß er mit entschiedener Stimme sprach: „Ich werde jedes meiner Kinder tödten, das gläubig wird." Den Ochsen bekam er natürlich unter solchen Umständen nicht. Aber Br. Beyer ging mit dem entschiedenen Gefühl von dannen, daß die Tage der Station gezählt seien.

Sein Trost und seine Erquickung war, daß unter diesen Stürmen und Anfechtungen das kleine bereits auf 12 Seelen angewachsene Gemeindlein der Gläubigen immer fester wurde. Von sittlichen Schwankungen blieben freilich selbst Moses und Petrus nicht frei, wie dies bei der Vorgeschichte derselben nicht zu verwundern ist; allein sie fanden sich, durch die Kirchenzucht gewarnt, doch bald zurecht und erstarkten dann wieder in ihrem Glaubensleben und in der Festigkeit ihres Bekenntnisses den Heiden gegenüber. Die Gemeinde aber brachte ganz freiwillig, ohne Aufforderung ein reichliches Dankopfer aus ihrem Feldertrag für die Mission, und als sie von dem Bau des neuen Missionshauses hörte, auch für dieses einen Beitrag von 17 Mark 50 Pfennigen zum Bau der „großen Schule jenseits des Meeres."

So kamen die Märztage des Jahres 1873 heran. Am 17. März brachten die Gläubigen auch dem Könige ihre Abgaben an Milis. Derselbe war hocherfreut und rief aus, nun sehe er, daß die badumedi (Gläubigen) doch nicht aufgehört hätten, seine Kinder zu sein.

Schon an demselben Abend aber sollte das Blatt sich ernstlich wenden.

Ein englischer Händler war angekommen, der seine Waaren an die Eingeborenen nur gegen baares Geld oder Straußenfedern und Elfenbein abzusetzen gedachte. Da die Leute dergleichen in Blauberg nicht besitzen, erfand er die Lüge, der Lehrer halte ihn ab, Gewehre, Pulver und Blei an sie zu verkaufen, denn er habe ihn bedroht, er wolle ihn bei der Regierung dieserhalb verklagen. Der Wagen hatte in ziemlicher Entfernung von der Station ausgespannt, und der Missionar mit dem Händler kaum 30 Worte gewechselt, und kein einziges Wort fallen lassen von dem, was jener einfach erlog. Aber der Funke zündete in dem haßerfüllten Herzen des Königs nur zu leicht. An dem unverschämten Benehmen der Häuptlingssöhne konnte Br. Beyer merken, daß ein Gewitter im Anzuge sei. Der König ließ auch bald Salomo, einen von Allison in der Colonie getauften und treu bewährten Christen, rufen und schüttete gegen ihn sein Herz voll Gift und Galle über den Lehrer aus; der Lehrer solle machen, daß er fortkomme und die Gläubigen sollten Kugeln gießen, um mit ihm zu fechten. Salomo bewies dem Könige in aller Ruhe die Grundlosigkeit seiner Feindschaft. Während er noch beim Könige war, gebehrdete sich einer der Söhne des letzteren gegen den Missionar in dessen Hause so grob und unanständig, daß dieser zum Könige sich begab, um nach der Ursache solches Benehmens zu fragen. Unterwegs begegnete er Salomo, der ihm eröffnete, wie böse der König auf ihn sei. Er kehrte mit Br. Beyer um zum Könige, der ihn freundlichst grüßte und mit einem Topf mit Bier bewirthete. Darnach aber schüttete der König sein Herz aus; der Missionar sei des Königs Feind und Verkläger, gäbe ihm weder Pulver noch Blei, liefe immer zu den Bauern, und hielte die Händler ab, ihm Pulver und Blei zu verkaufen; er solle daher nur machen, daß er sein Land verließe, er könne ja nach Makchabeng ziehen. Br. Beyer forderte ihn auf, seine Verkläger zu nennen und seine Anklagen zu beweisen, der König aber wollte sich auf nichts Näheres einlassen, sondern schüttete nur die Bitterkeit und den Haß, die sein Herz erfüllten, aus wie einen Wasserstrom. Endlich brach der Lehrer ab mit den Worten: „Gut, ich werde dann allerdings der Gewalt weichen müssen; aber so schnell geht das nicht; das Wegjagen des Missionars ist kein Kinderspiel, ich verlange, daß die Sache vor einer großen Rathssitzung abgemacht werde, zu welcher alle Unterkapitäne eingeladen werden!"

Nach vier Tagen kam wiederum ein Sohn des Königs in herausfordernder Weise zum Missionar, und benahm sich so unanständig, daß dieser ihn endlich mit den Worten abwies: „Ich kenne nur Malebocho (den König), seine große Frau und seinen

großen Sohn (Sekete), du aber bist ein Junge, mit dem ich nichts weiter zu reden habe!"

Grimmig ging der Königssohn zu den Baroa, den wüthenden Feinden des Missionars und sagte ihnen, von jetzt ab möchten sie denselben nur schlagen, wie sie wollten, es würde ihnen darüber vom Könige nichts geschehen.

Da Br. Beyer verschiedene Stationsarbeiten auszuführen hatte, wollte er bei der Unsicherheit seines Verbleibens auf der Station endlich ein bestimmtes Wort vom Könige haben, damit nicht noch unnöthiger Weise Geld für die Stationsgebäude verausgabt werde. Als er aber diesmal dem Könige gegenüber das Wort fallen ließ, er werde, wenn er zum Fortgehen gezwungen werde, zu Ramahjlo gehen, da änderte der König sofort Stimme und Haltung. Ramahjlo ist nämlich des Königs gefürchteter und gehaßter Nebenbuhler, dem derselbe unter keinen Umständen es gegönnt hätte, die Ehre und die Vortheile von einem bei ihm wohnenden Missionar zu haben, während er selbst den seinigen verlöre. Mit völlig freundlicher Stimme sprach der König sein letztes Wort in der noch unabgeschlossenen Angelegenheit: „Laß doch alles gut sein, ich habe mich überzeugt, daß man nur Lügen gegen dich gesprochen hat, bleib ruhig wohnen, ich jage dich nicht fort."

Der Friede war von kurzer Dauer. Schon am Palmsonntage erfolgte ein neuer Angriff. Der Missionar war durch die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung des Br. Stech genöthigt worden, schleunigst zu diesem einsamen Bruder nach dem Zoutpansberg zu reisen. Seine Frau war einsam auf der Station zurückgeblieben. Da pocht es am Palmsonntag plötzlich heftig an die Hausthür. Matsaba, ein Sohn des Königs schrie: „Macht die Thür auf, oder ich schlage sie mit einem Beil ein, denn ich bringe eine Botschaft vom Könige." „Sprich mit den Männern" (den Getauften), antwortete die erschreckte Frau, „denn der Lehrer ist nicht zu Hause." Petrus kam auch sofort herbei und suchte den wilden, halbtrunkenen Mann zu beruhigen. Derselbe brachte dann seine Botschaft vor. Der König habe zu ihm gesagt: Du, Motsaba, hast dem Lehrer seinen Wohnplatz angewiesen, du sollst ihn auch wieder fortjagen. Also jetzt packt sofort des Lehrers Sachen auf den Wagen und macht, daß ihr fortkommt. Der König wird einen anderen Lehrer suchen, der nicht so geizig ist, wie dieser, der ihm Pulver und Blei, Geschenke und Kost giebt. Die Häuser hier sollen alle niedergebrannt und für den neuen Lehrer neue gebaut werden. Diesen Auftrag begleitete der Königssohn mit einer Fluth von Schimpf- und Fluchreden, so daß die arme Frau des Missionars erbebte. Sie faßte sich indeß und entgegnete ruhig, ihr Mann sei jetzt nicht da, auch kein Wagen

zur Hand, er möge wiederkommen wenn der Lehrer zu Hause sei. Damit hat sich denn der tobende Mensch auch abweisen lassen. Als Beyer nach seiner Rückkehr zum Könige ging, antwortete dieser, er wisse von der ganzen Sache nichts, Matsaba wäre verrückt, und doch war es dem ganzen Volke bekannt geworden, daß an jenem Palmsonntag der König gesagt habe, jetzt jage er den Lehrer fort. Das war also die vom Könige dem Missionar in der letzten Zusammenkunft gegebene Garantie für sein Bleiben.

In dieser Weise setzte der König seine Feindseligkeiten gegen den Missionar in ausgesuchter Bosheit noch ein halbes Jahr lang fort. Bei jeder Gelegenheit wurde eine „Schuld" an ihm gefunden, Beyer brachte dieselbe jedesmal nach der Weise der Bassuto vor eine Gerichtsversammlung, und wies jedesmal nach, daß alles nur Verleumdung sei, was auch die Häuptlinge offen mit dem Zugeständniß erkennen mußten: Der Lehrer hat uns abermals überwunden, er ist ohne Schuld. Aber nicht so leicht waren die Plagereien der Baroa abgewiesen, welche in ekelhafter Weise das Trinkwasser des Missionars verunreinigten, stahlen, wo sie konnten, dem Vieh Schaden zufügten auf allerlei Weise, dem Missionar den Garten zertraten und ihn womöglich zum Zorn reizten, ihn dann beschimpften, ihm Schläge anboten, ihre Tänze mit Trommeln und Schreien und Getümmel unmittelbar neben den Häusern des Missionars ausführten bei Nacht und Tag, so daß dessen Nerven fast aufgerieben wurden und er dem Tiefsinn nahe war, und bei jeder Aufregung in fieberhafte Bewegung gerieth. — Jetzt konnte er nicht mehr. „Wenn die Baroa nicht gehen, muß die Station an einen andern Ort verlegt werden," schrieb er an den Superintendenten. Die Synode beschloß, im October 1873 den armen geplagten Mann aus seiner Marterhölle zu befreien und ihn abzuberufen.

Zunächst ging Br. Stech zu seiner Unterstützung nach Blauberg, woselbst er im December ankam. Beyer sollte in Maletse's Lande eine neue Station anlegen. Da er aber dort auf unerwartete Schwierigkeiten stieß und inzwischen der Heimgang des Br. Koboldt auf Modimulle eine Neubesetzung dieser Stelle nöthig machte, so verzögerte sich Beyer's Abreise von Blauberg bis in das Jahr 1874, und er ging am 9. März dieses Jahres nach Modimulle.

Br. Stech war in seinem ersten Brief voll Lobes über die Freundlichkeit des Häuptlings Malebocho und der ihm untergebenen Bachananoa, und fing sein Werk mit frischen Kräften an; sechs Katechumenen fanden sich zum Taufunterricht ein, denen er zu der bestehenden regelmäßigen Abendandacht noch eine regelmäßige Morgenandacht hinzufügte. Ja er konnte sogar eine kleine Schule anfangen, die indeß nur von kurzer Dauer war. Auch von den

Baroa hatte er anfänglich nichts zu leiden, da dieselben, nachdem sie das Jagdfeld von Blauberg gründlich ausgeschossen hatten, im Anfang 1874 mit Sack und Pack fortzogen, um eine andere Heimath zu suchen. Leider kamen sie, von den umwohnenden Völkern geschlagen, mit Verlust vieler Leute schon nach siebenmonatlicher Abwesenheit zurück und nahmen ihre alten Wohnsitze in der Nähe des Missionars wieder ein. Diesem blieb, da die Farbigen sogar in seine Küche eindrangen, um sich nicht blos neben dem Feuerherd, sondern auch auf demselben hockend zu wärmen, nichts übrig, als die Wohnhäuser von dem Schul- und Kirchengebäude durch eine Mauer abzuscheiden; daneben baute er sich, da er bald seine Braut heimzuführen gedachte, ein bequemeres Haus; und da er außerdem einen Wasserdamm auszugraben hatte, so verging ein großer Theil des Jahres 1875 mit äußerlichen Arbeiten.

Aber das Jahr 1874 war noch nicht beendigt, so sollte Br. Stech erfahren, daß in der Gesinnung des Häuptlings ein Umschwung nicht stattgefunden hatte. Die zurückgekehrten Baroa, die von der Jagd nicht mehr genügendes Auskommen fanden, mußten auch Land picken, um Getreide zu bauen. Sie wählten dazu einfach das Land des Lehrers, so daß diesem es bereits an Weideland für sein Pferd gebrach. Malebocho schien mit ihnen im vollen Einvernehmen zu stehen, denn er drehte die Sache hin und her, ohne dem Br. Stech zu seinem Recht zu helfen. Ein Geschenk, das dieser ihm mit einer Partie Wildfleisch und einem Quaggafell machte, stimmte ihn nur auf kurze Zeit freundlich. Darnach gingen die Plagereien der Matscheng'schen wieder so ungehindert fort, daß sie sogar in Thätlichkeiten ausarteten, indem Br. Stech durch einen Steinwurf getroffen wurde.

Die anfängliche Freundlichkeit des Königs hatte keinen andern Grund, als die Hoffnung auf einen schönen Ochsen, den er sicherlich als Geschenk von dem Missionar erhofft hatte. Da derselbe seine Frau schon früher heimzuholen hoffte, hatte er den König auf diesen Zeitpunkt vertröstet, um dann „sein Herz zu erfreuen.“ Da sich aber hernach die Hochzeitsreise des Br. Stech länger hinzog, so war dem alten Herrn der Geduldfaden gerissen und er hatte die alten Plagereien von Neuem begonnen, und Br. Stech hatte wiederum zu seufzen, daß die Baroa ihn bestahlen, seine Wasserleitung verunreinigten und zerstörten, und auf alle Weise seine Geduld ermüdeten.

Sie mußten aber die Unbill, die sie dem Missionar anthaten, auf andere Weise bezahlen. Bei näherer Bekanntschaft ergab sich, daß etliche Getaufte unter ihnen waren, die Stech an sich heranzuziehen wußte. Zu diesen gesellten sich eine Anzahl von Taufbegehrenden, die sich so empfänglich zeigten, daß auf Blauberg ein neues Leben sich zu regen begann, und als mitten in dem Kraal

dieser Unholde am 11. April 1875 zum großen Erstaunen der Heiden christliche Lieder erschallten bei der Kindtaufe im Hause eines ihrer Getauften, da durfte Stech die Wahrheit des Wortes erfahren, daß „Speise ausgeht von dem Fresser."

Gegen Ende des Jahres 1874 verfiel Br. Stech über alle Anstrengungen und Verdrießlichkeiten in eine längere Krankheit, so daß er genöthigt war, sich auf dem nahegelegenen Makchabeng durch die Geschwister Baumbach auspflegen zu lassen. Im September des folgenden Jahres reiste er nach Natal, um seine Braut abzuholen, eine kostspielige Reise, da der größte Theil seiner Stationsochsen vor Natal verreckte, aber sie brachte doch auch für die Station etwas ein. Stech begegnete nämlich unterwegs einem Haufen Barolongs, unter denen ein Blauberger Mossuto war, der, als Kind unter die Bauern verkauft, jetzt nach vollbrachter Dienstzeit bei den Bauern mit seiner zahlreichen Verwandtschaft, die er unter den Barolong gefunden hatte, eine neue Heimath suchte. Als er von Br. Stech hörte, daß dieser ein Lehrer seines Volkes sei, beschloß er nach Blauberg zu gehen mit seinem ganzen Anhange, unter welchem drei Getaufte waren und die übrigen zur Taufe unterwiesen zu werden begehrten. Bei seiner Rückkehr von der Küste fand Stech diese alle bereits vor, und konnte sich dieses kräftigen Zuwachses der kleinen Gemeinde erfreuen, um so mehr, da auch seine Katechumenen alle sechs während seiner Abwesenheit treugeblieben waren. Den alten Häuptling erfreute er durch die Sachen, die er ihm aus Natal mitgebracht hatte, und zu denen derselbe ihm fünf Pfund Sterling mitgegeben hatte, nämlich ein Pfund zu weißem Zucker, ein Pfund zu gelbem Zucker, ein Pfund zu hartem Zucker und ein Pfund zu Kaffee und ein Pfund zu allerlei Schüsseln und Geräthen. Voll kindischer Freude über diese Herrlichkeit schickte Malebocho zur Begrüßung der am 2. Januar 1876 angekommenen Missionarsfrau einen Bock, in der sicheren Erwartung, dafür eine Kuh wieder zu erhalten. Doch wurde er auch diesmal getäuscht, da unter dem Vieh des Br. Stech keine Kuh vorhanden war, die ihm mager genug zu sein dünkte zu diesem Zweck. Es wird wohl ein anderes Geschenk das Herz des Heiden wieder auf eine kleine Zeit erfreut haben.

Durch alle diese Wirren und Anfechtungen hindurch wächst das Werk des Herrn auf Blauberg still und stetig weiter. Am Schluß des Jahres 1875 konnte Br. Stech die Zahl seiner Getauften auf 22 Seelen*) angeben, zu denen im Laufe des Januar noch sechs neugetaufte Erwachsene hinzukamen. Am 9. April des Jahres, als am Palmsonntage, weihte Br. Stech seine neue, wohl-

*) Nach den während des Druckes eingelaufenen Nachrichten war die Seelenzahl der Getauften am Schluß des Jahres 1876 auf 34 gestiegen.

ausgeschmückte kleine Kapelle ein. Er hatte sie im Innern mit braunen gothischen Bogen bemalt, wozu er in Ermangelung eines anderen seinen Rasirpinsel gebraucht hatte. Zwei schöne Altarleuchter als Geschenk eines Freundes in der Heimath kamen gerade noch zu rechter Zeit an, um den Tag der Einweihung zu verherrlichen. Er nannte die Capelle „Petrus=Capelle," und wir wünschen, daß Petrus=Glauben und Petrus=Standhaftigkeit auf Blauberg nie aussterben möchte, damit auch auf diesem Ort in der Wüste für die Ehre des Herrn ein bleibender Altar errichtet sein möge.

---

67. Die Missionsarbeit auf Makchabeng.

Wir haben oben bemerkt, daß schon im Jahre 1864 Br. Moschütz von Ga Matlale aus den Versuch machte, in Makchabeng eine Missionsarbeit zu beginnen, daß er aber abgewiesen wurde, und daß Br. Beyer darnach an Makchabeng vorbei nach Blauberg gegangen sei, um die dortige Missionsarbeit zu eröffnen. Da Blauberg von Makchabeng nur 2—3 Meilen entfernt liegt, fanden sich mancherlei Berührungspunkte, die den Br. Beyer öfters veranlaßten, dorthin zu reisen. Einer seiner ersten Katechumenen, Nare, — der freilich nicht Stand hielt — war aus Makchabeng; desgleichen einer seiner ersten Dienstboten, Moloko. Bei seiner ersten Recognoscirungsreise am 14. August 1868 fand er freilich den Häuptling Monyebodi nicht, sondern nur Volk, welches an der Reinigung einer Quelle arbeitete, dem er predigte, und das sich mit Freuden zur Aufnahme eines Missionas bereit erklärte, wenn nur der Häuptling wolle. Ein anderes Mal, am 27. Juli 1869, als er den Moloko aufsuchen wollte, traf er ungesucht den Häuptling und Gott segnete sein Gespräch mit ihm so, daß der Erfolg war die erlangte Erlaubniß zur Anlegung einer neuen Station. Hören wir seinen Bericht:

„Bei Makchabeng angekommen ging ich nach Molokos Kraale, der aber war weggezogen. Darauf lenkte ich nach einem andern Kraale hinein und traf im Wege auf einem großen Steine sitzend und von Mehreren umgeben den großen Häuptling von Diesseits von Makchabeng (Monyebodi genannt). Das war mir lieb, denn noch niemals bekam ich diesen Häuptling zu sehen. Von Natur und königlichem Aeußeren ist er der bevorzugteste Häuptling von denen, die ich bisher kennen gelernt habe. Seine Haltung ist würdevoll; sein Blick etwas finster, und was er sagt, hat etwas Bestimmtes an sich. Mir fuhr wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf, mit diesem Könige über Stationirung eines Lehrers bei ihm zu sprechen. Ich setzte mich neben ihn und grüßte ihn und sagte,

ich sei gekommen mit ihm zu sprechen, er solle doch wieder umkehren und mich in sein Haus führen. Nach einigem Bedenken gab er Aufträge an seine Untergebenen, die sich sogleich entfernten. Er aber stand auf und sagte zu mir: Komm laß uns gehen! Und nun ging es im Gänsemarsch, der König mit seinem schönen Tigerkaros vor mir voran, der Hauptstadt zu, auf einem Wege, der wohl sehr romantisch aber doch so steil den Berg hinauf führte, daß einem der Odem nicht selten ausging.

In der Hauptstadt angekommen, führte mich der König in sein Haus, und als wir uns alle gesetzt hatten, fragte er, was ich ihm zu sagen habe. Nun sagte ich ihm etwa Folgendes: „König, ich bin gekommen, dich zu sehen und zu sprechen; ich habe schon längst gehört, das du ein großer König bist, heute sehe ich's mit meinen Augen; ich sehe die vielen Städte und Leute, über welche du regierest; aber es schmerzt mich zu sehen, daß du und dein Volk ohne Lehrer und Gottes Wort wohnet, gleichwie die vielen Paviane in diesen Bergen. Ich selbst kann nur selten zu euch kommen, um euch von dem allein rechten und allmächtigen Gott im Himmel zu sagen, darum möchte ich dich heute fragen, ob du nicht einen Lehrer bei dir wohnen haben willst? Ich habe noch einen Bruder (Landsmann), der würde dir und deinem Volke gern Gottes Wort lehren. Darum so du willst, werde ich's ihn wissen lassen, daß er komme und bei dir wohne." Der König hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, und seine Mienen zeigten mir, daß er nicht abgeneigt zu sein schien, sein Jawort zu geben. Deshalb fuhr ich fort, ihm noch deutlicher zu machen, wie hochnöthig es sei, daß ein Lehrer bei ihnen wohne und ihnen den Weg zum Himmel zeige. Darauf sagte er: „Ja, ich möchte wohl gerne einen Lehrer haben; denn ich sehe, die Lehrer sind etwas Gutes, sie sind keine Bauern, sondern Menschen wie wir; ich habe auch nichts dawider, daß der Lehrer mein Volk lehrt; wer lernen will, kann lernen, wer nicht will, kann's bleiben lassen. Aber ich sehe ein Hinderniß, nämlich, wo soll der Lehrer wohnen? Der Lehrer braucht viel Wasser und das fehlt hier." Darauf sagte ich: „Wir Lehrer kommen nicht des Wassers wegen in das Land, sondern wir suchen die Herzen der Bassuto, daß sie glauben an Gott im Himmel; der Lehrer, der bei dir wohnen wird, wird sicherlich das Wasser hier nicht austrinken oder euch davon wegjagen, und übrigens wird sich schon ein passendes Plätzchen finden, sage nur erst ganz bestimmt, ob du einen Lehrer haben willst." Darauf antwortete er: „Ja, du kannst deinen Landsmann rufen, ich werde mich freuen, wenn ihn meine Augen sehen, daß er hier wohne." Nach noch manchen andern Gesprächen verabschiedete ich mich, er aber begleitete mich den Berg hinab und unten bei einem Kraale angekommen, führte er mich erst in ein Bierhaus, um mit ihm und seinen Räthen unter gemüthlichen Gesprächen einen Bier-

topf auszuleeren. — Dieser Capitain heißt „Monyeboti" und ist derselbe, der vor Jahren Bruder Moschütz abwies, als dieser bei ihm anklopfte; jetzt nun hat Gott der Herr das Herz des Königs gelenket und die Thür steht uns offen. Ich würde mich sehr freuen, wenn hier eingegangen würde, nicht allein des vielen Volkes wegen, sondern auch um der weiten Entfernung wegen zwischen hier und der nächsten Station Matlala."

Br. Beyer trat über die Anlegung der Station sofort in Verbindung mit dem Vice-Superintendenten Grützner in Ga Matlale, und da bei diesem gerade der noch unbeschäftigte Bruder Trümpelmann sich befand, wurde dieser als Missionar der neuen Station in's Auge gefaßt. Beyer begab sich also am 20. October nach Makchabeng, um den geeigneten Ort aufzusuchen. Er fand oben auf dem Gebirge eine „herrliche" Stelle, 25 Minuten von der Hauptstadt, an einer reichlich fließenden, nie versiegenden Quelle. Der Häuptling nahm ihn freundlich auf und schenkte ihm einen Schlachtbock, und freute sich, daß der neue Lehrer bereits bei Matlale sei. Schon am 23. kam der Häuptling nach Blauberg, um seinen Gegenbesuch zu machen, und wohnte auch am 24. dem Gottesdienste bei und äußerte sich darnach, das Wort der Lehrer sei eine gute Sache.

Nachdem Br. Trümpelmann im Anfange des Februar 1870 in Blauberg eingetroffen war, woselbst er sich etwa 14 Tage aufhielt, war die erste Sorge der beiden Brüder, einen Wagenweg das steile Gebirge von Makchabeng hinauf zu machen, denn es ist für einen Weißen nicht möglich, einen Ort in Afrika zu bewohnen, der nicht durch einen Ochsenwagen erreicht werden kann. Wie dieser Weg gemacht und der Wagen glücklich hinauf gebracht wurde, darüber berichtet Br. Trümpelmann:

„Es fand sich eine längere Bergschlucht, die, zwar voller Gestein und dichten Waldes, doch die Möglichkeit bot, nach Hinwegräumung von Bäumen und Steinen mit dem Wagen hinauf zukommen. — So begannen wir denn frisch, und nach drei Tagen schwerer Arbeit hatten wir so weit gelichtet und geebnet, daß es uns nicht unmöglich schien hinaufzukommen. Ist der Wagen nur erst oben, so dachten wir, läßt sich der Weg nach und nach hie und da noch verbessern und glätten. — So spannten wir denn am 18. Februar ein, und — trek gings hinauf. Mit etwas bänglichem Gemüth sahe ich den unkundigen Treiber (denn ich hatte noch keinen und habe jetzt noch keinen) die große Peitsche ungeschickt regieren, Bruder Beyer selbst trieb von der Vorkiste aus die Ochsen an, ich ging vorn auf, um dem ebenfalls unkundigen Leiter seinen Weg anzuweisen. So gings eine kleine Strecke ohne Aufenthalt; doch noch nicht zur Hälfte empor, blieben plötzlich die Ochsen stehen und vermochten den Wagen nicht über einen ganz unscheinbaren

Baumstamm zu ziehen. Sie wurden gerufen, geschlagen, alles was dabei war, half und die Schaar Kaffern, die theils bei Zubereitung des Weges geholfen hatten, theils aus Neugierde zusammengekommen waren, half schreien, so daß es ein ziemlich unerquickliches Gelärm wurde. Die Ochsen aber rührten sich nicht, es half nichts, wir mußten ausspannen und ein Bote wurde abgeschickt nach einem nahewohnenden Bauer, dessen Ochsen zu borgen. Bruder Beyer ging nach Blauberg zurück. Ich setzte mich auf die Vorkiste des Wagens und war ziemlich gedrückter Stimmung. Die Leute schlachteten sich vergnüglichst einen Bock. Gegen Abend kam der Bote vom Bauer zurück ohne Ochsen. Eben waren wir dabei, meine Ochsen für die Nacht am Wagen fest zu binden, da bekam ich Lust, noch einmal einen Versuch zu wagen und die Ochsen einzuspannen. Da die große Hitze vorbei war, glaubte ich, möchten die Ochsen etwas frischer sein. Gedacht, gethan, und meinen Kaffern schien das ein wahres Gaudium zu sein.

Eingespannt, alle Mann greifen in die Speichen des Wagens und helfen bei dem ersten Ruck, wenn das „Treck" erschallt; ich, trotz meiner Laienschaft im Ochsentreiben, ergriff die mächtige Peitsche, hätte mich beinah selbst fragen müssen, als ich sie in die Hände nahm, wohin sie denn mit mir wollte. Plötzlich: treck! ein mißlungener Peitschenknall und — vorwärts gings — ja wirklich es ging vorwärts und der Wagen rasselte über das Gestein den Berg hinauf. Es wurde indeß finster, und ich selbst konnte nicht vorangehen den Leiter anzuweisen, so machte derselbe einen Fehler und bog bei einer Krümmung des Weges zu schnell und der Wagen gerieth gegen einen großen Felsblock, der rechts am Wege lag. Es war uns nicht mehr möglich, heute noch hinaufzukommen. So mußte denn der Wagen in seiner schrägen Richtung stehen bleiben, durch mehrere große Felssteine am Zurücklaufen gehindert. —

Am nächsten Morgen, Sonnabend den 19. Februar, gelang es uns nach vieler Mühe, den Wagen in Gang zu bringen, doch plötzlich führte der Weg so steil hinauf, daß die Ochsen abermals stehen blieben. Es wurde ausgespannt und wieder eingespannt, es half nichts. Endlich wurde, was drauf war abgeladen, aber auch das half nichts. Schon wollte ich mich darein ergeben und warten, wie Gott der Herr mir helfen werde, da fiel mir etwas ein. Ich nahm die Schraube, die beim Schmieren der Räder gebraucht wird, um den Wagen hoch zu heben, stellte dieselbe unter die Hinterradaxe, denn es schien, als ob der Wagen nur durch die Hinterräder gehalten würde, und begann nun denselben hoch zu schrauben: als er so ein wenig erhöht war, wurden Steine unter die Räder gelegt, eingespannt und richtig, vorwärts gings, vorwärts bis oben, wo ich denn bald ausspannte, um nach zweistündiger Rast womöglich den Platz noch heute zu erreichen. Denn wenn ich mit dem

Wagen oben bin, bin ich bei Weitem noch nicht bei dem beabsichtigten Stationsplatz (sein Name ist: Mamachanoa), dann sind's etwa noch 4 Stunden Fahrens und zwar in tiefem Sande. — So gings dann weiter nach kurzer Rast. Endlich, endlich Nachmittags 3/45 Uhr wurde der Platz erreicht. — Das war ein schweres Werk, was hinter mir lag. Bei der Unanstelligkeit, Ungeschicklichkeit und Trägheit der Kaffern und in Ermangelung eines Treibers und Leiters, lag mir allein alles ob. — Oben angekommen, wurde schnell für die Ochsen ein Kraal von Zweigen gemacht, die Mühle an einem abgesägten Baumstumpf nothdürftig befestigt und dann überließ ich mich der Ruhe unter dem Schatten eines Baumes."

So war also am 19. Februar 1870 die Station Makchabeng im Namen des Königs und Erbherrn der Heiden in Besitz genommen, und gleich am folgenden Tag, Sonntag, den 20. Februar, wurde zum ersten Male von seinem Namen gepredigt. An 40 Hörer kamen, der Häuptling Monyebodi unter ihnen.

Der Name Makchabeng heißt: „Im geringen Korn." Derselbe sollte sich in der That bewahrheiten, denn keine unserer Missionsstationen hat mit größeren Beschwerlichkeiten zu kämpfen gehabt, keine so große Opfer gefordert von ihren Arbeitern, keine so sehr die Geduld und den Glauben des Arbeiters in Anspruch genommen, als die Station „im geringen Korn." Nur mit mühseligsten Reisen ist sie zu erreichen, nur mit größter Anstrengung wurde sie erreicht, mit großer Mühseligkeit bald darauf verlegt, mit Mühseligkeit der erste Grund gelegt, mit Schmerz der totale Untergang der mit unendlicher Mühe erzielten ersten Ernte an Menschenseelen beklagt, — bis endlich auch „im geringen Korn" zuletzt der Herr sich eine, wie es scheint, bleibende Stätte seines Wohnens bereitete. Dies im Einzelnen auszuführen, ist die Aufgabe der nachfolgenden Blätter.

Mit welcher Beschwerde die Station erreicht wird, selbst zu Pferde, das soll uns ein Bericht des Br. Baumbach veranschaulichen, der im Anfang 1871 dem einsamen Br. Trümpelmann als Gehülfe beigegeben, und der später sein Nachfolger wurde. Er schreibt in seinem Tagebuch:

„Am 25. April verließ ich Matlale, und trat den Rückweg nach Makchabeng an, und zwar diesmal zu Pferde. Die Sonne schien sehr heiß; und des Weges noch nicht kundig, mußte ich gar bald inne werden, daß ich irre ritt; indeß hatte ich die Berge des Häuptlings Thibane vor mir, und fand mich diesmal wieder zurecht. Doch die Zeit war verstrichen, und der Mittag herangekommen, es mußte abgesattelt werden; ich fragte vorübergehende Kaffern nach dem Wege, und ritt dann weiter; aber der Fußpfad,

den mir die Kaffern gezeigt, brachte mich nicht zum Wagenwege. Ich ritt kreuz und quer, den letzteren zu suchen, doch mein Bemühen war umsonst. Da dachte ich an den Rückweg nach Matlale, denn nach Makchabeng kam ich nicht mehr, und ohne Gewehr des Nachts im Felde zu bleiben, schien mir gefährlich. Ich sattelte abermals ab, und setzte mich unter einen Baum, während das Pferd in der Nähe weidete. Mittlerweile kam ein Kaffer anmarschirt. Ich fragte nach dem Makchabenger Wege, und er zeigte mir, etwa 40 Schritte von meinem Absattelplatze entfernt, einen schön ausgelaufenen Fußweg. Aufgesattelt und geritten so schnell, als es ging. Aber nun fing der Durst an zu plagen, so, daß mir in der That die Zunge am Gaumen klebte. Weit und breit alles ausgetrocknet; und ich seufzte zum Herrn, daß er mich doch ein wenig Wasser finden lassen möchte. Da sah ich grünes Gras, 100 Schritt vom Wege ab war eine Pfanne, sollte sie noch Wasser haben? Ich ritt hin, stieg ab, um selbst zu untersuchen, aber auch sie hatte den letzten Tropfen der Sonnenhitze preisgegeben. Ich hatte beim Untersuchen das Pferd unter einem Baum stehen gelassen, daß sich auch ganz ruhig da verhielt, bis ich an dasselbe herankam. Da fing es an, Reißaus zu nehmen, und jetzt erst lernte ich seine Schelmstücke kennen; es lief querfeldein, kein Laufen noch Rufen half etwas, bis ich ganz stille wurde, mich auf die Kniee niederwarf, und die Sache dem Herrn befahl, denn ich war bis zum Tode matt. Und der treue, liebe Herr hatte sogleich mein Schreien gehört; das Pferd war noch einige hundert Schritte gegangen, bis unter einen schattigen Baum; an demselben rieb es sich, um des Sattels und des Zaumes los zu werden, damit es dann ganz ungehindert sein Entwischen fortsetzen könnte, aber gerade das war ihm zum Falle gerathen; der Zaum fiel ihm herunter, schlang sich um den Vorderfuß, und da stand es still wie der Baum selbst, bis ich heran kam. Ich dankte inbrünstig dem Herrn, daß er mir das Pferd geschenkt, und somit wir Beide aus der Todesgefahr gerettet waren. Zum Glücke hatte ich die Richtung des Weges gemerkt, fand ihn auch bald wieder, und nach einer Stunde Reitens auch Wasser. Ich hatte vor, an dieser Stelle zu übernachten, denn schon zogen die Schatten sich in die Länge; aber weil ich Löwenspuren an dieser Stelle bemerkte, eilte ich, und ritt noch eine Stunde weiter. Noch war die Sonne nicht unter, aber ich mußte daran denken, daß Holz heran zu schleppen sei, sattelte also ab, und während mein Pferd sich im Grase gütlich that, schleppte ich Holz bis in die Nacht hinein, machte ein großes Feuer, und band das Pferd neben mich an einen Dornenbaum, und rief den Herrn an, daß er mich doch vor wilden Thieren behüten wolle. Der Sattel diente zum Kopfkissen, doch aus dem Schlafe wurde nichts, ein Gewitter zog heran, und ergoß sich, daß ich durchnäßt wurde, am Feuer wurden die Kleider getrocknet. Ge-

gen 5 Uhr Morgens ließ sich die Grauen erregende Stimme des Löwen vernehmen, und richtig an jener Wasserpfanne, wo ich gestern meinen Durst gelöscht. Ich wurde von letzterem auch diesen Morgen wieder recht empfindlich geplagt, doch vom Himmel herab hatte es ja lieblich geträufelt in dieser Nacht, und so enthielt das Gras so viel Feuchtigkeit, daß eine Hand voll desselben genügte um einen Schluck Wassers auszusaugen.

Den 26. Mittags kam ich in Makchabeng an, fand noch alles gut vor, und hatte nun Wassers die Fülle. O, wie lernt man es schätzen, unter einem heimathlichen Dache in Frieden zu ruhen; doch bin ich auf diesem Ritte von Neuem darin bestärkt worden, daß der Herr die, welche auf ihn trauen, nicht zu Schanden werden läßt."

Wir kehren zu unserm einsamen Br. Trümpelmann zurück, der am 20. Februar 1870 seinen ersten Sonntagsgottesdienst gehalten hatte. Am Montag, den 21., begann seiner Hände Arbeit. Zunächst baute er, da für seine Person in dem Wagen ein nothdürftiger Aufenthaltsort gegeben war, für seine Dienstkaffern eine Hütte. Die war vollendet, ehe der Tag beendigt war, er nahm also an demselben Tage noch den Bau eines zweiten Gebäudes für sich in Angriff. Da es schnell fertig sein sollte, rammte er Pfähle ein und verband dieselben durch Lehmwände. Gleich am folgenden Tage aber fiel alle seine Arbeit in einen Haufen zusammen. Er mußte also massiv bauen, mit Felssteinen, die dort genug zu haben sind. Drei Fuß hoch sollten die Mauern geführt, und auf diese das Dach gesetzt werden. Schon am nächsten Donnerstag, den 24., war der stolze Unterbau vollendet. Und doch sollte er schon bei diesem erfahren, mit welch schlaffem, schwammigem Volke er zu thun habe.

Mapotla, der große Sohn und Thronfolger des Häuptlings, hatte sich bei dem Missionar als Arbeiter für den Bau vermiethet. Es schien ihm aber seiner prinzlichen Stellung mehr zu entsprechen, daß er mit den Weibern scherzte und dann im Schatten der süßen Ruhe pflegte. Br. Trümpelmann, der nicht hoffen konnte, auf diese Weise sein Haus in nächster Zeit vollendet zu sehen, ermahnte ihn; er antwortete: „Du tödtest mich mit deinen Reden;" und als wiederholte Mahnung nicht half, drohte Br. Trümpelmann ihm mit Entlassung. „O, ich kann gleich gehen," antwortete der Prinz, und ging. Das war nun eben kein großer Schade, eines faulen Arbeiters entledigt zu sein. Aber nun erklärten sämmtliche anderen Arbeiter, „du hast unsern König weggeworfen, nun können wir auch nicht bei dir arbeiten" — und setzten sofort einen vollständigen Strike in Scene. Der Missionar war in der peinlichsten

Verlegenheit, was sollte er in der Einsamkeit ohne alle helfenden Hände anfangen mit Bauen, Gartenanlagen, Gräben ziehen 2c.? Er ging zum Könige. Der lachte und sprach: „Sei nicht besorgt, Arbeiter wirst du genug finden, aber wo ist das Salz?“ und richtig, schon am andern Tage hatte er neue Arbeiter, und der entlassene Prinz selbst kam höchst vergnüglich zu dem nächsten Gottesdienste. Das war die erste Probe von dem schlaffen Charakter dieses Volkes. Am Dienstag, den 1. März, war das Wohnhäuslein des Missionars fertig.

Aber jetzt sah er auch schon ein, daß alle seine Arbeit vergeblich gewesen war. Er erfuhr, daß die Quelle eben so gut versiegte, als andere, dazu wurde ihm die Nähe des Häuptlingskraals lästig durch das Schreien, Gaffen und Betteln der Leute, und was das schlimmste war, er sah ein, daß der Wagenweg hinauf nur mit größter Mühe sich zu einer einigermaßen passablen Straße werde herstellen lassen, die, wenn wirklich hergestellt, der nächste Regenguß nothwendiger Weise wieder verspülen würde. Er mußte sich also kurz entschließen, noch ehe mehr Arbeit und Kosten auf die Station verwandt waren, dieselbe nach unten an den Fuß des Gebirges zu verlegen. Er suchte und fand auch einen Ort, wo sich ein kleines Quellchen ausgraben ließ, dessen Wasser, durch einen Damm aufgefangen, ein kleines Gärtchen anzulegen erlaubte, und dorthin ging es nun schon nach den ersten Wochen hinab.

Hier sollte nun Br. Trümpelmann zum zweiten Male erfahren, daß er „im geringen Korn“ arbeitete. Es begann für ihn eine mühevolle Arbeit. Denn da der Bassutostamm des Monyebodi ziemlich fern von den Wohnungen der Bauern im Jagd- und Wildfelde wohnt, so giebt es unter ihnen keine Arbeitsleute, die mit irgend welchem Geschick eine Arbeit nach Art der Weißen auszuführen im Stande gewesen wären. Schließlich mußte unser Bruder die schwerste Arbeit entweder ganz allein machen, oder wenigstens dabei zugegen sein. Er mußte Holz fällen, Gras schneiden, den Ochsenwagen treiben und was der ungewohnten Arbeit mehr war. Dabei brach ihm einmal der Deichselbaum und er ohne Geräth, ihn zu repariren, mußte mit neuer Gefahr den Wagen an Ketten nach Blauberg bringen, um dort den Schaden mit Hülfe des Bruder Beyer auszubessern. Dann wurde unser Bruder über all' die schwere Arbeit in der heißen Station mit Fieberanfällen und andern Krankheiten heimgesucht, oder die Stationsbauten durch anhaltende Regen unterbrochen, daß er wiederholt in dem nahegelegenen gastlichen Blauberg beim Bruder Beyer die herzlichst entgegengebrachte brüderliche Pflege in Anspruch zu nehmen genöthigt war. Nachdem er die Quelle mühsam aufgebrochen und unterhalb derselben ein Gärtchen angelegt hatte, kamen Menschen und Vieh von allen Seiten und zertraten die Anlagen, Quelle und Garten, daß alle

aufgewandte Mühe und Kunst, sein Eigenthum zu schützen, vergeblich verwendet war, und selbst der freundliche Häuptling ausrief: „Wie plagen doch die Leute diesen guten Menschen, den Lehrer. Er ist kein Bauer; er schlägt nicht; er bezahlt Jeden, der bei ihm arbeitet, und sie plagen ihn dennoch!"

Andererseits ist es auch keineswegs eine sehr tröstliche Nachtmusik, wenn man in nicht allzugroßer Ferne die Löwen brüllen



Bergab mit dem Ochsenwagen.

hört, und dabei selbst nur im Wagen oder einer Kafferhütte ein Obdach zum Schlafen findet, und das Vieh ebenfalls nicht recht geschützt weiß. Die Bassuto suchten zwar unsern Bruder Trümpelmann über diesen Punkt zu beruhigen, die Löwen kämen nicht an diesen Ort, der sei durch ein gewisses Kraut von den Zauberern festgemacht. Trümpelmann dachte indeß dennoch, besser daran zu thun, daß er ihrer Praxis folgte und nicht ihren Beruhigungsworten. Sie selbst nämlich, trotzdem daß sie fest an die Kraft des

Zauberkrauts glauben, bauen ihre Viehkraale so hoch und so stark als möglich, um dennoch auch auf diese Weise gegen die Ungethüme bewahrt zu bleiben.

Unter solchen Umständen und Umgebungen führte unser Bruder die erste Einrichtung seiner neuen Station aus. Zunächst wurde ein vorläufiges Hüttlein gebaut, damit man doch nicht nöthig hätte, unter dem freien Himmel oder im Wagen zu schlafen, länger als es unvermeidlich war, dann wurde sofort ein kleines Häuslein in Angriff genommen, für welches der Missionar Ziegelsteinformer, Maurer, Zimmermann und Schlosser in einer Person war. Wenn man dergleichen Arbeit in afrikanischer Sonnengluth etliche Monate geübt hat, dann hat man ein Recht in's Tagebuch zu schreiben (sub 23. Mai): „Nun Dank und Preis und Ehre Gott dem Vater, Sohn und heiligen Geist! Nun bin ich eingezogen in mein Haus!"

Darnach ging's an das Einfassen der kleinen ausgegrabenen Wasserquelle, unterhalb deren ein Damm erbaut wurde, um das Wasser aufzufangen und es je nach Bedarf zur Viehtränke oder zur Bewässerung des kleinen Gartens zu verwerthen. In der Woche vom 13—18. Juni kam ein kleines Rondabel an die Reihe zur Aufbewahrung von Korn und allerlei Geräthen. Im August wurde ein Kirchenbau in Angriff genommen, freilich auch nur eine in etwas größerem Maßstabe aufgeführte runde Kafferhütte. Aber sie wollte doch gearbeitet, das Deckgras geholt, die Dachsparren zugerichtet sein, und unser Bruder durfte nicht müßig sein, wenn er schon am 9. October in dem neuen Kirchlein die erste Predigt halten wollte. Wir wollen's doch auch gern ihm nachfühlen, wenn er an jenem Tage in sein Tagebuch schreibt: „Nun lob' mein' Seel' den Herrn, was in mir ist den Namen sein!" Vorläufiges Haus, wirkliches Haus, Vorrathshaus, Damm und Kirche im Laufe eines einzigen Halbjahrs mit zwei Missionars-Händen aufgebaut, ohne alle Hülfe als die völlig ungelernten rohen Kaffern, das will schon etwas sagen, und wir verstehen's sehr wohl, wenn unser einsamer Bruder darüber so manchmal etwas müde und zaghaft geworden ist.

Und doch war alle diese äußere Arbeit nur ein Theil, und zwar der unwichtigere Theil seiner Gesammtarbeit. Denn nebenher ging die eigentliche Hauptarbeit, die festere Erlernung der Sprache, die Predigt, der Schulunterricht und die besondere Seelsorge für die Heiden, von der wir nun weiter berichten wollen.

Unter dem 8. September schreibt Bruder Trümpelmann an den Herausgeber:

Der Kampf mit dem Fürsten der Finsterniß auf Makchabeng hat erst begonnen, und es müßte ein ganz besonderes Wunder geschehen, wollte er mit einem Schlage seine Festung räumen. Sein Hauptbollwerk ist hier zu Lande der allen Geist

und alles Leben dämpfende und knechtende Einfluß des Häuptlings. Der meinige, Monyebodi, steht im Ruf als ein Geizhals, und ich selbst habe auch schon Proben davon erfahren. Mehrere Male hatte ich Gelegenheit, ihm Gottes Wort und Willen vorzuhalten, und wie unrecht es sei, daß er durch sein Beispiel die Leute abhalte, Kinder Gottes zu werden. Er entgegnete mir äußerst freundlich: „O nein, ich halte sie nicht ab; lehre sie doch und taufe sie, ich aber, ich will beten und glauben allein; die Taufe mag ich nicht, meine Kinder (Volk) mögen getauft werden, ich nicht.“ Natürlich ist's auch mit seinem Geschwätz vom Beten und Glauben nur leeres Stroh und noch weniger. Dabei weiß Jedermann vom Volke von selbst, daß er es höchst ungern sieht, wenn sich etliche bekehren, und so hält sie die Furcht zurück. Welche Wege der Herr noch mit diesem Volke gehen wird, ehe es ihm zufällt, weiß ich nicht, doch scheint mir's, als wird einmal eine allgemeine Ausrottung desselben stattfinden, der vielleicht nur einige Wenige entrinnen; und jetzt ist es eben noch die elfte Stunde, in der sie der Herr durch sein Wort ruft. Ich habe mir in der Heimath nie große Erfolge vorgespiegelt; aber so furchtbar verhärtet und verthiert hätte ich mir doch nicht das Ebenbild Gottes vorgestellt. Unter solchem Volke steht so ein armer Mensch wie ich, und was er bringt, ist nicht Gold und Silber, nicht Flinten, nicht Pulver und dergleichen, sondern einzig das Wort des lebendigen Gottes — und wie nehmen sie die Predigt auf? Alles Verständnisses für geistige und geistliche Dinge bar, muß man sich bei der Verkündigung so viel als nur irgend möglich an der Außenseite und auf der Oberfläche halten, damit nur nicht Alles in den Wind geredet werde. Dabei muß man bleiben und unverdrossen immer wiederholen, und die Hauptpunkte sind, wie es ja nicht anders sein kann: ihr Elend und Verlorensein, ihre Sünde und Schande, — und die Erlösung durch Jesum Christum, die Gnade und das Verlangen des Heilandes nach ihren verlorenen Seelen. Es ist mir oft schwer, wenn ich einen Text vor mir habe, worüber ich den Leuten predigen will; welch tiefer Trost, Ermahnung, Erkenntniß liegt im Worte, der sich einem darbietet und den man gar zu gern mittheilen möchte, — sonst gräbt und sucht man immer tiefere Tiefen, und welche Tiefen der Weisheit und Erkenntniß Gottes liegen noch unaufgedeckt da! — Hier aber heißt's, daß es mir im guten Sinne erlaubt sei zu sagen: scharre nur ja so viel wie möglich im Sande oben. — Nun freilich, auch die Oberfläche im Worte Gottes ist schon tief und sein Aeußerliches schon innerlich, denn es ist eben Gottes Wort; wäre es fades Menschenwort, dann würde einem das ganze fade und schale Volk bald in Menge zufallen.

Wie furchtbar verhärtet das Volk gegen Gottes Wort ist,

davon berichtet uns aus dem Jahre 1873 der Missionar Baumbach folgendes Beispiel:

„Ich habe im verflossenen Jahre einen alten Greis erwähnt, Vater der einen Katechumenin, und weil ihn seine andern Kinder verstoßen, so wurde er von dieser, als der Jüngsten, aufgenommen, weil sie nach dem vierten Gebote handeln wollte. Er fand gute Behandlung, was er dem Einflusse des Wortes Gottes zu danken hatte. Doch damit nicht zufrieden, wollte er es mit Fluchen und Wettern durchsetzen, daß seine Frau, Tochter und Schwiegersohn, nicht mehr zum Gebete noch Gottesdienste gingen. Das war mit der Zeit so arg geworden, daß sie es nicht mehr aushalten konnten, und nun kamen die Letzteren heute und klagten ihre Noth. Ich ging hin, um mit dem Alten zu reden, aber da war kein Hören noch Aufmerken; er blieb dabei, daß wir ihm seine Frau und Tochter nehmen wollten. Ich suchte ihm plausibel zu machen, daß das gar nicht der Fall sei, sondern nur auf den Willen der Letztern ankäme, ob sie beim Worte bleiben wollten oder nicht. Und als seine Frau zustimmte, faßte er sie, und begann, sie mit Fäusten zu bearbeiten. Ich verwehrte ihm das, indem ich seine Hände hielt, und sagte: Auf meinem Platze leide ich keine Schlägerei und fuhr dann fort: Wenn du auf diese Weise dich ferner beträgst, kannst du nicht mehr hier wohnen, sondern mußt so bald als möglich den Platz verlassen. Er meinte, das wolle er, nur müßte seine Frau mitgehen, und wenn sie nicht wollte, müßten wir ihm eine Kuh geben, dann wäre sie unsere Frau. Ich: Wir halten deine Frau nicht, aber wenn sie beim Worte bleiben will, können wir sie nicht zwingen, Dir ins Heidenthum nachzufolgen."

Nachdem wir das Ackerfeld „im geringen Korn" kennen gelernt haben, möge uns Br. Trümpelmann erzählen, wie er dasselbe aufgebrochen und die ersten Furchen in dasselbe gezogen hat:

„Ein Haufe von 50—70 Schwarzen ist versammelt, um das Wort Gottes anzuhören. Der Missionar steht vor ihnen mit seiner Geige, um ein Lied zu singen. Auf den Ton der Geige, „des Dinges, das da schreit," horchen sie alle auf, und suchen in lebhafter Unterhaltung festzustellen, was es eigentlich an dem Dinge sei, was da schreie, ob die Eingeweide (so nennen sie die Saiten) oder das Holz. Etliche andere suchen die Melodie zu fassen; aber es dauert lange und kostet viele Wiederholungen, bis ein Gesang zu Stande kommt, an dem man eine entfernte Aehnlichkeit mit einem evangelischen Choral muthmaßen könnte. Dann erzählt der Missionar eine biblische Geschichte. Er kennt die schon, die am meisten Eingang finden bei den rohen Heiden, die von der Sündfluth, die vom reichen Mann und die vom Jüngling zu Nain. — Habt ihr's verstanden?"

„Wir hören! wir hören! Moneri (mein Herr), wir lieben das Wort, wir lieben es! Wir verstehen dich, wir glauben, wir glauben! Ja, wir beten sehr zu Gott!" — Dabei schwatzen sie aber sofort wieder von ihren Kühen, von ihrer Jagd und ihren Weibern.

Der Missionar ist bei seinem Vortrage überall in Verlegenheit um das treffende Wort für geistliche Dinge. Die Bassutosprache hat keine Worte für das, was ihrem Herzen völlig fremd ist, und sind etliche solche Worte da, oder mühsam eingeführt, dann ist es als ob diese Worte, sobald sie auf Sessuto gesagt wären, alle Kraft, Nerv und Schöne verlieren, die ihnen im Deutschen beiwohnt. Das Wort „Ewig" zum Beispiel, oder „Liebe," oder „Dankbarkeit," was denkt sich ein Bassuto dabei! Er wendet's sofort auf die allertrivialsten Dinge dieser Zeit an! — Der Missionar ist eben im warmen Fluß der Rede. — Aber o wehe, da läuft eine Ziege vorbei! Sofort sind aller Augen auf dieselbe gerichtet, und es muß, ehe man sich wieder zum weiteren Anhören des Wortes sammelt, weitläufig darüber debattirt werden, wie unrecht es sei, das Vieh so nahe bei der Wohnung des Lehrers herumlaufen zu lassen. Bei diesen Discussionen haben die andächtigen Zuhörer die feste Ueberzeugung, daß der Lehrer, der es anhört, doch auf das Höchste mit ihnen zufrieden sein müsse, weil sie so warm für seine höchsten Interessen das Wort führen.

Endlich ist das, was man in einer Heidenmenge Sammlung nennen kann, wieder hergestellt.

„Werdet ihr denn das glauben, was euch Gott der Herr durch mich sagen läßt?"

„Ja, Moneri, ja wir glauben. Wir werden glauben!"

„Aber eure Weiber?"

„Die werden wir wegwerfen, wenn wir glauben!"

„Ihr könnt nicht glauben von euch selbst. Der Glaube ist Gottes Werk, aber ihr müßt es recht ernst machen, ihr müßt Gott bitten, daß er euch Glauben schenkt!"

„Ja, ja, so ist's, ja, ja, ja, du hast Recht! Du verstehst es perfekt! Du hast es los!"

Unterdeß haben die Weiber schon längst die Geduld zum Zuhören verloren und führen ihr gewohntes Geschnatter bis zu solcher Höhe, daß die bei ihnen Sitzenden kein Wort verstehen können, und der Lehrer also genöthigt ist, ihnen zuzurufen: Chomoláng! (Schweigt still!) Sie aber, die da meinen, nun müsse Chomoláng gesungen oder gebetet werden, antworten im einstimmigen Chor: „Chomoláang!"

Fast will dem Missionar die Geduld reißen. Denn spricht er mit den Einzelnen über irdische Dinge, so haben sie ein treff-

liches Verständniß, aber gegen Gottes Wort sind sie wie verriegelt und verrammelt. Zu allem sagen sie ja! und stimmen zu, immer lieben sie das Wort Gottes, immer sind sie große Sünder, immer glauben sie, aber alles nur, weil sie finden, der Lehrer freue sich, wenn er's höre.

Endlich meint der Missionar, sie bei dem Ende fassen zu müssen, wo sie noch am ersten zu fassen sind. Er erzählt ihnen von dem ewigen Feuer und dem jüngsten Gericht.

„Nun, wohin werden wir fliehen?" rufen ihm die Heiden zu.

„Ihr werdet gar nicht fliehen, Gott wird euch festhalten!"

„Ei der Tausend noch einmal!" ruft einer, und der ganze Chorus bricht über diese Bemerkung in ein schallendes Gelächter aus. Als ein wenig Ruhe wiedergewonnen ist, fährt der Missionar, der sich inzwischen Geduld und Ruhe vom Herrn erbeten hat, fort:

„Jetzt lacht ihr, hernach, wenn das Feuer kommt, werdet ihr nicht lachen. Das Feuer kommt! Das Feuer ist da!"

„So? Ist es da? Nun, wo ist der Tabak? Uns tödtet der Hunger in der Nase! Mach uns schnupfen! Wo ist deine Frau? Wie heißt sie? Wo sind deine Kinder?" — Und nun schwatzen sie und schreien durcheinander, daß einem Hören und Sehen vergeht. Wollte da der Missionar zornig oder ungeduldig werden, dann hätte er verspielt. Das würden sie gar nicht verstehen. Er geht in seine Hütte und weint sich satt über all seine vergebliche Mühe, und erbittet vom Herrn neue Geduld, dann geht er wieder hinaus und erzählt ihnen weiter von dem, was auch ihnen den Frieden bringen kann. Wieder versichern sie ihn, das Wort sei süß und die Lehre sei gut.

„Ihr sagt, das Wort ist süß und die Lehre ist gut. Aber im Grunde meint ihr damit Kupfer und Tabak, das begehrt ihr!" Und wie mit einem Munde schreit die ganze Versammlung: „Ja, der Tausend, so ist's wirklich, Moneri, so ist's wirklich!"

Nun ist für diesmal die Kraft des Missionars erschöpft:

„Hiermit will ich schließen!"

„Ja recht, Moneri, so ist's recht! Das ist gut, daß du zu Ende bist!"

Und so geht die Versammlung nach Hause, und der Missionar in sein einsames Hüttlein, und da beginnt denn nach der Prophetenarbeit des Lehrers die andere viel wichtigere und mächtigere, die Priesterarbeit des Gebets für die armen Verlorenen, für die ja der Herr Jesus auch sein Sühneblut vergossen hat.

Und wieder geht der Missionar aus und sucht die ferner wohnenden kleinen Abtheilungen oder verwandten Stämme auf; er ist herzlich erfreut, wenn er nur erst 30—50 zum Zuhören heran-

gebracht hat, wenn er auch weiß, es wird ihm nicht besser ergehen, als es oben beschrieben ist.

Er trifft den Häuptling Monyebodi. „Komm' doch auch zur Kirche!" — „Was soll ich thun?" lautet die Antwort; „ich komme nicht; ich habe es im Kreuz! Das hindert mich zu gehen!"

„Wenn ich euch zum Vieh riefe, statt zu Gottes Wort, da würde dein Kreuz zustimmen, du würdest kommen!"

„Vieh! Vieh! Ja, ich werde kommen!"

„Da heißt es Geduld! Geduld!" schreibt Br. Trümpelmann in seinem Tagebuch. „Endlich wird das Eis brechen! Denn wenn der Frühling kommt und Gottes Winde wehen, dann wird es auch in Makchabengs Einöden lustig stehen! Aber wann? Wann?"

Die Zeit kam eher, als er es erwartete. Dem Bruder Trümpelmann wurde es zu enge auf seiner Station, er fand Malepa (frühere Mohamedaner, die aber bereits völlig wieder Heiden geworden sind) und legte unter ihnen, sowie bei dem Häuptling Lechoare eine Außenstation an und betete und arbeitete getrost weiter in der Geduld der Heiligen und in der Kraft des heiligen Geistes.

Da konnte er denn schon nach etlichen Monaten mit Freuden wahrnehmen, wie aus dem öden Winterschlaf des Ackerfeldes heraus hie und da ein Halmspitzlein oder ein Knösplein schüchtern sein Haupt hervorstreckte. Blieben doch nach gehörter Predigt bereits die Heiden gruppenweis stehen, um über das Gehörte zu disputiren, ja hörte man doch schon in den Hütten die Reden pro et contra, und kamen doch auf den Schall der neuangekommenen Glocke zahlreiche Haufen, die zuerst das „weinende Erz" hören wollten, darnach aber auch gern zur Predigt sich einfanden, kamen doch bereits aus dem Haufen Einzelne, die noch ihre besonderen Fragen beantwortet haben wollten.

Es war gerade Zeit des Pickens, wo der Mossuto weit eher in dem Garten, als beim Lehrer zu finden ist. Trotzdem war am 30. October die Kirche ungewöhnlich gefüllt.

„Wie kommt es, daß ihr heute nicht picken gegangen seid?"

„Ist es nicht heute Sonntag? Ist es nicht Gottes Tag?"

„Ja, er ist es!"

„Rufe uns doch," antworteten sie, „rufe uns mit dem Metall (der Glocke). Rufe uns zum ersten Mal, dann essen wir Pappe; rufe uns zum zweiten Mal, dann machen wir uns zurecht und schmieren unsern Kopf. Rufe uns zum dritten Mal, dann kommen wir zusammen und gehen hinein." Br. Trümpelmann läutet nämlich drei Mal, früh, ½10 und um 11 Uhr. — Zu unserem

über diese Worte erfreuten Bruder trat sofort ein Weib und sprach: „Siehe, wir sind jetzt zu Gott gekommen, darum gieb uns doch nun Taback!" — „So, du bist also zu Gott gekommen? So bist du doch nicht zum Taback gekommen!" Ein schallendes Gelächter der Umstehenden war die Antwort. Aber der Besuch der Predigten hat nicht abgenommen.

Einen Gehülfen könnte Br. Trümpelmann haben an einem von Allison in Pietermaritzburg Getauften, Namens Paulus, wenn derselbe nicht, wie fast alle der von den Wesleyanern Getauften, die in die nördlichen Gegenden kommen, in einer unglaublichen Unwissenheit über die einfachsten Heilsthatsachen wäre. Er wußte nicht nur nichts vom heiligen Abendmahl, sondern auch nichts von den zehn Geboten, von denen er weder die Zahl noch den Inhalt kannte. Die Methodisten legen den Hauptwerth auf gewisse lebhafte Gefühlsausdrücke über Sünde und Gnade, und versäumen darüber leicht die Erkenntniß der Heilsgeschichte. Doch war dieser Paulus willig, sich belehren zu lassen, und wurde auf das heilige Abendmahl vorbereitet. Ein anderer Katechumen von Colesberg begehrt ebenfalls den Taufunterricht. Aus dem Volke selbst aber kam der Erstling kurz vor Weihnachten zu Br. Trümpelmann, um sich zur heiligen Taufe vorbereiten zu lassen.

Hören wir unseres Bruders eigene Worte aus dem Tagebuch.

„17. December. Gegen Abend kam ein junger Mann zu mir und stellte sich in die Thür. Ich fragte nach seinem Begehr; er erwiederte, er habe nichts und ging gleich darauf fort. Als ich nach Sonnenuntergang vor meinem Hause auf und ab ging, kam derselbe junge Mann wieder und sagte mir, er habe Lust, Gottes Wort zu lernen und getauft zu werden. Ich fragte ihn, was ihn dazu triebe; er erwiederte, sein Herz. Nachdem ich noch mehreres mit ihm gesprochen, woraus ich ersah, daß es bei ihm wirklich tiefer ging, als sonst in den gewöhnlichen Reden der Bassuto, sagte ich ihm: Dann würde ich sehen, ob sein Herz ihn triebe, wenn er fleißig den Gottesdienst besuchte, und den Unterricht, den ich ihm ertheilen werde, ins Herz fasse. Er sagte, ja, er wolle kommen. Gott gebe, daß es Ernst ist und bleibt. Als ich ihn fragte, was er thun würde, wenn ihn die andern um des Glaubens willen wegwürfen, antwortete er: er würde nicht ablassen vom Wort, denn es sei sein Herz, das ihn das Wort lieben mache, er könne nicht ablassen. — Nun denn in Jesu Namen, die erste Seele, der erste Katechumen auf Makchabeng. O wie versüßt einem eine solche Begegnung alles sonst so Bittere! — Moëketso ist sein Name."

Im Jahre 1871 ist das Werk des Herrn auf Makchabeng langsam fortgeschritten. Moëketso, der erste Katechumen, hat nicht

lange Stich gehalten. Als er vom Unterricht zurückblieb, suchte ihn Br. Trümpelmann (13. Januar) auf seinem Kraal auf. „Wo bist du so lange gewesen?“ — „Ich habe das Vieh gehütet!“

Da noch mehrere Kaffern zugegen waren, wollte Bruder Trümpelmann eine bessere Gelegenheit abwarten und wandte sich schweigend.

„Hast du nicht ein Wort für mich?“ — „O ja, komm heute Abend zu mir!“

Am Abend stellte er sich ein. „Warum bist du so lange weggeblieben?“ — „Meine Angehörigen wollen nicht, daß ich glaube!“ — „Und du thust, wie sie wollen?“ — „Ja, was soll ich machen? Sie wollen mir kein Essen geben, wenn ich glaube!“ — „Und du wirfst darum das Wort Gottes so bald weg?“ — „Ja, ich werfe es weg!“ — „Ich kann dich nicht zwingen, zu glauben; aber du wirst es erfahren, was es dir einbringt!“ — „Morgen werde ich dir Bescheid bringen!“ — Sein Bescheid war, daß er fortblieb. Also eine Blüthe geknickt!

Bald darauf meldete sich ein zweiter Mossuto, Kchotoane, zum Unterricht. Er war Viehwächter des Missionars, er lernte leicht und mit Eifer. Aber wenige Monate dauerte es, da warf auch er weg; er rühmte sich öffentlich damit, daß er nur den Missionar habe hintergehen wollen. — Nun blieb noch einer übrig, der schwächste von Allen, September. Der hat treu ausgehalten, und neben ihm der oben erwähnte Paulus, der daneben auch den rechten Ernst, ein Kind Gottes werden zu wollen, bekundete, und nun fleißig lernte, und dem Missionar in seiner Arbeit half.

Am 31. Januar 1871 langte Br. Baumbach als Trümpelmanns Gehülfe an. Denn dessen Tagebuch enthielt vielfach in mancherlei Variationen das den jungen in die Heidenwildniß vorausgeschickten Brüdern nicht ganz unbekannte Thema: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“ Und solcher Noth muß doch nach Kräften abgeholfen werden. Es ist auch in der That keine kleine Sache, dort mitten unter den Heiden die Aufgabe der Erlernung einer neuen Sprache, der Erbauung und Einrichtung einer neuen Station noch mit der Sorge um die eigene Bewirthung der täglichen Nothdurft und Nahrung verbinden zu müssen. Kommen dann gar Gäste, und wie es unserm lieben Bruder auf Makchabeng erging, acht Gäste mit einem Mal, während doch nur vier Kaffeetassen in der Wirthschaft vorhanden sind, und muß dann, nachdem zwischen Obertasse und Untertasse redlich geschieden ist, der liebenswürdige Wirth selbst den braunen Trank für sich in einen zinnernen Teller gießen, dann giebt es manche heitere Stunde, während die allein verbrachte Einsamkeit etwas schwerer drückt. Man kann sich daher Br. Trümpelmanns Freude denken, als am 31. Januar der zu seinem Gehülfen be-

stimmte lange Br. Baumbach anlangte. Es war aber auch eine Freude für die ganze Station. Alt und Jung lief zusammen, auch der Häuptling Monyebodi kam herbei, und machte der Riesengestalt unseres Baumbach auf echt Bassuto das gutgemeinte Compliment: „Seht welch ein großer Ochse ist angekommen!"

Beide Brüder richteten sich nun nach Kräften behaglich ein, veranstalteten auch Abends eine kleine Leseschule, an welcher sich vier Bassuto betheiligten, und arbeiteten dabei tüchtig an den Sandsteinfelsen des Makchabenger Gebirgszuges, um Klippen für die Wasserleitung zu brechen, und an den schärferen und härteren Steinen der Bassutoherzen.

Da kam um Ostern her plötzlich ein anderer Ruf, der den Br. Trümpelmann aus dieser sehr schwer von ihm getragenen Einsamkeit völlig herausrief. Er war als Schulmeister nach Bethanien versetzt, woselbst das Maß der den Brüdern Meyfahrt und Wuras aufgelegten Last zu schwer werden wollte. Gern folgte der liebe Bruder dem Ruf. Am 14. April ertönte unter Begleitung der Geige noch einmal das Lied „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren;" diesmal auf deutsch als Festlied unseres Trümpelmann, der noch einmal seinen Geburtstag in der Löwengegend feiern durfte. Am 16. April hielt er seinen Abschiedsgottesdienst, zu dem sich 80—90 Zuhörer eingefunden hatten, am 17. April war er unterwegs nach seiner neuen Bestimmung, bis Matlale begleitet von dem Br. Baumbach, der nun seinerseits zunächst die Lection einer einsamen Vorposten-Mission zu lernen bekam.

Zunächst an den äußeren Arbeiten sollte Br. Baumbach merken, daß er „im geringen Korn" wohnte. Was das heißt, in dem heißen Afrika, unterhalb einer steilen Felswand, die jeden Luftzug abhält, ohne andere Hülfe als die der faulen, unlustigen, ungeschickten Kaffern Haus, Hof, Garten und Wasserquelle bauen und in Ordnung halten, davon hat man in unserm kühlen Deutschland kaum einen Begriff. Wir geben davon etliche Proben aus Baumbach's Mittheilungen:

„Den 9—11. November schwere Arbeit auf der Station; es galt, das kleine Kanälchen, welches ungefähr 5—8 Minuten Gehens lang ist, und das Wasser aus der Quelle in die Nähe des Hauses bringt, mit Klippen zu belegen. Doppelter Zweck lag diesem zum Grunde, erstens, das Vieh abzuwehren, das alles zertrampelt, so daß man schließlich ohne Trinkwasser ist; zum andern der brennenden Sonnenhitze zu wehren, daß sie das wenige fließende Wasser nicht aufzehre. Die Klippen wurden auf einem naheliegenden Berge vermittelst Brechstange erbrochen, und mühsam an Ort und Stelle hingewälzt. Dabei muß der Missionar

das Beste thun, denn die Leutlein sind sehr ungeschickt und langsam.

Den 17. stand ich frisch und gesund auf und verrichtete mein Tagewerk. An diesem Tage eine fast unerträgliche Sonnenhitze, der ich eine Zeit lang äußerer Arbeit wegen ausgesetzt war. Mochte sie mit dazu beigetragen haben, ich weiß es nicht; am Nachmittage überfiel mich schreckliches Unwohlsein, zu dem sich ein Schüttelfrost gesellte, so daß alle Glieder zitterten, und ich genöthigt war, das Bett zu suchen. Ist man krank, so gewahrt man erst, daß man alleine ist. Das Brod war aufgegangen, der Junge hatte den Backofen, einen ausgehöhlten Ameisenhaufen, geheizt, so mußte ich mich aus der Fieberhitze aufraffen, und zum Ameisenhaufen wanken, und untersuchen, ob zu viel oder zu wenig Hitze, dann eiligst wieder aufs Lager. Da lag ich nun; auf wiederholtes Rufen kam der Junge zögernd ans Bette, ich mußte ihm erst Muth zusprechen, denn ich merkte, er fürchte sich. Er sollte mir Medizin geben, aber er fand sie nicht; also wieder aufgestanden und sie selbst geholt. Kaum konnte ich mich auf den Füßen halten, und sank ohnmächtig aufs Lager. So verging der Abend und die Nacht unter großen Schmerzen, bis ein wohlthuendes Transpiriren dieselben linderte; Gott Lob', es ging bald vorüber, denn

Am 19. stand ich, wiewohl noch sehr schwach, im Kirchlein, und verkündigte einer Schaar von 40—50 das süße Evangelium."

Ein ander Mal schreibt er:

„Diese Woche haben elf Mann gearbeitet, ihre Beschäftigung war, einen neuen Garten anzulegen, aber das hat so viele Schwierigkeiten in diesen Landen, daß man am Ende dieser sechs Tage fast nicht sieht, was sie gethan haben. Da muß eine große Mauer gezogen werden, um Kühe und Schafe abzuhalten, auch um das Wasser abzuhalten, das, da der Garten am Abhange eines kleinen Berges liegt, von letzterem bei großem Regen herunterrauscht; wäre da die Mauer nicht, würde der Garten bei jedem großen Regen von kleinen Steinen besäet werden. Jedoch ist diese Mauer noch lange nicht hinreichend, die Ziegen und Böcke abzuhalten, die klettern wie Affen. So war ich denn gezwungen, um die Steinmauer herum noch einen Dornenzaun zu machen. Das ist das Aeußere des Gartens, nun das Innere: da sind unzählige große und kleine Steine herauszuholen, Bäume, Büsche und Dornensträuche haben nach Lust gewuchert, und es wird noch mehrere Jahre währen, ehe die Arbeit in etwas lohnt, und doch arbeitet man auf Hoffnung."

Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Aber in der Mission ist es anders. Da muß der Missionar manche Hoffnung zu Schanden werden sehen, und eine einzige Nacht vernichtet oft,

was jahrelange Mühe erbaut hatte. Das sollte Br. Baumbach auch mit seinen mühevollen Arbeiten erfahren. Er schreibt aus dem Jahre 1872:

„Den 1. Dezember früh 4 Uhr wurde ich geweckt durch gewaltige Donnerschläge, und an dem Rauschen vernahm ich das Nahesein eines schweren afrikanischen Gewitters. Das machte mir anfangs Freude, und ich lobte den Herrn auf meinem Lager für seine Gnade, daß er einmal wieder das dürre Erdreich tränkte mit Segen von oben. Doch das Rauschen wurde stärker und stärker, und der Regen drang durch das von Ameisen beschädigte Dach; da stand ich auf, deckte meine Bücher auf dem Tische mit einem Felle zu, desgleichen auch das Bett, setzte hier ein Gefäß und da eins, um das herablaufende Wasser aufzufangen; sahe dann vom Fenster aus zu, wie sich der große Damm füllte, und hatte meine Freude daran, denn seit Jahr und Tag war nichts darin. Da auf einmal hörte ich ein Donnern und Krachen, und bald nach diesem Getöse stürzte eine schwarze dicke Wasserfluth heran: die 4—5 Fuß starke Dammmauer konnte nicht widerstehen, sie stürzte ein, das saure Werk von etlichen Monaten lag in einer halben Stunde darnieder, dahin stürzte die Fluth und riß gewaltige Felsen mit sich fort, das war ein Donnern und Krachen, starke, wohl hundertjährige Bäume wurden entwurzelt, immer größere Wassermassen stürzten daher, daß mir bange wurde um das Kirchlein, denn dasselbe befand sich wirklich in Gefahr, ein wohl 4 Fuß hoher Strom wälzte sich auf dasselbe zu, in dem sich schwere Klippen befanden; doch, weil dasselbe rund ist, wühlte sich der Strom zu beiden Seiten tief in die Erde hinein, und fort gings, unaufhaltsam der Tiefe zu. Meine Leute kamen zu mir ins Häuschen geflohen, und mein Treiber zitterte vor Angst und Schrecken, meinte, er gedächte jetzt an die Sündfluth, vielleicht käme der Herr jetzt mit solchem Gerichte zu uns. Sie sangen und beteten, daß doch der Herr helfen möchte, und er hörte uns, nach drei Stunden ließ das Gießen nach, und wir gingen hinaus zu sehen. Meine Hütte stand noch, auch die Kirche und andere Gebäude, obwohl die erstere mit Wasser gefüllt war, das ich sogleich ausschöpfen ließ; von der Dammmauer war nichts mehr zu sehen; die andere Mauer war nur halb vorhanden, die Quelle etliche Fuß hoch mit Sand und Steinen gefüllt, die kleine Wasserschlot gänzlich zugespült, die Gärten zerrissen, ein Blick nach den Bergen und wir sahen zu unserm Schrecken, daß die Stadt Ramporo's, des großen Untercapitäns, zum großen Theile verschwunden war; eine alte blinde Frau hatte ihr Leben in den Fluthen geendet und ihr Leichnam ward erst am dritten Tage aus dem Sand hervorgezogen. Korn, Decken, Wassertöpfe, alles hatten die wilden Gewässer hinweggespült; es war fürwahr ein trauriges Bild. Die ältesten Leute hier wissen sich einer solchen Fluth nicht zu entsinnen.

Wenige, sehr wenige kommen auf den Ruf des Glöckleins, die ich in meinem Häuschen versammelte; o, die armen Leute, jetzt sitzen sie und weinen, denn ihr Lebensunterhalt ist dahin, ihre Gärten zum großen Theile überschwemmt und mit Klippen besäet, kein Obdach, keine Decke zum Zudecken, und die Nacht ist naß und kalt; o, daß sie doch auf solche gewaltige Stimmen Gottes hören möchten und erkennen, daß unser Gott es ist, der solche große Dinge thut, und nicht ihre Könige und Zauberer."

Wenn so im Aeußerlichen der Missionar von Makchabeng große Geduldproben auszustehen hatte, so war die Arbeit im Geistlichen noch viel mehr eine Arbeit „im geringen Korn." Br. Baumbach ging umher zu den Einzelnen, rief, bat, ermahnte, dann predigte er, hielt Unterricht mit Erwachsenen und Kindern, so viel sie dessen fassen mochten. Die Masse der Heiden aber verstand von dem, was er wollte, absolut nichts.

„Sie kommen, schreibt Baumbach, und suchen zumeist Befriedigung ihrer irdischen Angelegenheiten, da ist es doch schön, daß der Lehrer hier wohnt, der sucht uns Picken, Decken, Kupfer, ja, einige meinten heute alles Ernstes: ich sei ihr Schmauß, zu deutsch: ihr Händler und Tauschmann; und der Eine sagte: Gieb mir eine rothe Decke, ich will dir zwei Picken dafür geben. Solche Zumuthung that mir wehe, und ich sagte: Was denkst du denn eigentlich von mir, bin ich denn zu euch gekommen, um mit irdischen Gütern zu handeln? Meine Aufgabe ist, euch die himmlischen Güter zu bringen, ich will euch zeigen, wie ihr ewig selig werden könnt. So, Mynheer, war seine Antwort. — Und dennoch darf man nicht müde werden, zu zeugen und zu verkündigen, und wenn man nur eine einzige Seele retten kann, daß sie wirklich des Herrn Eigenthum wird, so ist die Wirksamkeit eines Knechtes Gottes belohnt.

Vielleicht liegt es an mir, daß das Wort so wenig Erfolg hat; doch in etwas kann man sich ein wenig von diesen Gedanken losmachen, wenn man die Völker ansieht, unter denen man arbeitet. Da kann man recht gewahren, daß ein Menschengeschlecht ohne Gott immer weiter herunterkommt: der Gesichtskreis dieses Volkes geht nicht weiter als Essen und Trinken, Schlafen, viele Weiber und Beeste zu haben. Da ist es schwer, ihnen die leichtesten Wahrheiten des Wortes Gottes zugänglich zu machen. — Wenn man im Fluß der Rede ist, drückt es einem fast das Herz ab, man möchte sie mit Gewalt herzuziehen, man redet und redet, und sucht nach Worten, ihnen die Herrlichkeiten des Himmels auszumalen, ihnen zu beschreiben die Liebe Gottes, die sie retten möchte vom Feuer, Qual und Pein, die ihrer wartet, wenn sie sich nicht bekehren, und indem man so redet, gähnt einer hier, der andere da, der

Makchabeng.



andere liegt in süßem Schlummer und der dritte rückt an seinem Felle herum, daß es ja recht ordentlich sitze und, o Freude wenn der Lehrer Amen gesagt hat, und beim Singen des letzten Verses regen sich schon die Füße und die Augen blicken sehnsüchtig nach der Kirchenthüre, daß dieselbe sich aufthue, und sobald sie sich öffnet, hat man Noth, daß einer nach dem andern hinausgehe, sie wollen alle auf einmal hinaus; und dann draußen angelangt, ist ein Geschrei, Gerufe und Geplapper ob der großen Heldenthat, die sie ausgeführt, daß sie kaum ein Stündchen ihren unruhigen Mund haben halten können; es ist gleichsam, als wenn ein fließendes Wasser durch einen Damm im Laufe aufgehalten wird; ist der Damm hinweg, so läuft und rauscht es mit verdoppelter Gewalt, so der Mund dieser Leute; ich glaube, er geht den ganzen Tag nicht so schnell, als die halbe Stunde nach dem Gottesdienste. Tabak, Essen, besonders Fleisch, sind der Inhalt solcher Gespräche.

Und dies sind noch die Wohlwollenden und Gutgesinnten unter den Heiden. Die Uebelgesinnten zertreten muthwillig Quelle und Garten, reißen den Zaun ein, oder lassen durch das Vieh Verwüstungen anrichten. Regt sich in einem oder dem anderen eine Spur von geistlichem Leben, so sind die übrigen gleich mit Spott und Schimpfreden zur Hand, ja es kam vor, daß ein Mann (Kcharetze mit Namen) seine Frau durch furchtbare Mishandlungen vom Worte Gottes abwendig machen wollte, daß man drohte, den Mashito, einen Katechumenen, zu tödten, daß man die Glocke zerschlagen wollte, um ihren Rufton, der selbst auf die Heiden einen Eindruck macht, zu vernichten, weil sie in ihre Festlichkeiten hinein heule. Letzteres verbot zwar der König mit den Worten: „Sie hat bisher geheult, sie mag auch weiter heulen, ich habe nichts dagegen," und einen ärgeren Widersacher strafte der Herr selbst damit, daß er durch Unvorsichtigkeit sich selbst erschoß. Allein die Heiden sind weit entfernt, dies Gottesgericht als ein solches zu erkennen, und ihr Toben und Schelten wird in demselben Maße heftiger, als das Wort auf einzelne von ihnen sichtlich Eindruck zu machen beginnt."

Da sitzt der Missionar vom „geringen Korn" und harrt und harrt, predigt und betet. Während die Gemeinde daheim ihr Himmelfahrts- und Pfingstfest feiert, tobt und gellt es ihm vom benachbarten Kraal in die Ohren mit Hörnern und Pfeifen und Trommeln, mit Tanzen und Stampfen und Schreien. — Aber horch! Oben im Gebirge eine einsame Stimme. Einer der Kirchgänger aus dem Volke singt durch die Abendstunde hindurch in seiner Sprache: „Liebster Jesu, wir sind hier, dich und dein Wort anzuhören, lenke Sinnen und Begier auf die süßen Himmelslehren" — weiter kann ers nicht und wird nicht müde, immer wieder diese Strophe zu wiederholen. Oder da kommt ein Haufe

Frauen zur Abendschule und sie singen miteinander: „Mein Herz will gehen nach Jerusalem." Oder da kommt der ehrliche September, der Taufcandidat, und meldet sich ab zu einem Jagdzug und verspricht, auf demselben Sonntags zu feiern, und kommt gleich nächsten Sonntag zur Kirche, weil er um des Sonntags willen die übrigen früher hatte ziehen lassen.

Wie viel hätten hier die Getauften aus der Colonie helfen können. Aber nur mit großer Mühe war es dem Missionar gelungen, den einen derselben an sich zu ziehen, und selbst der Samuel aus Blauberg, den er auf ein Jahr miethete, konnte sich nur schwer darein finden, daß er als getaufter Christ seine richtige Arbeit thun müsse und nicht anstatt dessen, wie er es gewohnt war, sich von der Mission füttern lassen sollte, um dafür fleißig ein Buch zu lesen und umherzugehen und zu beten. Die übrigen Getauften aus der Colonie, deren noch eine Anzahl vorhanden war, waren alle in das wilde Heidenthum zurückgefallen.

An zweien derselben offenbarte sich der strafende Arm des Herrn in besonderer Weise. Br. Baumbach berichtet aus dem Jahre 1875:

„Es wurde mir erzählt, daß ein früherer Makchabenger namens Daniel, der aber abtrünnig geworden und nach Moletse gezogen ist, jetzt herumginge, wie einer, der nicht recht richtig im Kopfe ist, bald befindet er sich hier, bald da, und weiß oft selbst nicht, wo er hingeht. Ich antwortete: Lieben Leute, hütet euch, das Wort Gottes und den Glauben wegzuwerfen, seht, das ist das Gewissen des Mannes, das treibt ihn hin und her, und Gott gebe, daß er wieder eine Missionsstation aufsuche. Wie gerne möchte man solchem Manne helfen, es thut mir in der Seele weh, sein Volksstamm sitzt einen Tag zu Pferde von hier, er ist nie zu Hause, wo soll ich ihn aufsuchen?

Da muß ich nachträglich noch eines Falles erwähnen, der sich im vorigen Jahre während meiner Synodalreise zugetragen hat bei einem kleinen König Makchabengs, namens Tlako. Ein junger Mann aus des Königs Familie ging nach der Colonie, um zu arbeiten, dort wurde er erweckt, bekehrte sich, und empfing die heilige Taufe, lebte darnach nach Aussagen derer, die ihn gekannt, auch als treuer Christ eine längere Zeit. Dann kam die Lust, nach Hause zurückzukehren. Er folgte dieser Lust, aber statt zu bekennen, daß er ein Christ und getauft sei, steckte er seine Bücher und sein Christenthum weg, that wie alle anderen Heiden, äußerte auch zu einem Blauberger Christen, der ihn kannte: Das Wort Gottes ist nichts. Aber das waren nur Worte, im Innern sah es anders aus. Bald darauf ließ es ihm keine Ruhe mehr, und er sagte zu den Seinigen: Ich muß wieder nach der Colonie,

um zu arbeiten. Dort angekommen, fand er auch keine Ruhe, er kam wieder nach Hause, ohne gearbeitet zu haben. Zu Hause wunderte man sich, er entgegnete: „Ich bin krank und kann nicht leben; mein Herz ist krank, denn ich habe eine große Schuld begangen, denn als ich das vorige Mal zurückkehrte, war ich ein Christ und getauft; das habe ich weggesteckt, und Gott verworfen, nun muß ich in die Hölle fahren." Alles Zureden half nichts, auch daß sie sagten: Gehe doch wieder zum Lehrer. Er hatte nur die eine Antwort: Ich kann nicht leben. Sie zwangen ihn im Hause zu bleiben, und bewachten ihn wie einen Irrsinnigen. Einmal hatte er das Messer gefaßt, um sich zu erstechen, das entrissen sie ihm, alles nahmen sie aus der Hütte, was irgend geeignet wäre zum Selbstmorde. Eines Tages sagte er zu seinem Wächter in der Hütte: Tödte mich, denn ich kann diese Qual in meinem Innern nicht mehr aushalten. Der entgegnete: Wie kann ich das, denke doch nicht solche Gedanken, nimm das Buch, und bete wieder. Er: Nein, ich kann nicht beten, ich muß in die Hölle, ich habe eine zu große Schuld begangen. Der Wächter ging einmal hinaus, es befand sich weiter nichts in der Hütte als ein Knopfkirri, der arme Mensch faßt diesen, setzt ihn mit dem Knopfende auf die Erde, die Spitze nach oben gerichtet, sperrt den Mund auf, und stürzt sich mit aller Macht hinein, der Wächter kommt, und findet ihn — todt, den Kirri noch im Halse steckend. Was soll man dazu sagen? Hätte ich doch von diesem Manne gewußt! Ich habe ihn nie gesehen, er hat sich mir nie entdeckt; und die Leute sagen: Es befindet sich noch Mancher hier, der getauft ist, aber er steckt es weg und flieht den Lehrer. Wie kann ich ihnen da nachgehen? Eins will ich aber nicht unterlassen, für sie zu beten."

Solche Weckstimmen des Herrn halfen mit, daß die Zahl der Kirchgänger sich mehrte, zumal seitdem der König im Jahre 1873 seine Stadt von der Höhe des Berges herab in die Ebene verlegte, so daß doch mehr Leute den Schall des Glöckleins vernahmen und auf denselben hin sich zu Gottes Wort einfanden. Ja es stellte sich schon ein Kern von solchen heraus, die nicht blos hören, sondern auch selig werden wollte. Br. Baumbach hatte die große Freude, mit dem Beginn des Jahres 1874 zwölf Taufcandidaten zu unterrichten, unter denen namentlich Mashilo und Mathome den Ernst ihres Suchens durch große Entschiedenheit und Standhaftigkeit gegenüber den Plagen und Mishandlungen und Anfeindungen der Heiden bekundeten. Als sie ihnen drohten, ihre Hütte anzustecken und sie sammt den ihrigen todtzuschlagen, antworteten sie getrost: „Mögen sie uns tödten, wenn sie können, dann hoffen wir selig zu werden." Als der König dem Mashilo

drohte, er werde ihm seine beiden Kühe abnehmen, wenn er nicht vom Glauben abließe, antwortete er: „Ja König, das magst du thun; aber du wirst sehen, ich lasse das Wort nicht, bin dann ganz außer Schuld, wenn du sie genommen hast," worauf der König antwortete: „So lerne nur." Dafür bekannten sich die beiden Heilssuchenden dann aber auch ohne Furcht zu dem Wort der Wahrheit dem Könige gegenüber. Am 17. Mai 1873 waren sie auf dem moschate (Königssitz). Da, so berichtet Baumbach, fragte Moynebodi den Mashilo:

„Nun, Mashilo, heute wars ja Sonntag, denn ich habe die Glocke rufen hören, was hat Mynheer gesagt? „Er hat uns heute eine Geschichte erzählt von jenem großen Tage (Sonntagsevangelium), der da kommen wird, an dem Himmel und Erde, und alles, was darinnen ist, vergehen wird; und Gott wird Gericht halten an demselben, und die Gläubigen werden errettet werden, die Ungläubigen aber werden erschrecken, und fliehen wollen, aber können nicht fliehen, sondern müssen ins ewige Feuer eingehen." Nun, hub der König an, wohin wirst du dann fliehen? Dein Lehrer sagt ja, daß Himmel und Erde und alles verbrannt sein wird. Darauf antwortete der andere: Herr König, unser Lehrer hat uns aber auch gesagt, daß Gott allmächtig ist, und auch alle Weisheit hat, der wird dann schon Rath wissen, er wird uns und alle Gläubigen zusammen an einem Orte bewahren, wo wir in ewiger Freude und Frieden feiern werden. — Und noch dazu hat uns der Lehrer eine andere Geschichte erzählt von einer großen Stadt, die hieß Ninive, und diese große Stadt wollte Gott verderben um der großen Sünde der Leute willen darinnen. Zuvor aber schickte er ihnen den Propheten Jonas, der zuerst der Stimme Gottes nicht gehorchen wollte, und vor Gott aufs Meer flohe, und in dieser Weise erzählte er ihm weiter die ganze Geschichte, und fügte hinzu: Gott, der den Propheten im Bauche des Fisches ohne Speise drei Tage und drei Nächte erhielt, wird auch für uns einen Ort schaffen, wo wir bleiben können vor jenem großen und schrecklichen Tage. Dann, fuhr er fort, hat Jonas den Leuten der großen Stadt gepredigt, und sie haben die Predigt angehört und Buße gethan, der König hat seine prächtigen Kleider abgelegt und sich in die Asche gesetzt; und Gott hat es angesehen und sie nicht verderbt; so hat Gott auch uns einen Propheten Jonas geschickt, unsern Lehrer, daß er uns warnen soll; denn alle Bassuto, hat er gesagt, sind eben solche Sünder, wie jene Leute in Ninive, und Gott ist auch zornig über uns, und wird, wenn wir nicht Buße thun, uns verderben, aber wenn wir uns bekehren und glauben, hat er gesagt, wird Gott unser schonen und uns bewahren vor dem Verderben. Und der König und sein Besuch, ein Khoschi-Häuptling von Matlale, haben geschwiegen. Muthig geworden, haben meine Leute ihn gefragt:

Warum kommst du denn nicht zur Kirche, da du doch die Glocke hörst und weißt, wann es Sonntag ist? — Ich habe keine schönen Kleider, seht (seinen alten Karoß anfassend), das ist nur Schmutz und Dreck, damit kann man nicht ins Haus Gottes gehen. — Du kannst kommen damit, und wenn du nackend kommst, Gott sieht nicht auf die Kleidung, komm nur. Die Leute freuten sich, daß sie Zeugniß hatten ablegen dürfen."

Es war den beiden Katechumenen nicht leicht, ihre Treue zu halten. Denn die Heiden beschlossen, daß sie auf dem Komane „lebendig begraben" werden, d. h. feierlich aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen werden sollten. Solche Ausstoßung ist bei den Bassuto die größte Schande. Denn würde in einer Versammlung ein solcher mitsprechen wollen, so würde ihm geantwortet werden: „Schweig, du bist keiner von unsern Leuten!" Dazu wollte der Vater des einen Katechumenen seinem Sohn bereits die Gärten abnehmen, und wurde hierin nur durch den König gehindert. Mashilo wurde von seiner Frau geradezu verlassen, weil sie erklärte, sie könne mit ihm nicht zum Lehrer gehen.

Nachdem die beiden lieben Menschen Monate lang unter solchen Anfechtungen ihre Treue bewährt hatten, glaubte Bruder Baumbach, ihren inständigen Bitten nicht länger widerstehen zu sollen und taufte diese seine beiden Erstlinge am zweiten Pfingsttage 1874; Mashilo erhielt den Namen David, Mathome den Namen Joseph. David war aus dem eigentlichen Volk von Makchabeng und Joseph von Waterberg eingewandert. Nach der Taufe dieser Beiden verblieben noch zehn Katechumenen im Taufunterricht. So gab es, zumal dem Br. Baumbach um diese Zeit sein erstes Söhnlein geboren wurde, Freude über Freude „im geringen Korn."

Auch der König Monyebodi stellte sich damals zum Missionar sehr freundlich. Derselbe hatte im Juni 1873 sein liebes Weib heimgeholt, und diese hatte dem Könige als Geschenk eine baumwollene Decke mitgebracht, auf welcher ein Löwe mit langem Schwanz abgedruckt war. Diese Decke war des Königs ganzer Stolz; die, sagte er zu einem seiner Knechte, werde ich nicht meinen Weibern geben, sondern selbst tragen, sieh nur her, das ist ein Löwe. Nach etlichen Tagen kam der König selbst in Begleitung des Kronprinzen um der Frau des Missionars seinen Gegenbesuch und sein Gegengeschenk zu machen. Der Kronprinz hatte seinen alten rothen Soldatenrock als Gala-Uniform angezogen und führte am Strick ein schwarzes Schwein. Der König ging mit einem langen Stecken hinterher und trieb es. Beide sperrten es in den leeren Pferdestall und trugen Steine und Holzstämme herbei, die die

fehlende Thür ersetzten. Dann sprach der König: „Das ist mein Geschenk an deine Frau; es ist ein Schwein!"

Als nach Jahresfrist die Jufvrouw ihr erstes Söhnlein gebar, da bezeugte der König seine Freude in dem Maße, daß er dasselbe feierlich als seinen Sohn adoptirte, so daß die Weiber öfter von dem Kraal der Heiden kamen, um den kleinen Monyebodi zu sehen.

Natürlich verfehlte diese Freundlichkeit des Königs nicht ihren Eindruck auf das Volk. Die Leute kamen zahlreich zur Kirche und fröhliche Hoffnungen blühten in dem Herzen des Missionars auf! — Aber!! — er wohnte „im geringen Korn." Das Jahr war noch nicht zu Ende, da waren alle diese Hoffnungen geknickt, und eine viel schmerzlichere Einöde als zuvor umgab den Missionar. Sein liebes Kindlein, den kleinen Monyebodi, der Eltern Lust und Trost, mußte er schon nach einigen Monaten wieder heimgeben. Und seinen Erstling David mußte er in einen viel schlimmeren Tod versinken sehen.

Der Unglückliche hatte nicht gewacht. Durch ein heidnisches Weib verführt, hatte er mit ihr die Ehe gebrochen und war dann mit ihr geflohen. Die Heiden hohnlachten über die Christen. Bald kamen neue schwere Nachrichten. Auf einem Kraal, wo mehrere Katechumenen wohnten, war von denselben Streit und Zank erhoben worden, und als Baumbach den Anstifter zu Rede setzte, wurde dieser so grob und unverschämt, daß ein Heide, der dabei stand, sagte: „Wenn das die Weise der Gläubigen ist, will ich nimmermehr an das Wort Gottes glauben, und ein Christ werden." Eine Katechumenin, namens Mokchadi, wurde von ihrem Manne um des Glaubens willen so furchtbar gemißhandelt, daß Baumbach zweifeln mußte, daß sie auf die Dauer werde standhaft bleiben. Joseph, der Neugetaufte, wurde durch das mehr als heidnische Wesen seiner Frau genöthigt, diese von sich zu stoßen, und darnach folgte er dem Ruf seines heidnischen Vaters und verzog nach Waterberg; ja schließlich kamen auch Paulus und Samuel, um anzuzeigen, daß sie mit Moses dies Land und diese Station zu verlassen gedächten. — So geschah es, daß am Ende des so hoffnungsvoll begonnenen Jahres 1874 kein einziger Getaufter mehr auf der Station vorhanden war. Alles zerbrochen, zerknickt und zertreten!

Das war der Jahresschluß der Missionsarbeit „im geringen Korn."

Das Jahr 1875 war voller Stürme, bewegter als alle vorhergehenden. Zwar begann es mit etlichen freundlichen Sonnenblicken, Joseph, der Getaufte aus Waterberg, kehrte nach kurzer Abwesenheit zurück und seine sonst so böse Frau trat in den Taufunterricht. Auch konnte es in äußerlichen Dingen als eine

sichtliche Bewahrung Gottes angesehen werden, daß, während das Vieh des Volkes schaarenweis an der Lungenkrankheit krankte und starb, das mitten unter demselben weidende Stationsvieh bis auf das letzte Haupt von der Krankheit verschont blieb, so daß selbst die Heiden darob staunten. Aber im Uebrigen war dies Jahr ein Jahr der Anfechtungen und Gefahren in dem Maße, daß allen menschlichen Berechnungen gemäß in demselben der Missionsarbeit im „geringen Korn" ein Ende gemacht werden müßte, zum ersten durch einen geplanten Mordüberfall der Matebelen, der gegen Baumbach besonders gerichtet war, zum andern durch einen allgemeinen Rathsbeschluß des Volkes, daß der Missionar verjagt werden müsse.

Am 16. März 1875 wurde das ganze Volk von Makchabeng plötzlich durch ein lautes Kriegsgeschrei lebendig gemacht. Alles war auf den Beinen, selbst der König, einen Mantel mit zwei Schakalsschwänzen umgeworfen, die doppelläufige Flinte über die Schulter, stürmte den anderen nach: Die Matebelen! Die Matebelen! hieß es, Mapela's (Mankopanes) Volk ist gekommen, unser Vieh zu rauben! Da die Bassuto von Blauberg dem Häuptling Matlale (Mangoati) unterthänig sind, so betrachtet Mankopane sie auch als seine Feinde. Jetzt aber waren die Matebelen deutlich genug gesehen worden; alles war hinter ihnen her, sie zu suchen, selbst Josef bat sich beim Lehrer zwei Schuß Pulver aus. — — Erfolglos kehrten sie heim.

Einige Wochen später schreit Josefs Frau eines Abends plötzlich auf: Fliehet! Fliehet! Ich habe zwei Spione gesehen! — Wo? — Bei der Dammmauer des Lehrers. Alles, was laufen konnte, lief, die Mütter mit den Säuglingen auf dem Rücken, die übrigen Kinder nebenher. Um den Lehrer, der mit seiner Frau im Maisgarten war, und der das Lärmen nicht verstand, kümmerte sich keiner, selbst von den Katechumenen nicht; hinauf auf den Berg ging es, zu den Kraalen der Bassuto. Konnten diese auch nicht Schutz gewähren, so waren dort doch wenigstens Viele bei einander. Als Baumbach zu seinem Häuschen zurückkehrte, erfuhr er, was geschehen sei. Aber was sollte er machen? Er befahl sich betend in die Hände des Herrn.

Kaum hatte er mit den Seinen sich zur Ruhe begeben, da ertönt draußen das Kriegsgeschrei, es fällt ein Schuß. Baumbach steht auf, zündet ein Licht an, sucht Alles durch, legt sich aber, da er nichts entdecken kann, wieder nieder. Oberhalb der Station ertönte abermals das Kriegsgeschrei, die ganze Nacht hindurch. Am andern Morgen erzählte der eine Wächter, er habe deutlich drei Bewaffnete gesehen auf dem Feuerplatz der Station, er habe die ganze Nacht geschrieen, aber niemand sei herausgekommen. Er sprach

noch, da wurde es lebendig auf der Station, Alte und Junge, Kapitän und Kriegsvolk kamen an mit Flinten, Assagaien und Keulen, und suchten die Fußspuren der Feinde, die ein zuvor gefallener Regen für ihr Späherauge deutlich genug erkennbar gemacht hatte. „Hier auf deinem Viehkraal sind sie gewesen, hier auf der Mauer, sieh hier, die Spur auf dem Stein! — Baumbach konnte mit aller Anstrengung nichts entdecken, aber sie fanden, einen Schritt nach dem andern, den Weg, den sie von der Station aus nach dem Berge genommen hatten. Sie suchten den ganzen Tag, abermals vergeblich. Am Abend kehrte Alles nach den Kraalen zurück, selbst die beiden Christen waren nicht zu bewegen, auf der Station zu bleiben, die in ihren Augen deutlich genug als das Angriffsobject der Feinde gekennzeichnet war. Dem Bruder Baumbach blieb nichts übrig, als sich abermals dem Schutze des Herrn zu befehlen. Hatte er doch nicht einmal sein Gewehr zu Hause; er hatte es einem Jäger geliehen.

Ein paar Tage später erscholl das Geschrei: Die Matebelen! Die Matebelen! am hellen Mittag. Alles rannte im bunten Gewirre durch einander, die Weiber kamen aus den Gärten, die Viehwächter trieben das Vieh in schnellem Lauf heimwärts zu, Männer und junge Burschen zogen mit Assagaien und Flinten aus, der eine rannte hier, der andere dort, ohne Anführer, wild durch einander. Jetzt hielt Bruder Baumbach, obschon es diesmal blinder Lärm gewesen war, es doch für angezeigt, eine schwere Thür vor seinen Viehkraal zu legen und stark zu befestigen, so daß er bei dem Versuch, sie zu öffnen, wenigstens aus dem Schlaf geweckt werde.

Wenige Wochen später erzählte Josef, er habe einen Bekannten aus Blauberg angetroffen, der vor Jahren nach Mankopane's Land übergesiedelt, jetzt von dort zurückgekehrt sei, aus Furcht, man werde ihn als Blauberger jetzt, da der Krieg zwischen den Matebelen und Bassuto ausgebrochen war, ermorden. Er erzählte weiter, daß er vor wenigen Wochen zweimal auf der Station gewesen sei, als Anführer, einmal von zwei, das andere Mal von zwölf Matebelen, die Mankopane ausgesandt hatte, um von Makchabeng Vieh zu rauben. Beide Mal wäre unsere Missionsstation ihr Sammelplatz gewesen, von wo aus sie ihre Spionirungswege ausgeführt hätten. Zu zweien seien sie auf den Berg geklettert, hätten in den Bassutohütten alles im tiefen Schlaf gefunden, aber die Viehkraale so mit Dornen verwahrt und verschlossen, daß sie nichts hätten rauben können. So seien sie denn endlich einig geworden! „Auf den Kraalen der Bassuto können wir nichts rauben, die sind zu fest; laßt uns nun zum Kraal des Lehrers gehen, denn Vieh müssen wir bringen!" So kamen sie denn dorthin, aber fanden zu ihrem Schrecken die Thür, die früher nicht dagewesen war. Was nun? „Laßt uns die Thür einschlagen! rieth der eine. Nein, das geht

nicht, sie werden uns hören, und dann sind wir verloren! — Nun denn, während wir die Thür einschlagen, steckt ihr die Häuser des Lehrers in Brand und etliche stellen sich vor die Thür und schlagen die, welche heraus wollen, todt; unterdeß sind wir am Viehkraal fertig und ziehen fort in die Nacht. Während der Nacht kommen die Bassuto sicherlich nicht vom Berge herab!"

Dies war die Nacht, während welcher der eine Mossuto oben auf dem Berge bis zum Hahnenschrei den Kriegsruf hatte ertönen lassen, ohne daß sich jemand regte. Aber unter die Räuberschaar schickte der Herr Uneinigkeit, daß sie, meinend, ihrer seien zu wenig, ihren Plan nicht auszuführen wagten, und so wurde Bruder Baumbach mit den Seinen errettet. — Als sie wieder zu Mankopane kamen, fluchte ihnen dieser als Feiglingen und sagte, das nächste Mal sollten dreißig Mann ausgehen und Säge und Beil mitnehmen. Inzwischen wurde aber der Friede geschlossen.

Moses und Elisabeth.

Der eine Sturm, den Satan auf die Existenz unserer Station gemacht hatte, war durch die Engel Gottes glücklich abgeschlagen. Da versuchte er den zweiten, viel schlimmeren.

Am 3. Mai 1875 ging es auf dem Kchoro des Königs Monyebodi stürmisch zu. Ein wilder Heide, mit Namen Kcharetse, hatte all seine Freundschaft aufgerufen, um vor einer großen Volksversammlung eine wichtige Sache durchzubringen. Seine Ehefrau Mokchadi war seit einigen Monaten im Taufunterricht, und alles Bitten, Drohen, ja selbst alle Mißhandlungen des heidnischen Mannes hatten nicht vermocht, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Schon einmal hatte er sie darum verstoßen; ihr Bruder Stemmer, ebenfalls Taufkandidat, hatte mit großer Mühe so viel Vieh zusammengebracht, daß er ihren Mann nach Bassutorecht dafür abfinden konnte, so daß die Ehe rechtlich gelöst würde. Allein, jener hatte das Vieh nicht angenommen, und eine schwere Lungenseuche hatte dasselbe bis auf das letzte Stück hinweggerafft, so daß Mokchadi nach Bassutorecht nach wie vor Kcharetse's Ehefrau war. Er hatte sie von Neuem gemißhandelt um ihres Glaubens willen; sie war, um sich vor den rohen Faustschlägen ihres Mannes zu retten, Nachts geflohen und hatte in der Hütte des Josef Schutz gesucht, und neben dessen Frau geschlafen. Nun hatte Kcharetse die große Volksversammlung berufen und beabsichtigte nicht blos, sein Weib zu strafen, sondern auch die ganze Station mit einem Mal zu vernichten.

Er begann damit, Josef zu verklagen wegen Ehebruchs mit seiner Frau. Noch ehe dieser sich verantworten konnte, hub der

Kapitän an: „Hast du Kcharetse, das, was du eben über diesen ausgesprochen, mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört?" — Nein, andere haben es mir gesagt! — „Nun, dann ist die Geschichte eben nicht werth, daß darüber gesprochen werde. Menschen können viel reden, woran kein wahres Wort ist. Hast du nichts Anderes?"

Jetzt hub Kcharetse an: „Siehe, hier steht meine Frau, sie kocht nicht mein Essen, sie pickt nicht meinen Acker, sie läuft zum Lehrer und lernt; die Sitten unsers Volkes hat sie weggeworfen, durch die Gläubigen ist sie im Grunde verdorben! Jetzt will ich die ihres großen Bruders nehmen, und Stemmer kann sehen, wie er mit seiner Schwester fertig werde!"

Kaum hatte er die Anklage beendet, so erhob sich ein furchtbares Getobe aller Heiden, namentlich der Freunde von Kcharetse, welche ein Jeder eine neue Schandthat der Gläubigen vorzubringen wußten, und mit lauter Stimme die Sitten ihrer Väter priesen, und verlangten, die Gläubigen, als die Verderber des Volks, müßten aus dem Lande getrieben werden, auch der Lehrer müßte fort, die Häuser, die gebaut, müßten niedergebrochen, jede Spur, daß ein weißer Mann unter ihnen gewohnt habe, müßte ausgetilgt werden. Andere schrien: „Wir wollen die neue Weise nicht, die der Lehrer bringt; der Lehrer ist auch nur ein Bauer, er bringt die Sitten unserer Feinde, der Bauern. Das Wort, das er bringt, ist wie das Wort unserer Würfel; so wenig wir deren Sprache verstehen, wenn sie geworfen werden, so wenig verstehen wir, was der Lehrer sagt. Der Lehrer muß fort, unser Land muß gereinigt werden von den fremden Sitten!"

Während der Sturm immer heftiger tobte und es schon dicht daran war, daß die gewaltsame Vertreibung des Lehrers zum Volksbeschluß erhoben wurde, ergriff ein alter Zauberer das Wort. So wie er aufstand, war alles still, denn der Mann genießt ein großes Ansehen; es war der Vater der eben so heftig verklagten Mokchadi. Er redete seine Tochter an: „Du bist mein Kind, und Kcharetse hat dich zur Frau genommen; geh doch wieder zu ihm, und bleibe bei ihm die ganze Woche. Des Sonntags kannst du ja in die Kirche gehen!" — Sie antwortete: „Nein, mein Vater, zu dem Manne gehe ich nicht wieder. Er hat mich gemißhandelt, er hat mich selbst verstoßen und zum Hause hinausgeworfen, und das Alles nur darum, weil ich glauben will. Vom Glauben aber lasse ich nicht, und das Wort Gottes halte ich fest, denn es ist das Wort des Lebens!"

Als sie diese Worte sprach, tobten die Heiden von Neuem. Jetzt drangen sie auf Josef ein und auf Stemmer: Ihr seid die Gläubigen, ihr müßt dies Weib vom Platz weisen! — Nein, antworteten diese, das können wir nicht, denn wir fürchten den Gott,

dem sie dienen will! — „Nun, so muß es der Lehrer thun!“ Der wird es auch nicht thun, denn darum ist er gekommen, daß die Leute das große Wort suchen.

Jetzt wandte sich der Sturm auf Josef: „Dein Weib hat Zwillingskinder geboren, und du hast sie nicht getödtet, wie unsere Sitten das verlangen; auch als der Kapitän es dir befahl, hast du sie nicht getödtet, darum ist der Regen ausgeblieben. Unsere Saaten vertrocknen, das Land stirbt, daran seid ihr Gläubigen Schuld!“ — Nein, antwortete Josef, das Land stirbt nicht um der Gläubigen willen, sondern um eurer Sünde willen. Warum widerstrebt ihr dem Worte, das der lebendige Gott euch sendet? Warum wollt ihr Kinder morden, die doch Gott geschaffen hat? Das Wort, das ihr haßt, das allein kann euch helfen! —

Hier erhoben die Heiden wieder ihre Stimmen und brüllten. „Das wollen wir nicht! Das Wort wollen wir nicht! Fort mit ihnen aus dem Lande!“ Der König gab ihrem Ungestüm nach, wandte sich zu den beiden Bekennern: „Ihr werdet gehen!“ — Ruhig antwortete Stemmer: „Auf dein bloßes Wort, das du hier auf dem Kchoro sprichst, gehen wir noch nicht. Erst sende deine Krieger zu unserem Kraal und befiehl: „Jetzt geh, jetzt will ich es haben!“

Die Ruhe, mit der die Gläubigen den Herrn bekannten, und mit der sie selbst dem ausgesprochenen Wort des Königs widerstanden, entwaffnete die Heiden. Die Widerreden wurden matter und verstummten zuletzt. Der alte Zauberer sprach zu seinen beiden gläubigen Kindern: Kommt Kinder, unsere Geschichte ist zu Ende, wir gehen nach Haus! — Der König tröstete Kcharetse: „Man hat uns heute widerstanden, deine Sache zu Ende zu bringen.“ Die übrigen Heiden gaben ihm den Rath: Prügle doch dein Weib tüchtig durch, dann wird ihr das Glauben vergehen. Andere sprachen: Laß dir doch das Vieh, das du für sie bezahltest, als du sie heiratheteſt, wiedergeben. Das alles will er aber nicht. Er will nur, daß sein Weib das verhaßte Wort der Gläubigen fortwerfe, und sie sagt: Das kann und will ich nicht. Damit hat diese stürmische Volksversammlung ein Ende genommen, der Sturm war abgeschlagen durch das muthige Bekenntniß der Gläubigen.

Diese gingen fröhlichen Muths zu dem Lehrer. Es ist ein wunderbar mächtiges Ding um das offene Bekenntniß zum Herrn. Gerade, daß sie gewürdigt waren, um seines Namens willen geschmäht und verfolgt zu werden, hatte ihnen das heilige Gut der Taufe desto werthvoller gemacht und sie drangen in ihren Lehrer, er möchte nicht länger säumen, ihnen dieses kostbarste Geschenk zu ertheilen. Unserm Bruder Baumbach lachte das Herz, als er ihren Eifer sah. Mit doppelter Freude gab er die Unterrichtsstunden, so

wie ihre brünstige Liebe zum Herrn sich verdoppelte. Und als der 27. Juni herankam, da gab es auf Makchabeng einen Freudentag, an welchem die himmlischen Heerschaaren ihr Lob und Preis mit dem der begnadigten Seelen vereinten, die heut in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen wurden.

Von der benachbarten Gemeinde Blauberg waren eine Anzahl Gläubige als Taufzeugen herüber gekommen, und so standen dort vier Erwachsene, zwei Männer und zwei Frauen, und vier Kinder vor des Herrn Angesicht, um das Bad der Wiedergeburt zu empfangen. Der eine der beiden Männer war eben der oben erwähnte Stemmer, wie ihn die Bauern nannten, sein Heidenname war Sankobele, jetzt erhielt er den Namen Moses. Sein Gefährte Scabe, ein Verwandter des früher auf der Station getauften Paulus, war ein Jüngling aus Moletse's Land, und auf Paulus Veranlassung nach Makchabeng gekommen; er hatte Dienste bei dem Missionar genommen, jetzt trat er als ein Abraham in den Dienst des Herrn Jesu. Die erste der beiden Frauen war eben jene oben erwähnte Mokchadi, um derentwillen die große Volksversammlung berufen war; jetzt pries sie als eine neugetaufte Elisabeth die Gnade des Herrn, der durch alle Stürme und Anfechtung hindurch sie das ersehnte Ziel hatte erlangen lassen. Die andere Frau war die Ehefrau des bereits früher getauften Josef, welcher das Band mit seiner zweiten Frau völlig gelöst hatte, um nun mit dieser seiner durch Gottes Gnade ihm neugeschenkten Maria einen christlichen Ehestand zu führen. Vier Kinder der beiden Ehepaare wurden mit der Mutter zugleich getauft.

So hatte der Satan abermals das Spiel verloren. Das geringe Licht der Anfänge des Evangelii auf Makchabeng wollte er auslöschen, und nun brannte es heller denn zuvor; die Station wollte er zerstören, den Lehrer verjagen, und nun hatte er bewirkt, daß ein kleines Gemeinlein in der Station gesammelt war, und der Lehrer fröhlicher und muthiger denn je in die Zukunft schauen konnte.

Freilich hatte die Verfolgung noch nicht ihr Ende erreicht. Kcharetse verlangte von Elisabeth, die ja nach Heidenrecht noch immer seine Frau war, ihrer beider Kind, daß er es beschneiden ließe. Sie weigerte, es herauszugeben, aber war in ihrem Herzen zweifelhaft, was zu thun. Sie ging zum Lehrer: „Gottes Wort befiehlt: Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, was soll ich jetzt thun? Er ist ja doch noch mein Mann! Er ist gekommen, um unser Kind zur Beschneidung zu fordern. Aber ich habe doch in der Taufe gelobt, daß ich nicht mehr in den Sitten Satans leben will; Gott hat mir dies Kind zur Aufsicht übergeben, so kann ich doch nicht zulassen, daß es dem Teufel übergeben werde!" Der Missionar bestärkte sie in ihrer Standhaftigkeit, zumal auch nach Bassu-

torecht der Mann, wenn er den Kaufpreis für das Weib zurückerhält, damit alles Recht auf die Kinder verliert.

Moses, der mit seiner Schwester zugleich Getaufte, mühte sich indeß mit allen Kräften ab, die bewußte Summe an Vieh wieder zusammen zu bringen, um damit Kcharetse's Recht auf Elisabeth abzulösen. Es war rührend zu sehen, wie er das letzte daransetzte, um das Vieh, daß er schon einmal zusammengebracht hatte, und das dann durch die Lungenseuche hinweggerafft war, noch einmal zusammen zu bringen. Und als er es nun hatte, verweigerte ihm Kcharetse die Annahme; denn sein teuflischer Wille war, daß er die Elisabeth zwingen wollte, vom Glauben zu lassen. So blieb nichts übrig, als daß Moses, der Zeugen dafür aufbringen konnte, daß Kcharetse sein Vieh zurück verlangt habe, beschloß, dieses ihm heimlich in den Kraal zu treiben, und dann aus dem Lande zu fliehen auf eine Zeit, damit Kcharetse außer Stande sei, ihm das Vieh zurückzuschicken.

Noch bevor indeß dies ausgeführt werden konnte, ereignete sich ein bedauerlicher Zwischenfall.

Am 11. Oktober fehlte Moses mit seiner Frau bei der Abendandacht. Bald nachdem dieselbe beendigt war, kam er an; sein Hemd war zerrissen und hing in Fetzen von seinem Leibe herab; am Leibe hatte er Striemen und frische Wunden, aus denen das Blut floß. „Wer hat dich so zugerichtet?" — Kcharetse hat zwei meiner Brüder zu Hülfe genommen und hat mich so gemishandelt, weil ich das Wort angenommen habe, und weil ich meine Schwester Elisabeth in ihrer Hartnäckigkeit bestärke. — „Und hast du wieder geschlagen?" — Nein, ich habe mich nicht gewehrt. Meine Wunden thun weh, aber ich freue mich, daß ich dem Herrn Jesu ein wenig habe das Kreuz nachtragen dürfen. Der Herr hat mir beigestanden, daß ich das Alles habe können ruhig über mich ergehen lassen. Aber nun will ich die Sache zu Ende bringen, und dem Kcharetse das Vieh wiedergeben, mag da kommen, was da wolle. — „Der Herr hat heute deine Schläge gesehen, habe guten Muth, Gott sieht lange zu, wie seine Feinde es treiben, aber darnach nehmen sie ein Ende mit Schrecken! Den Seinen aber hilft Er herrlich!" — Ja, das glaube auch ich fest und gewiß, und sie mögen nun mit mir machen, was sie wollen. Sie haben mir gedroht, dies sei nur der Anfang des Todtschlagens, wäre mein Vater erst gestorben, dann solle ihr erstes sein, daß sie mich ganz tödteten. — „Und geschah das nach des Königs Willen?" — Ich glaube nicht; so lange er zugegen war, haben sie nur mit Worten geschmäht; sobald er aber fort war, sind sie über mich hergefallen. Aber dies ist nun das letzte Mal, daß ich auf dem Kraal gewesen bin. Mein Vater kann mich nun rufen, wie und wann er will, ich werde antworten: Ihr seid meine Verräther.

Im December kam Moses ganz trostlos zum Missionar, nun habe er alle Hoffnung, seine Schwester losmachen zu können, verloren. Er habe mit aller Mühe das Vieh zusammengebracht, Kcharetse aber sei nicht gekommen, es anzunehmen. Monyebodi, der König, aber habe erklärt, diese Sache sei ihm zu groß, die könne nur der große König Matlale (Mangoati) entscheiden. Alles schien verloren. Aber der Herr hat andere Wege, wenn auch unsere Augen noch nicht gleich sie schauen.

Der Weihnachtstag brachte einen Lichtblick in das Leben der Station. Da Bruder Baumbach die Nachbarstation Blauberg, deren Missionar Bruder Stech verreist war, mitzuverwalten hatte, waren auf seine Aufforderung eine Anzahl von den dortigen Gläubigen, unter ihnen auch ein lieber Christ, namens Johannes, hinübergekommen, um mit dem kleinen Häuflein, den sechs erwachsenen Gläubigen, gemeinsam das erste heilige Abendmahl zu empfangen, welches auf dieser Station gespendet wurde.

Unter dem 24. Januar 1876 lesen wir im Tagebuch des Bruder Baumbach, daß gedachter Johannes von Blauberg die Absicht habe, Elisabeth als Ehefrau heimzuführen. Er war entschlossen, allen Zorn der Heiden, dem er entgegensah, auf sich zu nehmen. Uebrigens war er nach Bassutorecht unstrafbar, denn Zeugen konnten beweisen, daß Kcharetse sein Weib verstoßen und das Vieh zurückverlangt hatte. Am 28. Januar holte er die Vielgeplagte heim, und der Herr bereitete ihr nun nach langem Dulden die Ruhestatt einer christlichen Ehe.

Die heidnischen Brüder und der alte Zauberer, der Vater von Moses und Elisabeth, waren erstaunt über diesen Ausgang der Sache. „Gottes Wort ist doch eine Macht!“ riefen sie. Am meisten waren sie über Moses erstaunt; sie kannten ihn als einen kräftigen und muthigen Mann, der, so lange er Heide war, nicht leicht Beleidigungen ungerächt ließ. Nun mußten sie erleben, daß er trotz der erlittenen Mißhandlung gleich freundlich zu ihnen blieb, und namentlich seinem Vater, dem alten Zauberer, mit großer Ehrfurcht begegnete. Da sprachen sie: „Das Wort Gottes ist doch ein großes Ding. Diesen Mann konnte früher Niemand bezwingen; jetzt ist er wie ein Lamm, hat sich von uns, ohne sich zu wehren, schlagen lassen, und sein Herz ist noch fröhlich! O, das ist das Wort Gottes!“

So war das Jahr 1875 begonnen in Schwachheit, beschlossen in Kraft. Im Laufe desselben waren 12 Seelen getauft und am Weihnachtsfest konnte die erste Feier des heiligen Abendmahls auf der Station stattfinden. Satans Wüthen hatte nur neue Offenbarungen der Kraft Gottes hervorgerufen. Erst jetzt war, wie es schien, ein festes Fundament gewonnen für die Christengemeinde „im geringen Korn.“

Das folgende Jahr 1876 brachte die größte aller Freuden, die Engelsfreude über den Sünder, der Buße thut. Der Erstgetaufte der Station, David Mashilo, war bei seiner Flucht vom Ort zunächst nach Natal gegangen; Nachrichten, die von dort eingingen, bekundeten, daß er den Herrn noch nicht verloren habe, sondern ernstlich bete. Darnach nahm ihn der Herr in eine scharfe Schule. Er war nach den Diamantenfeldern gegangen, und dort in einer Grube verschüttet. Dort, unter dem Schutt vergraben, sieht er seinen Tod vor Augen und denkt bei sich: „Jetzt ruft mich Gott, was werde ich antworten, daß ich mich so schwer versündigt habe?“ Da sendet der Herr Hülfe, die übrigen arbeiten in der Grube den Schutt fort und so schnell, daß David gerettet wurde. Er war völlig unbeschädigt, arbeitete nach einigen Tagen weiter und verdiente viel Geld. Dabei hörte er aber immer eine Stimme in seinem Herzen: Ich muß zurück zum Lehrer und meine Schuld bekennen! Er kaufte von seinem reichen Verdienst schöne Sachen ein und wollte sich auf den Rückweg begeben. Da — wird das Zelt, in dem er wohnte, über Nacht zerschnitten, und ihm Alles, Sachen und Geld, gestohlen bis auf den letzten Heller. Er hatte nichts übrig als seinen Wanderstab. Da denkt er: Gott hat mir den schönen Verdienst gezeigt, die schönen Sachen habe ich mit Augen gesehen, jetzt ist Alles hin, ich habe mich schwer versündigt! Seine Genossen riethen ihm, weiter zu arbeiten, er aber ging, von einem Landsmann, der das Seinige noch hatte, unterstützt, und kam in seine Heimath Makchabeng — ganz arm. Spott und Hohn wartete sein. Man gab ihm nichts, daß er sich sättigen könne. Der König sprach: „Mashilo, was hat dir nun dein Glauben geholfen? Hat dich dein Gott auch behütet? Wirf weg!“ — Er aber warf nicht weg, sondern kam zum Lehrer als ein verlorener Sohn und suchte Gnade und Vergebung.

So hatte sich am Ende des ersten Halbjahrs 1876, nachdem zwei christliche Familien und etliche Katechumenen auf eine benachbarte Missionsstation verzogen waren, ein Häuflein von zehn Getauften im „geringen Korn“ gesammelt, für die der Lehrer eine regelmäßige Kinderschule und Sonntagsgottesdienst und Wochengottesdienst hielt, vier schwache Katechumenen besuchten den Taufunterricht. Das war die in fünf Jahren unter heißer Arbeit und in Geduld und Glauben errungene Frucht im „geringen Korn.“

68. Hinüber über den Blauberg.

Wir begegnen in den Berichten der Brüder von Blauberg zum öfteren dem Namen eines Königs Ramajhlo (oder Kchibi), der, an der nördlichen Seite des Blaubergs seßhaft, ein gehaßter Nebenbuhler des die Südseite des Gebirges beherrschenden Königs Matsheokane ist.

Aus dem Lande dieses Königs kam gegen Ende 1875 eine sehr merkwürdige Botschaft, von der Baumbach in seinem Tagebuche berichtet:

Den 15. November 1875 kam Joseph in Begleitung eines Mannes und erzählte, daß dieser Mann gekommen sei, von seinem Könige geschickt, um mir, dem Lehrer von Makchabeng, ein großes Wort mitzutheilen, das lautete: Gehe hin zum Lehrer von Makchabeng und bitte ihn, daß er uns helfe. Womit und wie sollte ich ihnen helfen? Die Antwort ergiebt sich aus dem Folgenden: Ein größerer Häuptling, Namens Maunatala, nördlich von Blauberg wohnend, mußte in Folge der ausgebrochenen Kriegswirren zwischen den Baroa's und den Moselekatzischen Matebelen, aus seinem Lande weichen und wandte sich, um eine neue Wohnstätte zu erhalten, an die beiden Könige von Blauberg. Sie hatten nichts dagegen, und so baute er sich nördlich vom Gebirge eine große Hüttenstadt. In ihrer früheren Heimath wurden sie mit dem Worte Gottes bedient, der König selbst besuchte sonntäglich den Gottesdienst, sein ältester Sohn wurde erweckt und noch mehrere andere mit ihm. Dazu kam noch ein lebendiger Christ aus Natal zurück, Namens Moses, und als es anfing, ein wenig lebendig zu werden unter dem Volke, da mußten sie weg. Aber das Wort Gottes hatte so viel Wurzel gefaßt unter ihnen, daß der König in Uebereinstimmung der Meisten seines Volkes die alten hergebrachten Feiertage und Sitten, z. B. das Regenmachen, gänzlich über den Haufen warf, und den Tag des Hern einführte, den Sonntag, an welchem Niemand arbeiten darf. Sie kommen zusammen, beten, der Kronprinz liest einen Abschnitt aus dem Worte Gottes, und dann unterhalten sie sich darüber. Der Mann sagte: Wir fühlen unsere Armuth, und wenn du nicht kommen kannst, noch ein anderer Lehrer, so hilf uns mit einem großen Gläubigen, der uns bis zur Ankunft des Lehrers unterrichtet. — Ich sann hin und her; auf diesen beiden Stationen ist solch geförderter Christ nicht, der eine, Salomo von Blauberg, der es könnte, ist krank, schon Monate lang. — Ich theilte ihm nun mit, daß ich sie schon hätte besuchen wollen auf die Einladung hin von meinem Christen Paulus, und Letzterer hätte mich begleiten sollen, sei aber krank geworden, und sobald er gesund sei, würde ich selbst kommen. So wolle ich auch nach Matlale schreiben, und dort um einen Gläubigen für sie bitten. Er war sehr froh darüber

und meinte, sie würden sich alle von Herzen darüber freuen. Ich denke, wenn der Herr Gnade giebt, müssen wir daselbst eine Station anlegen.

Sobald unser Br. Baumbach freie Zeit fand, machte er sich mit einem der Gegend kundigen Gläubigen auf den Weg, um den König Maunatale aufzusuchen. Ueber seine Reise und deren Ergebniß stattet er folgenden Bericht ab:

„Den 17. December 1875. An diesem Tage waren die Bewohner dieser Station früher aufgestanden als sonst, galt es doch eine Reise zu Roß und zu Fuß zu einem Volksstamme hin, dessen Oberhaupt kürzlich einen Boten geschickt hatte mit der dringenden Bitte um einen Lehrer. Zwei Pferde wurden gesattelt, eins für den Missionar, das andere für einen eingeborenen Christen, Namens Moses; denn ersterer kannte weder Weg noch Steg, während letzterer, darin wohl bewandert, sich freute, mal wieder das Land seiner Kindheit zu sehen. Wie früher schon mitgetheilt, liegt dasselbe jenseit des Blauberger Gebirges, dicht am nördlichen Fuße desselben. Nachdem alles zur Reise Erforderliche hergerichtet war, saß man auf, aber das eine Pferd, eine junge Stute mit einem, einen Monat alten Fohlchen, wollte nicht weg; da gab es Aufenthalt, bis es endlich gelang, sie in Gang zu bringen, und so ging es im Trab immer in dem schlangenähnlichen Fußpfade durch Gärten, Dickicht, kahle Flächen, über Steingerölle und Flugsand, vier Stunden lang, wo diesseits des Blauberger Gebirges in der Nähe einer Bassutostadt unter einem mächtigen wilden Feigenbaum abgesattelt wurde. Groß und Klein, Alt und Jung kam herbei gelaufen, um zu sehen und zu hören, während der eingeborne Christ sich in den Hüttenkomplex begab, um seine Verwandten zu besuchen. Es war brennend heiß, und alles ausgetrocknet, weswegen auch die Vierbeine des Wassers ermangelten, um ihren Durst zu löschen. Die schwarzen, besser: braunen Leute hatten nur eine Hauptunterhaltung, deren Thema war: Regen, Regen; und abermals: Regen, Regen. Nachdem eine Stunde verflossen, wurde wieder aufgesattelt, und wir befanden uns im Gebiete des andern (eigentlich rechtmäßigen) Königs von Blauberg, Namens Mokoko oder Ramashlo, der auch Kchibi genannt wird. Wären wir nur einfach Leute von Makchabeng gewesen, so hätten wir uns mit Recht fürchten können; denn auch der König von Makchabeng steht nicht auf freundschaftlichem Fuße mit Mokoko, da Ersterer Schwiegersohn des großen Herrschers von Blauberg ist, und dieser und Mokoko liegen in ewiger Fehde mit einander; aber wir waren ja Boten des Friedens, die mit ihren Händeln gar nichts zu schaffen haben; zudem galt die Reise einem kleinen Könige, der ihm, Mokoko, gehuldigt und er selbst hat ja schon zu verschiedenen Malen um einen Lehrer gebeten. Wir bogen jetzt links ab in die Berge hinein, und mein schwarzer Begleiter bemerkte,

daß unser Reiten bald zu Ende sein würde. Es ging auch schon recht langsam vorwärts, oftmals nur Schritt, durch Regenläufe und Steine, durch Gärten und Dickicht, was einem zuletzt langweilig wurde; da auf einmal ging es steil den Berg hinauf, wir stiegen ab für heute, führten die Pferde am Zügel, und kamen noch nicht auf halber Höhe an dreifache Dornbarrikaden, die um einen Hüttenkomplex hoch aufgeführt waren. Dann schritten wir durch drei enge Pforten, die allabendlich fest verschlossen werden, und so befanden wir uns auf einem kleinen runden Platz, der von einem großen Morulabaum beschattet war. Es war dies der Platz, wo die öffentlichen Versammlungen abgehalten werden, Kchoro genannt. Hier saßen Männer und gerbten Felle. Bei unserer Ankunft erhoben sich etliche, und der, welcher der Oberste dieses Kraals zu sein schien, reichte uns als Freund die Hand. Auch ein alter Bekannter, der Bruder meines Küchenjungen, befand sich unter der kleinen Schaar, ihm wurden die Pferde zur Bewachung übergeben. Weiber und Kinder kamen herbeigelaufen, um uns, doch besonders die Pferde, zu sehen; eine junge Frau sprach ihr Verwundern aus, daß sie heute sähe, wie die Pferde auch Kinder hätten; Alles lachte. Was sie sich vorher gedacht, weiß ich nicht. Eine andere war geflohen, als sie unserer ansichtig wurde, und trotz Rufens und Lockens war sie nicht dazu zu bewegen, wieder umzukehren. — Eine alte schon bejahrte Frau erkundigte sich angelegentlich um das kurze gelbe haarige Kleid, das ich an mein Kinn angehängt hätte, während sie auf den langen Kinnbart wies; Alles lachte laut auf, besonders die Männer, über den sonderbaren Einfall dieser Alten, und ein junger Mann, der auf seinen Arbeitswanderungen sich schon die Welt etwas mehr besehen hatte, erklärte ihr, daß das ein Bart sei, und noch nicht der längste, der ihm begegnet, während ein anderer an seinen kurzen krausen faßte, und ihn länger zog; der aber wollte nicht länger werden.

Unsere Zeit war abgelaufen, wir mußten zu Fuß weiter. Es ging nun ziemlich steil im engen Fußpfad, wo nur einer gehen konnte, Moses vorweg. Der Athem ging mir mehrere Male aus, die Brust wollte mir zerspringen, und ich mußte mich zweimal erschöpft am Wege niedersetzen. Linker Hand, wo wir gingen, lag dicht unter dem Abhange, hoch oben im tiefen Dickicht geborgen, so, daß man nicht eine Spur von Hütten entdecken konnte, die Hauptstadt dieses Landes. So gerne ich auch den Herrscher Mokoko besucht hätte, so fürchtete ich theils die Höhe, theils, da unser Ziel noch weit war, hinaufzusteigen. Ich sagte dem schwarzen Bruder: Müßte ich in diesen Bergen wohnen, und tagaus tagein hinauf- und herabsteigen, so würde ich nicht lange mehr leben. Er meinte, daß ich mich daran gewöhnen würde. Warum sitzen nun diese Leute in den fast unersteigbaren Bergen, wo hinauf sie selbst das Trinkwasser tragen

müssen? Ja, auch das Korn, die einzige Speise, pflanzen sie unten in der Ebene, und wenn es reif ist, tragen sie die Lasten stundenlang steigend den Berg hinauf? Antwort: Der ewigen Feindschaft wegen, daß sie sich nirgends sicherer fühlen, als da oben. Ich sagte auch meinem Begleiter: Die Leute machen sich schon dieses Leben blutsauer durch ihren Unglauben, denn würden sie wahre Christen, könnten sie ruhig unten in der Ebene wohnen. In meinem Lande flieht man das Wohnen auf den Bergen.

Endlich waren wir oben angekommen. Eine neue Welt lag vor uns. Eine Ebene von drei Tagereisen weit, im Norden tauchten mehrere Berge auf, im Hintergrunde abermals eine Gebirgskette, an der, wie mir Moses sagte, große Völker hausen, theilweise sittlich noch tiefer gesunken, als die hiesigen Bassuto's, indem sie ganz nackend gehen. Welch große Aufgabe hat die gläubige Christenheit da noch zu lösen? Das Wort unsers Herrn muß erfüllt werden, daß alle Völker die frohe Kunde des Wortes Gottes vernehmen sollen, wie sollen sie aber hören ohne Prediger; und wiederum die letzteren, wenn sie auch da sein sollten, können nicht gehen, wo sie nicht gesandt werden.

Unterweges in einer kleinen Ebene auf dem Berge kamen wir an vielen runden Steinhaufen vorbei, Ueberresten runder Bassutohäuser. Hier bin ich geboren, sagte Moses, hier haben meine Vorfahren gewohnt, und ihre Familie war eine der angesehensten auf dem ganzen Gebirge; mein Großvater war noch ein großer Unterkapitän, er mit noch zweien beherrschte das Land; wollte einer zum Könige, so kam er zu ihm, die Abgaben brachten sie zu ihm, er war der Vermittler. Diese Herrlichkeit dauerte bis zur Ankunft der Feinde, da ging sie zu Ende, und ich, sein Enkel, bin ein armer geringer Mann. Daß es da nicht an Anknüpfungspunkten fehlte, von der irdischen vergänglichen Herrlichkeit ab zu der ewigen unvergänglichen hinzuweisen, versteht sich von selbst. Nachdem mehrere Stunden vergangen waren, kamen wir an die letzte Anhöhe; die war aber auch ganz steil, da hörte man schon das Gesumme von Menschenstimmen. Links von der Stadt, die nun vor uns lag, war der große Fluß, der auch immer fließt, und man konnte denken, daß man sich im Lande Mesopotamien, dem Lande der beiden Flüsse, befände. Unabsehbare Gärten breiteten sich nach Norden hin aus, und wenn man bedenkt, daß diese Leute erst drei Monate im Lande sind, so muß man ihnen ein rühmliches Zeugniß des Fleißes ausstellen, denn abgesehen von der großen Fläche Landes, die sie urbar gemacht, wenn man ihre Hüttenstadt ansieht, die wirklich größer ist, als irgend eine hier zu Lande, und den großen Zaun um dieselbe, so sollte man meinen, sie säßen schon viele Monate hier; auch mit ein Segen von dem Feiern am Sonntage.

Bevor wir die Stadt erreichten, hörten wir hinter uns Fuß-

tritte, ihrer zwei holten uns ein, der eine hatte einen Kornsack auf der Schulter, sie kamen förmlich angetrabt. Ja, sie freuten sich, daß der Lehrer angekommen war. Sie hatten unterwegs meine Fußspuren gesehen, und zu einander gesagt: Wer hier zu Lande kann mit Stiefeln gehen? Das ist Niemand anders als der Lehrer; auf, daß wir ihn einholen. Solcher Empfang war ermunternd. Der Sackträger begleitete uns, während der andere vorne weg trabte, um dem Könige die frohe Kunde zu melden. Wir gingen nun durch eine schnurgrade Straße, zu beiden Seiten die Hütten und Kraale, hin zu einem freien Platze, den ein Baum beschattete; dieses war der Versammlungsplatz, daselbst stand ein Stuhl, den schob man mir hin, und ich ließ mich darauf nieder in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Es dauerte auch nicht lange, so hatte ich eine große Versammlung um mich, an die fünfzig und noch mehr Männer; jeder, der da kam, grüßte mich, auch des Königs Bruder. Der König selbst ließ noch stundenlang auf sich warten, denn er war ausgegangen, seine Pferde zu besehen, deren er zwei besitzt. Mittlerweile erkundigte ich mich nach den Gläubigen. Von Gläubigen, sagte der, an den sich Moses gewandt hatte, ist nur einer hier, aber Viele, die gern glauben möchten, und das Wort Gottes lieb haben. Moses: Wo sind sie? Ich bin einer von ihnen, gab der Sprecher zur Antwort. Ich kann sagen, daß mir dieses wohl that. Mittlerweile sammelten sich immer mehr um uns herum, und Manchem von ihnen sah man es an, daß es nicht bloße Neugierde war, die ihn hierhergetrieben, und so unterhielt ich mich mit ihnen, nicht predigend, sondern im Privatgespräche von unser aller Heil. Da kam mit Sonnenuntergang auch der König an, bekleidet; er kam direkt auf mich zu, ich stand auf, er grüßte und drückte mir die Hand, ein zweiter Stuhl wurde gebracht, auf dem er sich niederließ. Nun trat allgemeine Stille ein. Ich fing nun an, meinem Begleiter zu sagen, beginnend von des Königs Gesandtschaft, dessen Auftrage, und daß ich nun diesem Auftrage Folge geleistet. Moses sagte meine Worte dem vorhin Erwähnten und dieser dem Könige, also daß ein und dasselbe dreimal gehört wurde. Der König antwortete in recht freundlichem Tone, dankend, daß ich nun gekommen sei, und diese Antwort kam in der angegebenen Weise zurück. Ich merkte heraus, daß sie alle dachten, ich sei gekommen, um gänzlich bei ihnen zu bleiben, und von Makchabeng hierher überzusiedeln. Daß das nicht ginge, und wir Lehrer nicht nach unserm Willen mit dem Hin- und Herziehen im Lande thun könnten, mußte ich nun lang und breit erklären. Der König war in seiner Hoffnung getäuscht und sprach seinen Schmerz darüber aus. Ich suchte ihn nun zu trösten und zu beruhigen damit, daß man doch erst sehen und hören müsse, ob es wirklich des Volkes Wille sei, einen Lehrer zu haben, denn leider wünschten oft Völker

und Könige Lehrer nur irdischer Vortheile wegen, und das wäre doch kein gutes Ding; wenn ich nun heute hörte und sähe, wie er und seine Unterthanen nach einem Lehrer verlangten, so würde ich alles thun, was in meinen Kräften stände, um ihnen einen schicken zu lassen. Darüber wurde er wieder ruhiger und fragte, ob das nicht bald geschehen könnte, denn ich möchte mich in ihre Lage hineinversetzen; sie hätten alle heidnischen Sitten und Feiertage über Bord geworfen, weil sie erkannt, daß es nichts sei, und daß der Gott im Himmel nur der rechte, der Regen und fruchtbare Zeiten gäbe, er wiese auch seine Leute zum Himmel, wenn der Regen ausbliebe, und sage es auch heute öffentlich: Leute, betet zu Gott um Regen. Am Sonntage, dem großen Tage Gottes, habe er allen Arbeiten Stillstand geboten (man denke, ein heidnischer König, Schande für unsere Christenheit daheim); sie kämen hier auf diesem Platze zusammen und beteten, einer von ihnen lese das Wort, aber recht zu feiern verständen sie nicht, darum müsse einer kommen, der sie lehre, alle Kinder sollten zur Schule kommen, u. s. w. Ich entgegnete, daß es mich freue, solches aus des Königs Munde an diesem Tage zu vernehmen, und würde je eher, um so lieber seinen Wunsch erfüllen, er müsse aber bedenken, daß der Lehrer nur wenige seien; zu seinem Troste könnte ich ihm sagen, daß jetzt mehrere junge Lehrer unterwegs seien, aber die müßten erst die Sprache lernen, ehe sie lehren könnten; aber ich hätte gedacht, wenn so großes Verlangen nach Gottes Wort unter ihnen sei, so wollten wir nach einem großen Gläubigen suchen, der bei ihnen bliebe bis zur Ankunft des Lehrers, und hätte schon in dieser Sache an den Lehrer von Matlale geschrieben, und derselbe hätte zustimmend geantwortet. Das zu hören machte dem Könige Freude, und er dankte im Namen seines Volkes und bat mich schließlich, sie oft zu besuchen, was ich auch versprach, ja noch mehr, daß ich den Lehrer von Blauberg bitten wolle, daß er sie auch besuche.

Damit war die öffentliche Verhandlung zu Ende, und deren Resultat? Uns ist wieder eine Thür aufgethan, und ich wünsche von Herzen, daß wir eingehen können. Im Falle aber, daß wir nicht eingehen können, sagte der König, müßte er sich an die Engländer wenden, denn er hätte vielen seiner Leute versprechen müssen, ihnen einen Lehrer zu suchen; könne er sein Wort nicht halten, so würden sie sich nach den Missionsstationen zerstreuen, und er stünde allein. Nun saßen wir noch längere Zeit zusammen, sie brachten ihre wenigen Bücher angeschleppt, die theilweise, besonders die A B C-Bücher, ganz zerlesen waren; in Bezug auf letztere baten sie mich um neue, was ich, da ich keine besitze, nicht versprechen konnte. Nun war es schon dunkel geworden, und Moses meinte, daß es Zeit zum Kaffeekochen sei. Der König holte seinen großen Kessel heraus, den gossen sie ziemlich voll Wasser nach seiner Anordnung

hin, ich dachte: O weh, Kaffee. Daß der König und sein Bruder leidenschaftliche Kaffeetrinker sind, sollte ich hernach erfahren. Kaum war derselbe fertig, so brachte er einen Topf voll Ziegenmilch an und drei Porzellangefäße, und wunderte sich nur, daß ich keinen Zucker hatte. Die Milch wurde dazwischen gegossen, und mit Sehnsucht warteten die durstigen Kaffeeseelen auf das Ende meiner Mahlzeit. Sobald ich damit zu Ende, fiel man über den übrigen Kaffee her; im Nu war er verschwunden, ja, der König saugte noch das letzte Tröpfchen aus dem Bodensatze und ließ sich letzteren über die Hände gießen, um sie damit zu waschen. Während der Zeit hatte ich ihm eröffnet, daß ich Familien-Angelegenheiten halber morgen schon wieder umkehren müsse. „Daraus wird nun ein- für allemal nichts," entgegnete er, du mußt wenigstens den Sonntag über hier bleiben, um das große Volk zu sehen, das zum Gottesdienste kommt. — König, ich habe genug gesehen und gehört, es bedarf keiner Bestätigung mehr, ich muß nach Hause. — Er wollte erst lange nicht, und erst nachdem ich versprochen, bei meinem nächsten Besuche eine ganze Woche da zu bleiben, stimmte er zu. Ein Abendgebet fast um Mitternacht beschloß den Tag. Wir schliefen unter freiem Himmel.

Den 18. December in aller Frühe hörte ich die Stimme des Königs auf dem Richtplatze, er rief: Wer heute irgend kann, der komme, alle, Männer, Frauen, Kinder, denn heute wird das Wort Gottes verkündigt. Damit war mir auch meine Parole gegeben für diesen Tag. Ich seufzte zum Herrn, daß er mir helfe, das rechte Wort recht zu reden, ich fand dieses im Gleichniß vom großen Abendmahl. Um 8 Uhr war der große Platz gefüllt von Menschen, alt und jung, groß und klein, der König mit seiner Familie unter ihnen. Der älteste Sohn, ein junger Mann, ist ihr Stundenhalter, er kann am fließendsten lesen, um ihn schaaren sie sich des Sonntags. Wir sangen auch, obwohl sie sonst nicht können, aber wir zwei als Vorsänger, das gab doch so was ab, wie einen Gemeindegesang. Dann wurde gebetet, das Wort Gottes verlesen, athemlose Stille herrschte, und als ein alter Graukopf sein Selbstgespräch begann, brachte ihn ein Blick des Königs zur Ruhe; ich habe noch nie solches Lauschen auf das Wort des Lebens in der Kirche zu Makchabeng gesehen, und sage wohl nicht zu viel, wenn ich die Zuhörerschaar auf zweihundert schätze, und nach Aussage des Königs sollte es erst die Hälfte der am Sonntag sich versammelnden sein. Um 10 Uhr war die Feier zu Ende und wir rüsteten zum Aufbruch, der König gab uns das Geleite bis vor die Stadt, hatte dann freilich noch einige irdische Anliegen, die ich theilweise nicht befriedigen konnte. Wir schieden in Frieden, während uns noch einige weiter begleiteten. Der König hatte uns noch zwei Mann mitgegeben, die bei mir noch etwas Kaffee, Zucker, Batatenranken,

Arnica holen sollten. Auf dem Wege, den wir gekommen, ging es wieder zurück und am Abend befand ich mich auf der Blauberger Station, um morgen daselbst Gottesdienst zu halten."

Im Januar 1876 machte sich Br. Baumbach zu einem erneuten Besuche bei Maunatale (der auch Mapene heißt und von Setschele's Volk ist) auf. Diesmal holte er Br. Stech von Blauberg ab und beide begaben sich zu Fuß auf den Weg. Derselbe war beschwerlich und gefahrvoll, oft ein Klettern über das Gebirge durch Gestrüpp und über Felsen hinauf, und an einer steilen Felswand hinab, unten ohne Weg und Steg weiter, die Kleider mußten den Dornen ihren Tribut zahlen. Endlich, Abends 7 Uhr, kamen sie bei Maunatale an. Ein Feuer wurde angezündet und bald war man in lebhaftem Gespräch mit den Großen des Volks, von denen etliche den Br. Baumbach schon als Bekannten begrüßten; besonders schien der Sohn des Häuptlings eifrig für die Herüberkunft eines weißen Lehrers geschäftig zu sein. Br. Stech giebt als Resultat des erhaltenen Eindrucks an „die feste Ueberzeugung, daß wenn hier keine Station angelegt würde, wir alle zusammen hier im nördlichen Theil unseres Kreises nur einpacken könnten, denn eine solche Vorarbeit des heiligen Geistes, wie sie hier stattfindet, trifft man selten." Es wurde also beschlossen, daß sofort Salomo Thabo, ein bewährter und zu solchem Auftrage befähigter Christ von Blauberg, hinüber ziehen und bis zur Ankunft eines weißen Lehrers dessen Stelle bei Maunatale versehen solle. Hoch erfreut ging Mapene, der dem Br. Baumbach den Eindruck machte, als sei er nicht fern vom Reiche Gottes, auf diesen Gedanken ein. Befriedigt machten die Brüder, vom Häuptling selbst drei Stunden weit begleitet, sich auf den Rückweg und brachten auch die gute Nachricht mit, daß, allerdings nur mit Hülfe eines Umweges, die Gelegenheit vorhanden sei, auch einen Ochsenwagenweg über das Gebirge herzustellen, wozu der Häuptling die nöthigen Arbeiter herzugeben versprach.

Es wurde also sofort Salomo als Nationalhelfer hinüber gesandt und begann seine gesegnete Wirksamkeit. Es entspann sich ein Verkehr zwischen Mapene und Blauberg. Salomo konnte schriftlich an Br. Stech berichten, daß fast der ganze Stamm sich zu seinen Gottesdiensten einfinde, und daß bereits 22 Erwachsene in den spezielleren Unterricht eingetreten seien, und daß sie den Beschluß gefaßt hätten, eine Pfahlkirche als Versammlunghaus zu erbauen. Als gerade wieder Boten von Salomo gekommen waren, um allerlei Werkzeug und Nägel zu holen, traf (am 1. Februar) unvermuthet Br. Regler in Blauberg ein, um von dort aus einen ferneren Recognoscirungsbesuch zu machen. Stech hatte genug an den Strapazen seiner ersten Reise, und ließ Regler daher mit jenen beiden Boten und anderen Gläubigen aus Blauberg allein den

strapaziösen Weg machen. Wie es Regler gefunden habe, darüber hat er und haben die anderen Brüder uns ohne Nachricht gelassen. Jedenfalls scheint der Eindruck, den auch Regler empfangen hat, ein ermuthigender gewesen zu sein, denn im folgenden Monat machte sich Br. Baumbach auf den Weg zu Ramajhlo (Kchibi), der ja zu Mapene die Stellung eines Oberhäuptlings einnimmt, und ohne dessen Genehmigung daher ein Missionar bei jenem geringeren Capitän nicht bauen durfte. Dazu war er ja der ältere und eigentliche Beherrscher von Blauberg und hatte, wenn auch nur um erhoffter äußerlicher Vortheile willen, schon öfter um einen Lehrer gebeten.

Bruder Baumbach schreibt: „Ich fand Kchibi heut unter den Morulabäumen; und nach seinen Reden hat er es schrecklich übel genommen, daß wir an ihm vorbei nach Maunatala gegangen sind, und er will nur dann zustimmen, wenn er ebenfalls einen Lehrer bekommt. Der Platz, den er mir zeigte, liegt äußerlich sehr günstig für eine Missionsstation, viel Wasser, schönes Land, und hoch genug. Jedoch ich bemerkte dem Herrscher, daß keine Leute in der Nähe wohnen, ein halbes Stündchen oder dreiviertel davon liegen die Kraale an den Bergabhängen; er meinte, es sei nirgends günstiger, nirgends so viel Wasser, u. s. w. Und es würde nächstens ein großer Stamm vom Westen Makchabengs hierherübersiedeln, und noch ein anderer Stamm, die säßen dann ohngefähr zehn Minuten ab. Ich habe alles mit ihm durchgesprochen, was zur Anlegung einer Station zu besprechen ist, er hat zu allem seine Zustimmung gegeben, und erwartet, daß sich nächstens einer bei ihm anbaue; Volks genug ist auch da, und daß der Lehrer vom Westen Blaubergs nicht diese Völker mit der Predigt des Wortes versehen kann, hat in der bis zur Zornes-Rache gehenden Feindschaft beider Völkerschaften seinen Grund; ich konnte ihm seine Bedenken nicht nehmen, daß der Missionar von Matsiokane ihn besuchen könnte, er will selbst einen Lehrer haben; und um des Maunatala's und seines Volkes willen, bei welchem letztere schon 22 sich gemeldet haben, die gern getauft sein wollen, wäre es doch der Mühe werth, hier zu beginnen."

Im April traf von unserem Salomo die betrübende Nachricht ein, daß der bis dahin einzige Getaufte von Mapene's Volk heimgegangen sei. Dieser ernst christliche Mann, namens Moses, hatte sich so sehr auf die Ankunft des weißen Lehrers gefreut, denn, sagte er, „ich selbst bin doch nur ein Kind im Glauben." Auf seinem Sterbebette hatte er Trost und Pflege auch von einem alten früheren Zauberdoktor empfangen, der jetzt mit der Zauberei ernstlich gebrochen hatte und ein Christ zu werden begehrte. Derselbe hatte aus Liebe dem Kranken seine Wunden ausgewaschen, bei ihm gewacht und ihm alles Mögliche zu Liebe gethan. Als er von den Heiden wegen der Wegwerfung seiner Zauberei verklagt

wurde, erklärte er, er liebe auch Gottes Wort und könne den alten Mann, der einmal die Zauberei als Sünde erkannt habe, nicht dazu zwingen, solche Sünde zu thun. Nicht ganz klar war es dem Alten, ob das Würfelbefragen auch Zauberei und Sünde sei; er holte sich also Rath bei Salomo, und nachdem er diesen erhalten, warf er auch die Würfel vor Aller Augen weit von sich in das Dickicht.

Am 2. Mai beabsichtigte Baumbach, einen dritten Besuch bei Mapene zu machen; diesmal wollte Br. Mars, der von Matlale aus nach Makchabeng herübergekommen war, mitreisen. Als derselbe indeß sein Pferd besteigen wollte, bäumte dasselbe und überschlug sich mit dem Reiter, der zwar durch Gottes Gnade vor schwerer Verletzung bewahrt blieb, aber doch unter diesen Umständen die Reise nicht machen konnte, so daß dieselbe überhaupt unterbleiben mußte.

Endlich kam am 9. Juni Br. Regler auf Blauberg an, um womöglich sofort die Missionsarbeit bei Mapene zu übernehmen. In Begleitung der Brüder Mars und Baumbach machte er sich zu Pferde auf den Weg. Am 10. Juni war die Höhe des Blaubergs erreicht. Die Brüder besichtigten zuerst die Baustelle, wo nach des Königs Angabe der Lehrer bauen sollte. Sie lag ganz im Bergkessel, der nächste Kraal eine Stunde entfernt oben am Berge. Der Bruder, der dort baute, hätte in diesem ungesunden, heißen Bergkessel nur sein Grab gebaut. Es wurde also zu einem anderen Kraal geritten bei dem Häuptling Makoko, zu der Stelle, die dem Br. Baumbach zuerst angegeben war. Man gebrauchte 1½ Stunden Reitens, bevor man freie Luft schöpfen konnte. Am Fuße des Berges rasteten die Reisenden und erquickten sich an dem Wasser eines Flüßchens, welches, durch eine Bergspalte hervorkommend, in die Ebene sich ergoß. Hier fanden sie ein Zelt aufgeschlagen von einem englischen Schmaus (herumziehenden Krämer), der eine Schwarze als Frau mit sich herumführte. Er hatte einen alten, schwindsüchtigen, verrosteten Leierkasten bei sich. Der König war gerade bei ihm in dem Zelt, drehte höchsteigenhändig den Leierkasten, zu dessen Tönen die Anderen tanzten. Hernach wurden die Gäste mit Kaffee und Zucker bewirthet, der König mit seinen Begleitern saßen auf Stühlen vor dem gedeckten Tische, auf welchem auch der Branntwein nicht fehlte.

Solche Concurrenz konnte die arme Mission, die nur geistliche Schätze darzubieten hat, bei einem so eingerosteten alten Heiden natürlich nicht aushalten; der Häuptling hatte bereits, wie hernach offenbar wurde, diese Stelle dem Händler geschenkt, der sich dort anbauen wollte. Den Brüdern gegenüber suchte er allerlei Ausflüchte und sprach wie ein Kind. Als sie sagten, sie würden am folgenden Tage (11. Juni), als am Trinitatissonntage,

hinübergehen zu Mapene, um Gottesdienst zu halten, da hatte er nur ein verschmitztes und höhnisches Lächeln als Antwort.

Die Brüder ritten also am Sonntag um die blauen Berge herum und erreichten in 2¾ Stunden Mapene's Kraal. Dort bot sich ein anderes Bild dar. Gegen 70 bis 80 Erwachsene von Mapene's Stamm hatten sich in dem bereits halb fertig gestellten Kirchgebäude zum Gottesdienst versammelt, und vernahmen mit Andacht die Friedensbotschaft. Darnach wurde alles Nöthige besprochen; die Farbigen versprachen, den Wagenweg fertig herzustellen, ein Bauplatz wurde ausgesucht, es wurde verabredet, daß Mapene die Sache mit Ramajhlo ordnen solle, und daß Regler bereit sei zu kommen, sobald er die Botschaft erlangte, daß alles in Ordnung sei.

Trotzdem daß diese Botschaft nicht eintraf, machte sich Br. Regler im Juli auf den Weg. Aber schon in Blauberg mußte er erfahren, daß Mapene weder, wie verabredet war, den Wagenweg fertig hergestellt, noch Leute gesandt hatte, ihn zu holen. Mit vieler Mühe machte Regler trotzdem die Reise und wollte anfangen zu bauen. Aber Mapene bat ihn, zu warten, er müsse dem Häuptling Ramajhlo erst die Anzeige von dem Kommen des Missionars machen. Als nun die Grenzen des diesem zu überweisenden Bauplatzes festgestellt werden sollten, machte Mapene neue Schwierigkeiten. Während früher ein genügendes Stück Land verabredet war, sollte jetzt der Missionar kaum Platz für die nöthigsten Bauten haben, nicht einmal ein Fleckchen zur Anlegung eines Gärtchens, trotzdem daß er dem Eigenthümer des nothdürftigen Gartenstücks zwei Picken bot. Und schließlich traf auch von dem Oberhäuptling Ramajhlo die kategorische Antwort ein: Der Missionar soll wieder fort. Mapene seinerseits machte allerlei Ausflüchte, und antwortete dem Missionar auf sein Erbieten, zu bleiben, selbst ohne des Königs Erlaubniß, nur die Worte: Ich kann bestimmt nicht sagen, du mögest bleiben. Das heißt auf Kafferisch: Du kannst gehen! Auf Regler's Erbieten einer Bedenkzeit von 14 Tagen, nach welcher Frist sie ihm ihren letzten Willen nach Blauberg senden sollten, antworteten sie: „Sind wir nicht müde, zu laufen?" welche Worte Regler so deutete, als „wir sind faul," welche aber auf Kafferisch eine direkte Ablehnung des ferneren Verkehres besagten. Natürlich kam denn auch nach 14 Tagen keine Antwort. Regler war acht Tage bei ihnen gewesen und hatte Gottes Wort gepredigt; bei seinem Scheiden konnte er den Angeregten des Volkes nur anheimgeben, daß sie sich einen Platz suchen möchten, wo sie Gottes Wort hören könnten.

Hernach hat es sich herausgestellt, was vielleicht der Grund der so jähen Sinnesänderung der Leute gewesen ist.

Der Sohn von Mapene war wiederholt zu einem anderen Missionar gekommen und hatte von diesem die Nachricht mitgebracht, daß die Pariser Missionare ganz andere Leute seien, als die Berliner; die ließen alle ihre Sachen per Wagen von anderen Plätzen holen, schlachteten auch für die Farbigen hier und da einen Ochsen und kochten Kaffee für die Eingeborenen. Alle diese Sachen hatten die Mapene'schen dem Bruder Regler bei seinem Besuche mitgetheilt, und ihm wiederholt die Pariser Missionare als Muster vorgestellt. Die Leute hatten also gedacht, auf diese Weise einen Missionar zu erhalten, der ihnen mehr weltliche Vortheile verschaffe, und erwarteten, wie später bekannt wurde, einen Missionar von Westen her; — abermals ein trauriger Belag dafür, wie sündlich verkehrt die Praxis mancher*) Missionsgesellschaften ist, durch andere als geistliche Waffen operiren, und die Leute durch Geschenke, Vortheile rc. für das Christenthum erkaufen zu wollen, eine Art von Missions-Simonie, die kaum weniger schlimm und verderblich sein dürfte, als die, welche man mit solchem Aufwand evangelischer Entrüstung den Katholischen des Mittelalters vorzuwerfen pflegt. Hat das Wort des Herrn Jesu „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben" seine Geltung, und das Evangelium die Kraft zum Wiedergebären verloren, und ist der heilige Geist so ohnmächtig geworden, daß man ihm erst durch Anreizung und Befriedigung der Leidenschaften und der sündlichen Begehrlichkeit der Heiden die Brücke bauen muß, dann bleibe man lieber zu Hause und verzichte auf die Ehre, ein Botschafter an die Heiden sein zu wollen an Christi statt. Denn wahrlich zur Genüge offenbar ist es in der Missionsarbeit, daß jede solche Unterstützung, die der heilige Geist durch menschliches sogenanntes Wohlmeinen erhält, nur dazu dient, die Heiden und die aus ihnen gewonnenen Getauften hoffärtig, faul, begehrlich, undankbar und unzuverlässig zu machen, und also, anstatt dem Evangelium die Wege dadurch zu bahnen, demselben Hindernisse in den Weg zu legen, die die jungen Getauften und Gemeinden krank machen in ihrem geistlichen Leben und in sie den Keim des Todes legen, und auf diese Weise der Welt gerechte Ursache zur Lästerung zu bereiten.

---

*) Wir denken hierbei nicht an die Pariser, die im evangelischen Geiste arbeiten, sondern an Andere.



Sechster Abschnitt.

Die Missionsarbeit

auf den

Stationen der Verbindungskette.



69. Vorbemerkung.

Auf dem Missionsfelde sind die Arbeiter mehr als auf irgend einem anderen Gebiet darauf angewiesen, sich Schritt für Schritt vom Herrn selbst auf die Punkte hinweisen zu lassen, auf welchen mit neuer Arbeit eingesetzt werden soll. Die Berliner Gesellschaft hat von Anfang an die vorgefaßten Pläne nicht ausführen können, sondern ist so geführt worden, daß das Werk an einem ganz anderen, als dem zuerst beabsichtigten Punkte begann, doch allzeit so, daß oft auf einem längeren Umweg wir schließlich doch dort ankamen, wohin zu gehen wir anfänglich beabsichtigt hatten. Der mit dem Eintritt des Inspectors Wallmann neugewonnene Aufschwung zielte zunächst auf die Swazikaffern, mündete aber bei den Bassuto aus. Von der Nähe Lydenburgs vertrieben, wurden wir genöthigt, im Zoutpansberg einzusetzen. Da nun aber der gegenseitige Verkehr der Missionare, sowohl zu gegenseitiger brüderlicher Stärkung, als auch zur Aushülfe in Nothfällen, als auch insonderheit zu den offiziellen Zusammenkünften und zu den Reisen es nothwendig macht, ein organisches Gefüge von Stationen zu erstreben, ist die heimische Missionsleitung allzeit auch darauf bedacht gewesen, die durch den ruckweise vollzogenen Vorstoß entstandenen Lücken durch Anlegung von Mittelstationen auszufüllen.

Von größter Wichtigkeit war es, als Centrum des Missionsnetzes die Hauptstadt des Landes zu gewinnen, und wir können es daher nur als eine besondere providentielle Leitung des Herrn ansehen, daß Br. Knothe, von dem Häuptling Bapo (Zebetjële) vertrieben, schon im Jahre 1866 in der noch jungen Hauptstadt Pretoria festen Fuß faßte, bevor noch eine andere Missionsgesellschaft uns das Eintreten in die gesegnete Arbeit auf diesem Platz erschwert oder unmöglich gemacht hätte. Von der Hauptstadt aus sind die Verbindungslinien nach Norden, Nordosten, Südosten und Südwesten gezogen, und wir glaubten, die vom Herrn dargebotenen Gelegenheiten um so ernstlicher benutzen zu müssen, als wirklich schmerzlich empfundene Lücken nach diesen Richtungen hin vorhanden waren. So konnte auf dem Wege nach Botshabelo und Lydenburg hin die Station Wallmannsthal, auf dem Wege nach Makapanspoort hin Tshuaneng, Waterberg

und Neu=Halle, auf dem Wege nach dem Oranjefreistaat und nach Pniel hin Potschefstrom und auf dem Wege nach Natal hin Hydelberg besetzt werden. Die Arbeit in den Städten (Pretoria, Potschefstrom, Hydelberg) gewährte dabei zugleich den großen Vortheil, daß dieselben als Knotenpunkte für den Verkehr der arbeitsuchenden Wanderkaffern Gelegenheit darboten, nicht blos größere Massen von getauften Dienstkaffern um die Predigt des Evangelii zu sammeln, sondern auch solchen Arbeitsleuten, die in ihre heidnische Heimath zurückkehrten, ein Samenkörnlein mit auf den Weg zu geben, und so der späteren Arbeit inmitten dieser Heidenbevölkerung selbst vorbereitend den Weg zu bahnen.

So liegt uns für diesen Abschnitt demnach ob, im Einzelnen die Arbeit hinzuzeichnen, welche wir auf den Stationen Pretoria, Wallmannsthal, Tshuaneng, Neu=Halle, Waterberg (Modimulle), Potschefstrom und Hydelberg durch des Herrn Gnade thun durften.

---

70. Die Missionsarbeit in Pretoria.

In der Zeit, da König Sekukuni es bereits ausgesprochen hatte, daß die Missionsarbeit in seinem Lande vernichtet werden solle, machte sich (26. November 1865) der Br. Knothe, der als Katechet dem Br. Nachtigal auf Khalatlolu zur Seite gestanden hatte, auf den Weg, um ein anderweitiges Arbeitsfeld aufzusuchen. Seine Gedanken waren zunächst auf den Häuptling Mamodisha gerichtet. Da die Flüsse angeschwollen waren, wollten die Farbigen nicht mitreisen, indem sie sich vor den Crocodilen fürchteten, welche namentlich den Lepel'le in großer Zahl anfüllen. Nur ein treuer Katechumen, namens Kchochoentso, der mit besonderer Pietät persönlich dem Br. Knothe zugethan war, und danach der oft bewährte Andries Moloi fanden sich bereit, und nach deren Vorgang fanden sich auch die übrigen nöthigen Reisebegleiter hinzu.

Man traf in der That den Elephantenfluß so gefüllt, daß an ein Durchfahren nicht zu denken war, und in Wirklichkeit wurde auch einer der Eingeborenen, als er den Fluß sondiren wollte, von einem Crocodil gepackt und nur mit Mühe gerettet. Endlich wurde aber dennoch eine Fuhrt gefunden und, obgleich nicht ohne Mühe und Gefahr, glücklich durchfahren. Nach etlichen Tagen wurden die äußersten Kraale des Matebelenhäuptlings Bapo, Sohnes des Sebetjele, erreicht, doch war das nächste Ziel das Dorf Makapanspoort, woselbst der Präsident Martin Pretorius und der Br. Grützner eben anwesend sein sollten, deren Rath zur Anlegung einer Station von großer Wichtigkeit erschien.

Auf dem Dorfe angelangt, fand Knothe beide vor Kurzem

abgereist, aber auch die Nachricht, der Präsident wünsche, daß bei dem Häuptling Bapo eine Missionsarbeit eröffnet werde, und sei bereit, das nöthige Land dazu zu schenken. Nach Abwickelung der nöthigen Vorbereitungen konnte Knothe also sich zu diesem Häuptling begeben und traf am 16. Januar 1866 in seinem Ländchen, Moletlane d. h. „Liebliches Land" genannt, ein. Der Präsident hatte unserer Gesellschaft auf dem Platz vier Erben geschenkt à 100 Schritt lang und 50 Schritt breit, und außerdem bestimmt, daß dem Häuptling Bapo und seinem Volk ein Terrain von 10000 Morgen als unanfechtbarer Wohnplatz angewiesen werden sollte, damit derselbe, von den übrigen Bauern nicht weiter behelligt, dauernd bleiben könne. Er hatte die Bedingung hinzugefügt, daß Bapo mit seinen Leuten, wenn er selbst auch nicht glauben wollte, doch der Predigt des Evangelii unter seinem Volk kein Hinderniß in den Weg legen, vielmehr dem Missionar beim Bauen die nöthige Hülfe leisten solle.

Als der auf dem Platz eingetroffene Br. Knothe den Häuptling besuchen wollte, war dieser, wie es hieß, nicht zu Hause und nirgend zu finden, hernach von seinem Feldwege zu ermüdet u. s. w., so daß Knothe schon von vornherein wissen konnte, weß er sich von Seiten des Häuptlings zu versehen habe. Und richtig, schon am 18. Januar kam die höfliche aber bestimmte Anzeige des Häuptlings, er wolle keine Doktoren haben, wolle überhaupt auch mit den Weißen nähere Beziehungen nicht anknüpfen, ersuche daher den Missionar, er möge wieder dorthin gehen, von wannen er gekommen sei. Knothe ließ ihm zurück antworten: „Daß du keinen Lehrer haben willst, weiß ich längst, aber nun bin ich einmal hier und werde hier bleiben, denn so hat es dein König (der Präsident) bestimmt. Willst du, daß ich gehe, so schicke erst Botschaft zu diesem, und wenn der sagt, ich solle gehen, dann werde ich gehen!"

So blieb der Missionar, und bald darauf kam denn auch eine aus drei Bauern bestehende Commission, um die Landvermessung vorzunehmen. Ihr Kommen goß Oel ins Feuer bei dem Häuptling; denn nichts ist den eingeborenen Häuptlingen unliebsamer, als daß ihr Land vermessen werde, was gemeinhin nach der Richtung hin geschieht, daß die Bauern ihre Bauerplätze ausmessen lassen, auf welchen sie die Farbigen eben so lange wohnen lassen, bis sie selbst für gut finden und mächtig genug sind, sie zu verdrängen oder zu exorbitanten Gegenbüßungen für das Wohnenbleiben zu zwingen. Es ist also bei allen Farbigen ein instinktmäßiger Widerwille vorhanden gegen alles Vermessen des von ihnen bewohnten Landes. Daß ein solches in diesem Falle gerade zu dem Zweck geschah, um Bapo mit seinem Volk auf ihren Wohnplätzen sicher zu stellen, das verstand oder glaubte er nicht und

widersetzte sich daher auf das Aeußerste, so daß, als auch die Commissionsmitglieder wankend wurden, nur durch die Energie des Missionars der denselben ertheilte Auftrag wirklich zur Vollziehung kam. Dabei verhehlten die Commissionsmitglieder dem Missionar es durchaus nicht, daß sie ihn eigentlich als das unnöthigste und unnützeste Mitglied der menschlichen Gesellschaft erachteten. Sie hatten dem Missionar sein Landstück auf einer hügelartigen Erhöhung, die sich zu dem Flüßlein Nkumpe (wörtlich ein schlechtes Schaf) herabsenkte, inmitten von stark bewohnten, zum Theil nur fünf Minuten entfernten Kraalen angewiesen, unweit eines mit hohen Bäumen bestandenen Platzes, von welchem weder sie, noch der Missionar wußten, daß derselbe den Bassuto ein heiliger Ort war.

Knothe machte sich also an die Arbeit. Das Geschenk, das er üblicher Weise dem Häuptling übersandte, schickte dieser mit der Bemerkung zurück, er könne das nicht annehmen, weil der Missionar damit das Land kaufen wolle, was er ihm abzutreten keineswegs gesonnen sei. Da Knothe antwortete, er verlange von ihm kein Land, denn das Stück Grund, auf dem er wohne, sei ihm vom Gouvernement überwiesen, verbot der Häuptling bei Todesstrafe seinen Untergebenen, irgendwie dem Lehrer beim Bau zur Hand zu sein. Er ist aber ein so grausamer Wütherich, daß er vielleicht mehr Leute schon auf bloße Laune hin hatte hinrichten lassen, als Sekukuni. Es war daher nicht zu verwundern, wenn selbst die Leute, die sich auf des Lehrers Ankunft gefreut hatten, zurückblieben und Knothe beim Baue seines Steinrondabels auf die Hülfe seines treuen Kchochoentso und der übrigen mitgebrachten Dienstleute angewiesen blieb. Die Arbeit in dem heißen Lande zog ihm denn auch bald genug wiederholte Fieberanfälle zu.

Nachdem die massiven Mauern des Rondabels etwa 4—5′ hoch mit unsäglicher Mühe aufgeführt waren, und Knothe nun Holz fällen lassen wollte für das Dach, entbraunte Bapo abermals zu heftigem Zorn, und verbot alles Holzfällen auf seinem Gebiet. Bei dieser Gelegenheit kam es dann auch zur Sprache, daß der Grund und Boden, auf dem Knothe gebaut hatte, heiliges Land sei durch die Nähe der heiligen Bäume (s. die Abbildung). Als aber Knothe fragte, an welchen andern Ort hin er seine Gebäude verlegen solle, lautete die lakonische Antwort des Häuptlings: „Jenseits der Grenzen meines Landes!“

Da Knothe inzwischen begonnen hatte zu lehren, und auch eine Anzahl von Leuten wirklich um ihn sich zu sammeln bereits begannen, wurde Bapo immer leidenschaftlicher erregt, drohte mit Fortziehen von der Lokation und ließ auch anderweitig sich aus, so daß ein alter Mann, der fleißig zum Unterricht kam, den Bruder Knothe verwarnte, er sollte sich vorsehen, daß er nicht vergiftet werde, denn

der König und sein Volk stehen in dem Ruf, besondere Giftmischer zu sein. Knothe setzte aber den wiederholten Aufforderungen des gegen den Missionar persönlich freundlichen, aber gegen die Mission



Bei Bapo.

Strydpoort. Angefangenes Missionarshaus. Heilige Bäume.

unerbittlich feindlichen Häuptlings immer wieder das Wort entgegen, er solle doch zu Pretorius schicken, wenn der sage, er solle gehen, dann werde er gehen.

Bapo jedoch, welcher wohl seine Leute kannte, schickte lieber zu dem Feldcornet des Districtes Waterberg, der seine nächste Regierungs-obrigkeit war, und bei dem er bessern Schutz zu finden hoffte. Und in der That, der Feldcornet kam, und äußerte sich sehr heftig erzürnt darüber, daß die Commission das Land vermessen habe, welches zum Theil ja schon Bauern als Plätze in Besitz genommen hatten, und er bestärkte den Häuptling in seiner Opposition gegen den Missionar. Und als nun endlich am 29. März auch vom Präsident Pretorius die Botschaft kam, er hielte es unter diesen Umständen für geboten, daß der Missionar lieber auf einem andern Platze ein Arbeitsfeld suche, verließ dieser am 30. März 1866 die Station, und begab sich zunächst nach Matlale, um dort, wo er am 8. April die Ordination zum christlichen Amte empfing, unter der treuen Pflege der Schwester Grützner seine in dem Fieberlande heftig angegriffene Gesundheit wieder zu gewinnen.

Die Brüder aber traten im April zu einer Conferenz zusammen, um zu berathen, wo nun weiter zu arbeiten sei. Der Beschluß lautete: In der Landeshauptstadt Pretoria selbst; und Knothe erhielt den Auftrag, dort seine Arbeit zu beginnen. Das Arbeitsfeld war vielversprechend; eine Menge heidnischer Kraale in der nahen und ferneren Umgebung des Dorfes bieten einen weiten Raum dar zu einer umfassenden Missionsthätigkeit; dazu war es von Wichtigkeit, einen Vertreter der Missionssache am Sitz der Regierung selbst zu haben, und die auf Pretoria arbeitenden Dienstkaffern der Weißen boten Material genug dar zur Bildung einer Gemeinde am Orte.

Der Plan fand beim Präsidenten Pretorius bereitwillige Zustimmung, so daß Knothe bei der Regierung um die Erlaubniß einkam. Dieselbe wurde, da der Präsident gerade abwesend war, in dem ersten Bescheide versagt; aber nach der Rückkehr des Präsident Pretorius wurden die Hindernisse so weit beseitigt, daß Br. Knothe am 4. August 1866 seinen Einzug in Pretoria halten konnte. Die Schwarzen auf dem Dorfe begrüßten seine Ankunft mit jubelnder Freude, denn sie wissen, daß sie unter den Weißen keinen treuern Freund und Beschützer haben als den Missionar. Deshalb zeigten sie mit Fingern auf den Missionar, so oft er durch das Dorf ging. Die Genehmigung des uitvoerenden raads erfolgte ebenfalls, doch nicht ohne den bittern Zusatz: „die Dienstboten seien auf dem Dorfe, um zu arbeiten, und nicht um gelehrt zu werden;" und auch nicht ohne die lästige Bedingung, daß kein Farbiger ohne die schriftliche Erlaubniß seines Herrn zum Unterricht zugelassen werden dürfe. Der Beginn der ohnehin schwierigen Arbeit an sogenannten Dienstkaffern wurde also unserm Bruder Knothe nicht eben erleichtert; allein es ist dessen Art eben nicht, vor schwierigen Verhältnissen zurückzuschrecken. Er ging also frisch ans Werk, und obschon die

Dienstkaffern bis 8 Uhr Abends sich müde arbeiteten, wußte er sie bald so an sich zu fesseln, daß die körperlich ermüdeten Heiden, selbst in den beiden Abendstunden von 8—10 sich zum Unterricht einfanden; und als nun die wohlwollende Polizei sich ins Mittel legen wollte, daß die Kaffern in so später Stunde sich auf der Straße nicht blicken lassen dürften, so wußte er auch hiergegen die nöthige Remedur zu finden, um so mehr als die ersten, vor aller Welt Augen offen darliegenden Früchte seiner Missionsarbeit die waren, daß diejenigen Kaffern, die sich zur Mission hielten, von den wilden unzüchtigen Tänzen und Saufgelagen der Heiden sich fern hielten. So baute sich denn Knothe mit Hülfe seines treuen Kchochoentso (auf deutsch Schwarzhuhn) auf einem von der Gesellschaft käuflich erstandenen Bauplatz ein Häuschen für sich und ein massives rundes Kafferhaus für seine Leute (s. die Abbildung p. 590). Gleich zum ersten Gottesdienst fanden sich 37 Personen ein. Den Taufunterricht konnte Knothe zunächst nur mit seinem Kchochoentso beginnen, der indeß so weit gefördert war, daß er schon am 30. September 1866 die heilige Taufe und in derselben den Namen Joseph empfing.

Nicht so leicht wurde dem Bruder Knothe der Eingang auf den Kraalen der Heiden, die in der Umgegend wohnten. Er fand sie völlig stumpf und unzugänglich. Ein Häuptling sagte gradezu: „Wir wollen ganz und gar nichts von Gottes Wort wissen." Doch bald sollte auch nach dieser Seite hin der Boden sich ergiebiger erweisen. Etwa drei Stunden Reitens nach Nordosten entfernt, wohnten zwei Häuptlinge Jan Kekane und Molebeledi, die im hohen Grade zugänglich waren für das Wort Gottes, so daß Bruder Knothe bei ihnen und ihrem Volke eine höchst gesegnete Außenarbeit beginnen konnte. Jan Kekane war merkwürdiger Weise der Enkel von Zebeticle, dem Vater Bapo's (p. 585), war von diesem seinem Oheim vertrieben worden und bot also dem Br. Knothe die Gelegenheit dar, das durch Bapo's Feindseligkeit gehemmte Werk von Moletlane am Moretele (so heißt Jan's Wohnort) wieder aufzunehmen, und also doch auch in Bapo's Volk mit dem Worte des Evangelii einzudringen. Und Molebeledi andererseits war ein kleiner Häuptling von Sekukuni's Volk, so daß auch das von diesem König gehemmte Werk hier seine Fortsetzung finden zu sollen schien. Die speziellere Geschichte der ersten Missionsunternehmungen bei diesen beiden Häuptlingen, welche freilich in den Bericht über die Arbeit der Station Preroria fallen würde, verschieben wir, da sie in die Anlegung einer besonderen Station Wallmannsthal ausmündeten, auf den Abschnitt, der von dieser Station handeln wird. (p. 601 f.)

Nachdem gegen Ende des Jahres 1866 bereits die sehr hoffnungsvollen Anfänge zu der späteren so reich gesegneten Missionsarbeit auf Pretoria unternommen waren, erhielt das Werk eine kleine Unterbrechung durch die Brautreise des Bruder Knothe,



Pretoria 1867.

während welcher ihn der in den ersten Tagen des Januar 1867 in Pretoria eingetroffene Br. Sachse vertrat. Derselbe war zur Anlegung der Station bei Mankopane bestimmt, und für später eröffnete sich ihm die Aussicht, beim Häuptling Saul zu arbeiten, deshalb konnte er sich nicht gleich in diese ermüdende Anfangsarbeit zu Pretoria finden; er hielt besonders die Sonntags-Gottesdienste ab und begann den Bau einer kleinen Pfahlkirche, die zugleich als Schullocal dienen sollte (s. d. Abbildung). Um so mehr verdient machte er sich um die Bauern, bei denen einige glücklich ausgeführte homöopathische Kuren ihm den Ruf eines ganz ausgezeichneten und berühmten Doktors verschafften. Und dieser Umstand kam wiederum unserer Missionsarbeit zu gut, indem den Bauern nun doch greifbar klar wurde, daß ein Missionar doch zu irgend etwas in der Welt brauchbar sei, und sie ihren Widerspruch gegen die Missionsarbeit auf der Hauptstadt wenigstens zum großen Theil schwinden ließen. Der Herausgeber fand deshalb, als er einige Monate später Pretoria besuchte, die Stimmung der Bauern völlig umgewandelt. Der Präsident Pretorius versicherte ihn wiederholt, daß die zendelinge nuttige (nützliche) menschen seien, und auch bei den übrigen Bewohnern des Orts begegnete er anerkennenden, ja bewundernden Zeugnissen, besonders für den Br. Sachse, der als Arzt seines Gleichen nicht habe.

Br. Knothe, der am 1. April 1867 mit seiner neuvermählten Frau von Natal zurückgekehrt war, trat sofort energisch in die Arbeit ein, vollendete die kleine Pfahlkirche und sammelte die Farbigen wieder zu den Abendgottesdiensten und Unterweisungen. Der Herausgeber, der am 25. April in Pretoria ankam, konnte an der Frische, mit welcher die durch die Tagesarbeit abgearbeiteten Dienstkaffern sowohl an den Unterweisungen in später Abendstunde, als auch an den gottesdienstlichen Versammlungen in dem noch nassen Pfahlkirchlein sich betheiligten, seine volle Freude haben. Die Frucht der treuen und energischen Arbeit des Br. Knothe ließ auch nicht lange auf sich warten, denn schon im nächsten Weihnachtsfest, zu dessen Feier sich an 100 Schwarze um den angestaunten Christbaum versammelten, konnten 22 Seelen getauft werden, so daß das Jahr 1867 mit der Sammlung eines Gemeindleins von 23 Seelen auf der Hauptstadt abschloß, während noch andere 35 Erwachsene in dem Vorbereitungsunterricht für die heilige Taufe verblieben. Von dem Eifer der Katechumenen berichtet Br. Knothe aus jener Zeit folgendes Beispiel: „Gegen Abend (des 22. November) zog sich ein furchtbares Wetter hier zusammen, der Wind wehte, als solle das Haus umstürzen, und der Regen floß in Strömen. Ich hatte, Niemand zum Unterricht erwartend, mich an meine Arbeit gemacht. Ich hätte bei solchem Wetter keine zehn Schritte gehen wollen. Da traten zu meiner Ueber-

raschung und innigen Freude die Katechumenen, einer nach dem andern, von Wasser triefend, aus der Stockfinsterniß ins Haus ein, so daß bald die Mehrzahl derselben versammelt war. Das sind Ermuthigungen bei der Bangigkeit, die einen oft bei dem Gedanken an die zu taufenden Heiden beschleicht." — Eine Frau, die Br. Knothe in jener Zeit fragte, was Amen heißt, antwortete: „Ich danke." Er beließ sie bei der Erklärung. Alle Neugetauften aber erklärten sich auf die Aufforderung des Missionars sofort bereit, so viel in ihren Kräften stehe, durch eigene Geldbeiträge die Kosten zur Erhaltung der Station aufzubringen. Und das Versprechen haben sie in so ausgedehnter Weise erfüllt, daß sie in diesem Punkte von keiner unserer Gemeinden in Africa übertroffen worden sind bis auf diesen Tag.

Zu dieser Mithülfe bot sich bald genug die Gelegenheit dar. Das nasse Pfahlkirchlein zog nicht blos den dasselbe Besuchenden heftige rheumatische Beschwerden zu, sondern erwies sich bald als so morsch, daß an den Bau einer festen Kirche gedacht werden mußte. Am 14. Juni 1868 wurde der Grundstein gelegt, und der Bau bis zum Jahresschlusse vollendet; außerdem mußte das Wohnhaus des Missionars, das nur aus Stube und Kammer bestand, einen Anbau erhalten. Alles war bis zum Ende des Jahres 1868 fertig. Die Altargeräthe kamen auch noch kurz vor Weihnachten an; mit einem alten Kronleuchter und einer defecten Altardecke konnte Merensky aushelfen; so wurde denn am 10. Januar 1869 die neue „Lazarus-Capelle," wie Knothe sie bescheidentlich benannte, feierlich eingeweiht. Es war eine erhebende Feier. Die Brüder Merensky, Nachtigal, Richter, außerdem Hasselnblatt, Backeberg (von den Hermannsburgern), der reformirte Ortsgeistliche Herr Swart, und andere, hatten sich eingefunden. Der Festzug bewegte sich unter dem in deutscher und holländischer Sprache gesungenen Liede „Nun danket alle Gott" von dem alten Gotteshause zum neuen, welches Br. Merensky feierlich öffnete. Die Predigt des Br. Merensky war über 1. Mos. 28, 16. 17; in der Abendversammlung hielten mehrere Brüder ergreifende Ansprachen. Der schönste Theil der Feier aber war die Taufe von neun Heiden, unter denen sich auch der oben erwähnte Häuptling Jan Kekane, der Neffe des alten feindseligen Bapo, mit seinen drei Kindern, Mochotoko, Zeaze und Lebelo, befand. Er erhielt den Namen Johannes, seine Kinder die Namen Anna, Rebekka und Karel; bei letzteren vertraten Br. Knothe und seine Frau die Pathenstelle.

Der Bau ist 68 Fuß lang und 35 Fuß hoch und würdig und stattlich mit gothischen Fenstern, Giebel und Eckthürmchen ausgeführt. Ein holländischer Baumeister würde ihn nicht unter 1000 Pfund Sterling hergestellt haben; wir hatten nur 100 Pfd.

aus der Missionskasse hergeben können, die übrigen Kosten (die sich noch auf ca. 80 Pfund Sterling beliefen) hat Br. Knothe durch seine energische Mithülfe und durch die des zu billigsten Bedingungen mitarbeitenden Berliner Maurergesellen Kamann und die bereitwillig geleisteten Arbeiten und Beiträge der kleinen Gemeinde zu Wege gebracht, ein Zeugniß dafür, daß ein Missionar mit geringen Mitteln Großes leisten kann, wenn er nur Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat.



Kirche in Pretoria.

Bei dem inneren Aufbau der Gemeinde wirkte der Herr neben der nüchternen und aufopfernden Arbeit des Br. Knothe in Unterweisung, Seelsorge und Gottesdienst auch vielfach durch bedeutsame Visionen mit, welche die Farbigen zum Worte Gottes trieben. Wir heben aus einer größeren Zahl nur beispielsweise zwei hervor, die wir mit den Worten des Br. Knothe wiedergeben. Derselbe schreibt unter den 17. Juni 1868:

„Gestern Mitternacht kam Mofedi, unser Hausjunge, zitternd ins Wohnhaus gelaufen, und erzählte auf Befragen Folgendes. Als er noch schlaflos dalag, hörte er laut sich zurufen: „Siehe, die Welt vergehet!“ Er nahm seine Decke vom Gesicht und erblickte eine glänzende Gestalt an der geöffneten Thür stehend. Zugleich fing das Gemach zu beben an. Er stand auf und lief in seiner Angst zu Joseph. Auf dem Wege sah er die weiße Gestalt sich entfernen. Ich ließ ihn im Hause schlafen und er begab sich zu Bruder Schubert ins Zimmer, wo er aufrecht sitzend die Nacht zubrachte. Mit Tagesgrauen ging er zu dem übrigen Arbeitsvolke und rief ihnen zu: „Betet, ich habe den Herrn gesehen, Gottes Wort ist wahr, die Erde wird vergehen.“ Darauf verschwand er

für einen ganzen Tag. Am Abend stellte er, sein Testament in der Hand, sich wieder ein, und auf mein Befragen erzählte er, daß er auf einem Berge allein gewesen sei und gebetet habe. Er sah sehr erregt aus, wollte auch nichts essen, wiewohl er schon 24 Stunden ohne Speise war. Er blieb dabei, daß er nicht geträumt, sondern wirklich in wachem Zustande ein Gesicht gesehen habe."

Unter dem 23. October schreibt Br. Knothe:

„Bei Gelegenheit einer Gemeindebesprechung hörte ich von einem Traumgesichte, welches einer meiner Katechumenen vor etlichen Monaten gehabt hatte. Derselbe erzählte mir hernach Folgendes darüber. Als er im vergangenen Winter mit dem Vieh seines Principals im sogenannten Buschfelde lag, wo bessere Weide ist, als in der kahlen hiesigen Gegend, hatte er eines Abends seine Arbeit vollendet und legte sich nieder. In noch halbwachem Zustande sah er plötzlich eine dunkle, unheimliche Gestalt sich ihm nahen, so daß er wieder völlig erwachte. Dieselbe kam auf ihn zu, und blieb zu seinen Füßen stehen und sagte: „Esau, warum hast du dich wieder von mir gewendet? Schon längst hattest du versprochen, mir zu folgen, warst auch schon zu mir umgekehrt; wann wirst du kommen?" Darauf antwortete Esau: „Ich will nichts von dir wissen, Satan, weil ich dich erkannt habe als meinen Verderber, und weiß, daß Jesus Christus mein Herr ist, welcher mich mit Seinem Blute erlöset hat." Der finstere Gast beugte sich dann über ihn, so daß er vor Angst kein Wort mehr herausbringen konnte. Endlich entschwand derselbe und Esau stand auf und betete. — Er behauptet fest, daß er bei dem ganzen Vorgange wirklich ganz wach gewesen sei.

Etliche Monate vor dieser Zeit hatte ich den Schmerz gehabt, diesen Mann vom Katechumenate ausschließen zu müssen, da er in einer Krankheit sich von einem heidnischen Doctor oder Zauberer hatte behandeln lassen. Erst konnte er seine Sünde nicht einsehen, sondern sagte, er habe geglaubt, der Herr könne ihm auch durch einen solchen Mann Hilfe senden, habe aber auf dessen Ceremonieen, unter welchen er ihm die Medicin gab, keinen Glauben gesetzt. Später bekannte er reumüthig seine Verirrung und konnte nach einiger Zeit wieder in das Katechumenat aufgenommen werden. Das war kurz vor oben erzählter Begebenheit."

Es kamen auch einzelne Heiden und meldeten sich auf Grund von gehabten Träumen zum Unterricht. Mehr Gewicht aber als auf diese immerhin bemerkenswerthen Träume legte Br. Knothe auf die Beichtbesprechungen, bei denen des Herzens innerste Gedanken offenbar wurden und oft durch wenige seelsorgerische Worte mehr Frucht geschafft wurde, als sonst durch lange und viele Predigten.

So sammelten sich die Heiden bald in größerer Zahl. Von denjenigen Kraalen der Nachbarschaft, deren Häuptlinge sich feindselig stellten, kamen einzelne Seelen, und suchten trotz der von Seiten der Ihrigen dieserhalb erlittenen Mißhandlungen den Unterricht auf. Unter dem 30. August 1868 z. B. schreibt Knothe: „Heute wimmelte die Station von Kaffern; von den Außenkraalen waren viele zur Station gekommen, um sich hier einige Tage zu verweilen;" es mußte an dem Tage vier Mal Gottesdienst gehalten werden. Manche Heiden suchten bei den zunächstwohnenden Bauern ein Unterkommen gegen geringeren Lohn, um nur von dort aus den Gottesdiensten und dem Unterrichte in Pretoria beiwohnen zu können. Da die Heiden sich an der auf einzelnen unserer Stationen bestehenden Einrichtung, wonach die Ungetauften erst nach der Liturgie zu dem eigentlichen Predigtgottesdienste zugelassen und vor dem heiligen Abendmahle entlassen werden, stießen, und es unangenehm empfanden, daß sie so lange vor der Thür stehen mußten, änderte Br. Knothe die Eingangsliturgie so weit ab, daß auch Heiden ohne zu heucheln an den Gebeten theilnehmen konnten, und entließ sie erst nach der Predigt.

Da auf diese Weise die Arbeit in Pretoria sich mehrte und auch auf den Außenstationen sich das geöffnete Feld immer mehr erweiterte, so mußte auf zwiefache Weise Hülfe beschafft werden. Für die seelsorgerische Arbeit erhielt Br. Knothe den Katecheten Br. Grünberger als Gehülfen — er traf am 9. März 1869 ein, — und für die Seßhaftmachung der Getauften und Taufbegehrenden der Hauptstadt selbst erwarb Br. Knothe ein Stück Land von 60 Acres in der Nähe des Dorfes, welches in Erben vertheilt wohl 100 Familien die Möglichkeit, sich dort ein Häuslein mit Garten zu beschaffen, eröffnete. Dieses Land wurde 1872 schon von 40 und 1873 sogar von 62 farbigen Familien bewohnt und hatte sich in diesem Jahre schon zu einem freundlichen Dorfe mit ordentlichen Straßen und freundlichen Gartenanlagen umgestaltet. Da jede Familie ein Pfund Sterling Beitrag bezahlt, so macht sich heute der ganze an dies Stück Land gewandte Kaufschilling in einem einzigen Jahre bezahlt. Die lieben Leute aber waren außerdem so dankbar, daß sie, als es im Jahre 1870 galt, die neuerbaute Kirche mit einem Kostenaufwand von 300 Thalern mit dem nöthigen Gestühl zu versehen, diese Summe mit fröhlicher Bereitwilligkeit aufbrachten.

Ein anderer Segen, der der Station zufiel, war, daß in der Hauptstadt des Landes von verschiedenen Gegenden der Republik her Schwarze zusammenflossen, welche, in ihre Heimath zurückgekehrt, von Pretoria aus mit Gottes Wort versehen zu werden wünschten, und nachdem sie eine Zeit lang durch gläubige Getaufte unserer

pretorianischen Gemeinde bedient worden waren, sich zu einer eigenen neuen Station gestalteten, wie wir Aehnliches später von Potschefstrom und Heydelberg berichten werden. So konnte Br. Knothe, als er am 13. März 1870 von Pretoria mit bewegtem Herzen schied, und sein Gemeindlein von 45 Getauften und 56 Katechumenen und 36 Schulkindern segnete, mit innigem Dank zurückblicken auf die reiche Ernte, die der Herr ihm in der kurzen Frist von 3½ Jahren bescheert hatte. Er schreibt: „Ich konnte es nicht wehren, daß manche Thräne floß. Beim Scheiden fühlt man erst recht, was für Bande Einen knüpfen an die Seelen, für die man Jahre lang gehofft, gebetet und gezittert, von denen man manche Freude und manches Leid erlebt hat, und die man auf dem Herzen trägt." Er hatte, um der gefühligen Bewegung seiner farbigen Gemeinde nicht Vorschub zu leisten, den Termin, an welchem er wiederkehrte, um seine Familie in die neue Wohnstätte abzuholen, nicht verlauten lassen. Aber als dann nun der Wagen davon fuhr, gab es einen schweren Abschied von Schritt zu Schritt; die Zahl der Schwarzen, die erst jetzt die Abreise der Familie erfuhren, mehrte sich von Minute zu Minute und begleitete singend den Wagen bis auf einen Hügel vor dem Dorfe, wo der letzte Abschied genommen wurde. Eine Frau, die in der letzten Zeit vom Glaubenswege abgeirrt war, brach in lautes Schluchzen aus, und hielt den Wagen fest, als wolle sie ihn nicht fahren lassen, bevor sie Vergebung erlangt hätte.

In die Stelle des scheidenden Bruders trat Br. Grünberger, der zunächst als Katechet die zu einer eigenen Station erhobene Außenstation von Pretoria bei Johannes Kekane (Wallmannsthal) ein Jahr lang verwaltet hatte. Nachdem derselbe die Ordination empfangen, gingen beide Brüder den Tausch ein, daß Knothe die Leitung der Station Wallmannsthal übernahm und Grünberger dafür Missionar in Pretoria wurde.

Die Kraft dieses Bruders wurde bald zum großen Theil nach einer andern Richtung hin in Anspruch genommen. Da es in der täglich wachsenden Hauptstadt des Landes zunächst an der genügenden Zahl studirter Aerzte gebrach, mußte Br. Grünberger, der im schleswigschen Kriege Lazarethgehülfe gewesen war und hernach sogar noch eine höhere Stufe in der ärztlichen Praxis erklomm und seinen Degen mit hinausnehmen konnte, in die Reihe derselben eintreten und gewann bald den Ruf eines höchst angesehenen Arztes. Trotzdem aber, daß auf diese Weise seine Zeit vielfach, fast über Gebühr, zersplittert wurde, ließ der Herr nicht ab, seine Arbeit an den Heiden zu segnen, deren Zahl von Jahr zu Jahr so sehr wuchs, daß am Ende des Jahres 1872 schon 156 Getaufte nebst 80 Katechumenen auf Pretoria wohnten. Die Wirksamkeit unseres Bruders wurde auch nach der Seite hin

verlangt, daß vielfach reisende Bauern ihre Dienstkaffern mit nach Pretoria brachten, nach welchen dann dort ebenfalls das Netz ausgeworfen werden mußte. Die zuziehenden Heiden mehrten sich aber dermaßen, daß wenn uns die nöthigen 1500 Pfund zu Gebote gestanden hätten, um in der Nähe der Hauptstadt einen zweiten Bauernplatz zu kaufen, wir auf demselben sicherlich in kurzer Zeit eine bedeutende Gemeinde hätten sammeln können. Aber es hat dem Herrn nicht gefallen, uns die Mittel zu dergleichen Unternehmungen in die Hand zu legen, so müssen wir also unsern langsamen Weg gehen auf den Steigen, die der Herr selbst uns weist.



Missionarswohnung und Kirche in Pretoria.

Eine schwere Gefahr für das Bestehen der Station brachte uns das bereits oben erwähnte Dorf- und Paßgesetz.

Am 4. September 1871 versammelte sich der Volksrath zu Pretoria, um auf Grund einer von Potschefstrom aus angeregten Motion die sogenannte in diesen Blättern wiederholt erwähnte „Kafferwet" (Kafferngesetz) zu berathen, und die Versammlung beschloß in der That am 28. September: „daß in den Dörfern weder Kafferlokationen, noch Missionsstationen angelegt werden dürften, da dies für die allgemeine Wohlfahrt der Bürger von nachtheiligen Folgen sei. Ein jeder Kaffer, der in Dörfern arbeite, müsse bei seinem Brodherrn wohnen."

Kam das Gesetz zur Ausführung, so war unsere gesammte Missionsarbeit auf dem Platze, wenn auch nicht völlig aufgehoben, so doch wesentlich gelähmt, und die Wohlhabenderen unserer Gemeinde wären, um nicht den eigenen Hausstand mit ihrem Vieh gegen eine Dienstboten-Existenz zu vertauschen, wenigstens in die

schwere Versuchung gerathen, einen andern Wohnplatz aufzusuchen und zu verziehen; und in Betreff der zurückbleibenden, die bei ihrer Herrschaft wohnen blieben, war ja allezeit zu befürchten, daß eine nicht geringe Anzahl durch ihre Herrschaft an dem Besuch von Schule und Gottesdienst gehindert würden. Bruder Grünberger war in großer Angst, Noth und Bedrängniß: „Wird dieses Gesetz ausgeführt" (so schreibt er in seinem Tagebuch unter dem 28. September), dann müssen sämmtliche Schwarze, die sich auf unserem Stationsgrunde angebaut haben, denselben verlassen, und es würden nicht nur viele, die Vieh besitzen, fortziehen, sondern auch Viele, die von Außen kommen wollten, um hier zu wohnen, dies unterlassen. Ich habe den Leuten zum Wegziehen noch nicht Befehl gegeben, da man mir erst Ordre darüber zuschicken muß, aber ich weiß auch, daß die Kinder Korah gesungen: Wenngleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen . . . dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind!"

Vier Wochen vergingen, da — am 26. October — traf der gefürchtete Befehl ein, bestehend in Uebersendung einer Abschrift des obigen Gesetzes und einer Abschrift eines Schreibens der Regierung an die Landdrostei und der Weisung der Landdrosten, dieses Gesetz „stiptelijk te handhaven" (genau zu befolgen).

Was sollte Bruder Grünberger jetzt thun? Sollte er seine eigene Gemeinde zerstören und auseinander jagen? Er dachte zuerst, seine Ohren dick sein zu lassen und abzuwarten, was der passive Widerstand für Folgen nach sich ziehen werde. Nur zwei Frauen, die bei den heftigsten Gegnern der Mission arbeiten, glaubte er auffordern zu müssen, sich zu ihren Herrn zu begeben. Die beiden kamen aber weinend und heulend zurück, es ginge zu lüderlich unter den Dienstboten ihrer Herrschaft zu; sie fürchteten, an ihrem Glauben Schiffbruch zu erleiden, wenn sie dort blieben. Da brachte es Bruder Grünberger nicht zum zweiten Mal über das Herz, sie fortzuweisen, sondern sagte ihnen, sie sollten so lange bleiben, bis alle anderen weggeschickt würden.

Schon am Nachmittag kamen zwei der angesehensten Bürger der Hauptstadt zu Bruder Grünberger, um ihm mitzutheilen, daß ein großer Theil der Dorfbewohner vollständig gegen das neue Gesetz seien, und daß sie eine Gegenmemorie zu machen gedächten, um das Gesetz für Pretoria außer Kraft zu setzen.

Und siehe, gerade am Weihnachtstage kommt der Landdrost selbst und weist den Bruder Grünberger an, er möge in Betreff unserer Lokation nur ganz unbekümmert sein; er habe sich mit den übrigen Beamten dahin geeinigt, die Kaffern auf dem Platze zu belassen, nur wolle er rathen, keine Neuhinzukommenden mehr darauf sich anbauen zu lassen.

Seitdem haben unsere lieben Getauften unbehelligt auf unserem Grundstück wohnen dürfen, und was das böse Gesetz betrifft, so ist es bereits längst wieder abgeschafft worden, bevor es unserer Missionsarbeit irgend einen Schaden zufügen durfte. Für diesmal hatte das durch die ärztliche Praxis gewonnene große Ansehen des Br. Grünberger bei den Dorfbewohnern reiche Frucht getragen.

Zu der Thätigkeit an der eigenen Gemeinde konnte Bruder Grünberger eine andere an den Gefangenen des Ortsgefängnisses, und eine an den 27 deutschen Bewohnern des Ortes hinzufügen, welchen letzteren er im Jahre 1872 alle 14 Tage eine deutsche Predigt zu halten begann. Es ist ihm indeß nicht so wie anderen unserer Missionare (in Stutterheim, Blumfontein, Neu-Deutschland, Bethanien) gelungen, diese unsere deutschen Landsleute zu einer eigenen deutschen Gemeinde zu organisiren; und auch von seiner Thätigkeit an den Gefangenen berichtet Br. Grünberger keine greifbaren Resultate.

Da auf einem Dorfe*) mit der wachsenden Zahl der Gemeindeglieder auch die Gefahren der Trunksucht und der Unzucht sich mehrten, so mußte Br. Grünberger im Jahre 1872 die nachfolgenden Platzgesetze erlassen:

Platzgesetze für Pretoria.

§ 1. Ein jeder auf dem Platze wohnende Mann muß im Dorfe einen Baas haben, bei dem er arbeitet, und wenn er einen verläßt, muß er sich binnen acht Tagen einen andern suchen.

§ 2. Eine jede Familie muß auf Reinlichkeit und Ordnung sehen und die Kinder täglich zur Schule schicken.

§ 3. Diebstahl, Ehebruch oder Hurerei, Gotteslästerung und Arbeitslosigkeit sind auf's Strengste verboten; wer sich gegen diese Verbote vergangen hat, wird sofort vom Platze verwiesen, ohne jeglichen Ersatz für Bauten und dergleichen.

§ 4. Wer auf dem Platze wohnt und betrunken gesehen worden ist, bezahlt Strafe, das erste Mal 1 Pfd. Sterl. Das zweite Mal 2 Pfd. Sterl. 10 Schill. Beim dritten Mal wird er vom Platz verwiesen.

§ 5. Saufereien, Tanz und Nachtgelage sind streng untersagt, und wenn die Dorfglocke geläutet hat, muß vollständige Ruhe sein.

§ 6. Kein Fremder darf sich ohne Erlaubniß auf dem Platz länger als einen Tag aufhalten; dahin geflüchtete Verbrecher aber müssen gefangen und ausgeliefert werden.

*) Bei den holländischen Afrikanern werden die Städte, selbst die Hauptstädte, gemeinhin Dörfer genannt.

§ 7. Klatschereien, Zank und Prügeleien sind verboten; wer sich eines solchen Vergehens schuldig macht, wird mit Geld bestraft von 10 Schill. bis 2 Pfd. Sterl. 10 Schill.

§ 8. Ein Jeder hat auf dem ihm angewiesenen Grundstück sich binnen einem Jahre ein ordentliches Wohnhaus zu bauen; hat für dies Grundstück jährlich im Januar 1 Pfd. Sterl. Abgabe oder Miethe zu zahlen, und verpflichtet sich, an die Gesellschaft jährlich 4 Tage unentgeltliche Arbeiten zu leisten, die ihm vom Lehrer angewiesen werden.

§ 9. Alle Anklagen und Beschwerden gehen zunächst an Daniel Dinaar (den ich zum Dorfschulzen eingesetzt und ihm drei Schöppen beigegeben habe), und in Abwesenheit Dinaars an Johannes und durch diese erst an den Lehrer.

Freilich ist mit bloßen Gesetzen gegen die Unsittlichkeit nicht viel erreicht. Br. Grünberger sah sich daher wiederholt der Aufgabe gegenüber, auch mit geistlichen Zuchtmitteln vorgehen zu müssen, und es wurde in Bezug auf die sittliche Haltung auch der Getauften unter den Schwarzen bisweilen Klage vernommen. Im Ganzen und Großen aber gelang es unserm Missionar, doch Zucht und Ordnung zu erhalten, so daß selbst Feinde der Mission den himmelweiten Unterschied in der sittlichen Haltung der Schulkaffern von denen der heidnischen Kaffern anzuerkennen gezwungen waren.

In der Gemeinde aber lebte und blühte die Lust am Wort des Herrn und die Bereitwilligkeit, auch mit Geldbeiträgen das Werk der Mission fördern zu helfen. Ein Schulhaus von 40′ × 17′ erbaute sie auf ihre eigenen Kosten, und brachte überhaupt im Jahre 1876 die Summe von 2120 Mark auf. Was aber viel schwerer wiegt, sie konnte zwei Mal ein gefördertes Gemeindeglied, einmal den Knopneusen Elias, dann den lahmen Joseph als Evangelisten und Lehrer nach Hydelberg entsenden, welche das in der dortigen farbigen Bevölkerung erwachte Heilsverlangen durch Wochen und Monate langen Aufenthalt unter ihren dortigen farbigen Landsleuten so lange befriedigten, bis wir in den Stand gesetzt waren, den Ort zu einer eigenen Missionsstation zu erheben und mit einem ordentlichen Missionar zu besetzen. Die Zahl der Gemeindeglieder aber nahm in so erfreulichem Maße zu, daß der Abschluß des Jahres 1876 eine Gemeinde von 356 Getauften und 80 Taufbegehrenden nachwies als Frucht des zehnjährigen Arbeitens unserer Brüder in dieser Landeshauptstadt der Transvaalrepublik.

---

71. Die Missionsarbeit auf Wallmannsthal.

Am 4. October 1867 erschienen, von dem drei Stunden Reitens (ca. vier Meilen) ostnordöstlich von Pretoria wohnenden Häuptling Jan Kekane gesandt, zwei Reiter bei Br. Knothe in Pretoria mit der Botschaft, ihr Häuptling habe gehört, der Missionar von Lekalekale sei des Krieges halber von seiner Station vertrieben, ob Knothe nicht vermitteln könne, daß er zu ihm als Missionar käme.

Am 3. December schickte Kekane eine ähnliche Botschaft, er habe gehört, es seien neue Lehrer aus Deutschland gekommen, ob er nicht von diesen einen erhalten könne. Br. Knothe machte sich also, sobald er dazu freie Hand erhielt, am 30. December auf den Weg, der ihn zunächst zu dem Nachbarhäuptling von Kekane, namens Molebeledi (auf deutsch Wächter, von den Bauern Eland genannt) führte. Dieser hatte soeben einen Brief von seinem Sohn Jesaias erhalten, der seit vier Jahren in Pieter Maritzburg arbeitete, dort getauft war, und nun schriftlich eine ernste Ermahnung an die Seinigen richtete, daß sie doch auch den Herrn fürchten und sich bekehren möchten. Den Brief konnte Niemand auf Molebeledi's Kraal lesen und alle waren daher erfreut, daß Knothe ihn zu entziffern im Stande war. Nachdem der Brief verlesen war, wiederholte ihn Molebeledi Wort für Wort mit langsamer Stimme. Dann ließ er sofort unter seinem Volke verkündigen, der Lehrer sei gekommen, Niemand dürfe heute auf Arbeit gehen, denn heute sei der Tag, wo ihnen das Wort gepredigt werden solle.

Inzwischen begab sich Knothe einstweilen zu dem zweiten Häuptling Jan Kekane, den er bereits in einem nach europäischem Styl gebauten Häuschen wohnend fand. Mit allgemeinem Jubel wurde die heißersehnte Ankunft des Lehrers begrüßt. Bei Molebeledi versuchten zwar einige Heiden ihre Einwürfe geltend zu machen, aber sie wurden durch den Häuptling selbst in schlagender Weise zurechtgewiesen. Das Volk selbst legte sich fleißig auf das Lesen und Buchstabiren, den ganzen Tag blieben sie bei der Lesetafel und den ABC-Büchern und lernten mit erstaunlicher Schnelligkeit; am Abend wohnten sie der gottesdienstlichen Versammlung mit größter Aufmerksamkeit bei.

Von jetzt ab entspann sich ein lebhafter Verkehr zwischen Pretoria und Moretele (so hieß der Ort, wo Jan wohnte). So oft er irgend abkommen konnte, zum mindesten einmal im Monat, reiste Knothe, zumeist begleitet von seinem treuen Joseph Kchochoentso, hinüber; öfters kam auch Joseph allein, noch öfter aber kam Jan Kekane nach Pretoria, um sich dort besonders unterrichten und auf die Taufe vorbereiten zu lassen.

Von jetzt ab erblühte das neue Leben aus Gott in diesem Häuptlinge mit einer wunderbaren Energie. Bald war er im Stande, sein Volk selbst in Gottes Wort zu unterrichten, und mit demselben die gehörte Predigt zu wiederholen, dann hielt er besondere Abendandachten und bekannte ohne Scheu seinen Glauben vor Jedermann; freudestrahlend kam er eines Tages zu Br. Knothe; er hatte den schweren Sieg durchgekämpft, seine Weiber zu entlassen mit Ausnahme einer einzigen. Eben so betrübt und zerschlagen kam er ein andermal und bekannte die schwere Sünde, die er aus Schwachheit begangen habe. Er habe einem Heiden ein Pferd verkauft und als dieser ihn um die alten Zaubergeräthe seines Vaters gebeten habe, die er doch als Gläubiger nicht mehr gebrauche, so habe er ihm dieselben überlassen, und hierüber strafe ihn nun sein Herz. Bei nächster Gelegenheit machte er seine Verirrung wieder gut, indem er einem alten Zauberer in seinem Volk die Zauberwürfel durcheinander warf und all seine Zaubergeräthe verbrannte. Dann baute er auf seinem Kraal eine kleine Kirche und versammelte in derselben, so oft er konnte, seine Leute zum Gottesdienst. Daß er sammt seinen drei Kindern am 10. Januar 1869 am Tage der Einweihung der neuen Kirche in Pretoria die heilige Taufe empfangen habe, ist von uns bereits oben (p. 592) berichtet worden.

Von jetzt ab wehte wie ein Geist der Erweckung durch die beiden kleinen Stämme von Kekane und Molebeledi. Auch Jan's Mutter sprach zu Joseph Kchochoentso es aus, ihr Trachten sei jetzt auf Gottes Wort gerichtet, und es sei für sie ein großer Trost, daß der Missionar einmal in einer Predigt gesagt habe, daß die Alten, die nicht mehr lesen lernen und Alles gut behalten könnten, dennoch, wenn sie nur im Herzen glaubten, selig werden könnten. So oft Br. Knothe oder Joseph zum Gottesdienst hinüber kamen, wurden sie mit Jubel empfangen und von den Kindern mit Gesang geleitet und ihr Wort mit Begierde aufgenommen. Zu den Gottesdiensten lud der Klang eines großen Stücks Eisen, welches Molebeledi zu diesem Behufe mit aus Natal heimgebracht hatte. Etliche (unter ihnen auch Molebeledi) vermochten eine gehörte Predigt dem Hauptgange nach wiederzugeben. Ergreifend aber war die Botschaft, die Jan am 25. April 1868 durch Joseph an Knothe entsandte. Dieselbe lautete:

„Eines Abends sang ein Jüngling, Namens Rhepula mit Anderen ein Lied, welches ich ihnen gelehrt hatte, etwa des Inhalts: Kommt doch eilend zum Herrn, bekehrt euch aus euren Sünden; kehrt um zu ihm, dieweil ihr noch auf Erden seid. Er liebt euch alle, er ruft einen jeglichen und spricht (täglich) immer: Flieht aus dem Irrwege. Wenn ihr ihm die Herzen schenkt, wird er sie von Schuld befreien, und ihr werdet das Leben und Freude haben.

Als die Andern längst geendigt hatten, sang er fortwährend weiter. Als man ihn aufzuhören mahnte, sagte er, er könne nicht und lief in Jan's Haus und rief: Laßt uns beten. Als dieser sagte, sie haben schon gebetet, wollte er, sie möchten dennoch wieder mit ihm beten, man könne nicht genug beten, es sei wahr, was Gottes Wort sage, „Bekehrt euch aus euren Sünden!" — und wer sich nicht bekehrt, wird verloren gehen; denkt nicht, ich sei rasend, ich spreche mit Ueberlegung, ich weiß, wir müssen uns bekehren."

Da die Nachricht, daß bei Jan Kekane ein Lehrer das Volk unterweise, bald auch zu dem Stammorte der Nation Moletlane (bei Bapo) gelangte, benutzten alle Heilsbegierigen jenes Ortes die nächste Gelegenheit, um nach Moretele überzusiedeln, so daß es schien, als solle dieser Ort ein zweites Botshabelo werden.

Unter dem 20. August 1869 schreibt Br. Knothe über einen auf Moretele gemachten Besuch: „Ich verließ den Platz mit der Ueberzeugung, daß der Herr hier ein schönes Gnadenwerk begonnen hat und daß sein Geist weht." Wie er solche Gedanken noch in seinem Herzen bewegt, begegnet ihm der Besitzer des an Jan's Wohnplatz angrenzenden Bauernplatzes, der in der Mitte lag zwischen den Kraalen der Kekane'schen Leute einerseits und dem zahlreichen Volke der Häuptlinge Ntshaope und Selape andererseits, also der glücklichst gelegene Platz war, den sich unser Knothe denken konnte, — und bot den Platz zum Verkauf an, wahrscheinlich, weil, wie sich später ergab, derselbe durch eine große sumpfige Fläche ungesund zu bewohnen war.

Wie ein Blitz fuhr dem Br. Knothe der Gedanke durch das Herz: Den Platz müssen wir sofort ankaufen! Aber woher das Geld nehmen? In der Berliner Hauptkasse war, wie so manches Mal, Ebbe. Das hinderte nicht; er besprach die Sache mit den übrigen Brüdern des Transvaalbezirks, und dieselben beschlossen, das Andenken ihres vielgeliebten Lehrers Wallmann dadurch zu ehren, daß sie alle auf gemeinsames Risico und durch Aufbringung der Kosten den Platz ankaufen und ihm den Namen Wallmannsthal geben wollten. Der eine gab 5 Pfund, der andere 10 Pfund, für 100 Pfund glaubte man den Platz erstehen zu können, und als er hernach 300 Pfund kostete, hatte sich auch die Hauptkasse so weit gefüllt, daß der Ausfall gedeckt werden konnte, und so ging im Januar 1869 der schöne große Bauernplatz, zu dem späterhin der angrenzende noch hinzugekauft werden konnte, in den Besitz unserer Missionsgesellschaft über; dieser Grundbesitz mißt ca. 11,500 englische Acres (ca. 20,000 Magdeb. Morgen).

Als es unter den Heiden bekannt wurde, daß am Moretele ein Stück Land für die Mission erworben sei, welches Hunderten die

Möglichkeit darbot, sich unter dem Schutz des Evangelii zu sammeln, kamen Zuzügler von allen Seiten, insonderheit aber von Bapo, von dessen Blut ja auch Jan Kekane stammte. Da nämlich Bapo durchaus das Predigen in seinem Lande verbot, blieb den Angeregten seines Volks kein anderer Weg übrig, als in der Ferne das zu suchen, was ihnen im Vaterlande versagt war. Und bei der nationalen Anhänglichkeit der Bassuto an ihre Häuptlinge richtet sich der Blick der Auswanderer vornämlich nach Wallmannsthal, woselbst Johannes Kekane, ein Enkel ihres verstorbenen großen Kapitains als christlicher Kapitain wohnt. So kommen denn von Zeit und Zeit truppweise und einzeln Leute aus Bapo's Volk, um sich auf Wallmannsthal (Moretele) niederzulassen, und unter die Pflege des Wortes Gottes aufgenommen zu werden, also daß 1870 bereits eine Bevölkerung von 160 Seelen daselbst versammelt war.

Dem Häuptling Bapo blieb dies nicht unbekannt, und er wurde dadurch in seinem Zorn und bitterer Feindschaft verstärkt; denn Wallmannsthal wurde nun wirklich für sein Volk etwa das, was Botshabelo für Sekukuni's Volk geworden ist, ein Sammelpunkt der Mißliebigen und der nach Gottes Wort Verlangenden. Er nennt die Station daher schlechthin Wallmann, und ihre Bewohner die Ba-Walmann (d. h. die Walmänner) und so hilft also dieser feindselige Heide selbst mit, um unserem theuren heimgegangenen Wallmann ein Ehrengedächtniß zu stiften.

Im October 1869 entsandte er ein Commando nach Wallmannsthal von Leuten, die in Johannes Kraal eindrangen, um eine Frau ihrem Manne mit Gewalt wegnehmen und zu Bapo zurückbringen zu lassen, damit sie nicht vom christlichen Glauben angesteckt werde. Johannes verwehrte es den Eindringlingen, und die Abgesandten brachten dem Bapo die Nachricht zurück, Johannes habe sie „getödtet.“ Bapo antwortete: „So muß ich sie wieder tödten!“

Bald darauf erschienen zwei Gesandte Bapo's auf Moretele und gebehrdeten sich ganz sonderbar, bis sie endlich in geheimer Sitzung eröffneten: Bapo sei von Johannes und seinem Volke beleidigt, er müsse sich rächen; sie würden eine Sonne aufgehen sehen, die würde für sie die letzte sein. Bapo sei ihr Feind, denn er sei den Bauern unterthan, während sie des Lehrers Volk geworden seien.“ Da zu gleicher Zeit ein Weißer dem Johannes gedroht hatte, er werde Kaffern vom Norden her über sie schicken, so fürchtete dieser, vielleicht nicht ohne Grund, daß Bapo im Einverständniß mit diesem Weißen seine Drohung ausgestoßen habe. Dieselbe wird inzwischen kaum mehr gewesen sein, als ein Zeugniß von Bapo's bitterem Haß; denn so mitten unter die Weißen, bis in die Nähe der Hauptstadt mit einem Haufen Bewaffneter vorzudringen, das möchte dem alten Herrn doch wohl schlecht bekommen sein.

Als echter Heide war er indeß auch noch im Besitz anderer Mittel gegen das, was ihn im innersten Herzen erbitterte. Nicht blos daß er drohte, die Wallmanns-Pilger mit dem Tode zu bestrafen, sondern er ging auch mit seiner heidnischen Zaubermacht als Doctor vor, um das Gift des Glaubens gänzlich zu vertreiben. Als es von einem seiner Leute, Kchotoane, ruchbar wurde, daß er den Sonntag heilige und von Gottes Wort rede, ließ er ihn unverzüglich rufen und befahl ihm, die für ihn bereitete „Medizin" zu verschlucken. Kchotoane zeigte sich unwillig, der Kur sich zu unterwerfen. Aber der sonst so träge Bapo war diesmal energisch, ließ ihn niederwerfen, ihm die Zähne auseinander reißen und die Medizin eingießen. Und was wars für eine Medizin? Ein Brechmittel! — Bapo glaubt nämlich ganz fest, daß die Leute, welche zu Johannes Kekane kämen, von diesem eine Medizin erhielten, welche sofort bewirkte, daß sie glauben müssen. Aehnlich also wie Vertreter unserer heutigen Naturwissenschaft die zartesten Gedichte und tiefsten Gedankengebilde für simple Ausschwitzung des Gehirns halten, meinte dieser mit solchen ausnehmend hoch Gelehrten so einstimmig fühlende und denkende alte Heide, der Glaube habe seinen Sitz im Magen, und wollte seine Leute denselben ausbrechen lassen. Diesmal glückte ihm freilich die Kur nicht, sei es nun, daß das Mittel zu schwach war, sei es, daß die hohe Gelehrsamkeit des naturwissenschaftlichen Heiden diesmal doch auf Irrwege gerathen war; Kchotoane hielt nach der Kur seinen Sonntag nur um so fester und sein Gotteswort um so lieber. Die Zahl aber derer aus Bapo's Volk, welche sich nach Wallmannsthal wandten, um dort die Medizin des Lebens zu finden, mehrte sich von Monat zu Monat.

Zwei andere Beispiele davon, daß die blinde Wuth des Bapo uns die Taufcandidaten nach Wallmannsthal zutrieb, geben wir mit den Worten des Tagebuchs von Br. Knothe wieder:

„Den 6. Januar 1871, Epiphanienfest, fand die Taufe von 7 Erwachsenen mit ihren 5 Kindern (also 12 Seelen) statt.

Einer der Täuflinge, Namens Jacobus Sello, von Bapo's Stamm, war früher ein rechter Sklave des Biers, wie er selbst erzählt. Obwohl er in seinen jüngeren Jahren längere Zeit in der Cap-Colonie gewandert ist, war er doch damals nicht mit einem Missionar in Berührung gekommen. Dennoch trug er eine beständige Angst mit sich herum. Im Anfange unserer Mission bei Maleo's Volke (Gerlachshoop) traf er, von einem Besuche bei Mapocho zurückkehrend, auf Maleo's Stadt mehrere Gläubige, welche in der Bibel lasen und über Gottes Wort sich unterredeten. Da „erschrak er in seinem Herzen sehr", und kehrte mit dem Wunsche nach Hause, auch das Evangelium kennen zu lernen und Gott zu

dienen. Nicht lange darauf kam ein Christ aus Sekukuni's Lande, Namens Lucas Kokoane, jetzt in Wallmannsthal wohnhaft, nach Moletlane, Sello's Heimath, und erzählte und ermahnte aus Gottes Wort die dortigen Heiden. Das war Sello wieder ein mächtiger Antrieb. Einige Zeit hiernach geschah es, daß ich (1866) mich zu Moletlane, bei Bapo's Volk, fast drei Monate aufhielt. Sello wünschte sehnlich, daß der Häuptling mich da wohnen ließe. Da er aber sah, mit welcher Wuth sich derselbe gegen mich setzte, hielt ihn die Menschenfurcht und das strenge Gebot des Häuptlings zurück, und er wagte nicht, zu mir zu kommen. Von der Zeit ab aber entsagte er dem Genuß des Bieres und begann ein ernstes Leben. Er hatte nun viel Spott der Heiden zu tragen. Namentlich schrieben diese es seinem „Glauben" zu, daß alle seine Kinder, bis auf eines, nach einander starben. Doch sein Verlangen nach Gottes Wort und Gnade wuchs. Eines Tages, als ich eben zur Synode nach Waterberg (1868) von Pretoria abreisen wollte, stellte er sich bei mir ein, nachdem er sich lange bei Johannes Kekane aufgehalten hatte, um den gottesdienstlichen Versammlungen daselbst beizuwohnen. Er kaufte sich ein Lesebuch von mir. Dies ist bei den Bassuto in der Regel so viel als ein Bekenntniß, daß sie wirklich Ernst machen wollen mit dem „Glauben." Da ich ihn nachher lange Zeit nicht wieder sah, ließ ich ihn außer Acht, bis ich einst von Johannes Kekane hörte, daß er mit Frau und Kindern und noch zwei anderen Familien von Moletlane weggegangen sei, um nach dem jetzigen Wallmannsthal zu ziehen. Sie wurden aber vergeblich hier erwartet; denn, um Bapo's Nachstellungen zu entgehen, waren sie vom Wege abgebogen und hatten sich nach Botshabelo gewandt. Daselbst genoß Sello ein Jahr lang Katechumenenunterricht. Darauf, als ich vor'm Jahre hierher nach Wallmannsthal übersiedelte, stellte er sich fast gleichzeitig mit mir hier ein und hat mir in dieser Zeit Freude gemacht durch sein stilles fleißiges Wesen und seinen Ernst."

„Freitag den 17. März 1871 kam ein junger Mann, Minnar, genannt, von Bapo's Stadt hier an und erzählte, daß er habe fliehen müssen. Das hatte folgende Bewandtniß. Vor etlichen Monaten kehrte ein Jüngling von Bapo's Volk aus der Cap-Colonie zurück, woselbst er Christ geworden, und von dem reformirten Prediger Morgan zu Colesberg getauft worden war. Nachdem er sich hier eine Zeit lang aufgehalten hatte, bekam er Lust, in seiner alten Heimath wenigstens einen Besuch zu machen und Zeugniß von seinem Glauben abzulegen. Bei Bapo angekommen, fragte ihn dieser sogleich, ob er ein Gewehr aus der Colonie mitgebracht habe. Mokoboro (so ist sein Name): Nein; Bapo: Was hast du denn mitgebracht? Mokoboro: Eine Bibel, denn ich bin ein Christ geworden. Da wurde Bapo außer sich vor Wuth und sagte ihm,

er solle wieder hingehen, wo er hergekommen sei, damit nicht noch sein ganzes Volk verdorben würde. Auch den übrigen dort vorhandenen Gläubigen ließ er sogleich sagen, sie sollen aus seinem Lande gehen, denn hier werde der Gott der Weißen nicht angebetet. Der Sonntag kam heran, und die paar Gläubigen hielten ihre Erbauungsstunde nicht, wie sonst, im Kraale, sondern draußen im Felde. Montag ließ Bapo sie wieder rufen und sagte: Das ist gut, daß ihr mit eurer Beterei seid bei Seite gegangen, denn hier regiert ein anderer Gott als eurer, aber es ist nicht genug. Wollt ihr hier bleiben, so bringt mir gleich alle eure Bücher, daß ich sie hier auf diesem Feuerheerde zu Asche brenne. Da sie sich deß weigerten, trieb er sie weg, und sie flohen zum Theil nach Mpajlele, zum Theil nach Matlale. Nach, ich weiß nicht wie langer Zeit, kehrten sie nach ihrer Heimath zurück, um zu sehen, ob der Zorn Bapo's verraucht sei. Dieser aber ließ sie alsbald vor sich fordern und sagte: Denkt nicht, daß ich mit euch gescherzt habe. Wollt ihr Madjaken (Christen) sein, so ist eures Bleibens hier nicht mehr. Geht zu Mynheer Knothe und sagt ihm, ihr seid grundverdorbene Leute, ich kann nichts mehr mit euch anfangen, für ihn aber seid ihr gut genug, ich trete euch ihm ab. — So hatte Minnar sich alsbald auf den Weg hierher gemacht, während die Andern bald nachfolgen wollten."

Da mit der wachsenden Zahl der Heilsverlangenden auf Moretele auch das Bedürfniß der Versorgung derselben durch einen besonderen Missionar wuchs, wurde der soeben aus Deutschland gekommene junge Br. Grünberger dazu ausersehen, die Verwaltung der Station zu übernehmen. Natürlich konnte dies aber, da Grünberger die Sprache noch nicht beherrschte, auch die Verhältnisse noch nicht so genau kannte, als bei der Schwierigkeit derselben nöthig war, zunächst nur unter Mitwirkung des Br. Knothe geschehen, der allmonatlich von Pretoria herüber kam und namentlich die Vorbereitung der erwachsenen Katechumenen zur Taufe selbst in der Hand behielt.

Am 9. März 1869 kurz vor Mitternacht kam Grünberger, von Knothe geleitet, auf Wallmannsthal an. Ueber seinen Eintritt in die Arbeit, geben wir den Bericht aus seinem Tagebuch, der zugleich eine gute Schilderung giebt von dem äußerlichen und geistlichen Zustande, den er vorfand.

„Da es zum Umsehen zu spät und zu dunkel war, so suchten wir, nachdem wir noch etwas Kaffee zu uns genommen hatten, unter unserem Wagen das Lager auf. Es ist auch äußerlich hier nicht allzuviel zu sehen. Ein größeres Haus, einer Ruine gleich, steht auf einer Anhöhe und sieht mit seinen kahlen, halb eingefallenen Wänden weit in eine nach Norden sich erstreckende

Thalebene hinein, die der Fluß Pinaarsrevier durchschlängelt; hinter dem Hause einige Hundert Schritt ist ein kleiner Kraal mit 7 Hütten; die Bewohner sind die Arbeiter des früheren Besitzers dieses Platzes. Oestlich des Hauses wieder einige Hundert Schritt steht ein kleines Häuschen, jedoch auch im tiefsten Verfall, eine Behausung von Schlangen, Legoanen, Mäusen und Ameisen, denen ich jedoch ihr ferneres Bleiben streitig machen will, da ich vorläufig hier einzuziehen gedenke. Dicht an diesem Häuschen beginnt das Dornenfeld, das sich weit nach Ost, Süd und Nordost erstreckt. Eine halbe Stunde zu Pferde von hier ist Johannes mit seinem Kraal. Gegen Mittag schickte er uns sein Pferd, damit wir hinkämen, und da Br. Knothe seins mit hatte, so ritten wir beide hin. Die Leute mit ihrem Capitain kamen uns mit herzlicher Freundlichkeit entgegen, und an einem großen Theil von ihnen konnte man deutlich das Arbeiten des heiligen Geistes an ihren Seelen verspüren. Der Abend ward zum Gottesdienst bestimmt, und als mit Picke und Hammer eingeläutet wurde, kamen sie schaarenweise an, so, daß das Kirchlein, welches wohl an hundert Menschen fassen mag, sich ziemlich füllte. Die Großen und Kleinen hörten dem Worte Gottes aufmerksam zu und staunten ein wenig, als ich zum Schluß aus dem Dunkel hervortrat und mich ihnen als ihr Lehrer vorstellte, der nun unter ihnen wohnen und sie lehren wolle, was sie wissen und thun müßten, um zeitlich glücklich und ewig selig zu werden.

Donnerstag 11. Nachdem Bruder Knothe noch einmal Gottesdienst gehalten, ritten wir nach unserem Platz zurück, ich, um nun ans Ausbauen des Hauses zu gehen, Br. Knothe, um sich zu verabschieden und mich nun mir selbst zu überlassen. Der Herr wolle sich in Gnaden zu mir bekennen und nach seiner Verheißung alle Tage bei mir sein, beim Arbeiten und beim Beten, in Leid' und Freud'.

Sonnabend 13. Gegen Mittag stattete mir Johannes mit einigen Männern einen Besuch ab und brachte mir Milch und grünen Milis zum Geschenk. Da er mich allein mitten in der Arbeit antraf, sprach er sein Bedauern aus, nichts davon gewußt zu haben, daß ich baue, indem er sonst früher gekommen wäre, mir zu helfen. Ich war meinem Heilande für den Besuch doppelt dankbar. Einmal hatten der anhaltende Regen, von dem ich sammt meinen Sachen durchnäßt wurde, und die schrecklich vielen Ameisen, die überall an meinen Sachen nagten, mein Herz mit Schwermuth so erfüllt, daß mir die Thränen über die Backen liefen, dann aber konnte ich mit meinen zwei Händen bei meinem Bauen nur sehr langsam vorwärts.

Dienstag 16. Mit Hülfe des treuen Johannes und einiger Weiber, die er mitbrachte, bin ich gottlob so weit gekommen, heute

vorläufig hier einziehen zu können; ich sage vorläufig, denn wegen der großen Baufälligkeit und der entsetzlich vielen Ameisen, die alles zerfressen und zerstören, wird es schwer halten, hier lange bleiben zu können. Nach beendeter Arbeit sagte ich zu Johannes: Nun schicke mir auch deine Kinder, damit ich sie Singen, Lesen und Schreiben lehre. Ja, sagte er, sie wollen alle gerne kommen, aber ich habe noch eine Bitte: Sieh', ich habe aus Botshabelo einen Brief bekommen, den konnte ich nicht lesen, und da habe ich ihn mir vorlesen lassen müssen; und schreiben kann ich auch nicht, willst du mich nicht auch Lesen und Schreiben lehren, damit ich meine Briefe allein lesen und beantworten kann? Ja, sagte ich, komm nur, du sollst's bald können.

Freitag 19. Gegen Mittag kamen eine Anzahl Kinder mit fröhlichen Gesichtern, an ihrer Spitze der größte Schüler, Johannes, damit ich nun mit ihnen Schule halten möchte. Ich holte meine Geige hervor und nun ging's an's Singen. Darnach placirten wir uns unter einen großen Dornenbaum an meinem Hause und buchstabirten und kritzelten tapfer darauf los, bis es Abend werden wollte. Nun baten mich die Kinder, ich sollte noch einmal mit ihnen singen, und dann wollten sie nach Hause. So habe ich denn unter Gottes Beistand mit etwa 20 kleinen Menschen die Schule begonnen. Der Herr wolle auf mich und diese kleine Schaar in Gnaden hernieder sehen und zum Pflügen und Säen Segen und Gedeihen geben.

Sonntag 21. Mit Gottes Hülfe habe ich heute den ersten Bassuto-Gottesdienst halten können. Da ich kein Pferd hatte, um zu Johannes zu reiten, frug ich ihn, ob ich hinkommen sollte oder ob sie zur Kirche kommen wollten. Er meinte, wir wollen zu dir kommen, bis du besser sprechen kannst; und so kamen sie denn in aller Frühe gruppenweise, zum Theil auf Kühen, Ochsen und Oechschen reitend, hier an. Nach Johannes Vorbild nahm ich Picke und Hammer, um die Leute zusammen zu rufen. Mein Häuschen war gedrängt voll, und im Anschluß an die biblischen Geschichten, die ihnen Br. Knothe erzählte, erzählte ich ihnen den Tod Mose und sagte ihnen, wie sie leben müßten, um so sterben zu können, wie der treue Knecht Gottes gestorben ist.

Nach beendetem Gottesdienst holten sie sich ihre Bibeln und Buchstabir-Bücher hervor, und einer lehrte oder erzählte dem andern bis Nachmittag; dann aber kam einer und sagte mir, sie wollten, ich sollte noch einmal mit ihnen Gottesdienst halten. Da war nun guter Rath theuer, denn was sollte ich armer Tropf ihnen noch bieten, mir hatte das Ausarbeiten der einen Predigt gewaltig Mühe gemacht. Ich sagte ihnen: predigen könne ich nur einmal des Sonntags, ich wisse noch nicht so viel von ihrer Sprache, aber sie sollten kommen, wir wollten zusammen Lieder

singen. Das war ihnen denn recht, und nachdem wir noch eine Weile zusammen gesungen hatten, zogen sie, wie sie kamen, friedlich ihre Straße heimwärts.

Montag 22. Die Kinder kamen mit großer Lust zur Schule und zeigten wenig Lust, ihren Weg wieder nach Hause zu machen. Stimme ich aber die Geige zum Singen, dann sind sie besonders froh. Der fleißigste Schüler indeß ist Johannes, und mit freudestrahlendem Gesichte sagte er mir heute: Nun kann ich schon alle Buchstaben. Aber als ich ihm nun erst die Buchstaben so zusammenstellte, daß sein Name herauskam, da wußte er sich gar nicht zu halten und zeigte jedem, daß er schon seinen Namen schreiben könne.

Mittwoch 24. Hinter meinem Hause, etwa 3/4 Stunden zu Pferde, ist ein großer Kraal mit seinem Capitain Ntschaupe.

Seine Leute kommen oft her und bieten Sachen feil. Ich sagte ihnen, ich kaufe nur, was wir zum Essen nöthig hätten, denn ich wäre Lehrer und kein Händler, ob sie denn nicht auch kommen wollten, um Gottes Wort zu hören. Ja, sagten sie, wir möchten wohl, aber unser Capitän will uns tödten. Ich: Fliehet zu mir! — worauf sie erwiderten, daß sie das nicht könnten, weil sie sonst der Bauer, auf dessen Platz sie wohnen und dem sie arbeiten müßten, holen würde. Heute kam wieder einer und bot Hühner feil. Da er aber zu viel in den Biertopf geguckt hatte, wies ich ihn aus der Stube und sagte: Besoffene Leute dulde ich hier nicht. Draußen sagte er dann zu meinen Leuten: Ja wir hören von euch, ihr betet und wollt hier zum Lehrer ziehen, um Gottes Wort zu hören; aber zum und auf den Platz dürft ihr nicht kommen, denn der König sagt: Wer auf den Platz kommt von denen, die Gottes Wort hören, der wird todt geschlagen. Wir indeß sagen: Bange machen gilt nicht, und habe ich mir erst den Besitzer des Platzes durch Medizin zum Freunde gemacht, dann lasse ich mir die Erlaubniß geben, dort Gottes Wort zu predigen, und wenn auch der Herr König mir alle seine Zähne dabei zeigt.

Ostersonntag 28. Der Herr ist auferstanden, Er ist wahrhaftig auferstanden. Das hat er auch mich und so manche heilsbegierige Seele heute aufs Neue in seiner Gnade schmecken und fühlen lassen. Da ich Johannes Pferd hier hatte, ritt ich zu ihnen, um da Gottesdienst zu halten. Wie ich es von nun an so lange zu thun gedenke, bis sie zu mir gezogen sind. Das Kirchlein hatte sich ziemlich gefüllt, und still und andächtig hörten sie der frohen Kunde zu: „Der Herr ist auferstanden." Nach beendetem Gottesdienst setzten sie sich hier und da in Gruppen und sangen Lieder, die sie bisher gelernt hatten, mit frommem Ernst. Einige Frauen von Molebeledi's Kraal begrüßten mich mit

trauriger Miene, klagend, sie hätten das Wort nicht hören können, was ich gesagt hätte; ich wollte mich eben mit ihnen hinsetzen, um ihnen meine Predigt vorzulesen, als schon Johannes mit noch einem Katechumenen sich mit neuen Testamenten zu ihnen gesellte und ihnen wiederholte, was ich verkündigt hatte. Darnach gesellten sie sich zu den Singenden und sangen tapfer mit.

Mittwoch 31. Mein Jesaias kam heute von Molebeledi's, seines Vaters Kraal. Er ist ein ernster, frommer Mensch, der in Maritzburg durch Allison erweckt und getauft wurde und hier bei allen in Achtung steht. Er bat mich um Medizin für eine Frau seines Vaters. Auf meine Frage, was ihr fehle, sagte er: der Vater, ihr Mann, hätte sie schrecklich geprügelt, weil sie Vielweiberei für Sünde halte und nicht mehr bei ihm bleiben wolle. Sie ist eine von den Frauen, die Sonntags zu spät zur Kirche kamen und sich von Johannes die Predigt wiederholen ließen. Molebeledi war eine Zeit vom Worte Gottes erfaßt; aber er kann sich von der Welt und seinen Weibern nicht trennen.

Sonntag, den 11. April. Meine Schulkinder machen mir große Freude. Da jetzt Erntezeit ist, waren sie die vergangene Woche nicht zur Schule gekommen; dafür aber war heute ihre Freude doppelt groß, als sie mich sahen; und als ich meinen Schimmel bestieg, um nach Hause zu reiten, postirten sie sich alle am Ende des Kraales und ließen es sich nicht nehmen, mich die große Strecke bis nach Hause zu begleiten, damit ich da noch mit ihnen singen möchte. Ich gab ihnen zur Erfrischung eine Wassermelone, und da war es lieblich anzusehen, wie sie sich friedlich in die Melone theilten und dann ihre Hände zum Gebet falteten. Es ist um so höher anzuschlagen, als die Meisten von ihnen von Eltern sind, die dem Worte Gottes widerstehen und es den Kindern zum Theil durch Schläge wehren, zu mir zu kommen.

So habe ich unter Gottes gnädigem Beistande den Anfang gemacht. Möge der treue und reiche Gott mich treu und reich machen, sein Werk recht zu treiben. Treu im Arbeiten, im Wachen und Beten; reich an seinen Gaben und Kräften, daß mein Herz immer voll sei und mein Mund immer überfließen möchte, wie ein Strom lebendigen Wassers."

So weit Grünbergers Tagebuch, dem wir nur noch den Bericht über ein merkwürdiges Traumgesicht hinzufügen.

Am 18. April erkrankte die Frau und ein Kind des kürzlich getauften Petrus. Folgenden Tages kam dieser und erzählte, seine Frau habe geträumt, sie sei mit dem kranken Kinde aufs Feld gegangen. Da sei sie plötzlich von einem wunderbaren Lichte umflossen, und das Kind habe zu ihr gesagt: „Mutter, komm, nun laß uns eilen!" Petrus wollte wissen, was der

Traum bedeute. Bruder Grünberger antwortete, der Herr riefe ihr zu, sie solle sich bereit halten, für den Fall, daß er sie bald rufen würde.

Schon in der Nacht zum 22. sandte Petrus zu Bruder Grünberger nach Pretoria, er möchte eilig kommen, seine Frau liege im Sterben. Er kam und fand sie bereits als Leiche. Das Kindlein war bereits einige Tage zuvor der Mutter vorangegangen.

Der junge Br. Grünberger war kaum zwei Monate auf seiner Station gewesen, als er auch schon die Erfahrung machen mußte, daß die Mission in Transvaal auch noch mit anderen Faktoren rechnen muß, als mit der Finsterniß des Heidenthums. Br. Knothe berichtet: „Während der Besitzer des Platzes, worauf Johannes und Molebeledi wohnen, nach Zoutpansberg gereist war, kam der Feldkornet mit ein paar andern Bauern, um die Hälfte der Leute unter sich und ihre Freunde zu unentgeltlicher Arbeit zu vertheilen. Dieselben waren jedoch mit Ausgraben der Wasserleitung auf unserem Platze beschäftigt. So kamen die Bauern zu Bruder Grünberger und ließen die Leute rufen. Die Vertheilung begann, und die Leute ließen sich dieselbe gefallen, bis auf einen, der den Muth hatte zu sagen: Ich bin für H. Schoemann zu arbeiten bereits verpflichtet, kann also nicht Anderen dienen. Dafür bekam er dann eine Tracht Prügel vor Bruder Grünbergers Thür. Derselbe konnte nichts thun; denn hier hätte nur Gewalt gegen Gewalt gepaßt, was hier überhaupt in Praxis das eigentliche Landrecht ist. Die Leute nun sind mit Recht entrüstet über solche unrechtmäßige Behandlung. Dienen sie Schoemann nicht, so wird dieser sie dafür strafen; dienen sie den Bauern nicht, so sind sie deren Gewaltthätigkeiten fort und fort ausgesetzt. Möchten doch die hiesigen Kaffergesetze endlich einmal in Ordnung kommen und dann auch gehandhabt werden. Es wird dazu wenigstens Aussicht gemacht.“ Dieser Ueberfall der Bauern fand am 17. April statt. Für den Br. Grünberger verlief er noch ziemlich glimpflich. Eine Henne, die derselbe den unliebsamen Gästen zu Mittag präsentirte, verwandelte die barsche Stimmung der Bauern so vollständig, daß der Feldkornet höchst freundlich erklärte, mit ihm werde er schon gut fertig werden, und ihm einen Nachbarplatz, über den er Curator war, als Weideplatz zu überlassen versprach. Johannes Kekane aber erhielt von H. Schoemann, auf dessen Platz er wohnte, die Weisung, er habe gehört, daß Johannes mit seinen Leuten auf den Platz der Missionare ziehen wolle, deshalb gebe er ihm auf, dies sofort zu thun, aber sein (so eben von ihm abgeerntetes) Korn zurückzulassen. Der Ver-

mittelung des Br. Knothe gelang es, sowohl H. Schoemann, als auch dem Feldkornet und den übrigen Bauern gegenüber die Sache diesmal noch gütlich zu ordnen. Doch hatte nach zwei Monaten Br. Grünberger einen zweiten, wenn auch unbedeutenden Anfall von den Bauern zu bestehen. Einer von den heidnischen Platzbewohnern kam am 25. Juni aufgeregt zu Grünberger: „Ich werde getödtet!" — „Durch wen?" — „Durch den Ziegenbock!" (Dies war der kafferische Beiname des Bauern, von dem wir den Platz gekauft hatten.) Dessen Sohn war auf den Kraal unserer heidnischen Platzbewohner gekommen und hatte verlangt, daß die Leute nach wie vor seinem Vater unentgeltlich Dienste leisten sollten; denn derselbe habe wohl das Land verkauft, aber nicht das Anrecht an dessen Bewohner. Als indeß der Kaffer den jungen Bauer aufforderte, mit ihm zu Br. Grünberger zu gehen, der jetzt sein baas sei, da suchte der Bauer eiligst das Weite.

Nachdem nach dieser Seite hin die Sache aufgeklärt war, begann es mit Macht lebendig zu werden auf der Station. Während vor drei Monaten nur wenige Menschen auf der Station wohnten, entstand jetzt eine Hütte nach der andern, und das Häuschen des Br. Grünberger wurde zu klein, um die Besucher des Gottesdienstes zu fassen, so daß derselbe sich daran machte, die Trümmer des früheren großen Bauerhauses zu einer Kirche zuzurichten, die an 300 Menschen fassen könnte. Außerdem begann er für sich selbst auch ein wohnlicheres Haus zu bauen.

Auch das innere Leben der Station entfaltete sich in gesegneter Weise. Zwar die Kaffern, welche von früher her unter ihrem kleinen, über etwa 30 Männer gebietenden Capitän Jacob Ramashiane wohnten, zeigten sich anfangs ziemlich spröde. Auf Grünberger's Aufforderung, daß sie doch zu den Gottesdiensten kommen möchten, erschien nach wiederholter Aufforderung mit Mühe und Noth Jacob und brachte zwei Mann mit sich, und als der Missionar nun selbst auf ihren Kraal zog, da zerstoben sie, namentlich die Weiber und Kinder, vor ihm in alle Winde, und flohen ihn wie ein Gespenst, so daß er sie einzeln aus ihren Verstecken hervorziehen mußte. Und als er dann zu predigen begann, erhob ein Weib ein solches Geschnatter, daß dem Br. Grünberger nichts anderes übrig blieb, als ihr auf Bauernmanier Schweigen zu gebieten. Auch die ferner wohnenden Heiden versuchten zum öfteren, ihre Kinder durch Strafen von der Schule und von dem Besuch des Lehrers abzuhalten, ja etliche Heiden verzogen von dem Platz, weil sie rechneten: Unsere Töchter werden sich bekehren und dann können wir sie nicht um Vieh verkaufen, so ziehen wir lieber von hier fort, um nicht unser Capital zu verlieren! Allein solche Fälle kamen doch nur vereinzelt vor und bald lernten die Farbigen den Unterschied des Lebens bei einem Missionar und

dem Wohnen unter einem Bauer, so daß eben derselbe Jacob nach einiger Zeit mit dem Bekenntniß zu Grünberger kam, er werde sicherlich dort bleiben, denn so gut wie hier, würde er es doch sonst nirgend im Lande finden. So kam er denn von jetzt ab auch regelmäßig mit seinen Leuten zu den Gottesdiensten.

Seine volle Freude aber hatte Br. Grünberger an dem lieben Johannes Kekane, der zunächst noch auf dem Nachbarplatze wohnte. Derselbe hatte die für einen Häuptling nicht geringe Versuchung zu bestehen, daß ein Theil seiner Leute, welche von ihren heidnischen Sitten nicht lassen wollten, ihn verließen, wodurch seine Macht und auch seine Einkünfte nicht wenig geschmälert wurden. Aber er ertrug dies willig um des Herrn willen. Als dann etliche seiner Leute Schwierigkeiten machen wollten wegen ihrer sich etwas in die Länge ziehenden unentgeltlichen Arbeiten an der Wasserleitung, da entschied Johannes: „Nichts da, sie dürfen nichts nehmen, wir haben versprochen, die Wasserleitung fertig zu stellen, sind wir denn nun Kinder geworden, die auf halbem Wege müde werden?“ Eine besondere Freude machte es ihm, daß er lesen und schreiben lernte. Als er in der letzteren Kunst einige Fortschritte zu machen begonnen hatte, übte er sich fleißig im Briefschreiben, brachte dann aber die Briefe selbst an den Missionar. Einer derselben lautete: „Der Herr ist mein Gott, ich mag Ihn, ich habe Ihn lieb; ich kann nicht von Ihm lassen; denn Er will mich selig machen.“ Zu seinem Volk stand er in einem väterlichen Verhältniß. Die Predigt, die er am Vormittage bei Br. Grünberger gehört hatte, wiederholte er seinen Leuten auf dem Kraal am Sonntag Nachmittag, dazu hielt er täglich mit seinen Leuten die Abendstunden.

Eine besondere Gelegenheit aber, seine wirklich ungeheuchelte, opferfreudige Frömmigkeit zu bekunden, bot ihm das schwankende und unentschlossene Benehmen des zweiten Nachbarhäuptlings Molebeledi, welcher bald dem Evangelio sich geneigt zeigte, bald offen oder heimlich demselben widerstand, und seinen Frauen und Kindern die Besuche beim Missionar selbst durch Mishandlungen zu verwehren versuchte. Als die Missionare in ihn drangen, er möchte doch seine überzähligen Frauen, die dies selbst dringend wünschten, entlassen, fand er bald dieses, bald jenes unübersteigliche Hinderniß. Endlich steifte er sich auf das letztere, es sei eine Ungerechtigkeit, von ihm in diesem Falle dasselbe zu verlangen, was Johannes Kekane gethan habe; denn dieser habe trotz Entlassung seiner Weiber doch noch immer die von ihm ererbten (freilich alle bis auf eine bereits anderweitig verheiratheten) Weiber seines Vaters, die ihn (der Volkssitte gemäß) mit Korn versehen mußten, solcher Vortheil stehe ihm nicht zu Gebote, deshalb könne man von ihm solch großes Opfer nicht verlangen. Als Johannes

hiervon hörte, wurde er von lebhafter Unruhe befallen. Endlich kam er zum Missionar und sprach: „Soll es um meinetwillen sein, daß Molebeledi seine Weiber nicht entläßt? Gut denn, ich habe beschlossen, mein Korn lieber fahren zu lassen, damit ich ihm seinen Weg nicht erschwere!" Br. Knothe hatte große Mühe, ihn von diesem Opfer zurückzuhalten mit der Vorstellung, daß man doch den leeren Ausflüchten des Molebeledi nicht Vorschub leisten dürfe.

Den Molebeledi aber behandelten die Missionare mit großer Schonung und Geduld, ob er sich nicht doch auch noch zurecht finden werde. Leider war trotz der anfänglichen Hoffnungen der endliche Erfolg nicht günstig, wie wir aus der Zusammenstellung der bisher über ihn eingelaufenen Berichte constatiren müssen.

Molebeledi war Taufcandidat seit 1868. Sein Schwanken gestattete es nicht, ihn schon nach kürzerer Unterrichtszeit zu taufen. Nachdem er deshalb wiederholt hatte zurückgesetzt werden müssen, bekam gegen Ende October 1869 sein Glaube einen ersten harten Stoß. Die Brüder hatten aus der Zahl der Taufkandidaten die Reiferen ausgesondert, die im nächsten Februar zunächst durch die Taufe der Gemeinde einverleibt werden sollten. Als nun unter diesen auch Molebeledi's Frau war, und er selbst noch nicht, da erwachte der alte heidnische Stolz; er wurde darüber, daß seine Frau ihm vorgezogen wurde, so heftig erregt, daß er diese schlug und dabei wüthete und tobte und sie fort zu schicken drohete. Er bestätigte durch sein Betragen, daß die Brüder recht geurtheilt hatten darin, daß sie ihn noch nicht reif erachteten, das heilige Sakrament zu empfangen. — Indeß behielt diesmal noch der Geist des Herrn trotz etlicher Schwankungen die Oberhand. Als nach einigen Tagen Br. Grünberger ihm begegnete, blickte er verschämt seitwärts, kam aber zum Gottesdienst und hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Es schien, er habe sich besonnen, denn er schied vom Missionar mit freundlichem Gruß. Doch schon am Nachmittag sandte er seiner zum Taufunterricht in Wallmannsthal weilenden Frau ihr Kind zurück mit der Botschaft, wenn sie nicht wiederkommen wolle, möge sie ihr Kind auch nur hinnehmen, er werde aber allen verbieten, zur Kirche und Schule zu kommen. Bruder Grünberger rieth darauf der Frau, freiwillig zu ihrem Manne zurück zu gehen, und sandte Jesaias, Molebeledi's Sohn, der in Natal von den Wesleyanern getauft war, mit der Botschaft, er möge ihm doch Weiber schicken, die ihm seinen Flur glätten sollten. Daran wollte er ersehen, ob der Häuptling noch feindlich gesonnen sei. Dieser schien aber durch die Rückkehr seiner Frau so erfreut worden zu sein, daß er nicht blos die Weiber zur Arbeit sandte, sondern auch dem Bruder Grünberger sagen ließ, er sei sein Freund und würde allen gebieten, zum Worte Gottes zu kommen.

Von der Zeit ab kam auch Molebeledi wieder zu den Gottesdiensten, und am 17. December, wo er der Predigt mit besonderem Ernst beigewohnt hatte, bat er den Missionar um eine besondere Unterredung.

Er begann: „Herr, ich habe schon seit einiger Zeit gesehen, daß das nicht angeht, Gottes Wort zu hören, und viele Weiber zu haben. Ich habe daher alle meine Weiber bis auf eine entlassen, und ihnen gesagt, sie sollen zu dir ziehen. Auch meine große Tochter kann gehen und heirathen, wen sie will; nur, daß sie bei dir bleibt, und das Wort Gottes hört. Und damit meine Weiber meinen Worten glauben, habe ich ihnen zwei Zeugen gegeben, auf daß sie wissen, ich habe sie für immer entlassen!"

„Und das hast du nur um des Herrn Jesu willen gethan?"

„Ja, Herr!"

Da reichte ihm Bruder Grünberger die Hand und sprach: „So wolle denn der Herr mit dir sein und dir Kraft geben. Du aber bete! Denn du weißt, wie schwach unsere Herzen sind, und wie lieb wir die Sünde haben!"

Es war kein kleiner Sieg, den der Geist Gottes in dem Herzen des Heiden erlangt hatte. Und es war ihm wirklicher Ernst! Zwar behielt er außer der einen Frau, die er für immer als christliches Gemahl zu behalten gedachte, vor der Hand noch eine zweite. Aber im Februar brachte er diese zweite, die Katechumenin Ngoakoane zu Bruder Knothe, und erklärte, daß er dieselbe nun entlasse und dem Mokiba (der ebenfalls im Taufunterricht war) gäbe. Er wolle das vor Johannes und vor dem Missionar thun, damit diese Zeugen seien, und wenn sein altes Herz ihn wieder irre führen wollte, ihm widerstehen könnten, und es für ihn unmöglich sei, die Sache wieder rückgängig zu machen. Auch ließ er sich bereit finden, wenigstens das jüngste der drei Kinder Ngoakoane's, einen Säugling, der Mutter zu überlassen. So behielt er, nachdem er die älteste seiner drei Weiber schon früher entlassen hatte, nur noch eine Frau. Es schien, als sei er gerettet.

Da faßte ihn Satan bei einer anderen, noch viel schmerzlicheren Seite. Sein eigener Sohn Jesaias, der in Natal getaufte, that einen schweren Fall, so daß er von der Gemeinde excommunicirt werden mußte. Bei dieser Gelegenheit erwachte im Herzen des Vaters das alte Heidenthum in voller Gewalt. Er tobte und zürnte und fluchte, und behauptete einmal über das andere, es sei nichts mit dem Glauben der Christen. Ja er suchte seinen Sohn auf dessen Sündenwegen zu unterstützen, er drohte der Ngoakoane ihr Kindlein wieder zu entreißen, und führte nach einiger Zeit nicht blos diese Drohung aus, sondern nahm ihr auch ihr Ackerfeld fort. Vom Worte Gottes enthielt er sich völlig und suchte, auch seine Leute davon abzuhalten.

Am 19. August 1870 kam er nach langer Zeit einmal wieder zu Bruder Knothe. Dieser schreibt: „Er machte einen schrecklichen Eindruck auf mich; denn auf seinen Zügen stand sein Unfriede und seine Bosheit geschrieben. Er sprach es auch unverhohlen aus, daß er bewußt den Sündenweg erwählt habe. Alle meine Worte schienen von ihm abzuprallen. Er erzählte, daß er im Begriff stehe, Johannes bei Herrn Schmmann zu verklagen."

Nach etlichen Tagen kam die Nachricht aus seinem Kraal, daß auf seinen Betrieb Mamoloi, die bis dahin die Schule besucht hatte, des Nachts geknebelt zur Beschneidung, deren sie sich weigerte, geschleppt worden sei. Seine Frau Sarah hielt er mit Gewalt vom heiligen Abendmahl zurück, und sah sich bereits nach einer zweiten, die er heirathen wollte, um. Er rühmte sich sogar vor Bruder Knothe, daß er die Mamoloi zur Beschneidung gezwungen habe, und fügte hinzu, niemand dürfe ihn daran hindern.

Von jetzt ab ging es unaufhaltsam rückwärts mit dem armen zurückgefallenen Häuptling, er begann zu saufen, zu wüthen gegen die Gläubigen und wurde wie ein Thier. Unter dem 3. Septbr. 1871 berichtet Br. Knothe in seinem Tagebuch von ihm:

„In letzter Zeit machte sich Molebeledi's Feindschaft wieder besonders bemerkbar. Er verbot Mapula, einer Frau seines Kraals, den Besuch der Kirche und stellte ihr die Alternative, entweder die Station ganz zu meiden, oder vom Kraal gejagt zu werden. Das Schreckmittel aber half nicht, sie wählte gern das Letztere. Ihr Mann, ein Polygamist, entließ sie, da sie ein „Ledjaken" (eine Gläubige) geworden sei, nahm ihr ihr Vieh ab, wollte ihr aber doch wenigstens ihr Korn lassen. Allein Molebeledi zwang ihn, ihr auch letzteres abzunehmen. Sein Sohn Jesaias hatte auch in dieser Sache mitgesprochen und ein gutes Wort für Mapula einlegen wollen, indem er bat, ihr doch den Besuch zur Kirche zu gestatten. Dies reizte jedoch den Alten auf das Höchste. Hierzu mußte aber noch ein anderer Umstand kommen, das Maß seines Zorns voll zu machen. Ein heidnischer Zauberer aus dem Norden hatte Jesaias gesagt, daß sein Vater von ihm Gift habe kaufen wollen, ihn (Jesaias) zu vergiften. Nun ereignete es sich hier in der Nähe, daß ein Sohn seinen Vater vergiftete. Als diese Neuigkeit gesprochen wurde, that Jesaias, um seinem Vater anzudeuten, daß ihm seine schändliche Absicht bekannt geworden, die Aeußerung: es sei wohl auch der Fall möglich, daß ein Vater seinen Sohn vergifte. Molebeledi verstand das, wüthete, sein Sohn wolle ihn einen Giftmischer nennen, und vertrieb Jesaias vom Kraale. Sein Eigenthum, bestehend in Korn, Fellen, Vieh und einem Gewehr, nahm er ihm ohne Weiteres ab. So kam er bloß und ledig hier an. Das hatte ihm seine Umkehr zum Herrn eingetragen. — Molebeledi ging noch weiter. Seiner (getauften) Frau

Sarah untersagte er das Gebet bei Tische und in seinem Hause, sowie den Besuch der Kirche. Auch die Kinder und jungen Leute, welche noch immer die Gottesdienste und zum Theil auch die Tagesschule besucht hatten, hielt er gewaltsam davon zurück, ja verbot ihnen, geistliche Gesänge auf seinem Kraale zu singen. Die nächste Folge davon war, daß heute den 6. September zwei Mädchen, Dortan und Mamoloi, — erstere ist eine Tochter Molebeledi's, — zu uns geflohen kamen.

Den 9. schon kehrte Molebeledi von Pretoria zurück und brachte von dem Eigenthümer des Platzes, auf welchem er wohnt, einen Brief mit dem Ansuchen, ich solle Molebeledi nicht hindern, seine Kinder wieder zu holen. Ich schickte die Antwort durch Jesaias zurück, damit dieser den Sachverhalt darlege. Man ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen, und stellte sich ganz auf die Seite des alten Heiden. Ich gab demselben die Mädchen zurück, nachdem er versprochen hatte, von seiner Grausamkeit gegen sie abzulassen. Ich hatte ihm nämlich gesagt, daß, wenn er mit seinen Plagereien fortführe, die Kinder in die Weite fliehen würden. Zwei Tage darauf kam schon der Bericht: Beide Mädchen hat Molebeledi an's Wagenrad binden und mit geflochtenen Ochsenriemen jämmerlich zerschlagen lassen. Dortan floh nach Modimulle zu ihren Verwandten, Mamoloi, noch Schulkind, blieb. — Kchoping, ein junger Bursche vom Kraal, hielt es nach diesen Ereignissen für besser, seine Bücher, deren eines er erst vor Kurzem bei mir für Korn kaufte, in den Moretele-Fluß zu werfen."

Seitdem sind keine Nachrichten mehr von der Umkehr des Unglücklichen eingetroffen. Es scheint also, daß ihm das Wort des Herrn ein Geruch des Todes zum Tode geworden sei. Gott erbarme sich seiner armen Seele!

Der Rückfall des Molebeledi vermochte das Evangelium auf Wallmannsthal in seinem Lauf nicht zu hemmen. Nachdem um die 12 Getauften, die zu der Gemeinde gehörten, bis zum Ende des Jahres 1869 sich an 160 Heiden bereits auf dem Stationslande seßhaft niedergelassen hatten, konnten von den letzteren am 20. Februar 1870 32 Seelen, darunter 12 Erwachsene, und unter diesen die Frau und die Mutter des Johannes Kekane und eine Frau von Molebeledi getauft werden, und das Evangelium leuchtete auf die etwa 3000 Heiden in der Umgegend, die vom Mittelpunkt der Station aus mit dem Lebenswort erreichbar waren, mit hellem Strahl hinaus.

Da wenige Wochen darauf Br. Grünberger von Wallmannsthal schied, um die Station Pretoria zu übernehmen, wollen wir,

ehe wir von ihm Abschied nehmen, zweier besonders gnädigen Bewahrungen gedenken, die er gerade um diese Zeit erfahren durfte.

Derselbe meldet unter dem 24. Januar 1870 folgendes:

„Donnerstag den 24. Januar. Heute Gott lob wieder angelangt. Kein Reisen ist ohn Ungemach, am allerwenigsten in Afrika. Auf der Hinreise nach Botshabelo mußte ich einen Tag vor dem angeschwollenen Flusse liegen, kam dann aber glücklich hindurch; schwerer aber war der Rückweg durch den Olifantsrevier. Als ich nämlich mitten im Flusse bin, wird mein Pferd von dem reißenden Strom umgerissen, und ich lag, so lang als ich war, im Wasser. Da viel Ueberlegung nicht möglich und auch nicht nöthig war, so schwamm ich denn ans andere Ufer; aber — wie groß war mein Schreck, als ich mein Pferd jenseits erblickte. Da in der menschenlosen Gegend nicht auf Hülfe zu rechnen war, so befahl ich Gott meine Seele, und sprang mit meinem durchnäßten Anzug wieder in den Fluß, um zurück zu schwimmen. Endlich kam ich auch, fast ganz erschöpft mit einem, an einer Klippe stark gequetschten angeschwollenen Knie drüben wieder an, und nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, dachte ich mein, am Ufer grasendes Pferd zu besteigen und schnell wieder zurück zu reiten. Indeß, mein Blaubock schien mit mir nicht eines Sinnes zu sein; denn als ich an ihn heran wollte, zog er es vor, allein zu laufen und mich etwa eine halbe Stunde nachhumpeln zu lassen. Doch ich kam in Botshabelo zum nicht geringen Schreck der lieben Geschwister glücklich wieder an, und konnte nach zwei Tagen liebevoller Pflege meine Heimreise nun mit besserem Erfolg antreten."

Kaum fünf Wochen später schreibt derselbe Bruder unter dem 27. Februar:

„Für eine besonders gnädige Bewahrung habe ich heute noch in später Abendstunde meinem Heilande danken können. Als ich nämlich in der Nähe meines Hühnerstalles vorbeigehe, höre ich, daß die Hühner schreien. Ich denke, es ist mein Hund, der Eier sucht, und schleiche mich deshalb leise heran, und suche ihn auf frischer That zu fangen, kann jedoch in der finsteren Nacht nichts wahrnehmen. Als indeß die Hühner noch fort schrieen, hole ich Licht und sehe zu meinem Schreck, daß gerade da, wo ich mit der Hand gesucht hatte, eine fast sieben Fuß lange Schlange liegt, die eben im Begriff ist, ein Huhn zu verzehren. Nach allgemeiner Aussage war es eine von der so giftigen Art, daß ihr Biß schon nach einigen Sekunden tödtlich wirkt. Ihr Huhn ist ihr indeß nicht gut bekommen, denn einige schwer verdauliche Pillen, die ich ihr eingab, haben ihre Wirkung nicht versagt, und ihrem Leben ein Ende gemacht!"

---

72. Br. Knothe auf Wallmannsthal.

Br. Grünberger hatte gerade ein Jahr lang auf Wallmannsthal gearbeitet. Es war wiederum März (1870), als die beiden Brüder Knothe und Grünberger, die bisher ihre Arbeit gemeinsam betrieben hatten, sich in dieselbe also theilten, daß der inzwischen ordinirte Br. Grünberger dem Br. Knothe die ganze Arbeit auf Wallmannsthal und dieser dem Br. Grünbegrer die ganze Arbeit auf Pretoria überließ (s. o.).

Br. Knothe befand sich unter seinen „Naturell-Kaffern" wie in seinem Elemente und griff das Werk mit neuer Frische an. Die Gottesdienste, zu welchen die von den Missionsfreunden des kleinen Sammlers geschenkte und in Wallmannsthal am 12. Juli 1871 mit Jubel begrüßte, und am 16. Juli feierlich eingeweihte, schöne Glocke einlud, belebte er durch das Psalmodiren, welches den Kaffern viel mehr zusagt, als das ihrer Nationalität fremde deutsche Choralsingen; beide, Heiden und Christen, besuchte er fleißig auf ihren Kraalen und es gelang ihm, gerade da, wo er zum ersten auf den größten Widerspruch stieß, die lieblichsten Früchte zu brechen. Am 1. Mai 1870 steckte er den Platz ab zu einem besonderen Dorf, das auf einem Hügel des Missionslandes erbaut werden sollte. Zur Schule wurden 34 Kinder gesammelt, und ein Gemeinderath von sechs Personen schlichtete auf Grund der erlassenen Platzgesetze alle bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten. Am 13. September 1870 zog Johannes Kekane mit seinem Volk von dem Nachbarplatz auf das Stationsland, und leistete fleißig und unentgeltlich die nöthigen Arbeiten, die zur Entwässerung eines Sumpfes auf der Station und zur Vollendung der Wasserschlot, so wie zur Herstellung der Baulichkeiten auf der Station erforderlich waren; denn die von Ameisen fast aufgefressene Wohnung des Br. Grünberger machte schon jetzt einen Neubau zur dringenden Nothwendigkeit.

Zwar sollte auch dieses neue Aufblühen der Station nicht ohne Anfechtungen von Seiten der Bauern bleiben. Bei Gelegenheit des Ueberfalls, den Br. Grünberger bald nach seinem Einzug auf Wallmannsthal zu bestehen hatte, sprach Br. Knothe das Verlangen aus, daß erst das in Aussicht stehende, ordentliche Kaffern-gesetz die Angelegenheiten der Farbigen endgültig ordnen möchte. Das Gesetz kam, aber in einer Gestalt, daß wenn es zur wirklichen Ausführung kam, unser gesammtes Missionswerk in Transvaal vernichtet war. Nur fünf farbige Familien sollten bei einem Weißen wohnen, die übrigen, wenn sie arbeitslos wären, unter die Bauern als Arbeiter vertheilt werden. Auf Wallmannsthal gedachte man das Gesetz auszuführen. Am Montag den 8. November 1870 erschien ein Commando von Bauern, den Commandant an der



Wallmannsthal.

Spitze, mit einer Instruction des Commandant-General Paul Krieger versehen, und begann, ohne weiter auf unsere Eigenthumsrechte als Besitzer von Wallmannsthal Rücksicht zu nehmen, unsere Stationsbewohner aufzuschreiben und als Dienstleute unter die umwohnenden Bauern zu vertheilen. Auf Knothes Einsprache erklärte der Feldkornet, er wolle ihm fünf Leute zuerkennen, die Uebrigen aber müßten bei anderen auf Arbeit gehen, weil sie früher auf Bauerngrund gewohnt hätten, also die umwohnenden Bauern gerechten Anspruch auf sie hätten. Die Frage Knothes, ob sie denn früher in contraktlichem Verhältniß gestanden hätten, mußte zwar verneint werden, aber es hieß, sie seien „regterlyk verdeeld" (gerichtlich vertheilt). Als die Leute sich weigerten, wurden sie zu 10, 6 und 5 Pf. Sterl. Strafe verurtheilt. Johannes, der Häuptling, zu 15 Pf. (100 Thaler), binnen zwölf Stunden zu zahlen.

Knothe konnte seine Stationsbewohner nur dadurch vor sofortiger Verhaftung schützen, daß er selbst sich persönlich als Bürgen stellte, um die Strafgelder nöthigenfalls zu entrichten. Seine energische Remonstration bei der Regierung hatte die Folge, daß die Sache ihre stillschweigende Erledigung fand. Das böse Gesetz aber wurde bereits nach Jahresfrist wieder abgeschafft.

Nun konnte das geistliche Leben sich mit doppelter Kraft entfalten; da die Farbigen sahen, daß ihr Lehrer mit Aufopferung der eigenen Person sich ihrer annahm, so schenkten sie seinen Worten desto festeres Vertrauen; und wir können uns daher nicht enthalten, etliche der lieblichen Früchte, die unsere Missionsarbeit auf Wallmannsthal zeitigen durfte, aus den Tagebüchern des Br. Knothe mitzutheilen.

Maoáche, eine Frau von Molebeledi's Kraal, wurde von dem Worte Gottes ergriffen. Ihr heidnischer Mann versuchte alles, sie zurückzuhalten von der Taufe, und wandte, als Worte nichts fruchteten, Schläge und Mißhandlungen an. Sie kam klagend zu Br. Knothe, welcher ihr antwortete: „Wenn du in's Feuer gerathen bist, wirst du dann auf deinen Mann oder sonst Jemand hören, der zu dir sagt: Bleibe? — Fühlst du das Feuer der Sünde in deinem Herzen, so flieh zum Herrn trotz aller derer, welche dich hindern wollen." Sie glaubte dem Wort und besuchte trotz aller wider sie angewandten Mißhandlungen den Taufunterricht.

Von Mabaleng, deralten Mutter des Häuptlings Johannes Kekane, berichtet Br. Knothe: „Sie macht mir eine rechte Freude. Einestheils fand ich, daß die Forderung des Herrn, umzukehren und zu werden wie die Kinder, bei ihr durch seine Gnade erfüllt ist, und daß sie in wahrer Buße und kindlichem Glauben steht. Anderentheils mußte ich das Eine wieder aufs Neue bewundern, wie doch der Geist Gottes ein solches in Finsterniß und Lügendiensten ergrautes Weib mit der wahrhaften Erkenntniß erleuchten,

und ein solches im Heidenthum versteinertes Herz beleben und umkehren kann.

Außer ihr sei noch Sone erwähnt. Dieser Mann machte mir, als ich ihn reichlich vor einem und einem halben Jahr zum ersten Male sah, wegen seiner heidnischen Wildheit und Rohheit einen recht widerlichen Eindruck. Jetzt ist sein Wesen ein anderes, und als ich nun mit ihm von der großen Barmherzigkeit sprach, welche der Herr an ihm erwiesen, und von der noch größeren Gnade, die ihm durch die heilige Taufe zu Theil werden sollte, da konnte der sonst so feste Mann seine Herzensrührung nicht mehr vor mir verbergen. Ich sah Thränen in seinen Augen. Ich lege kein Gewicht auf dergleichen Gefühlsäußerungen, doch diese Thränen haben mich erfreut." —

Unter dem 24. Mai 1870 schreibt Br. Knothe:

Heute kam Motse, eine Katechumenin hier an, und erklärte, sie könne es auf dem Kraal nicht mehr aushalten, da man sie hartnäckig und gewaltsam vom Worte Gottes abhalte, und regelmäßig des Sonntags zur Arbeit zwinge: sie wollte nun bei ihrem Schwiegersohn und bei ihrer Tochter auf der Station wohnen. Auch erzählte sie, daß Matlala am vergangenen Sonntag von den Ihrigen furchtbar sei geschlagen worden, weil man sie zwingen wollte, einen Polygamisten zu nehmen. Sie hat sich jedoch standhaft geweigert. Jener Kraal ist ein rechter Sammelort von Ungläubigen.

Den 27. Mai. Als ich aus der Schule kam, fand ich den alten Khalo, das Haupt jenes mehrerwähnten, benachbarten Heidenkraals, vor der Thür des Hauses sitzend. Motse ist eine seiner Frauen. Er kam jedoch nicht, seine Frau wieder zu rufen, sondern erklärte im Gegentheil, es sei ihm nichts an ihr gelegen, da sie nun doch einmal dem „Worte" nachlaufe, er wolle nur ihr Kind holen, das brauche er. Als ich ihn fragte, wozu er es brauche, sagte er: Sie muß mir Trinkwasser schöpfen, wenn ich durstig bin. Daß er sie nur haben wollte, um Vieh mit ihr zu erkaufen, wollte er mir nicht ins Gesicht sagen. Da die Frau ihm freiwillig das Töchterlein abgab, mengte ich mich nicht weiter in die Sache, und der alte schreckliche Heide nahm das zitternde, weinende Mädchen auf den Rücken und ging heim. Da ich nachträglich erfuhr, daß er kein Recht auf das Kind hat, indem er die Mutter desselben nicht für Vieh gekauft hat, wird er es bald wieder ausliefern müssen. Denn in diesem Falle gehören nach Bassutorecht bei der Scheidung die Kinder der Frau zu und nicht dem Manne.

Am Nachmittag begab ich mich zu seinem Kraale. Schrecken erfaßte den Alten, als er mich erblickte, denn er meinte nichts anders, als daß ich gekommen sei, ihm seinen Raub wieder abzunehmen. Allein ich war gegangen, nach Matlala zu sehen. Da

ich sie nicht daheim fand, führte mich ein Katechumene, welcher daselbst arbeitete, auf das Feld ihrer Mutter. Ich fand Mutter und Tochter beim Korndreschen. Mit einem Schrei des Entsetzens floh die Alte davon und rief: Warum willst du mich schlagen! Ich beruhigte sie und hörte nun von Matlala, daß man sie seit Sonntag, wo sie sich trotz der Schläge geweigert hatte, an jenen Polygamisten sich verkaufen zu lassen, nun mit der Sache in Ruhe lasse. Während des Gesprächs faßte die Mutter wieder Muth, begann nun aber, ihrem Zorn in einer Fluth fast unverständlicher Laute Luft zu machen. Alle Kinder hätten ihr die Bauern abgenommen, nun nähme ich ihr letztes noch von ihr. Auf mein Wort höre ihr Kind, nicht auf das ihre; sie habe ihren Handel mit M., jenem Polygamisten, zu nichte gemacht. Ihr leibhaftiges Kind nehme ich ihr ab, mein Kind sei Matlala, nicht ihr Kind, und das alles thäte ich durch das „Wort.“ Jeder Versuch von meiner Seite, sie zurecht zu bringen, erhöhte nur ihre Wuth, und sie war zuletzt ihrer selbst nicht mehr mächtig. Ich verließ sie deshalb mit den Worten: Mutter Matlala's, ich hoffe, daß du einst noch freundlich mit mir sprechen, und daß du deinem Kinde auf dem Wege der Wahrheit nachfolgen wirst!

Auf dem Rückwege bekam ich manch höhnisches Heidengesicht zu sehen. Als ich bei dem Felde jenes Zauberers vorüberkam, welcher aus Aerger über das Beten Johannes Kraal verlassen hat, grüßte dieser und fragte neugierig, wo ich herkomme. Ich näherte mich und fand ihn mit seiner Frau beim Aufspeichern des abgeernteten Korns beschäftigt. Als ich ihnen mein Bedauern ausgesprochen hatte, daß sie sich so muthwillig selbst ihres Heils verlustig machten, welches der Herr ihnen zugedacht habe, war die Antwort des Mannes: Ja wir selbst, wir allein, thun das und fügen uns das Unheil nach eigenem Willen zu. Diese trotzigen und mit fester Ruhe gesprochenen Worte begleitete die dabei stehende Frau mit einem teuflisch höhnischen Lächeln, das noch mehr sagte, als die Worte ihres Mannes. — Doch es ist noch nicht aller Tage Abend, und der Herr will sich auch die Starken zum Raube nehmen!“

Ein Jahr und wenige Monate waren vergangen, da konnte Br. Knothe die Erfüllung von dem, was er im Glauben gesprochen, mit Augen sehen. Er schreibt unter dem 9. August 1871: Ich finde, nach Hause zurückkehrend, zwei alte Frauen vor meiner Hausthür knieend. Sie meldeten sich beide als Katechumenen. Eine derselben ist die Mutter Matlala's von Khalo's Kraal, dieselbe, mit welcher ich vor'm Jahre einen so harten Strauß zu bestehen hatte wegen ihrer Tochter, welche sie durch Peinigungen hatte zwingen wollen, sich an einen Polygamisten verheirathen zu lassen. Ich fand damals, als ich bei ihrer Tenne mit der Alten sprach, einen Ausbund von Bosheit und Frechheit in ihr. Ihre Tochter

ist nun seit Kurzem an einen hiesigen Christen verheirathet, seit welcher Zeit sich die Alte hier aufhält, um bei der häuslichen Einrichtung der Tochter zu helfen. — Als ich verwundert fragte: Du willst eine Gläubige werden? schämte sie sich und versicherte, daß sie damals weder mich noch Gottes Wort gekannt habe, jetzt aber, seit sie dasselbe höre, davon ergriffen sei und es sehr lieb habe.

Sie bat mich, ich möge sie nun „schreiben," was soviel heißt, als: ihren Namen in das Katechumenen-Register eintragen, welcher Act von den Leuten für sehr wichtig gehalten wird. Ich aber lud sie ein, nur fleißig Predigt und Unterricht zu benutzen, und befände ich, daß sie auch später, wenn sie wieder auf ihren Kraal zurückgekehrt sei, treu bliebe, so wolle ich sie „schreiben."

Eine frühere Klaßgängerin Sebine kam nach längerer Abwesenheit, um die Wiederaufnahme in den Taufunterricht zu erbitten. „Meine Angehörigen, sprach sie, haben mich verführt, daß ich fortgeblieben bin. Doch damit bin ich nicht entschuldigt, sondern ich habe gesündigt. Jetzt aber fühle ich mich wie eine Ausgestoßene; ich gehe umher, als wäre ich kein Mensch!"

Lieblich ist es auch, was unsere Brüder von dem blinden

Mokhina

berichten:

Im Januar 1870 wurde bei dem Hause des Missionars ein blinder Mann von seinem Weibe vorbeigeführt. Seine Mitleid erregende Erscheinung veranlaßte den Bruder Grünberger, ihn heranzurufen, daß er ihm seine Geschichte erzähle. Unser Bruder forderte ihn auf, er sei auch ein Doctor, der Blinde möchte doch auf einige Wochen zu ihm in sein Haus kommen, vielleicht würde er dann wieder ein wenig sehen lernen.

Am 1. Februar kam er denn auch wirklich an, von seinen zwei Kleinen geführt, und bat um Medicin für seine Augen. Br. Grünberger sagte ihm, er möchte doch bis über Sonntag warten, und erzählte ihm von dem, der allein ihn sehend machen könne, und ermahnte ihn zum Gebet. So fand er sich denn auch am Sonntage zur Predigt ein, der er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. Als etliche der Getauften dann in ihrem neuen Testament lasen, da kam er begierig heran, und lauschte, wie ein Kind. Am Montage verabschiedete er sich lebhaft dankend.

Am Dienstag den 1. März ganz in aller Frühe, vor Sonnenaufgang, war er wieder auf der Station, doch diesmal nicht, um Medicin zu erbitten, sondern, um Gottes Wort zu hören. „Lehrer," sprach er, „mein Herz brennt. Ich will lernen, denn ich will selig werden." Er klagte zugleich, er wäre so gern schon früher gekommen, aber seine Frau habe ihn nicht herleiten wollen, dies auch den Kindern verboten, weil sie fürchte, er werde dann auch

gläubig werden. Nun aber sei ein anderer Mann dieses Weges gegangen, der habe ihn mitgenommen. „Und so will ich heute," fuhr er fort, „den ganzen Tag bei dir bleiben; gieb mir ein Buch, denn ich muß lesen lernen, damit ich auch in den Himmel komme!"

„Jantje! Lesen kannst du nicht lernen, denn du kannst nicht sehen, und zum Lesen muß man sehen können. Aber ich will dir alles erzählen, was du wissen und glauben mußt, um selig zu werden!"

„Nein Lehrer, ich muß lesen können, Blinde können auch lesen, gieb mir nur ein Buch her, du sollst sehen, ich kann schon etwas."

Bruder Grünberger gab ihm also ein Buch, schlug eine Seite auf, die leer war, und sprach: Jantje, nun lies!"

Er nahm das Buch und fing an: a, b, d, c, h und so fort, und nichts half, ihm zu bedeuten, daß das nicht Lesen sei. Endlich aber, als Bruder Grünberger ihm klar machte, daß das Wort Gottes selig mache, aber auf zwei Wegen ins Herz käme, beim einen durch die Augen, beim anderen durch die Ohren, da begann er endlich zuzustimmen, und fand sich seitdem fast regelmäßig, von seiner etwa zwei Stunden weiten Wohnung zum Gottesdienst und Unterricht auf der Station ein.

Am 24. April brachte er noch einen anderen Mann seines Kraals mit, und stellte ihn dem Bruder Knothe mit den Worten vor: „Auch dieser will nun die Geschichten des Herrn hören und glauben." — Nach vollendetem Gottesdienste brachte er den Mann wieder und sagte, derselbe begehre den Herrn zu sehen — nämlich aus der Schnorrschen Bilderbibel. Bruder Knothe hatte nämlich an den Feiertagen den Leuten die Bilder aus der Leidens- und Auferstehungsgeschichte gezeigt. Als er nun auch dem neuen Gast seinen Wunsch erfüllte, stand Mokhina dabei, und indem er mit seinen blinden Augen die Bilder ansah, erklärte er, sobald er erfahren, was jedes vorstellte, dieselben seinem Freunde; und seine Freude war groß, als dieser ihn versicherte, ganz so, wie er es erzählte, sei es auf dem Bilde zu sehen. „Siehst du," sprach er wiederholt, „du erblickst den Glanz (das Bild), ich aber kenne nur die Geschichte!" — Und doch, fügt Br. Knothe hinzu, war eigentlich das Umgekehrte der Fall! wie sich dies bald zeigte.

Denn am 21. Mai kam der Blinde wieder, geleitet durch sein Kind, zum Gottesdienste. Er erzählte dem Bruder Knothe, daß sein Feld durch die Heuschrecken verheert worden sei, während die heidnischen Bewohner verschont geblieben waren. Die Heiden haben ihn ausgelacht und dazu gesagt, dies sei eine Strafe dafür, daß er ihre Zaubermedicin verachte. Aber während sein Begleiter von neulich, eingeschüchtert durch die Drohungen seiner Frau, welche ihn zu verlassen drohte, wenn er gläubig würde, das Wiederkehren versäumte, ließ sich der Blinde durch den Hohn der Heiden nicht

zurückhalten, derselbe kam ihm lächerlich vor, denn das Wort hatte schon zu fest in seinem Herzen Wurzel gefaßt. Bruder Knothe aber beschloß, den Blinden doch einmal auf seinem Kraal, dessen Häuptling Lefako, des Blinden Bruder, ist, aufzusuchen. Hören wir seinen eigenen Bericht:

„Montag den 8. August machte ich mich los, um auf Johannes Pferde zu Lefako's Kraal an Aaprivier zu reiten. Noch nicht weit von Hause stürzte das Pferd auf gleichem Boden sich, wie ich denke, absichtlich nieder nach vorn auf den Kopf. Es hatte wohl keine Lust, eine Last zu tragen. Als ich über den Kopf glitt, gab es noch einen tüchtigen Ruck, so daß ich mit Gewalt zu Boden fiel. Leider konnte ich den linken Fuß nicht schnell aus dem Steigbügel bekommen, und so sprang das abscheuliche Thier in großen Sätzen rücklings, mich immer auf dem Boden hinschleifend. Ich hatte kaum noch Hoffnung, mit dem Leben davon zu kommen. Da glitt mein Fuß aus dem Eisen, und ich lag nun längere Zeit am Boden, da ich kein Glied rühren konnte. Da das reiterlose Thier wie toll umhertrabte, sahen mich etliche Männer vom Kraale aus und kamen — mir noch zu schnell — das Pferd einzufangen. Es gehörte wahrlich Ueberwindung dazu, wieder aufzusteigen, nicht nur weil ich ganz zerschlagen war, sondern auch weil das wohl unverbesserliche Kafferpferd leicht wieder seine gewohnten Tänze beginnen konnte. Die Leute verstehen eben nicht ein Pferd zu behandeln. Der Herr half, daß ich trotz der Schmerzen im Kreuz, an Kopf und Arme den Ritt aushielt. Lefako's Kraal hat 20 bis 30 Hütten und zeichnet sich durch Sauberkeit vor anderen Bassuto-Kraalen aus. Mokhina, den Blinden, der mir zu Fuß vorausgegangen war, fand ich mit seinem Bruder, dem Häuptlinge auf dem Kchoro. Er erzählte mir betrübt, daß vergangene Nacht eine Frau des Kraales gestorben sei, weshalb fast alle Männer aus seien, die Trauerbotschaft umherzutragen. In Lefako lernte ich einen gutmüthigen alten Mann kennen, der aber fleißig Dacha rauchte. Nachdem ich die einzelnen Höfe besucht und mit den Leuten gesprochen hatte, kam ich zuletzt zu Mokhina's Hofe, wo sich eine Schaar meist alter, gebrechlicher Frauen versammelte. Ich merkte bald, daß es Mokhina's Schülerinnen waren, die sich immer gern von ihm aus Gottes Wort belehren lassen. Auch Mokhina's alte Mutter saß andächtig da. Ich erzählte ihnen von verschiedenen alten Leuten ihres Volks, die sich zum Herrn bekehrt haben. Als ich Mokhina's Mutter besonders ermahnte, sie solle sich doch ja ihrem Sohne anschließen und mit ihm gehen auf dem Wege des Lebens, da er, obschon blind, doch sehend sei durch das Licht des Evangelii, sagte sie: „Ich höre gern von ihm „das Wort," und will ihm folgen — ach daß ich doch so alt und krüpplich bin, daß ich den Weg zur Kirche nicht mit ihm machen kann!" Nach einem für mich recht angenehm und

auch, Gott gebe es, nicht ohne Segen für die um mich Versammelten verbrachten Stündchen, ermahnte ich sie noch, sie möchten sich zusammenthun und, nach den Ungläubigen nichts fragend, in der Stille den Herrn ihren Heiland suchen, so würden sie nach der Nacht bald die Morgendämmerung und dann die helle Sonne sehen. Sie versprachen es."

So hat der Blinde nicht blos selbst den Weg zum Leben gefunden, sondern ist bereits für seine sehenden Landsleute Brücke und Wegweiser geworden. Er hat seitdem fortdauernd Treue gehalten, und ist am 6. Januar 1871 als ein „Matthäus" durch die heilige Taufe der Gemeinde der Heiligen einverleibt worden.

Späterhin zog er mit Weib und Kind auf die Station. Es war für ihn zu schwer, den weiten Weg zum Gotteshause zu machen, zu welchem auch bisweilen ein Führer sich nicht finden wollte. Er gab also sein Volk dran und zog zu Gottes Wort. Seine alte Mutter war glücklich, daß sie jetzt „beim Wort" sein könne, und seine Frau, die sonst so bitterböse war, wurde nun eine andächtige fleißige Schülerin.

Ein besonderer Lichtblick im Leben der Station Wallmannsthal war das Pfingstfest 1872, an welchem Br. Knothe vier Heiden taufen konnte. Unter diesen war auch ein mächtiger Häuptling, Sohn des uns bereits wohlbekannten Lekalekale. Derselbe hieß früher Madjasala d. i. zu deutsch „Nimmersatt". Jetzt heißt er Lazarus, denn er hat sich gesättigt an den Brosamen des reichen Jesus und ist eben durch sein Sattwerden nur noch hungriger geworden nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Eine Gesandschaft, die ihn zu seinem Volke heimrufen wollte, damit er dort, großjährig geworden, in die Rechte und den Viehbesitz seiner Häuptlingschaft eintrete, wies er kurzweg ab. Er wollte lieber seine Häuptlingsehre und den großen Viehbesitz darangeben, als sich in die Versuchung begeben, die die Umgebung seiner Verwandten und seiner heidnischen Landsleute für ihn mitbringen würde. Möge es dem Herrn gefallen, ihn treu zu erhalten, und so zu festigen im Glauben, daß er einst, stark geworden, seinen Landsleuten selbst ein Verkündiger des ewigen Lebens werde.

Köstliche Tage der Erquickung waren für unseren Br. Knothe auch die Tage der Conferenz vom 11. bis 16. Juni 1872. Zwanzig Erwachsene und sechzehn Kinder tagelang satt zu machen und unterzubringen, vor der Aufgabe möchte manche Hausfrau in Europa zurückschrecken. Aber in Afrika geht man unverfroren daran — und es geht. Und in dem brüderlichen Beisammensein hat man so viel Trost und Erquickung für seine monatlange Einsamkeit, daß man auch von der Erinnerung gern zehrt.

Gerade diese Conferenz aber brachte für Wallmannsthal ein Ereigniß mit sich, das für die Entwickelung unserer gesammten Transvaal-Mission von großer Bedeutung ist. Der erste Nationalhelfer legte vor versammelter Synode sein ordentliches Examen ab, und wurde geprüft, um später ein Schullehrer und Evangelist zu sein unter seinem Volke. Es war der längst als treu erprobte Josef Kchochoentso, der den versammelten Brüdern durch ein wohlbestandenes Examen den Beweis lieferte, daß es den Bassuto durchaus nicht an natürlichen Gaben und Anlagen fehlt. Josef ist dann vielfach thätig gewesen, sowohl in der Schule, als auch auf Evangelisten-Reisen unter seinem Volk.

Da er über seine Evangelistenreisen auch ein Tagebuch führt, so geben wir aus demselben die nachstehende Probe:

„Den 23. Juni 1872. Am Sonntag ging ich nach Rampharafara (i. e. Ntsaupe's Kraalen) und kam zum Kraale der Bakopa. Daselbst traf ich einen Greis an, mit welchem ich sprach. Er: Feiert ihr denn heut den Sonntag? Ich: Ja; feiert ihr ihn denn nicht? Er: Wir kennen ihn nicht. Ich: Vielleicht meint ihr, er sei nur für die Weißen da. Er: Ja. Nun begann ich ihm zu sagen von der Sonne: Geht sie denn nur für die Weißen auf? Er: Nein. Ich: Also gehört der Sonntag auch allen Menschen. Darauf sprach ich noch lange Zeit mit ihm. Zuletzt sagte er: Dieses Wort ist vorhanden (d. h. ist Wahrheit), allein es ist durch euch gekommen (er rechnete Josef mit zu den Weißen, Civilisirten). Ich: Aber alles Mögliche ist doch durch uns zu euch gekommen, als Decken, Kleider, Perlen, Gewehre; — verschmäht ihr denn das deshalb? Er: Nein, wir verschmähen es nicht, wir lieben es. Ich: So verschmäht ihr also Gottes Wort (nicht nur, weil es durch uns kommt). Er: Ja, mein Sohn, du redest wahr.

7. Juli. Ich ging nach Rampharafara, und zwar zum Häuptlingskraal. Vor demselben traf ich drei junge Leute stehend und unterredete mich mit ihnen. Es geschahe, als ich noch mit ihnen sprach, sagte einer derselben: Ich möchte wohl glauben, doch bitte, sage mir, ich will erst noch zwei Frauen nehmen und dann lernen; wie wäre das? (natürlich Spott). Ich: Gäbe dir dein Hauptling viele Ochsen und spräche: Schlachte sie, darnach werde ich dich todtschlagen; was würdest du wohl thun? Er: Ich würde mich weigern. Ich: Also auch du, wenn du so thätest, erwähltest du dir selbst das Verderben. Er schwieg darauf.

Wieder auf einem andern Kraale setzte ich mich zu einem Mann, der einen Kornkorb flocht. Bald kamen noch Mehrere. Einer von ihnen verwunderte sich fortwährend, als ich sprach. Als ich ging, folgte er mir nach, ging mit mir und forschte nach dem Worte. Auch sagte er: Selbst in der Nacht, wenn ich schlafe, erschrickt mich dies Wort, ich sehe, es ist die Wahrheit. Auch jetzt

ist mein Herz erschrocken und aufgewacht. Ich: Es ist Gott, der dich aufweckt, damit du dein Heil suchest: verwirf das Wort nicht, welches dich erschreckt.

Den 3. September. Ein Anderer sagte: Bei Moschoeschoe haben sie den Glauben weggeworfen. Wieder ein Anderer: Auch diese werden ihn wegwerfen. Ich: Auch ihr werdet glauben. Jene, lachend: Werdet ihr uns denn dazu zwingen? Ich: Mit nichten, aber es ist dies die Weise Gottes: Wenn welche abfallen, bringt er wieder andere hinein (an ihre Stelle). — Nachdem ich noch lange mit ihnen gesprochen hatte, erwiderte mir einer: Wenn du also sprichst, so werdet auch ihr verderben sammt uns und der Welt, du, der du sagst, wir seien verderbt. Ich: Wie, wenn du dein Korn gesäet hast, wirst du es sammt der Spreu verderben? Er: Sind wir denn Spreu? Ich: Gottes Wort sagt also. Von hier ab begann er auf meiner Seite zu stehen."

Die vorstehend mitgetheilten Spezialzüge mögen genügen, um einen Einblick in das reichgesegnete Arbeitsfeld zu eröffnen, welches der Herr sich in Wallmannsthal bereitet hatte. Von etwa 200 farbigen Platzbewohnern waren am Schluß des Jahres 1872 89 Seelen getauft, und über 60 Taufbegehrende genossen den Taufunterricht, während der treue Joseph Kchochoentso nicht blos als wackerer Evangelist unter den Heiden, sondern auch als sehr tüchtiger Schulmeister in seiner Schule sich bewährte.

Aber mitten in dieses köstliche Gotteswerk fuhr gegen das Ende des Jahres 1873 ein Schlag, eben so heftig, aber noch weit herber, als der Abfall des armen Johannes Dinkoanyane in Botshabelo.

---

73. Abfall von Johannes Kekane. Aufblühen der Station.

Schon seit einiger Zeit schien es dem Br. Knothe, als ginge ein finsterer Geist durch die Gemeinde. Zwar an Etlichen derselben hatte er seine große Freude, indem er sichtlich wahrnehmen konnte, daß der Geist Gottes seine umbildende Macht stetig in ihnen übte. Auch hatte Br. Knothe 1871 die Freude, den Jesaias, Molebeledi's Sohn, den er wegen schwerer Sünden früher hatte aus der Gemeinde ausscheiden müssen, nach bezeugter herzlicher Reue wieder aufnehmen zu können. Auch die Platzgesetze, die Br. Knothe im Jahre 1872 (ganz ähnlich denen von Botshabelo) einführte, wurden willig und gern, von Etlichen mit großer Freude aufgenommen und eingeführt, und mit ihnen

der Zehnte, sowie die zu leistenden Arbeiten für Kirche und Platz geordnet.

Aber bereits bei dieser Gelegenheit machte sich eine Art Opposition geltend, welche Br. Knothe erkennen ließ, daß er es auf seiner Station nicht mit willigen und gefügigen Bassuto, sondern mit harten Matebelen, nicht mit dankbaren Märtyrern, sondern mit ungeprüften Heidenchristen und Heiden zu thun habe. Namentlich wollten etliche aus der Familie des Häuptlings Jan Kekane bereits um ihrer Geburt willen eine Aeltestenstellung einnehmen, trotzdem sie noch Heiden waren, und die alten Herrschergelüste machten sich geltend. Doch ließ sich das alles noch beschwichtigen, die Gesetze wurden eingeführt, und im Ganzen und Großen willig und ordentlich gehandhabt.

Aber Johannes Kekane selbst, der Häuptling, gab je länger je mehr Grund zu Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit. Schon bei Gelegenheit des Hausbaues hatte er, wie später kund wurde, allerlei Mißverständnisse wissentlich erregt. Später tauchte eine Streitfrage, wie die in der corinthischen Gemeinde auf, in Betreff des Haarbeschneidens, ob man dies nach alter conservativ-heidnischer Weise thun, oder ob man das Haar auf dem ganzen Kopf wachsen lassen sollte. In dem hierob bis zur Leidenschaftlichkeit entflammten Streit trat Kekane auf die Seite der Conservativen, die mit der heidnischen Haartracht insgeheim etwas Heidenthum conserviren wollten. Später wurde sein Benehmen immer zweideutiger, und es tauchte in Br. Knothe der Verdacht auf, daß er mit dem Gedanken umgehe, von der Station mit seinem ganzen Anhange fortzuziehen, um draußen eine freiere, selbstständigere Stellung einnehmen zu können. Zwar heuchelte er noch immer, so daß wohl Jahr und Tag verging, ehe Knothe zur Gewißheit über ihn kam, aber endlich brach das Wetter mit einem solchen heftigen Ungestüm herein, daß unseres lieben Bruders Knothe Glaubenskraft fast nicht ausgereicht hätte, um das Furchtbare zu ertragen.

Br. Knothe hatte unter seinen Schulmädchen eine besonders Begabte und in Gottes Wort gegründete, namens Mantschele, die er zu Ostern 1873 zu taufen gedachte. Dieser bediente sich Kekane zur Ausführung seines teuflischen Planes. Er zog sie zu sich heran, und redete ihr allerlei schmutzige Dinge vor, hielt sie Tag und Nacht wie auf der Folter, und wollte sie endlich zwingen, zu einem ganz abscheulichen Lügengewebe in Betreff des Br. Knothe „Ja" zu sagen. Drei Tage lang weigerte sich das Mädchen, da sie von dem Allen nichts wisse. Allein man ließ sie selbst des Nachts nicht schlafen, so daß sie völlig verwirrt wurde; man sagte ihr, selbst wenn sie nein sage, so sei es dennoch ja, Knothe selbst habe schon zugestimmt, und sage sie auch ja, so

sei damit die ganze Sache aus. Endlich nahm Kekane ihre Hand mit Gewalt, und nöthigte sie, das furchtbare „Ja" unter eine satanisch erdachte Lügenschrift zu schreiben.

Bald darauf kam das Mädchen in großer Angst zu Knothe und bekannte alles Geschehene, und wie sie sich des Zudringens hätte entledigen wollen durch das unheilvolle Ja. Knothe betete mit ihr und ließ sofort Jan Kekane kommen. Mantschele erklärte ihm dasselbe, was sie Knothe gesagt, in's Angesicht. Da war es, als ob der Satan den armen Jan Kekane gepackt hätte. Er redete sie kreuz und quer an, stierte sie an, setzte sich vor sie; doch sie blieb dabei, „Nichts habe ich gesagt, nur das Ja habe ich geschrieben, und leider zu lauter Lügen." Inzwischen triumphirte Jan über das erlangte Ja, und brachte selbst fromme Leute, auch unsern lieben Joseph Kchochoentso, damit so in Verwirrung, daß er, wenngleich in tiefem Wehe, dem Lügengewebe Glauben schenkte.

Unser armer Br. Knothe hatte entsetzliche Stunden auszustehen. Seine Frau war kurz zuvor eines Töchterleins genesen, und so konnte er selbst dieses einzigen Zuspruchs in seiner Einsamkeit nicht sich getrösten. Das Eine war ihm klar, die strengste Untersuchung mußte ungesäumt, und zwar durch einen Dritten, angestellt werden. Er schrieb sofort an Merensky, welcher auch ungesäumt trotz des heftigen Regens eintraf, auch Sachse und Grünberger wurden gerufen. Merensky hatte klüglicher Weise etliche seiner weisesten Bassuto-Räthe mitgebracht, die die Schliche ihrer Landsleute kennen und aufzudecken wissen. Merensky berief eine allgemeine Volksversammlung, so schrecklich dies für unsern Knothe war. Doch dieser befahl Alles in Gottes Hand, und betheiligte sich nicht weiter an den Verhandlungen. Diese, mit großer Umsicht und Weisheit geführt, hatten einen vollständigen Erfolg. Das ganze nichtswürdige Lügengewebe wurde sonnenklar aufgedeckt. Jan, nebst einem seiner Helfer wurden des Platzes verwiesen. Die meisten Heiden und auch einige Christen seines Anhanges folgten ihm, so daß die Station mehr als die Hälfte ihrer Bewohner verlor. Knothe sah sie mit Schmerz dem Evangelio den Rücken kehren, aber die Gemeinde war gesäubert. Der zurückbleibende Rest bemühte sich nach Kräften, dem geliebten Lehrer doppelte Liebe und Vertrauen zu erweisen, der liebe Joseph Kchochoentso war außer sich vor Schmerz, daß er sich habe können bethören lassen.

Wenige Tage darauf traf Knothe mit dem armen Jan zusammen. Demselben liefen die Thränen über die Backen; die Brüder Grünberger und Döhne, die mit ihm sprachen, bekamen den Eindruck, daß er noch nicht völlig aufzugeben sei. Aber inzwischen ergab er sich dem Bier und Branntwein. Nach einigen

Tagen kam er zu Knothe um Vergebung, — aber nur, weil er nicht im Streit von Wallmannsthal fortgehen wolle.

Späterhin wurde es offenbar, daß er auch mit den Botshabelo'schen und dem Maubane (Häuptling der Bassuto auf Sachse's Station) und mit Mokopan (einem Häuptling auf der Station des Hermannsburger Br. Backeberg) conspirirt hatte, und daß die Auflehnung, resp. das Fortziehen der betreffenden Massen von den gedachten Stationen nach einem gemeinsamen Plane sich vollzog.

Der arme Johannes ist darüber immer tiefer gesunken. Zwar heuchelte er bisweilen Reue, besuchte Knothe, weinte bei ihm heiße Thränen, sprach vom Wiederkehren, aber das Alles war bewußte Heuchelei; er benutzte seine Besuche dazu, die Zurückgebliebenen aus seinem Volke hinter dem Rücken des Missionars aufzuwiegeln und zum Fortziehen zu bewegen.

Um sein Ansehen zu befestigen, und die Leute desto eher an sich zu fesseln, knüpfte er Unterhandlungen mit den englischen Methodisten an, die auch wirklich einen Missionar zu ihm entsandten. Derselbe durchschaute jedoch sehr bald das Lügengewebe, mit welchem sie ihn zu täuschen und die lockenden Versprechungen, mit denen sie ihn zu gewinnen versuchten, und ging seiner Wege. Als dieser Plan misglückt war, heuchelte Jan die Absicht, zurückzukehren nach Wallmannsthal, log den Leuten vor, Knothe habe ihn zurückgerufen, und log Knothe vor, seine Leute wollten zurück; das alles waren aber schließlich nur Intriguen, durch welche er erkennen wollte, auf welche seiner Leute er sich verlassen könne.

Ueber das Alles verließen ihn alle Ernsteren seiner Leute, und kehrten, etwa zum dritten Theil ihrer Gesammtzahl, reumüthig nach Wallmannsthal zurück. Von einem Mann, Makopane, der bei Jan zu bleiben vorzog, trennte sich seine Frau, seine Mutter und seine Stieftochter, weil sie lieber beim Worte Gottes in Wallmannsthal, als unter den Heiden wohnen wollten.

Der arme Johannes Kekane hatte sich völlig verrechnet. Er glaubte, fern vom Einfluß des Missionars ein angesehener Capitän sein zu können, dessen Herrschaft alle auf Wallmannsthal gesammelten Christen gern sich fügen würden, und nun in Wirklichkeit ergab es sich, daß nur ein ganz unbedeutender Theil seines Volkes ihm gefolgt war, und auch dieser unter einander und mit ihrem Capitän unzufrieden und uneinig über den Ort, wo sie wohnen sollten, da auf Gouvernementsgrund ihres Bleibens nicht war, und bei Mabotsa, woselbst sie zuerst sich niederließen, bald der Hunger sich einstellte. Höchst unglücklich hierüber ergab sich Jan dem Branntwein, mishandelte seine fromme Frau, um sie zu zwingen, daß sie mit Zurücklassung ihrer Kinder von ihm fliehe — was er aber nicht erreichte — er versank ganz in Hoffahrt, Verlogenheit, Heuchelei und Völlerei und nahm zuletzt seine Zuflucht zu den

Diamantenfeldern. Hernach soll er noch einmal Reue gezeigt, und Rückkehr nach Wallmannsthal begehrt haben, aber wer mag nach so viel teuflischer Verlogenheit diesem Manne noch trauen?

Von den Getauften seines Volkes sind, wie schon bemerkt, etwa ein Drittheil wieder nach Wallmannsthal zurückgekehrt, und dieselben schließen sich nun um so enger um das Wort Gottes, so daß durch den Weggang der Aufwiegler die Ruhe und der Friede der Station in gedoppeltem Maße eingekehrt ist. Knothe aber schaffte von jetzt ab die bisherige Ordnung, wonach die Häuptlinge ihre angestammten Häuptlingsrechte über die Leute ihres Volkes ausübten, ein für allemal ab, und beräth und beschließt alle Gemeindeangelegenheiten mit der Gesammtzahl der männlichen Communikanten.

Die letzten Nachrichten von Johannes lauten dahin, daß er von den Diamantenfeldern zurückgekehrt, wieder auf einem Platze wohnt. Die Zahl der Getauften seines Volkes ist auf 15 Häupter herabgesunken, die ein Mr. Meavind mit der Kindertaufe versieht. Die bisweilen von ihm verlautbarten Zeichen von Reue und Umkehr haben sich nicht bewährt, so daß für ihn wenig Hoffnung ist, denn er ist ein zwiefach Erstorbener. Doch ist es ja die Weise der Liebe, auch da noch zu hoffen, wo nichts zu hoffen ist.

Nach dem Abzuge von Johannes Kekane war es, als ob die Luft auf Wallmannsthal durch ein Gewitter gereinigt wäre. Freilich war ja die Zahl der Getauften von 89 auf 65 herabgesunken. Auch machte sich das Fehlen eines angestammten Häuptlings in dem Volk der Farbigen bald sehr fühlbar, besonders darin, daß unter den Gemeindegliedern gleichsam das gemeinsame nationale Bindeglied fehlte, und sie sich deshalb öfters entzweiten, auch den Anordnungen der vorgesetzten Beamten in äußeren Dingen nicht so leicht und unmittelbar Folge leisteten, wie jeder Kaffer dies seinem Häuptling gegenüber gewohnt ist. Nach dieser Seite erwuchsen der Predigt des Wortes und der Arbeit des heiligen Geistes neue Aufgaben. Allein dasselbe hat Verheißung und Kraft auch für solche.

Der Ausfall an Stationsbewohnern wurde zunächst viel eher und reichlicher ersetzt, als man hatte ahnen können.

Unweit Wallmannsthal wohnte auf Bauerngrunde der Matebelen-Häuptling Selape oder Selampo, dessen Unterhäuptling Ntsaope mit seinem Volk an die Station Wallmannsthal grenzte. Da die betreffenden Bauern Selape nicht länger auf ihrem Grund und Boden wohnen lassen wollten, ging dieser den Präsidenten der Republik um Anweisung neuer Wohnplätze an. Dieser, durch Grünberger auf Wallmannsthal aufmerksam gemacht, verwies ihn

an Bruder Knothe; und da das Land von Wallmannsthal der eigentliche Ursitz der Matebelen ist, von wo aus sich die Stämme der Häuptlinge Bapo, Mankopane und Mapoch abgezweigt haben, so war den Selape'schen das Beziehen der alten Wohnsitze ihres Volks ganz erwünscht; eben so erwünscht war aber unsern Missionaren das Kommen dieses Häuptlings, unter dessen Volk eine Missionsarbeit zu gründen schon 1866 von ihnen ins Auge gefaßt worden war.

Am 1. September 1873 zog Selape mit dem ersten Theil seiner Leute, etwa 300 Seelen, auf den Stationsgrund von Wallmannsthal ein. Die Tageslosung lautete Jes. 53, 12: „Und ich will ihm eine große Menge zur Beute geben und er soll die Starken zum Raube haben!" Ja fürwahr, um Starke handelt es sich, denn die Matebelen sind für das Evangelium viel unzugänglicher, härter und verschlossener, als die Bassuto.

Dem anziehenden Capitän Selape wurden durch Br. Knothe bestimmte Bedingungen gestellt, an deren Erfüllung die Erlaubniß zum Wohnen auf unserem Landgebiet geknüpft blieb. Die hauptsächlichsten waren 1) daß der Capitän Niemand von seinen Leuten vom Besuch unserer Gottesdienste abhalten dürfe, 2) daß jedes Feld drei Körbe (6 Eimer) jährliche Abgabe zahlen müsse, und zwar so, daß im ersten Jahre diese Abgabe ganz, im zweiten halb erlassen blieb, 3) daß die Gesetze der Regierung strenge gehalten werden müssen.

Unser bisheriger Nachbar, der Unterhäuptling Ntsaope, hat seine Wohnsitze ebenfalls verlassen; sein Volk hat sich in drei Theile getheilt; der geringste ist mit dem Häuptling auf einen Bauernplatz gezogen, ein anderer Theil, Bassuto, ist ebenfalls auf einen Bauernplatz gezogen, der dritte Theil, meist Matsutsa, echte Matebelen, haben sich auf Stationsgrund in der Nähe von Knothe niedergelassen.

Eine Familie aus Selape's Stamm, Rakapeng, wohnt bereits nahe bei unsern Stationsgebäuden. Der Mann ist schon Katechumen, die Frau, welche Anfangs ihr Kind wegen Besuchs der Schule züchtigte, und welche erklärte, man würde sie nicht zur Kirche bringen, auch wenn man sie mit Riemen ziehen wollte, hat sich bereits selbst zum Gottesdienst eingefunden, und hat davon gesprochen, sie werde auch zum Taufunterricht sich melden.

Auf diese Weise ist es geschehen, daß am Schluß des Jahres 1876 die Zahl der Stationsbewohner bereits von 200 auf 700 gewachsen war, von welchen 223 die Einwohnerschaft des eigentlichen Kirchdorfes ausmachen. Die Zahl der Getauften betrug um diese Zeit 147 Seelen und außer ihnen befanden sich 42 im Taufunterricht.

Die durch Johannes Weggang in ihrem inneren Leben erstarkte

Gemeinde machte sich auch bald nach dem Wegzuge der Abgefallenen an ein nothwendig gewordenes großes Werk, die Erbauung einer neuen Kirche. Sie beschloß, sämmtliche Arbeiten und Auslagen, die sie selbst leisten könnte, aus eigenen Mitteln herzugeben. So war sie denn in hohem Grade willig, Deckgras zu schneiden und herbeizuschaffen, Ziegel zu formen und zu brennen, Klippen auszubrechen, die Mauer- und Handlangerdienste nach Kräften zu leisten, so daß der Missionskasse nur die Beschaffung von Thüren, Fenstern und Dachbalken verblieb, wofür im Ganzen nur 30 Pfd. Strl. (200 Thlr.) erforderlich waren. Alles übrige hat die Gemeinde selbst geleistet, und ist demzufolge mit großem Dank, Freude und Jubel am ersten Sonntag nach Trinitatis 1874 die neue Kirche eingeweiht worden.

Doch hat sich die Thätigkeit des Br. Knothe nicht auf seine engere Gemeinde beschränkt. Er wandte seine sehr tüchtige Kenntniß der Bassutosprache dazu an, um nicht blos ein dreistufiges Lesebuch für den Unterricht zu entwerfen, und in Berlin drucken zu lassen, sondern er lieferte auch eine treffliche Uebersetzung von Zahn's Geschichte des Reiches Gottes, Alten Testaments, welches einstweilen die vorhandene Lücke einer Bassutobibel ausfüllen soll, bis eine gereiftere Kenntniß der Bassutosprache die Herausgabe einer vollständigen Bibelübersetzung ermöglichen wird. Daneben hat er, in gesunder Weise von kleinen Anfängen ausgehend, eine Anzahl von jungen Bassuto um sich gesammelt, die er zu Nationalhelfern für ihr Volk ausbildet. Neben Joseph Kchochoentso, dem Treubewährten, berechtigte ein Timotheus zu den besten Hoffnungen, während der von Br. Endemann nach Deutschland mitgebrachte Jan Sekoto leider um Hoffarth und sittlicher Verirrungen wegen entlassen werden mußte.

So ist es denn ein voll gerüttelt, geschüttelt und überfließend Maß von Segen, welches der Herr dem treuen Br. Knothe als Gnadenlohn für seine unermüdliche Arbeit in den Schooß geschüttet hat.

---

74. Missionsarbeit auf Tshuaneng (Neu-Halle).

Erste Anfänge.

Etwa sechs Stunden Reitens nördlich von Pretoria auf dem Wege nach Makapanspoort fand der Herausgeber einen kleinen Stamm Bakhatla (Bassuto) unter dem Häuptling Saul, von dessen Vorgeschichte ihm Folgendes berichtet wurde:

Früher hatte dieser Stamm zwischen Lepelle und Modimulle gesessen. Von dort durch Moselekatzi vertrieben, wählte er seinen

Wohnort zwischen Mapoch und Maleo, und von dort aus zogen sie an ihren gegenwärtigen Wohnort. Hier lebten sie in der ersten Zeit ganz unabhängig. Bauern waren noch nicht bis in die Gegend gekommen, Moselekatzi saß in den Machalisbergen, übte auch eine Art Oberherrschaft, ließ sie aber im Uebrigen unbelästigt.

Da kam die Zeit, wo die Bauern Moselekatzi vertrieben und sich in der Gegend von Pretoria niederließen. Sauls Vater, Maubane, war gestorben; sein jüngerer Bruder Maluka (Malok) war Capitain. Die Bauern baten um Arbeitsvolk, und weil die Bitte mit der Drohung eines Commando begleitet war, erhielten sie es.

Von einem Kraal hatten sie längere Zeit auf diese Weise ihre Arbeitskräfte und Korn bezogen, ab und zu auch den Capitain durch Prügel in Unterwürfigkeit erhalten. Da erklärten endlich die Leute, arbeiten würden sie gern, auch Vieh bezahlen, wenn es sein müßte. Aber ihren Capitain ließen sie nicht mehr schlagen; wer das noch einmal thäte, den würden sie todtschlagen. Der Fall ergab sich bald. Einem Bauern verweigerte der Capitain auf Weisung des Feldcornets Arbeitsvolk. Der Bauer stößt ihm mit der Faust ins Gesicht. Aber in dem Augenblick springen die Schwarzen zu, greifen den Bauer, ziehen ihn nieder und schlagen ihn. Seine beiden Begleiter fliehen. Den zu Boden liegenden Bauer befreit der Capitän aus den Händen seiner Leute, entschuldigt sich, das sei wider seinen Willen geschehen, und hebt den Bauer aufs Pferd. Aus Dankbarkeit bringt dieser ein Commando zusammen, welches fast den ganzen Kraal ausrottet.

Sauls Volk hört hiervon und flieht zehn Meilen weit nach Moretele. Aber diese Flucht ist casus belli (Grund zum Kriege) das Commando ist einmal zusammen, also brechen sie zur Verfolgung auf, um die Kaffers ook uitteroeijen (diese Kaffern auch auszurotten). Maluka, der auch Nkotoloane heißt, floh aber, von einem Bauer gewarnt, nach dem Lepelle, wo er mit einem Theil des Volkes noch heute sitzt. Der größere Theil kehrte unter Matebe, Maluka's Bruder, in die früheren Wohnplätze zurück, wo sie jetzt auf Tshuaneng wohnen.

Während ihrer neunmonatlichen Abwesenheit aber ließen sich etliche Bauern, wie sie sagten, die von ihnen verlassenen Plätze von der Regierung anweisen. Die Schwarzen mußten fortan den Bauern nicht blos Dienste, sondern je nach deren Belieben auch Vieh und Korn leisten.

Nach Matebes Tode wird Moëpi, Maubane's ältester Sohn Capitain. Zu dem kommt eines Tages der Feldcornet mit einem beschriebenen Bogen Papier, und erklärt ihm, künftig soll strenge darauf gehalten werden, daß nur er, der Feldcornet, Dienstleute

ausheben dürfe. Wären sie das zufrieden, so sollten sie unterzeichnen. Moëpi unterschreibt, — man führte ihm die Hand — und — hat ein Dokument unterzeichnet, welches ihn und seine Leute verpflichtet, so lange er hier wohne, einer Anzahl Bauern (den sogenannten belanghebber's) unentgeltlich zu arbeiten.

Hierauf fordern die Bauern, die sich die Plätze vom gouvernement haben anweisen lassen, die Entfernung der Kaffern von ihrem Grund und Boden. Der Feldcornet kauft mit einigen andern Bauern zusammen für 30 bis 40 Stück Vieh ein Paar Bauerplätze; dorthin weist er die Unglücklichen und verkauft ihnen, den Kaffern selbst, wie Saul behauptet, ein Stück Ackerland für 88 Stück Vieh. Etliche Bauern waren Zeugen; ein Kaufbrief wurde nicht ausgestellt. Kurze Zeit darauf starb der Feldcornet. Sein Sohn leugnet den Verkauf ab, und behauptet, die Kaffern haben nur seinem Vater 88 Stück Vieh zum Geschenk gemacht. Die Bauern, die Kaufzeugen waren, sind zum Theil inzwischen gestorben. Die Kinder der ersten Bauern betrachten sich als die Erben der Rechte ihrer Väter, d. h. des Rechts, daß die Bakhatla des inzwischen seinem Bruder in der Capitainschaft gefolgten Saul auf Kind und Kindeskind verpflichtet seien, ihnen unentgeltlich Dienste zu leisten. Das sind die belanghebbers (Rechtsantheilhaber).

So saß also Saul — ob nun seine Aussagen richtig sein mögen oder nicht — mit seinem Volk auf einem Stück Land, welches durch rechtlichen Kauf sein Eigenthum geworden war, aber dessen Besitzrecht nachzuweisen er nicht in Stande war, während die belanghebbers völlig gerechte Ansprüche auf seine Dienste und Abgaben zu besitzen vermeinten.

Da der Platz von Saul außer dem später zu erwähnenden bei Modimulle die einzige Gelegenheit zur Herstellung einer Verbindungskette von Pretoria nach Norden darbot, so faßte der Missionsdirector bei seinem Besuch 1867 diesen Stamm zur Anlegung einer neuen Station besonders ins Auge; aber er stieß auf Schwierigkeiten besonders darin, daß die Hermannsburger Brüder bereits bei dem etwa ¾ Stunden entfernten Häuptling Makapan eine Station angelegt, und von dort aus bereits Beziehungen zu Saul angeknüpft hatten, und nun geltend machten, daß wir nicht „auf einen Hasen schießen dürften, der von ihnen bereits angeschossen sei.“ Der Herausgeber besuchte daher zur Hebung dieses Hindernisses den Hermannsburger Bruder Backeberg bei Makapan und den Vicesuperintendenten Behrendt in Bethanien und verabredete mit letzterem eine Grenzlinie der beiden Arbeitsgebiete von Pretoria über Saul, Waterberg nach dem Norden, welche denn auch von beiden Seiten inne gehalten worden ist.

Nach Erledigung dieser Schwierigkeit besuchte er den Häuptling Saul, in welchem er einen faden, läppischen Heiden fand, der

versprach, nach vier Tagen auf dem Cantoor in Pretoria zu erscheinen, um seinerseits die Bereitwilligkeit zur Aufnahme eines Missionars auf seinem Platz zu erklären, zu welcher der Präsident Pretorius dem Herausgeber die Zustimmung bereitwilligst schon ertheilt hatte. Wer aber nicht erschien, war Saul; der Director mußte weiter reisen, ohne diese wichtige Angelegenheit erledigt zu haben. Sie war aber bei Br. Sachse gut aufgehoben, denn es gab damals in den Augen der Bauern keinen berühmteren Arzt als diesen; und obschon sich die Vorbereitungen bis in das Jahr 1868 hineinzogen, so konnte dennoch Br. Sachse in diesem Jahr es wagen, die neue Station zu beziehen, noch bevor er mit den belanghebbers völlig klar gemacht hatte. Saul war hoch erfreut; hatten doch etliche besonders feindliche Bauern ihm gegenüber offen gedroht, sie würden, wenn der Zendeling erst da wäre, sowohl diesen, als auch die Kaffers onder de Kogels kriegen. In der Befürchtung, der Missionar werde nun gar nicht kommen — von dem doch die Farbigen mit Recht Schutz gegen die Willkühr der Bauern erhofften — hatte Saul alles mögliche versprochen, er wolle Steineformen, Wasserarbeiten, Grasschneiden, Holzfällen und Anfahren alles selbst besorgen, gerade so wie sein Nachbar Makapan dem Hermannsburger Br. Backeberg gethan hatte.

Als nun Sachse wirklich kam, da ging es zunächst an das Aufsuchen einer geeigneten Baustelle. Nachdem eine gute Stelle, nahe beim Fluß, gefunden war, meinte Saul, dort möge nun Sachse nur einige Tage ausruhen, dann werde er wiederkommen, und das Nähere besprechen. Sachse wartete und wartete; aber wer nicht kam, war Saul. Sachse ritt am Sonntage in Saul's Lager und hielt Gottesdienst; Saul versprach, am Montag zu kommen, aber — er kam nicht.

Sachse fand inzwischen seinen Ausspannfleck ganz günstig, und Saul war's auch zufrieden, wenn er dort bauen wolle.

Aber kaum war der Bau begonnen, als Saul sein Benehmen völlig änderte. Ihm war der Platz unlieb; denn nicht weit davon war ein den Heiden besonders heiliger Ort für ihre teuflischen Beschneidungstänze. In dessen Nähe wollte er den Missionar nicht haben. Aber die Hauptsache war, daß Saul ein durchaus läppischer Mensch ist, charakterlos, der nicht weiß, was er will. — So hielt er von all seinen Versprechungen keine einzige, ja er berieth sogar mit seinen Leuten, wie viel Stück Vieh er wohl bezahlen müßte, um den Zendeling zum Weggehen zu bewegen. Da traten ihm aber etliche seiner bedeutendsten Leute entgegen und sprachen: „Der Lehrer ist nicht hierher gekommen, um sich Vieh zu holen, sondern um das Wort Gottes zu lehren. Geht er, so gehen wir mit ihm, und bleiben, wo er bleibt." Da erschrak Saul, scheute sich aber von jetzt ab, dem Bruder Sachse unter die Augen zu

kommen. Des Sonntags machte er sich aus dem Staube, und Wochentags, wenn Sachse ihn aufsuchen wollte, war er nicht zu finden.

So gab es für Bruder Sachse einen schweren Anfang; keine helfende Arbeitskräfte, dazu einen zerbrochenen Wagen, so daß selbst der zum Bauen von den Bauern gemiethete Wagen theuer bezahlt werden mußte; dann liefen die Ochsen fort und wurden erst nach einigen Monaten wieder gefunden; Geld, um neue zu miethen oder zu kaufen, war nicht da. So geschah es, daß die Arbeiten, die in zwei Monaten vollendet werden sollten, erst in fünf vollendet waren.

Im Oktober kamen endlich die belanghebbers auf das Bauerngrundstück, um über die Frage, ob man Bruder Sachse dort wohnen lassen solle, endgültig zu entscheiden. Etliche der Bauern hatten geäußert, sie kämen nur, um dem Zendeling das Haus über den Kopf anzustecken, ihn wegzujagen, und den Saul und die Kaffern durchzuprügeln, weil sie es gewagt haben, einen Zendeling aufzunehmen. Saul, der diese Botschaft überbrachte, forderte Bruder Sachse auf, nur tapfer auszuhalten, wollten die Bauern ihm ein Leid zufügen, so müßten sie erst ihn und sein Volk todt schießen. Sachse ließ ihm antworten: „Beim Abbrennen meines Hauses muß ich auch dabei sein, vor den Bauern fürchte ich mich nicht, die dürfen mir nichts thun, als was Gott ihnen erlaubt; gieb nur Acht, was für ein Ende die Sache nehmen wird. Sollten aber die Bauern zuerst zu dir kommen, so laß mich rufen!"

Am folgenden Tage kamen auf der Station die belanghebbers an. Sie sandten den Feldkornet und einige Stimmführer zu Sachse, und der eine hub ziemlich kleinlaut an, sich seines Auftrags zu entledigen. Einige der belanghebbers seien unzufrieden, daß sich der Missionar auf ihrem Grunde angebaut hätte, er wünsche zu hören, auf welches Recht hin dies geschehen sei. Sachse antwortete: „Erstlich auf das Recht hin, daß mir der Herr Jesus befohlen hat, das Evangelium zu predigen, zweitens auf das Recht hin, daß ich mit den meisten belanghebbers schon klar gesprochen habe, die es zufrieden waren, und drittens auf das Recht hin, daß mir die Regierung schriftlich die Erlaubniß ertheilt hat."

Hätte Sachse das letztere nicht gesagt, so wäre vielleicht alles in Ordnung gewesen, aber die Erwähnung der Regierung war ein Griff in ein Wespennest. Denn von einer Erlaubniß derselben wollen die Bauern nichts wissen, und sie ergossen sich deshalb in eine Fluth von Schmähungen über dieselbe, welche sich überall ohne Fug und Recht einmische.

Dann wollten die Herren sich empfehlen, um zu den anderen zurückzureiten; sie wollten in Gesammtheit berathen und dann das Resultat mittheilen. Sie waren nicht wenig betroffen, als Sachse

erklärte, er würde mit dabei sein. Indeß wehren konnten sie es ihm ja nicht, und so ging's denn zu der Versammlung, in welcher Saul eben sich schwer seiner Haut wehrte gegen Anschuldigungen und Drohungen der Bauern. Sachse grüßte die Bauern und gab auch Saul und seinen Leuten die Hand, zum höchsten Verdruß der Bauern, welche untereinander sprachen: „Seht, dieser verrotte zendeling giebt dem Kaffer die Hand und hernach wieder den Menschen!"

Nun ging es ans Verhandeln wegen der Station, und die Großsprecher schwiegen bald still. Die Sache wurde festgestellt, Sachse als der Gelehrteste mußte alles protokolliren und zwei von ihnen unterschrieben im Namen der Uebrigen, die etwa 40 an der Zahl waren. So schied man in guter Freundschaft, Sachse's Haus blieb stehen, und steht heute noch.

Ueber das alles hatten die Schwarzen ihr großes Wunder, daß eine solche Bauernversammlung ohne das übliche „gaat lee Kaffers" (geht liegen, Kaffern) und die damit verbundene Bastonade verlaufen war, das war noch nicht dagewesen, und daß Sachse der Wortführer war, und die Bauern ihm gar nicht recht widersprachen, ja daß er dann alles selbst aufschreiben mußte, das erwarb ihm ihren ehrfürchtigen Respekt. Sie glaubten, daß er die Bauern baas raake (überwinde), denn Sachse wäre doch nur ein Mensch, und die anderen so viele, und trotzdem mußte Sachse doch alles schreiben und vorlesen; und keiner hätte gewagt, in Sachse's Gegenwart sie zu prügeln.

So kamen sie denn von dieser Zeit an auch zahlreicher zum Gottesdienst, so zahlreich, daß das erbaute Rondabel nicht ausreichte, und sie draußen weit hinaus standen, sich mit übergehaltenen Matten gegen die heiße Sonnenglut schützend. Eine Abendschule konnte eröffnet werden, etliche meldeten sich auch zum Taufunterricht. Wiederum war in Satans Festung eine Bresche gelegt und ein Ort gefunden, wo dem Herrn Jesu Kinder geboren werden sollten, mitten in der Wüste.

Welcher Art indeß die Unterstützung sein werde, die Saul mit so vollen Worten dem Missionar versprochen hatte, das besagt die Beschreibung, die Sachse von der ihm durch Saul angewiesenen Hütte für die Gottesdienste und den ersten Anfängen zum Neubau eines Kirchleins giebt. Er berichtet:

„Die Sonntags-Gottesdienste habe ich so lange auf dem Kraale gehalten, bis ich's nicht mehr aushalten konnte. Jetzt ist eine Pfahlkirche im Bau begriffen und so lange die noch nicht fertig ist, kommen die Leute zu mir; ich habe eine Kammer meines Hauses dazu hergegeben; was nicht dahineingeht, bleibt draußen vor der Thür und dem offenen Fenster. Auf dem Kraale ging's nicht länger mehr. Die Hütte, worin ich daselbst Gottesdienst

hielt, ist ihrer eigentlichen Bestimmung nach das „Kantoor," wie die Leute das Ding zu nennen pflegen. Sie besteht aus verschiedenen krummen Holzstücken, die im Kreise in die Erde gestampft sind; oben darauf liegen andere Stücke Holz, ähnlich wie bei jeder andern Kafferhütte, nur viel liederlicher; darauf war Gras, Kornstrünke und alles mögliche Deckmaterial halb drauf festgebunden, halb in die Zwischenräume festgedrückt. An einer Stelle war ein Loch zum Durchkriechen gelassen; an einer andern Stelle wurde dann des Gedränges wegen noch ein zweites gemacht. Dieses Bauwerk diente außerdem noch einem alten Kaffer zum Nachtquartier. Es ist ein alter Krüppel, der sich früher beide Füße im Feuer abgebrannt hat, so daß nur noch Stumpfe übrig sind und der sich nur mittels eines langen Stockes fortbewegen kann. Er bekleidet das Amt eines Ausrufers; wenn Saul etwas öffentlich bekannt macht, sei es, daß er einen heidnischen Sonntag ansetzt, wenn jemand gestorben ist, oder etwas anderes, so stellt sich der Herold beim Kantoor auf und brüllt nach allen vier Winden seines Herrn Befehle. Wenn ich Sonntags Morgens etwas früh daselbst ankam, verließ der Alte knurrend sein Schlafcabinet. Ich fand erstlich einen großen Haufen Asche, Speisereste, Knochen von der ganzen Woche über aufgehäuft, und vor Allem des Alten Felle, worauf und darin er schläft; das Alles war nicht geeignet, den Ort als einen zum Gottesdienst ausgesonderten erscheinen zu lassen. Wenn die Leute dann kamen, ließ ich erst ausmisten und des Alten Felle rausschmeißen, denn solchen Fellen darf man nicht zu nahe kommen.

Nun liegt die Hütte aber im Kreise von allen Hütten, die von den Gliedern der Häuptlingsfamilie, von den Großen oder Hohen des Volkes bewohnt werden. So geschah es denn, daß während der Predigt nebenan ein Flur geschlagen wurde, wozu der unvermeidliche Singsang gehört nach der schon bekannten Melodie; oder es schnatterten sich ein paar Weiber eine lange Geschichte vor; oder es schrien und lärmten Kinder, oder es hackten Männer an Pfählen zu ihren Hütten. War Saul nicht selbst beim Gottesdienst gegenwärtig, so wagte sich von den Andern niemand, den Ruhestörern zu verbieten, weil sie eben alle mehr oder weniger hoch und groß waren; ich mußte also selbst hinauskriechen und Stille gebieten, was denn auch nie erfolglos war. Außerdem hatten wir dies Jahr sehr viel Sturm; oft fegte ein Stoß Wolken von Sand und Asche in das Gebäude hinein und auch wieder hinaus; kam ich nach Hause, so waren meine Augen voll Sand und Asche und meine Kleider voll von anderen Dingern, die der Alte zurückgelassen hatte.

Auf den Rath der Leute hatte ich schon zu Anfang mit Saul gesprochen und ihn gebeten, die Pfähle der in der alten Stadt

angefangenen Kirche anfahren zu lassen, daß wir sie nun in der neuen Stadt auf einer passenden Stelle bauen könnten. Er versprach von Woche zu Woche, versprach und es verging dabei Monat über Monat, er versprach und that nichts. Als alle seine Entschuldigungen zuletzt schon verbraucht waren, half er sich damit, daß er sagte, seine Leute gehorchten ihm nicht, wenn er ihnen Ordre gäbe. Die Leute dagegen sagten, er will nur nicht, wir kommen sofort, sobald er Befehl giebt. Als dann an einem Sonntage alle die genannten Plagen wieder vorhanden waren, riß mir die Geduld. Ich erklärte Saul und allen Leuten, daß wenn sie Lust und Liebe zu Gottes Wort hätten, wenn sie Gott dem Herrn dankbar wären dafür, daß er auch an sie gedacht und mit der Offenbarung seines Wortes ihnen den Weg zur ewigen und zeitlichen Glückseligkeit offen lege, so sollten sie es beweisen und ihn dadurch ehren, daß sie ein Haus bauten, das würdig sei, daß sein Wort darin gelehrt wird; wenn sie Zeit fänden, für sich Häuser zu bauen und diese auch hübsch und gut zu machen, so würden sie doch auch Zeit haben, für Gott den Herrn ein Haus zu bauen. Wenn sie aber nicht wollten, zeigten sie damit, daß ihnen an Gottes Wort nicht gelegen sei und dann brauchten sie's auch nicht mehr zu hören. Ich stellte ihnen den nächsten Sonntag zum letzten Termin, wo ich auf dem Kraale Kirche halten wollte; hätten sie dann noch keinen Anfang gemacht, so würde ich ihnen keine Kirche mehr halten, bis das Haus fertig sei; bequemten sie sich aber zum Bauen, so würde ich so lange in meinem Hause Kirche halten. Das schien zu helfen. Saul sagte: Ich bin sehr erschrocken über deine Rede, aber es ist wahr, was du sagst. Ich sagte ihm, meine Ohren sind schon an Kafferantworten gewöhnt, meine Augen wollen Thaten sehen. Die Meinung der Katechumenen war getheilt, die Meisten verlangten, ich solle Saul fallen lassen, sie anstellen, ihnen Ziegen, Wagen und Ochsen geben, so wollten sie unter meiner Anleitung bauen; Saul würde nicht Wort halten, ich hätte mich schon zu lange von ihm täuschen lassen. Die Andern sagten nein hierzu; es sei die Kirche nicht für die Katechumenen allein, sondern für alle ohne Ausnahme; deshalb sei es auch Saul's und des ganzen Volkes Sache, die Kirche zu bauen. Am nächsten Sonntage fand ich die Sache noch eben so weit, es war nichts gethan. Saul wollte wieder lange Entschuldigungen vorbringen; ich gebot ihm Schweigen und sagte: Behalt nur deine Pfähle jetzt für dich; nun werde ich selbst bauen mit den Leuten, die gern wollen und nur durch deine Schuld verhindert werden, du kannst weiter nichts als lügen und betrügen. Das half; am nächsten Tage lagen die Pfähle bei meinem Hause. Grasschneiden lassen wollte er auch; schließlich habe ich selbst schicken müssen. Angefangen ist das Haus nun und ich warte

nur auf günstiges Wetter, es zu vollenden. — Eben so willig, wie Saul zu helfen, war, nachdem die erste Bewegung verraucht und die erste Neugierde befriedigt war, sein Volk zu hören.

Sachse schreibt: „Die Weiber halten sich noch consequent fern von der Kirche. Sie sind nicht scheu vor mir, auch nicht gerade nichtsnutzig; traf ich sie Sonntags bei der Arbeit und ermahnte sie, zur Kirche zu kommen, als sie noch an ihren Hütten bauten, so war die Entschuldigung allgemein, sie müßten doch erst fertig bauen, damit der Regen ein Dach auf dem Hause fände. Ich sollte doch nicht etwa denken, daß sie Gottes Wort nicht liebten, sie würden alle kommen, wenn sie erst fertig wären. Als die Bauerei fertig war, waren wieder andere Arbeiten nöthig. Als die fertig waren, mußte man doch auch an die Kost denken und Land picken. Als das fertig war, warteten sie blos noch auf Regen. Nun es geregnet hat, wird gesäet, rein gemacht u. s. w. und sie können nicht, weil es eben geregnet hat und noch regnet. Spreche ich mit den Alten, daß sie Sonntags doch lieber zur Kirche kommen, als ins Feld gehen sollen, so ist meist die Antwort: Schön, sehr schön, ja der Sonntag ist sehr gut; wir werden alle noch kommen, ja es ist sehr schön in deiner Kirche, alle Geschichten, die du erzählst, es ist alles Wahrheit und Gottes Wort ist gut. Aber jetzt muß ich mein Korn erst rein machen, du siehst, es ist schon so hoch und ich habe Hunger; du könntest mir hier in mein Feld etwas Milis schütten, nur so mit der Hand, damit ich pflanze und hernach esse; wer anders soll mir Saat geben als du? Ein Alter bettelte auch um Milis zur Saat. Nachdem er eine Hand voll bekommen, meinte er es sehr gut zu machen und nennt mich seinen Gott; ich solle doch nun auch Regen geben, denn Saul betrüge ihn und fresse ihm nur sein Hab und Gut auf. Das ist alles Finsterniß, die das Licht erleuchten soll, das dazu in die Welt gekommen ist. Wenn ich solche und dergleichen Erfahrungen mache, was ächte Heiden sind, wenn ich mit ihnen spreche und sie von ihrer Thorheit zu überzeugen suche; wenn ich ihnen sage, wie sehr es uns betrübt, sie in solcher Finsterniß zu sehen und wie bequem es ihnen der einzig wahre Gott und Herr gemacht hat, ihn zu erkennen, an ihn zu glauben, von ihm geliebt zu werden — und nun die Antworten, entweder alles Ja Ja, wahr, alles wahr, aber nur der Höflichkeit wegen, oder Ja, du hast Gott gesehen, du bist mein Vater, ich habe ihn noch nicht gesehen; oder meine Vorfahren wußten nichts davon, was du sagst, ich bin wie sie — dann will's mich bedünken, als sei die Arbeit vergeblich, als bleibe Stein nur Stein und könne nicht Fleisch werden.“

So gab es denn einen harten

Kampf zwischen Licht und Finsterniß

auf Tshuàneng — so nannte nämlich Sachse seine Station, es heißt wörtlich „am (Flüßchen) Tshuane." Denn er hatte all dem Hochmuth und aller Verlogenheit des schwankenden, läppischen Häuptlings Saul, sowie aller Stumpfheit und Versumpftheit des Volkes absolut nichts entgegen zu setzen, als das einfache Wort Gottes. Weder dem Häuptling, noch dem Volk konnte er dasjenige bieten, was sonst unverständige Missionsfreunde wohl anwenden, Geschenke an Kleidern und Sachen, gelegentliche Huldigungsgeschenke an die Angesehenern; — was er bot war: Gnade für den armen Sünder, Heil und Frieden für das geängstete Gewissen, Gotteskindschaft für die Verlorenen, und zu dem Allen die Aufforderung, die alten verrosteten Heidengebräuche, an die ihr Fleisch mit allen Banden der Sinnlichkeit und Wollust geknüpft war, in welchen allein sie inmitten eines armen geknechteten Lebens ab und zu ihre Freude fanden, mit einem Male wegzuwerfen, und zu dem Allen, anstatt irdische Vortheile zu erlangen, noch Arbeiten und Dienste zur Erbauung einer Kirche und eines Hauses für den Missionar, die nöthigen Mauern und Wasserschloten leisten zu müssen. Es muß wie ein Wunder Gottes erscheinen, daß unter solchen Umständen ein einziger Heide sich zu dem Evangelio wandte.

„Und das Licht scheinet in die Finsterniß" heißt es, und „Gott schied das Licht von der Finsterniß" und durch die Waffe des Lichtes wurde die Finsterniß überwunden. Das erfüllte sich nun auch, wenngleich langsam, aber doch in unaufhaltsamem Fortschritt auf Tshuaneng.

Br. Sachse hatte etliche Monate gepredigt, da sammelte sich um ihn ein Häuflein von 20—30 Männern, die mit Ernst nach Gottes Wort fragten. Auch der junge Häuptling Maubane war unter ihnen, der 1870 anstatt seines Vormundes Saul in die Häuptlingschaft einrücken sollte. Er kam alle Sonntage zur Kirche, hörte ernst zu und erklärte, er werde sich an das Gerede der Leute nicht kehren. Die Greuel des Neujahrfestes 1869, an welchem nach langer Zeit einmal wieder die Koma (Beschneidung) gefeiert wurde, nöthigten die Suchenden, sich zu entscheiden, ob für das Licht oder für die Finsterniß. In dieser Zeit entschied sich von jenem besonderen Häuflein eine kleine Zahl mit aller Kraft für das Wort Gottes, sie hielten sich trotz Spott und Hohn und Verfolgung der Ihrigen von all jenem Teufelsspuk der Beschneidung, sowie von einer um diese Zeit vom Häuptling ausgeschriebenen Jagd, sobald es verlautbarte, sie sei um der Regenzauberei willen veranstaltet, ganz und völlig fern, so daß Bruder Sachse ihrer

neun in die Klasse der besonderen Taufcandidaten aufnehmen konnte.

Ein besonderes Ereigniß, mit welchem der Herr in dieser Zeit in die Herzen des Volkes hätte eingreifen können, wenn sie nicht allzuhart gewesen wären, war, daß gerade am Neujahrstage drei Jünglinge, die zum Behuf der Regenzauberei nach Springhasen gruben, in der Erdgrube verschüttet umkamen. Aber so ernst auch Sachse bei dieser Gelegenheit sein Zeugniß erhob, auf die große Masse blieb es ohne Eindruck. Desto schärfer wurde das Wort den wirklich Suchenden, und die Scheidung zwischen Licht und Finsterniß vollzog sich immer bestimmter. Dies zeigte sich insonderheit an zwei Sterbefällen, dem eines Heilssuchenden und dem eines Verstockten.

Unter den neun Taufcandidaten zeichnete sich ein junger Mann besonders aus. Er entzog sich der Theilnahme an der Koma durch die Flucht, und weigerte sich hernach auch entschieden, daran Theil zu nehmen. In diesem hoffte Sachse den Erstling zu haben aus Sauls Volk, den er taufen könne. Der Herr hat es anders gewollt, und hat ihn bereits ungetauft, aber dennoch, wie wir hoffen, selig heimgerufen.

Bushmann hieß dieser junge Mann, einer von Maseri's (eines Untercapitäns von Saul, der sich schon in Sachses Nähe angebaut hat) Leuten. Mitte März 1869 klagte er über Kopfschmerzen, Sachse besorgte Arzenei. Er aber sprach von seinem bevorstehenden nahen Tode. Das Wort vom Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu hatte er in einem treuen feinen Herzen bewahrt, die Auferstehungsgeschichte hatte er sich, da er nicht mehr zur Kirche kommen konnte, von den Andern erzählen lassen. Er war dann eine Zeit lang wieder so weit genesen, daß er an die Arbeit ging. Da plötzlich am 2. April wurde Sachse zu ihm gerufen. Als er zu seiner Hütte kam, tönte ihm das Geheul der Weiber entgegen, aus welchem er deutlich das Wort „madiakane“ (Gläubiger) heraus hörte. Bushmann war heimgegangen.

Sachse blieb nichts übrig, als die anwesenden Heiden auf den Ernst des Todes und des Gerichts zu verweisen, und auf den Sieg, den der Glaube auch über den Tod davonträgt. Bushmann lag still und friedlich da. Sachse schreibt von ihm, er habe an ihm seine Freude gehabt, wie er in seinen letzten Lebenstagen immer stiller und ernster geworden sei, und sehr wohl erkannt habe, daß der Glaube nicht im Lesenlernen bestehe, sondern in der Erneuerung eines Herzens, das auf Christi Gnade sich gründet. Seiner Frau, die ihn um seines Glaubens willen verachtete, und ihm drohte, sie würde ihn verlassen, wenn er das Buch nicht ließe, hat er geantwortet: „Wenn du gehen willst, dann geh; erlösen kannst du mich doch nicht; ich halte es mit dem, der mich erlösen will und

kann." Auch gegen Br. Sachse hat er sich so ausgesprochen, daß er fest glaube, Jesus Christus sei in die Welt gekommen, um die Sünder selig zu machen. Auf diesen Glauben hat er auch einen seiner Freunde, der ebenfalls den Herrn eifrig sucht, bis zu seiner Abschiedsstunde ernst hingewiesen. Und so ist er heimgegangen — wir hoffen sicher, zu den Hütten der Gerechten.

Von dem schrecklichen Heimgang eines alten Zauberers berichtet Sachse aus demselben Jahre 1869:

„Es ist in diesem Jahre auch ein alter Zauberer gestorben. Er war für dies Volk ohngefähr dasselbe, was weiland sein College für das samaritische Volk war, von dem in der Apostelgeschichte 8, 9—11 erzählt wird. Er war der Hauptregner, Doctor, Hagelverjager, Heuschreckenvertreiber; der lag mehrere Tage im Sterben und konnte nicht sterben. Am letzten Tage vor seinem Tode rafft er sich noch einmal auf, reißt alles ab, was er am Leibe hat und wirft es von sich, indem er schreit: Feuer, Feuer! Da ist Feuer, groß Feuer! Alle schrecken auf, die bei ihm sind. Auf Befragen giebt er aber weiter keine Antwort als: „Feuer." Da haben mehrere gesagt, hört ihr's, es wird doch wohl wahr sein, was der Mynheer vom Feuer erzählt. Aber einen tiefern Eindruck hat's nicht gemacht, kann's auch nicht, denn wie sie Gottes Wort nicht glauben wollen, so glauben sie auch nicht, selbst wenn einer von den Todten auferstünde und es ihnen sagte. Letzteres ist nämlich die ausgesprochene Bedingung eines anderen alten Doctors hier, unter welcher er glauben will, sonst nicht."

So vollzog sich in Saul's Volk die Scheidung zwischen Licht und Finsterniß. Die nächste Frucht des Wortes war, daß den Leuten die Augen aufzugehen anfingen über den Lug und Trug der Zaubereien ihrer Häuptlinge. Es bildete sich, namentlich unter dem heranwachsenden Geschlecht, eine liberale Parthei solcher, die, während die Alten zähe am Aberglauben festhielten, ihrerseits offen erklärten, alles Regenmachen des Häuptlings sei nichts. Saul selbst antwortete dem Bruder Sachse, als dieser in ihn drang, doch von seinen Betrügereien und Gaukelspiel zu lassen, mit lachendem Munde: „Die Kaffern wollen es doch so haben, ich muß sie betrügen." Als aber nun die Liberalen die praktische Consequenz zogen: „Wozu geben wir unserm Häuptling denn noch Korn, wenn er doch nicht Regen machen kann?" da erschrak der alte Zauberer und commandirte sofort zur Regenjagd.

Das Wort Gottes aber wirkte in der Stille unaufhaltsam fort und am Sonntage Exaudi 1870 konnte Bruder Sachse mit innigem Dank gegen den Herrn seine fünf Erstlinge taufen. Er giebt ihnen das Zeugniß: „Alle haben mir während des Katechumenats Freude gemacht; alle hatten herz-

liches Verlangen nach der Wiedergeburt." Sie waren der erste Siegespreis im Kampfe des Lichtes wider die Finsterniß auf Tshuaneng.

75. Ein Häuptlingswechsel.

Der bisherige Häuptling Saul ist nicht der der Geburt nach eigentlich berechtigte Häuptling, sondern nur der Vormund des eigentlichen Häuptlings, eines inzwischen zum Jüngling herangereiften Knaben, Namens Maubane. Nachdem für diesen die Zeit der Großjährigkeit herangekommen war, war er entschlossen, selbst die Häuptlingsschaft anzutreten, während Saul, der durch die Bauernregierung in seine Würde eingesetzt war, mit Hülfe einiger Bauern die Häuptlingsschaft für immer an sich zu reißen gedachte.

Eines Tages rief Maubane also alle alten Männer seines Volks zusammen, um ihnen „etwas Wichtiges" mitzutheilen. Als sie versammelt waren, sprach er zu ihnen: „Ihr Männer, ich wollte euch nur sagen, daß wenn ihr in kurzer Zeit hören werdet, ich sei ermordet, ihr nicht Unschuldige nach Volkssitte verfolgen und tödten sollt. Deshalb sage ich euch: Hier steht der Mann, der mich zu morden sucht!" Damit zeigte er auf Saul.

Diese Anrede hatte Niemand erwartet. Alle schwiegen. Saul aber schrie mit Poltern: „Was hast du für Beweise?"

„Beweise? Meine Sandalen und mein Schamgurt sind zerschnitten worden. Durch wen anders als durch dich? Hat nicht kürzlich deine Mutter dich zur Eile gemahnt, daß du mich tödten sollest, weil ich alle Tage größer, und dadurch die That schwieriger werde? Siehe, ich habe es neulich gehört, da ich an deiner Hütte stand. Es war damals, als ich gleich darauf in die Hütte eintrat und um eine Priese bat. Du gabst sie mir, ich habe sie aber draußen fortgeworfen. Und bist du nicht wiederholt Nachts um meine Hütte geschlichen, um zu zaubern?"

„Wie soll ich dazu kommen," antwortete Saul, „deine Sandalen zu zerschneiden? Bin ich nicht dein Vater, der dich groß gemacht und deine Häuptlingsschaft dir bewahrt hat? Nein, es sind andere gewesen, Schelme, Zauberer." — Dabei rief er einen Zauberdoctor heran, der den Uebelthäter heraus riechen sollte.

Dieser nyaka schüttete dem Maubane eine pulverisirte Masse in die Hand, die mußte er wegblasen. Dadurch sollten die Giftmischer, die ihm Gurt und Sandalen, um ihn durch Zauber zu vernichten, zerschnitten hatten, so in Furcht und Schrecken versetzt werden, daß sie nicht zu bleiben vermöchten. Dann schüttete er ihm ein anderes Pulver in die Hand, das solle er auflecken, und dabei „Thladi" rufen, so würde der Blitz den Uebelthäter erschlagen.

Schon war Maubane im Begriff, Folge zu leisten, als ihm einer seiner Anhänger, ein Katechumen, zurief: „Thue es nicht, es möchte dich tödten!“ worauf Maubane es unterließ.

Nun wandte Saul nach echter Kaffermanier den Spieß um. „Siehst du? Du willst nur mich tödten! Ja, du wirst Häuptling werden, das weiß ich; aber du wirst doch nur über die Makhoa herrschen, ich über die Bassuto. (Unter Makhoa verstand er die Leute, die sich zu Kirche und Schule hielten, unter Bassuto die hartnäckigen Heiden.) Aber komm nur her, wir wollen kämpfen.“

Ja komm, laß uns kämpfen, antwortete das junge Häuptlingsblut, aber mit Gewehr und Assagai kämpfen, nicht mit Gift und Zauberei. Von den Dingen verstehe ich nichts, denn ich bin Kind. Aber mit Gewehr und Assagai zu kämpfen, darauf freue ich mich!

Saul dagegen drohte mit seinen geheimen Kräften. Er werde ihn und seine Freunde in Quagga's und anderes Wild verwandeln, oder wie den N. N. (einen blödsinnigen Menschen), den habe er also gemacht, zur Strafe, weil er wider ihn gewesen sei. So war der Streit ausgebrochen. Worte flogen hin und her, und unter gewöhnlichen Umständen hätte jetzt schon Blut fließen müssen.

Am Abend kam Maubane zu Br. Sachse, um ihm alles zu berichten. Denn er und viele der Seinigen hielten sich zu dem Missionar, und etliche von letzteren waren Katechumenen. Bruder Sachse warnte ihn, Saul sei der von der Regierung eingesetzte Capitain, wenn er gegen den kämpfe, ehe er selbst von der Regierung in seiner Würde bestätigt sei, werde er diese gegen sich haben und schwere Strafe erleiden.

Nun kam die Zeit heran, wo die Jungen von der vorjährigen Koma (Beschneidungsfeierlichkeit) die letzte Weihe erhielten. Auch Maubane war unter ihnen. Er mußte diese Förmlichkeit noch bestehen, um eben dadurch zum Manne erklärt zu werden. Denn dann erst konnte er nach Bassutorecht die Häuptlingsschaft antreten. Die Feierlichkeit besteht darin, daß die Jungen mehrere Tage nach einander vor Sonnenaufgang aus den Hütten gejagt, ohne jegliche Bedeckung in Kälte und Regen tanzen müssen, und von den Großen mit Latten geschlagen werden. Dadurch legen sie eine Probe ihrer Mannhaftigkeit ab. Saul hatte, um Maubane's Mannbarmachung zu verhindern, diese Feierlichkeit lange Zeit auf alle Weise zu verhindern gesucht.

Als nach einigen Tagen Bruder Sachse von einem Besuch bei dem benachbarten Hermannsburger Missionar Backeberg heimkehrte, begegneten ihm hastig hin- und herlaufende Boten. Ihre Aussagen waren nicht übereinstimmend, aber bekundeten heftige Aufregung. Endlich ergab es sich, daß Saul die Hütten Maubane's und seiner Anhänger in Abwesenheit der Besitzer hatte durch-

suchen lassen, um die Waffen aus denselben zu rauben. Dem Maubane war auf diese Weise sein Kriegsbeil genommen, während die Weiber nach den Feldern flüchteten. Auch hatte Saul zu den benachbarten Häuptlingen Makapane und Mayobatle gesandt, um ihrer Hülfe zum bevorstehenden Kampfe sich zu gewissern. Sie hatten aber abgeschlagen.

Maubane, als er die Nachricht erhielt, rief seine Männer unter die Waffen und marschirte kampfbereit auf den Hauptkraal los, und stellte sich vor den Hütten Saul's auf, nahm dessen Vieh in Beschlag und schlachtete einen Ochsen von demselben, den sie sofort verzehrten.

Sachse war kaum in seiner Hütte angelangt, als er von Maubane eine Botschaft erhielt, in dieser Nacht werde er fechten. Er habe nur seine Rückkehr abgewartet, um es ihn zuvor wissen zu lassen. Sachse ließ ihm antworten, er werde sofort an Ort und Stelle sein.

Die Boten waren noch nicht fort, als eine zweite Gesandtschaft kam, von Saul gesandt, der dem Br. Sachse sagen ließ, er (Saul) solle in dieser Nacht getödtet werden.

Es war Nachts 11 Uhr. Sachse nahm eine Laterne und begab sich auf den Kampfplatz. Schon beim ersten Kraal blitzten ihm Gewehrläufe entgegen, Wachtposten Maubane's riefen ihn an. Er ging hindurch und befand sich bald in Mitten des Commandos. Es waren soviel Krieger versammelt, daß Sachse sebst über deren Menge erstaunte. Alle hatten ihre besten Kleider angezogen und auch sonst sich aufs beste geschmückt. Feuer brannten und hier und dort nagte einer noch an den Knochen des geschlachteten Ochsen.

Maubane erschien; Sachse fragte ihn, was das alles zu bedeuten habe, und wo Saul sei.

„Es bedeutet, daß wir im Begriff sind zu fechten. Wo Saul ist, weiß ich nicht. Wir wollen ihn aber aufsuchen. Ich habe nur auf dich gewartet!"

Wie viel Leute Saul kampfbereit gemacht habe, wußte niemand. Aus dem Volke selbst waren nur wenige auf seiner Seite. Die kannte man; aber er hatte ja die Matebelen zu Hülfe gerufen, und man wußte nicht, ob sie gekommen seien.

Sachse wandte alle seine Ueberredung an, um Maubane am Angriff zu verhindern, da er ja kein selbstständiger Häuptling war, sondern unter den Bauern stand. Saul war vom Gouvernement eingesetzt und noch nicht abgesetzt. Ihn tödten, hieß also Krieg gegen das Gouvernement. Die Folge werde sein, daß er, Maubane, nicht Capitäin, sondern in Zwang und Eisen gelegt werden würde. Dies leuchtete dem Maubane ein, so wie auch seinen jungen Leuten, während die Alten, mit Assagaien, Beilen, Kirris und

Schildfellen bewaffnet, nach Blut und Beute lechzten und kaum zu beschwichtigen waren. Maubane aber rief ihnen zu: Ihr habt nichts zu sprechen; wie ich will, so und nicht anders habt auch ihr zu sprechen!

Darauf begab sich Sachse zu Saul. Er fand ihn, umgeben von kaum 12 Mann, die bewaffnet zum Kampf bereit waren. Er sah schrecklich verstört und wild aus. Sachse fragte ihn: Warum hast du erst jetzt zu mir gesandt, da ihr schon im Begriff seid euch gegenseitig zu erwürgen? Frech fragte Saul: Wo haben wir Waffen?

Stehen nicht da eure Gewehre? antwortete Sachse. Was wollt ihr denn machen mit Kugeltaschen und Pulverhörnern? Er schwieg still. Sachse fuhr fort: Warum hast du mir's nicht längst mitgetheilt? Aber du hast auf Beistand gehofft. Nun der ausgeblieben ist, bin ich dir gut genug! Er wollte sich viel entschuldigen. Sachse ließ ihn aber nicht ausreden, sondern sagte ihm, er sei gekommen, den Kampf zu verhindern: Maubane hat mir dies schon versprochen; willst du's auch, so komm mit mir auf den freien Platz. Dorthin werde ich auch Maubane rufen; von beiden Seiten sollen die Leute zurückbleiben. Ihr sollt euch vor mir als Zeugen verständigen.

Nach langem Zögern war Saul bereit. Seine Leute riefen ihm zwar nach: „Er will dich verrathen! Gehe nicht!“ Saul schwankte. Sachse rief ihm aber zu: Wenn jene dich tödten wollten, bedurften sie keines Verräthers, ihrer sind so viel, daß sie gar keine Gewehre und Assagaien nöthig haben, sie könnten deine Hand voll Leute wohl mir ihren Füßen todt treten! So kam Saul.

Maubane aber weigerte sich entschieden, zu kommen. Saul ist ein Zauberer, rief er aus, er wird mir Böses anthun. Sachse mußte alle seine Beredtsamkeit aufbieten, um ihn zum Mitgehen zu bewegen.

Endlich saßen die Beiden einander gegenüber, Sachse mit der Laterne zwischen ihnen. Der Schein seines Lichts fiel auf die Angesichter der beiden Gegner. Nie hatte er Mißtrauen, Angst, Furcht deutlicher ausgeprägt gesehen, als hier. Nach einigen Sekunden peinlichen Schweigens fragte Sachse beide, ob sie die Waffen niederlegen wollten. Maubane bejahte es; Saul wich aus, fing an zu schimpfen und fragte: Wer hat zuerst die Waffen ergriffen? — „Du,“ antwortete Maubane, „denn du bist heimlich in meine Hütte gedrungen und hast mir mein Schlachtbeil geraubt!“

Der Wortwechsel wurde heftiger, und schon schlichen von beiden Seiten etliche heran, um zuzuhören. Saul wurde wüthend und beleidigend, und forderte endlich zum Kampf heraus. Mit Mühe gelang es Sachse, die Ruhe wiederherzustellen, er wolle an das

Gouvernement schreiben; bis dessen Antwort eingetroffen sei, sollten sie beiderseits wie bisher in Ruhe und Ordnung wohnen, schlafen, essen und trinken. Statt aller Antwort sprang Saul auf, tobte und zog sich eiligst zu den Seinigen zurück; ob aus Wuth oder aus Angst, war schwer zu entscheiden. Es war wohl beides. Saul versprach, nicht angreifen zu wollen. Die dritte Stunde des neuen Tages war schon herangekommen, als Sachse in sein Haus zurückkehrte. Er bat den Herrn, daß Er das Morden verhüten wolle; schlafen konnte er nicht. Wie leicht konnte in dem Getümmel ein Schuß sich entladen, der sicherlich das Signal zu allgemeinem Gemetzel gewesen wäre; denn die Gemüther der Krieger waren mit Mordgier und Blutdurst entzündet.

Kaum hatte Sachse gegen Morgen ein wenig die Augen zugethan, als er schon durch das Summen vieler Stimmen geweckt wurde. Maubane und Saul kamen mit zahlreicher Begleitung, um den Streit im Frieden zu schlichten. Sachse setzte einen Bericht an das Gouvernement auf; beide Theile waren einverstanden, und gingen versöhnt, wie es schien, auseinander. Nach einigen Stunden aber erschienen wiederum Boten von Saul, dieser solle ermordet werden. Er hatte die Erscheinung einiger Bewaffneten in seiner Angst so gedeutet. Sachse that sein Mögliches, ihn zu beschwichtigen, und bewog Maubane, seine Leute auseinandergehen zu lassen.

Die Entscheidung der Regierung ließ auf sich warten. Statt ihrer erschien unbeauftragt der von den Bassuto sehr gefürchtete Feldkornet in eigener Person, und schlichtete die Sache aus eigener Machtvollkommenheit, ohne auf Sitte und Recht der Bassuto Rücksicht zu nehmen. Er bestätigte Maubane als Capitain, befahl ihm aber, auf Saul's des Erfahrenen Rath zu hören, und vertheilte das Eigenthum der Häuptlingsschaft eigenmächtig, ließ auch zu, daß etliche Leute auch ferner unter Saul stehen sollten, kurz, legte den Grund zu immerwährendem Streit und Kampf. Er begleitete seine Anordnungen mit der Drohung, denjenigen, der sie nicht pünktlich befolgen werde, „in Stücke zu hauen."

Saul hatte, indem er die schwache Seite der Bauern sehr wohl kennt, den Feldcornet sich günstig zu stimmen verstanden, und verlangte nun die Herausgabe aller seiner Hütten und seiner Weiber, und das Recht, sich abgesondert anbauen zu können, was Maubane, der nun der einzige rechtmäßige Capitain ist, verweigerte.

Inzwischen hatte das Gouvernement die Sache in Ordnung gebracht und Maubane einfach als Häuptling bestätigt, und forderte beide, ihn und Saul, auf, nach der Hauptstadt zu kommen und den Entscheid zu vernehmen. Als dies der Feldkornet vernahm, wurde er heftig erzürnt; die auf dem Dorfe (Pretoria, der Hauptstadt) hätten gar nichts drein zu reden, er habe selbst schon die

Sache geordnet. Er citirte Maubane unter heftigen Drohungen, vor ihm zu erscheinen, und ließ auch Sachse wissen, er werde es ihn wohl fühlen lassen, wenn er fortführe, Aufruhr zu machen und den Frieden mit den „Menschen“ zu brechen.

Mit einigem Zagen folgte Maubane der Aufforderung des Feldkornets, traf ihn nicht zu Hause und wurde beordert, nächsten Sonntag wieder zu kommen. Auf seinen Einwurf, Sonntag sei der Tag des Gottesdienstes (diesen pflegte er ziemlich regelmäßig zu besuchen) wurde ihm bedeutet, ein Kaffer brauche keinen Sonntag, wenn der Feldkornet riefe, müsse er kommen, bei Tag oder bei Nacht, Alltags oder Sonntags; käme er nicht, so würde sein Leib in Stücke zerhauen, (d. h. geprügelt) werden.“

Er ging — und bekam einfach eine Liste von ca. 10 Baasen, die Arbeitsleute haben wollten.

So wurde Maubane Oberhäuptling des ganzen Stammes, um Saul blieben nur wenige Männer versammelt. Sachse wurde bald darauf des Hochverraths verklagt, aber auch diese Sache verrann im Sande.

76. Ein heidnischer Häuptling.

Nach den soeben beschriebenen Ereignissen war es wohl dem Br. Sachse so wenig als den heimischen Missionsfreunden zu verdenken, wenn sie an den stattgefundenen Häuptlingswechsel die fröhlichsten Hoffnungen für das Gedeihen des Werkes unter Sauls, nunmehr Maubane's, Volk knüpften. Hatte doch Sachse nicht ohne eigene Lebensgefahr dem Saul das Leben und dem Maubane die Häuptlingswürde gerettet, was war da natürlicher, als daß ihm von Beiden gedankt würde. Aber ein Heide weiß nichts von Dank. Saul blieb der alte verlogene, schlaffe und nur zur Lüge und Betrügerei energische Zauberer, die Hauptstütze des Heidenthums unter dem Stamm, und Maubane, kaum Häuptling geworden, fiel gänzlich zurück.

Die Koma, in welcher er zum Mann werden sollte, fiel in den Anfang des Jahres 1870. Maubane mußte sich nach Bassutositte, wenn anders er nicht das Anrecht auf die Häuptlingsschaft verlieren wollte, ihren Gebräuchen unterziehen. Dem auf die Synode verreisenden Br. Sachse versprach er, wenigstens an dem Schlußakte sich nicht betheiligen zu wollen. Während Sachse's Abwesenheit aber hatte er den Bitten, Vorstellungen und Drohungen der Heiden nicht widerstehen können. Bei seiner Rückkehr von der Synode fand Sachse ihn völlig verändert. An die Stelle seiner früheren Bescheidenheit und Freundlichkeit war Frechheit und

Hoffahrt getreten. Zur Kirche kam er nicht mehr; die Heiden triumphirten, daß sie den Lehrer und seinen Gott besiegt hätten.

Zwar gelang es ihnen nicht, alle früher empfangenen Eindrücke in des Jünglings Herz mit einem Male zu verwischen; sie waren zu tief gewesen. Sachse schreibt aus der ersten Hälfte des Jahres 1871:

„Der Häuptling Maubane schwankt hin und her; die Alten mißbrauchen seine Jugend, um das Heidenthum zu erhalten; sie frischen alle möglichen Gebräuche auf, die den Jungen unbekannt sind, weil sie außer Uebung gekommen waren. Das muß Maubane als Capitain natürlich alles mitmachen. Trotzdem aber gehorchen sie ihm nicht; sie haben keinen Respect vor ihm. Er fühlt es selbst recht gut, daß seine Capitainschaft eine jämmerliche ist; er will gern zur Kirche kommen und Gottes Wort hören; aber die Drohungen der alten Heiden scheuchen ihn zurück. Schon öfter hat er mir dies geklagt; aber ich kann ihm keinen andern Rath geben, als den ich ihm von Anfang gab — Gott den Herrn suchen, und ihm gehorchen, so wird's ihm an Verstand und Energie nicht fehlen; er wird den Muth haben, die losen Mäuler zu stopfen, weil er weiß, daß es Gottes Wille ist, daß er Capitain ist, und als Gottes Knecht Zucht und Ordnung unter dem wilden Haufen halten muß."

Ein halb Jahr später schreibt Sachse:

„Aus dem Schwanken ist er heraus, und hat sich fest und bestimmt fürs Heidenthum entschieden. Er läßt Regen machen und andere Zaubereien treiben, wird alle Tage frecher im Lügen und hochmüthiger. Die Herren in Pretoria, die durch Schmeicheleien von ihm Arbeitsvolk zu bekommen gedenken, tragen nicht wenig dazu bei, ihn vollends in den Grund hinein zu verderben. Denn daß sie ihn tief verachten, das sieht er nicht, dazu ist er zu dumm; er bildet sich ein, daß er ein von den Weißen hochangesehener König sei. Kein Wunder, wenn er sich von mir nichts sagen läßt; denn ich stehe nach seiner Meinung unter ihm. Bis jetzt hat er noch nicht gewagt, gegen die Gläubigen etwas zu unternehmen, obschon er von den Heiden fleißig dazu ermahnt wird. Ich habe ihn oft ermahnt, oft zum Besten gerathen, ich habe mich für ihn oft beim Gouvernement verwandt, bin oft für ihn den Bauern entgegen getreten, habe ihm mit der That bewiesen, daß wir Missionare das Volk lieb haben, aber alles umsonst, keine Spur von Dankbarkeit. Er sieht es an als Dienste, die der Untergebene dem Höheren leisten muß. So läßt er sich wenigstens gegen seine Kaffern darüber aus, denn vor mir hütet er sich wohl, sich's merken zu lassen; ich erfahre es aber doch, und ersehe es aus der Art und Weise, wie er sich in unseren gegenseitigen Beziehungen seiner Pflichten gegen mich entledigt."

Wieder ein halb Jahr später berichtet Sachse:

„Vom Häuptling Maubane kann ich leider nichts Gutes berichten. Er ist Schritt für Schritt abwärts gegangen, bis er da angekommen ist, wohin ihn die fanatischen Vertreter des Heidenthums haben wollten. Er ist über und über mit Fetischen behangen, macht Regen, und sorgt überhaupt energisch für Aufrechthaltung des Kaffercultus. Er hat damit thatsächlich den lebendigen Gott verleugnet, der sich auch an ihm nicht unbezeugt gelassen hatte; denn daß Gottes Wort schon Eindruck auf ihn gemacht hatte, das habe ich deutlich wahrgenommen. Zu mir kommt er fast gar nicht mehr; zur Kirche des Sonntags kommt er zuweilen, wahrscheinlich mit dem Gedanken, daß er auch ein Recht daran hat, weil er beim Bauen mit geholfen hat. Hören und verstehen kann er unmöglich etwas von dem, was gesprochen wird, da er consequent von Anfang bis zu Ende fest schläft."

Der Weg, den Maubane von einem hoffnungerweckenden Kirchgänger bis zu einem rückfälligen, fanatischen Zauberer machte, war auch noch später ab und zu durch scheinbare Umkehr unterbrochen. Es kam ja vor, daß er, namentlich wenn die Plagereien der Bauern ihn demüthigten und ihm handgreiflich die Ohnmacht seiner Häuptlingsschaft kund thaten, oder (wie wir später sehen werden) wenn er der Hülfe des Missionars zu wichtigen Angelegenheiten bedurfte, einen Anlauf zur Umkehr nahm, der freilich sehr bald endete, wenn nicht überhaupt alles nur Schein und Heuchelei war; sein Weg war der satanische Weg der Hoffahrt, der bei Satan selbst in bitterster Feindschaft wider den Herrn und sein Wort ausmündete, so daß Br. Sachse selbst urtheilte, er glaube nun und nimmermehr, daß ein heidnischer Bassutohäuptling sich gründlich bekehren werde, und sei überzeugt, daß erst nach Beseitigung der Häuptlingsschaften das Evangelium in das Herz der gesammten Volksstämme Eingang finden werde. Gott der Herr aber wollte uns zeigen, daß wir nie Fleisch für unsern Arm halten, oder an die Gunst oder Ungunst der Mächtigen unsere Furcht und Hoffnung knüpfen sollen, sondern nur im Glauben an die souveräne Macht des Worts und des Herrn, der uns die Predigt desselben an die Heiden befohlen hat, weiter arbeiten müssen. Und daß diese Macht im Stande ist, auch durch die stärksten Fesseln der Lüge hindurchzubrechen, davon konnte Bruder Sachse, wie zum Trost für Maubane, auch ein hervorragendes Beispiel berichten. Er schreibt im zweiten Halbjahr 1871:

„Von dem allmähligen Wachsthum der Gemeinde nach innen will ich aus vielen auch ein Beispiel anführen von einem Manne, dem es besonders sauer werden mußte, seiner alten Natur abzusterben. Dieser Mann ist schon bejahrt, er hat unter zwei Capitainen als Unterhändler zwischen ihnen und den Bauern gedient.

Der jetzige Capitain ist der Dritte; auch ihm diente er zu Anfang, nun aber ist er nicht mehr zu dieser Arbeit zu gebrauchen, das ist der Beweis, daß der Glaube in ihm nicht ein todtes Ding ist. Solch ein Unterhändler nämlich muß so geschickt und schlau lügen können, daß der Capitain womöglich jedes Mal aus selbst verschuldeter oder unverschuldeter Calamität gerettet wird. Nun vergingen früher keine vier Wochen, wo die Bauern mit dem Capitain nicht etwas zu thun gehabt hätten. Beide Parteien betrachten sich nur mit Mißtrauen und Widerwillen, aber die Bauern sind die Herren. In jedem Falle muß des Capitains Sache von dem Unterhändler so gedreht, beleuchtet und bewiesen werden, daß derselbe als unschuldig das größte Recht habend, dasteht. Das ist die Bedeutung des Unterhändlers; vor allem kommt es darauf an, daß er gut lügen kann. Ein solcher Unterhändler ist gläubig geworden und getauft. Wie dunkel die Erkenntniß Anfangs in ihm war, zeigte die Erfahrung, daß er in besonderen Fällen nicht im Stande war, einzusehen, wo er log; es war eben sein ganzes Wesen ein verlogenes gewesen. Dabei suchte er den Herrn lieb zu haben und das heidnische Wesen zu bekämpfen. Er hat sich auch nie gefürchtet, den Herrn öffentlich zu bekennen, wo es nöthig war.

Trotz alle dem ertappte ich ihn öfter dabei, daß er Thatsachen zu entstellen suchte, um ein günstiges Urtheil über Jemand zu erzielen, oder eine Schuld zu verkleinern. Ich hatte erst große Mühe, um ihm begreiflich zu machen, daß dies Lüge sei. Nun freut es mich zu sehen, wie die Erkenntniß in ihm immer heller wird. Der Capitain kann ihn schon nicht mehr gebrauchen. So gesucht, geehrt und angesehen er früher war, so verhaßt war er den Heiden jetzt. Früher konnte nichts, weder kleines noch großes geschehen, er mußte erst rathen; jetzt sind sie froh, wenn er sich bei Besprechungen nicht mehr blicken läßt. Er hat seine frühere große Fähigkeit, geschickt und schlau zu lügen und zu verdrehen, verloren, will nur reden, wie es wahr ist, und als solcher ist er für einen Kaffercapitain unbrauchbar, ja gefährlich. So sehe ich bei Allen ein Fortschreiten in der Erkenntniß und in der Heiligung. Die Heiden fühlen das auch, sie werden immer giftiger. Einem Katechumenen haben sie die Frau abgenommen, um ihn zum Verleugnen zu zwingen; einem andern drohten sie mit dieser Maßregel vergebens. Das sind Siege unsers Herrn, Triumphe der Kirche über das Heidenthum. Aber was ist das unter so Viele? Noch immer blos vierzehn Getaufte, wiewohl es bald zwanzig oder mehr sein werden, aber welch Verhältniß zu den Tausenden von Heiden hier? Ich selbst habe keine Antwort darauf, wiewohl ich sie schon oft gesucht habe. Einigen Trost bei den elend und dürftig aussehenden Erfolgen, die zu dem Aufwand von Kraft, Zeit und Geld in keinem Verhältniß zu stehen scheinen, gewährt mir die Tathsache, daß es doch bis heute noch

vorwärts gegangen ist. Es melden sich immer Neue zum Katechumenat, und alle diese wissen, daß sie äußerlich keine Vortheile, sondern Nachtheile davon haben werden.

---

77. Hinweg vom Platze!

Die knechtische Abhängigkeit, in welcher die Bakhatla auf Tshuaneng von den belanghebbers gehalten wurden, war für dieselben zuletzt eine völlig unerträgliche Last geworden. Wir geben nur eine Probe von der Behandlung, die sie zu erdulden hatten.

Im Februar 1869 kam der Landdrost, um von dem Volke Saul's Steuern zu erheben. Die belanghebbers geriethen in Wuth über diese Willkühr der Regierung, und einzelne drohten, die Kraale der Kaffern anzuzünden, sammt dem Hause des Zendelings. Es waren vier Bauern zugegen. Der Landdrost lachte sie aus. Um aber doch nicht vergeblich hergeritten zu sein, griffen sie einen Kaffer, der sich schwer verschuldet habe, weil er nicht gearbeitet habe. Der Mann war eben von der Arbeit bei seinem Herrn zurückgekehrt und machte das geltend. Aber das half alles nichts. Der Kaffer mußte liegen. Der Landdrost spottete über die Bauern, und meinte, wenn er nicht da wäre, so könnte es ihnen schlecht ergehen. Da erschraken diese. Der liegende Kaffer benutzte die Gelegenheit und entfloh, worüber die übrigen in ein lautes Freudengeschrei ausbrachen. Hierüber aber wurden die vier Bauern von solchem Schreck ergriffen, daß sie sich in die Sättel warfen und davon jagten bis zum nächsten Bauerhof.

Am andern Tage war es schon im ganzen Kreise bekannt, daß Saul einen Mordanfall auf Bauern gemacht habe, und daß man ihn onder die kogels nehmen müßte. Er wurde (wie er selbst erzählt) nach Pretoria zu Verantwortung gerufen. Seiner Unschuld bewußt, fährt er hin. Aber vor dem Dorfe warten schon zwei Bauern auf ihn, die ihm bedeuten, er solle nicht auf das cantoor (Gericht), sondern in ein anderes Haus gehen. Dort angekommen, findet er eine Anzahl Bauern, die privatim einen Gerichtshof constituirt hatten. Was half es ihm, sich auf das Zeugniß des Landdrosten zu berufen, er wurde gar nicht zu diesem gelassen, sondern mußte herzlich zufrieden sein, daß ihm sein gnädiges Erkenntniß ertheilt wurde, daß er für jeden erwachsenen Kaffern 25 Thaler Strafe oder die betreffenden Quoten in Vieh zu bezahlen habe. Darauf entließ man ihn.

Nicht selten kam es vor, daß Truppe von Bauern in die Wohnorte der Bakhatla kamen und entweder den Capitain oder andere des Volkes vor sich fordern ließen, die dann um geringer

Versehen willen in schwere boete genommen wurden an Vieh und Geld, oder auch, um diese zwarte natie in Furcht zu erhalten, mit dem Worte ga lee Kaffer! (geh' liegen Kaffer) zum Niederlegen auf flachem Bauch commandirt wurden, um ihre unbarmherzigen Schläge zu bekommen. Ueber solche Behandlung ging auch den Friedfertigsten zuletzt die Geduld aus und es ging durch das ganze Volk nur ein Gedanke: Fort von diesem Platz! In die Freiheit!

Einen neuen Antrieb erhielt dieser Wunsch im November 1870, als wieder eine Anzahl von Bauern auf dem Kraal erschienen, und von den Leuten eine Anzahl Vieh und Schafe abholten und ihnen besonders den Paragraphen des sogenannten Contractes einschärften, wonach der Stamm verpflichtet ist, für alle Zeiten unentgeltlich den Bauern zu dienen.

Für die Schwarzen hatte ein Umzug auf einen andern Platz nicht viel zu besagen. Ihre Hütten waren bald abgebrochen und an einem andern Orte wieder aufgeschlagen. Für den Missionar hatte solcher Umzug mehr zu besagen. Er hatte mit unsäglicher Mühe einen Brunnen von 26 Fuß Tiefe zum Theil durch hartes Felsgestein ausgesprengt, um sich das nöthige Trinkwasser zu verschaffen; eben so hatte er sein Haus und ein Backsteinkirchlein für die Farbigen auch zum großen Theil mit seinen eigenen Händen im Schweiß seines Angesichtes aufgebaut. Solche Arbeiten nach kaum zweijährigem Genuß wieder aufzugeben mit der Aussicht, sie an einem andern Platze von Neuem beginnen zu müssen, ist nichts Leichtes. Und doch sollte die Ungewißheit des Wegziehens noch härtere Geduldsproben mit sich bringen. Die Ameisen hatten das provisorische Häuschen ganz durchfressen, daß es zusammen zu stürzen drohte, von einem andern ebenfalls provisorischen Häuschen löften sich in Folge starker Schlagregen ganze Felder des Lehmbewurfes ab, das Dach wurde so defekt, daß der Regen überall Durchgang fand, und der Zug, der durch die Wände frei passiren konnte, Krankheiten mit sich brachte. In solchem Hause nicht blos allein zu wohnen, sondern auch Frau und Kind wohnen und leiden zu sehen, das ist für einen Familienvater nichts Kleines. Und obgleich das Ende des Provisoriums bei den verwickelten Beziehungen zwischen Volk und Bauern durchaus nicht abzusehen war, so war es doch durchaus unthunlich, unter solchen Umständen neu zu bauen, so mußte also das alte Pfahlhaus immer wieder neugeflickt werden, so gut es ging. Da verstehen wir es, wenn der Missionar in den Seufzer ausbricht: „Der Herr schenke mir ein stilles ruhiges Gemüth, damit ich ihm ganz und gar meine Sachen befehlen kann, daß ich weder sorge noch mißmuthig werde, fröhlich sein kann in Hoffnung, geduldig in den Widerwärtigkeiten, und anstatt zu murren, was ganz von selbst kommt ohne daß man es will,

anhalten am Gebet. Will er dem Volke als solchem das Evangelium noch lassen, so ist's ja leicht für ihn, einen Wohnplatz zu verschaffen, und wenn ihn die erbittertsten Feinde der Mission geben müßten." — Und wenn alle solche Opfer noch für ein dankbares Volk gebracht worden wären! Aber dem Undank Sauls und Maubane's schloß sich der größte Theil des Volkes an, und die Unterdrücker Beider, die Bauern, konnten es auch ihrerseits dem Br. Sachse nicht verzeihen, daß er die Schwergeplagten in Schutz nahm und für sie auftrat, und sie wiederholten in den mannichfachsten Wendungen den Ausdruck ihres Zorns: Der „verrotte zendling" muß fort von hier. Br. Sachse giebt im Anfang seines Berichtes über das zweite Halbjahr 1871 seiner Stimmung und der ganzen Situation einen lebendigen Ausdruck mit den Worten:

„Unsere Station besteht noch; besteht trotz der Rotten, die unter sich uneins sind, die sich hassen, aber im Haß gegen den Herrn und sein Reich eins, versuchen dem Missionar das Leben schwer zu machen, zum Theil aus Unwissenheit, zum Theil aus Bosheit. Es sind ja die Schwierigkeiten der Existenz hier schon oft und ausführlich besprochen; sie haben noch kein Ende genommen, aber die Zukunft liegt in des Herrn Hand, wie es die vergangene Zeit war. Wer nicht mit den äußeren Umständen der Station vertraut ist, der begreift auch nicht die Bedeutung des ersten Wortes „Unsere Station besteht noch." Für mich wiegt es schwer. Ich spreche es aus mit Freude, mit Beschämung, mit Furcht und mit Hoffnung. Ich darf mich freuen, daß mir der Herr die Arbeit hier nicht nur belassen, sondern auch dieselbe gesegnet hat; überhaupt die einzige Freude, die ich hier haben kann. Denn abgesehen von der Missionsarbeit giebt es hier nichts Erfreuliches. Ich schäme mich wegen meines Kleinmuthes, Verzagtheit, selbstgemachter Sorgen, die ja bis heute unnütz gewesen sind und auch unrecht; ich bin dennoch noch immer nicht ganz frei von Befürchtung, was endlich aus Allem hier werden wird, da, wie gesagt, die Verhältnisse ebenso verwickelt und durch einander liegen, wie immer, noch keine Aussicht auf Ordnung der Angelegenheiten der Eingebornen vorhanden ist, und jeder Tag die Entscheidung bringen kann, Aufhebung der Station, Weggejagtwerden, oder freiwilliges Wegziehen des Volkes. Diese Lage der Dinge kann ja den Muth und die Freudigkeit nicht heben, sondern muß drücken. Das thut sie auch; aber ohne Hoffnung bin ich dennoch nicht. Ich habe zwar keinen Beweis in der Hand, daß der Herr um der Arbeit willen, die ja sein ist, dem ganzen Volk hier seine Existenz erhalten muß; aber den Segen, das Wachsen der Gemeinde nach innen und außen kann ich mit Recht ansehen, als ob der Herr zu mir spräche: Hoffe und warte, meine Stunde ist noch nicht gekommen. Sie wird kommen; er wird entscheiden."

Wiederum verging ein halbes Jahr. Die Situation war unverändert. Br. Sachse schreibt um die Mitte des Jahres 1872:

„Es sind nun schon mehr als zwei Jahre, daß meine Stellung, meine Arbeit und das Bestehen meiner Station ein schwankender unsicherer Zustand ist. In dem ganzen Zeitraum mußte ich meine Arbeit thun in ungefähr derselben Weise und mit dem Gedanken, wie die Israeliten standen in der Nacht, da sie das erste Mal ihr Passalamm aßen — fertig zur Abreise, als die hinwegeilen.

Fortwährend drohten die Bauern mit Wegjagen; das Volk sprach von Wegziehen; die Regierung versprach einmal über das andere, Land zu geben. Von alledem hat sich bis heute nichts erfüllt, sondern es ist noch immer so wie es war, und wie es nicht leicht schlechter sein kann. Ich darf nicht sagen, daß mich dieser unsichere Zustand auf die Länge der Zeit unbeeinflußt gelassen hat. Ich muß bekennen, daß ich weniger Lust, weniger Freudigkeit zur Arbeit habe, als ich's haben würde, wenn ich nicht so lange schon wie auf dem Sprunge stehen müßte, als die hinwegeilen. Ich thue meine Arbeit mehr in dem Bewußtsein, daß es mein Amt, meine Pflicht ist, als mit eigener innerer Lust und Freude. Umsomehr müssen wir dem Herrn danken für das, was er thut. Es sind in dem verflossenen halben Jahre sechs Erwachsene und fünf Kinder getauft. Von den letzteren ist eins bald nach der Taufe gestorben. Zu den ersteren gehört eine Frau, unsere alte Magd. Der Wandel der Gemeindeglieder und der Katechumenen macht mir Freude. Aus meinen Gesprächen mit ihnen wird mir das Zunehmen der Heilserkenntniß in ihnen deutlich. Und dies ist nicht eine todte Verstandserkenntniß, sondern eine vom heiligen Geist gewirkte; dies zeigt sich am besten daran, daß ihre Begriffe von Recht und Unrecht immer vollkommener werden, womit es bei allen gläubigen Bassuto ohne Ausnahme zu Anfang höchst dürftig aussieht. Dies zeigt sich an ihrer Freude an dem Gottesdienst und am Unterricht, an den frischen fröhlichen Antworten, wo bei Vielen der Ausdruck der Augen bestätigt, daß der Mund aus dem Herzen redet. Und sie haben doch hier keinen einzigen äußerlichen Vortheil von der Mission, wie dies ja auf mehreren unserer Stationen der Fall ist; wohl aber werden sie von ihren heidnischen Stammgenossen ebenso wie von ihren weißen Herren verachtet und gehaßt; werden von mir öfter zu kleinen Dienstleistungen angehalten, denen sich die meisten auch willig und gern unterziehen. Es haben sich auch wieder Etliche zum Taufunterricht gemeldet, unter denen sich mehrere Frauen befinden. So lange haben die Frauen hier hartnäckig widerstanden, nun habe ich die Freude, daß Viele regelmäßig die Kirche besuchen und Mehrere nach der Taufe verlangen.

Sonach ist die Frucht der Arbeit in stetem, wenn auch langsamem Zunehmen trotz aller Widerwärtigkeiten, mit denen die

Mission hier zu thun hat. Eine Thatsache als Beweis für die Wahrheit des Wortes, daß es nicht an unserem Rennen und Laufen liegt, sondern an Gottes Erbarmen."

Die Kirche war um diese Zeit mitten unter den Unruhen bereits zu klein geworden und auf einen Anbau mußte Bedacht genommen werden, die Gemeinde der Getauften aber wuchs auf die Zahl von 25 Gliedern, unter welchen 21 Communicanten waren, während 16 Katechumenen im Unterricht verblieben.

„Christenkreuz hat seine Maßen und muß endlich stille stehn!" So hatte auch die Plage von Tshuaneng ihr Ziel. Der neuerwählte Präsident der Transvaalrepublik, Herr Burgers, setzte sich von seinem Regierungsantritt an (1872) die Aufgabe, den geplagten Kaffern des Landes, so viel an ihm war, zu ihren Menschenrechten zu verhelfen, und ließ deshalb auch dem Bruder Sachse wissen, daß jenes unnatürliche sogenannte Contractverhältniß zwischen den belanghebbers und den Bakhatla mit dem Jahre 1873 jedenfalls aufhören solle. Freilich, ehe dies Ziel erreicht wurde, mußten noch schwere Kämpfe bestanden und Nackenschläge erduldet werden, denn ohne solche geht es einmal in der Mission, wie überhaupt in der Kirche des Herrn, nicht ab.

Den Zustand am Ende des Jahres 1872 beschreibt Bruder Sachse mit den Worten:

„Hier geht's nicht mehr, theils um des Volkes, theils um meinetwillen. Die Leibeigenschaft ist den Leuten unerträglich geworden. Die noch den Bedingungen des Contraktes nachkommen, sind gerade die Gläubigen; sie thun es um Gottes willen. Die Heiden gehen nicht mehr zu ihren Baasen (Herren), höchstens wenn der Capitain sie mit Gewalt jagt; er treibt sie aus dem Kraale, an demselben Abend oder nach ein paar Tagen kehren sie ganz gemüthlich wieder zurück, ohne auch nur ihren Baas gesehen zu haben. Darunter hat er zu leiden; er ist verantwortlich und hat fortwährend Bußgelder zu bezahlen, wird fortwährend zum Feldkornet gerufen. Kein Wunder, wenn ihm endlich die Geduld ausgegangen ist. Und wie erschwert dieses unglückselige Verhältniß meine Arbeit! Noch drei Monate können sie bleiben, dann müssen sie weg. Ich mache keinen Versuch, sie zu halten, denn ich müßte dies Jahr selbst weg, auch wenn das Volk bliebe. Die Gründe habe ich im vorigen Bericht angegeben, aber nicht alle. Der Feldkornet hat mir durch die Leute eine Botschaft geschickt, die einestheils Drohungen, anderntheils Beleidigungen enthält. Wenn ich auch die Drohungen verachte, (er droht mich wegzujagen), denn ich gehe auf keinen Fall eher, ehe das Volk nicht selbst geht, so kann mir doch keiner zumuthen, fortwährend Beleidigungen zu er-

tragen, denen ich gut aus dem Wege gehen kann. Wir müssen unsern eigenen Grund haben, worauf wir wohnen und arbeiten.

Während also der Missionar und seine Gemeinde unter diesen schwierigen Verhältnissen seufzten, hatten sie in dieser Zeit wenigstens vor ihren heidnischen Drängern Ruhe. Der Häuptling Maubane sah sich von seinen heidnischen Stützen völlig verlassen und wußte ja ohnehin, daß nach den Landesgesetzen er als Farbiger keinen Landbesitz ankaufen könne; die einzige Möglichkeit, einen solchen für sich und sein Volk eigenthümlich zu erwerben, war, daß der Missionar Sachse den Grund und Boden auf seinen eigenen Namen kaufte und ihm dann überwies. Deshalb warf sich Maubane jetzt völlig in die Arme des Missionars. Derselbe berichtet: „Maubane hat sich seit einigen Monaten entschieden zum Guten gewandt. Er besucht wieder wie früher die Kirche, oft zwei Mal; er hat mit den alten Heiden gebrochen, läßt sich nicht mehr von ihnen leiten, verkehrt, außer wo er als Häuptling muß, mit Heiden gar nicht mehr, sondern nur mit den Gläubigen. Es war ja schon so weit mit ihm gekommen, daß er mich mied und die Gläubigen anfing zu hassen. Damals triumphirten die Heiden und versuchten ihn immer gründlicher gegen die Gläubigen aufzubringen. Sein größter Dämon, der es am besten verstand, ihm durch Lügen und Verläumdungen die Gläubigen zu verdächtigen, war seine eigene Mutter. Fast komisch ist nun die Art und Weise, wie er den Verkehr mit den Gläubigen wieder anknüpfte. Er schrieb nämlich (er hat sich von einem Getauften Schreibunterricht geben lassen) an den alten David, der noch jetzt der bedeutendste Diplomat des Stammes ist, daß er auf die Gläubigen böse sei, weil er sähe, daß sie ihn verachten und seine Häuptlingswürde nicht mehr anerkennen wollten. Der alte David verfaßte eine Antwort darauf, die ein anderer schrieb, und sie erklärten ihm darin kurz und bündig, daß er von den Heiden betrogen und belogen sei; daß sie sich aber von ihm zurückzögen, sei nicht Mißachtung gegen ihn, sondern seine Feindschaft gegen Gott den Herrn und seine Worte. Sie dürften ihm nicht nahe kommen, denn die Heiden sprächen es täglich aus, daß die Gläubigen, und von ihnen besonders der alte David, den Häuptling verzaubert hätten. Darauf hin lud er David und noch einen andern brieflich ein, zu ihm zu kommen, um sich mit ihnen auszusprechen. Das haben die beiden denn auch gründlich gethan, und ich habe auf meiner Station ebenfalls die Bemerkung gemacht, daß die Bassuto, wenn sie wirklich bekehrt und gläubig geworden sind, nicht mehr die kriecherische Scheu vor ihren Großen haben, die sie als Heiden so widerlich machte. Seit dieser Zeit ist die gegenseitige Freundschaft in der besten Ordnung und das Verhältniß hat sich gerade umgekehrt. An heidnischen Ruhe- und Festtagen arbeiten die Gläubigen, ohne bestraft zu werden, während sie früher

das nicht durften. Die Heiden fertigt er kurz und barsch ab, er untersagt und bestraft Feindseligkeiten gegen die Gläubigen. Er ruft zu wichtigen Berathungen nur die Letzteren zusammen; naht sich bei solcher Gelegenheit ein Heide, wird er von ihm weggejagt.

Interessant, oder ich will lieben sagen, erfreulich, war mir sein Benehmen bei einer Berathung über das Wegziehen von hier nach einem andern Platze. Er kam dazu nach meiner Wohnung und brachte nur Gläubige mit, wie er auch schon auf dem Kraale nur mit letzteren gesprochen hatte. Er theilte mir seine Pläne mit, um mein Endurtheil darüber zu hören. Er schlug zwei Plätze als geeignet zur neuen Ansiedlung vor; der eine war in der Nähe von Maluka (Nkotoloane), der andere Maleo's alter Wohnsitz. Ueber beide Punkte wäre er mit den Gläubigen auf dem Kraale übereingekommen. Ehe ich noch darauf erwidern konnte, widersprach ihm der alte David. Er hätte nicht zugestimmt, keiner der beiden Plätze sei gut, weil auf dem einen wie dem andern Gottes Wort nimmermehr gedeihen könnte, und das sei die Hauptsache. Er, Maubane, sollte doch sein eigenes Heil bedenken, dann würde er von selbst einsehen, daß sie eine andere Location haben müßten, als jene beiden Plätze; letztere wären wohl gut für Heiden, aber nicht für Christen. Dieses freie Wort nahm Maubane sehr bescheiden auf und bat mich um meine Entscheidung."

Br. Sachse ließ sich durch die scheinbare Umkehr des Häuptlings täuschen. Mit Freuden übernahm er alle Mühen und Beschwerden, die der Ankauf der Plätze für die Bakhatla mit sich brachte, und war glücklich, daß er drei große Bauernplätze gerade an der Stelle kaufen konnte, auf welchen die uralten Stammsitze des Volkes gewesen waren. Schon überließ er sich der Hoffnung, daß die Mehrzahl des Volkes für die christliche Kirche gewonnen werden würde, als neue allerherbeste Erfahrungen ihn eines Anderen belehren mußten. Er berichtet aus dem Jahre 1873:

„In dem verflossenen Zeitraum ist es mit dem Volk des Häuptlings Maubane endlich dahin gekommen, daß sie von dem Platze, den die Gläubigen aus ihnen schon mit dem Egypten der alten Israeliten verglichen, wegzogen. Die entscheidende Ursache war der Befehl des Feldkornets. Er hatte dem Häuptling drei Punkte vorgelegt, von denen er sich einen wählen sollte. Entweder sollte er und sein Volk sich von Neuem zum Halten des Contraktes verpflichten, oder für jährlich 900 Pfd. Sterl. den Grund miethen, oder den Grund unverzüglich verlassen. Häuptling und Volk wählte das Wegziehen. Da der Feldkornet auch von mir gesprochen hatte, daß ich weggejagt werden sollte, war es Zeit, für eine Location zu sorgen. Maubane bat mich„ den Platz zu kaufen, wo das Volk früher gewohnt hatte, mit noch zwei bis drei Plätzen daran. Ich benachrichtigte unsern Herrn Superintendenten über die Sachlage,

frug, ob es gerathener sei, für die Gemeinde allein zu sorgen, wie ich schon früher es für nöthig erachtet hatte, oder ob ich mit dem Capitän zusammen Grund für das ganze Volk kaufen solle. Der Herr Superintendent rieth zum Letzteren und bewilligte das Geld zum Ankauf eines Viertel-Platzes für uns. Ehe ich zum Kauf schritt, frug ich die Regierung, ob sie dem Volke eine Location anweisen wollte, oder ob es mir gestattet sei, den Grund, den das Volk wünscht, für dasselbe zu kaufen. Der Häuptling wollte das Geld selbst aufbringen, ich dagegen mußte die Grundstücke auf meinen Namen transportiren lassen, da das Gesetz den Farbigen verbietet, Grundeigenthum zu erwerben. Der Kauf wurde abgeschlossen; wir sicherten uns gegenseitig durch ein contraktliches Uebereinkommen, welches der Regierung übergeben wurde, und das Volk bekam von derselben die Erlaubniß, nach der neuen Location wegzuziehen.

Bis hierher hatte ich außer den vielen Ritten nach Pretoria keine Mühe und Widerwärtigkeiten. Maubane war froh, daß er und das Volk nun auf eigenem Grunde wohnen konnte und fing an, Geld und Vieh von seinen Leuten zusammen zu bringen. Ich war erfreut in der Hoffnung, daß ich meine Arbeit in Ruhe und Frieden, unbelästigt von den Bauern werde fortsetzen und auch für eine Wohnung sorgen können, wie sie zur Erhaltung der Gesundheit in diesem Lande nöthig ist. Allein die Freude sollte nicht lange dauern. Zuerst versuchten die Bauern, das Wegziehen des Volkes zu verhindern, nachdem sie gesehen hatten, daß es damit Ernst wurde. Ihre Gesuche scheiterten jedoch an der Festigkeit der Regierung. Sodann war es der Häuptling selbst, der mir die Freude gründlich verdarb. Durch Jan Kekane beeinflußt, der nicht nur seinen Missionar, Bruder Knothe schändlich verleumdet, sondern uns alle bei den umwohnenden Kaffern verdächtigt hat, wurde Maubane zuerst mißtrauisch, dann niederträchtig. Er fing an, die Gläubigen zu plagen, und versprach ihnen, daß sie auf dem neuen Platze, auf seinem Grunde, seine Macht fühlen sollten. Sie hätten sich nicht nach mir, ihrem Lehrer, zu richten, sondern allein nach ihm, in seiner Brust sei die Wahrheit, sonst nirgends. Zu derselben Zeit waren eine Anzahl Bauern von ihren Wohnplätzen geflüchtet aus Furcht vor dem Häuptling Makapane (bei dem die Hermannsburger Brüder arbeiten), der sich mit seinem Volke seit einem Jahre auf einer schwer zugänglichen Stelle zwischen Bergen und Klüften angebaut hatte. Dieser Vorgang verdrehte vollends die Köpfe der Kaffern. Auf einem Berge können wir Herren sein, die Bauern fürchten sich vor uns und flüchten, wozu sollen wir in der Fläche wohnen, und abermals der Weißen Knechte werden? Dies war von da ab das Losungswort des Häuptlings und seiner ihm gleichgesinnten Kaffern.

Der Anfang des Wegzuges war zum April verabredet: ich

mußte Familienumstände halber Anfangs Mai nach Waterberg zu Geschwister Koboldt. Anstatt nach der neu angekauften Location zu gehen, zog Maubane im Lande umher, um einen für ihn passenden Berg zu suchen. Ich war verpflichtet, dies der Regierung anzuzeigen, und that es auch. Maubane leugnete es, daß er je die Absicht gehabt habe, nach einer andern Stelle, als nach der von mir und ihm gekauften zu ziehen, wozu ihm die Regierung Erlaubniß gegeben hatte. Er wurde vom Präsidenten scharf zurecht gewiesen, und bekam nun den Befehl, mit dem Wegziehen Anfang zu machen. Erst jetzt machte er dem ganzen Volk bekannt, daß es ihre alten Wohnsitze seien, wohin sie ziehen sollten. Als die Meisten sich damit zufrieden erklärten, sagte er, gut, geht denn dort hin, wenn ihr noch länger der Weißen Knechte sein wollt. Mit mir wollte er gar nicht mehr reden. Die Gläubigen hatten im Ganzen noch Hoffnung, daß alles wieder zurecht kommen würde. Ich mußte nach Waterberg zurück und beauftragte sie, mir meine Sachen dorthin zu bringen, und nach dem neuen Platze zu ziehen, und mich von dort aus zu benachrichtigen, wann sie angekommen sein und mit Bauen angefangen haben würden. Eine Wunde, die ich mir durch einen unglücklichen Revolverschuß zuzog, machte mich für 6 Wochen unfähig zum Reiten. Während dieser Zeit hatte Maubane seinem Volk und nicht nur den Gläubigen die Lust zum Wegziehen verleidet. Versammlungen über Versammlungen wurden gehalten, die Haltung der Gottes Wort feindlichen Partei wurde immer drohender, Drohungen wurden ausgestoßen, daß, wenn sie erst nicht mehr auf Bauerngrunde wohnten, alle getödtet werden müßten, die dem Capitain mißliebig seien, also auch Heiden, mit denen wegen alter Schuld Abrechnung gehalten werden sollte. Die Folge davon war, daß Viele des Volkes zu bange waren, nach dem Platze zu gehen. Auch die Mehrzahl der Gläubigen ließ sich einschüchtern, sie könnten unmöglich mit dem Capitain gehen, denn das sei sicherer Tod. Nur einige waren ruhig, und bestanden auf Gehen mit dem Capitain; doch sollte mein Rath entscheiden. Ich verlangte von ihnen, ohne Säumen wegzuziehen, da er auf dem neuen Platze eben so wenig seine Drohungen ausführen werde, als er es auf dem alten Platze gethan habe. Sobald mir meine Wunde das Reiten erlaubte, machte ich mich auf, um mich von den Umständen zu überzeugen. Dies war Anfangs August. Ich sprach mich mit dem Capitän offen aus und fand ihn wieder etwas zugänglicher, wenngleich noch sehr verkehrt. Er machte nun auch mit dem Wegziehn den Anfang, und nach meiner Zurückkunft von Pretoria nach Waterberg ging ich selbst, um den Platz zum ersten Male zu sehen. Die Gläubigen erklärten mir bestimmt, nur auf meinem Grund wollten sie wohnen, zum Capitän gingen sie nicht; wollte ich sie nicht haben oder zwingen, sich beim Capitän anzubauen, so zögen sie lieber wieder weg.

Bei der feindlichen Haltung des Häuptlings konnte ich nicht anders, als sie gewähren lassen, und theils um der Leute willen, theils um der Lage des Platzes willen, wo für mich die einzige Möglichkeit zum Bauen liegt, mußte ich anstatt des Viertheils die Hälfte von dem Platze für uns als unser Eigenthum nehmen und ließ durch den von der Regierung dazu bevollmächtigten Beamten den Platz schneiden. So bin ich nach wie vor dem Volke nahe, denn wir wohnen zusammen auf ein und demselben Platze, die Gläubigen haben, wenn der Häuptling ihnen das Wohnen bei ihm unerträglich macht, auf unserem Grunde Schutz."

So hatte also die Arbeit auf Tshuaneng, diesem Orte unsäglicher Plage, aber auch großen Segens, ihr Ende erreicht. Wir scheiden von demselben mit dem Rückblick, den Sachse auf seine dortige Thätigkeit wirft:

„Es drängt mich, einen Rückblick zu thun auf das Jahr 1868, wo ich herkam. Alles war todt und finster; am willkommensten war der Lehrer, weil er eine gute Gelegenheit zum Geldverdienen, eine Milchkuh zu werden, versprach. Am liebsten wäre es Vielen gewesen, wenn ich damals wieder gegangen wäre, wo ich herkam. Und jetzt 1873? Die Engel im Himmel haben sich schon über mehr als Einen gefreut, die hier Buße gethan haben. Der Herr hat Großes gethan, an ihnen und auch an uns. Denn auch wir, und besonders ich, haben Freude und Segen von dem herrlichen Erfolge, den der Herr so reichlich, so wider Erwarten geschenkt hat. Eine hübsche kleine Gemeinde, in kurzer Zeit werden es über fünfzig Erwachsene sein, die meisten verheirathet, Männer und Frauen, also christliches Familienleben, christliche Kindererziehung. Das war viel und reicher Segen vom Herrn!"

---

78. Neu-Halle.

Mit Schwierigkeiten und Kämpfen hatte die Lösung von Tshuaneng sich vollzogen, mit Schwierigkeiten und viel böseren Kämpfen sollte die Arbeit auf dem neuen Platze beginnen.

Br. Sachse (der den für die Missionsgesellschaft angekauften halben Bauernplatz, für welchen er den Besitztitel bei der Regierung löste, nach seiner Vaterstadt Neu-Halle nannte) übertrug, da er bald nach dem Umzug für vier Wochen zur Synode reisen mußte, einem englischen Maurer die Aufgabe, ihm inzwischen ein kleines Häuschen zu bauen. Bei seiner Rückkehr fand er nichts fertig vor und mußte wieder selbst die Kelle in die Hand nehmen. Im Unwetter zog er sich eine Augenentzündung zu, die ihn auf längere Zeit zur Arbeit unfähig machte. Darnach mauerte er bis zum

Weihnachtsheiligabend frisch weiter, bis ihn ein Brief des Br. Koboldt belehrte, daß er, ohne es zu ahnen, den ersten Weihnachtstag vermauert hatte. Später wurde er nach Waterberg gerufen, um den lieben Br. Koboldt bis zu seinem seligen Ende die letzten Liebesdienste zu erweisen. Nach seiner Rückkehr mußte er Kirche und Studirzimmerchen mauern, Wassergräben ausheben lassen und andere schwierige Arbeiten mit Hülfe seiner Leute vollenden. Alle diese Mühen wurden dem Br. Sachse reichlich aufgewogen durch das sichtliche Aufblühen des innerlichen Lebens der Gemeinde. Die Seelenzahl derselben wuchs auf mehr als 80 Personen; eine ordentliche Schule mit 30 Kindern konnte eröffnet werden, die Getauften auf unserem einen halben Bauerhof umfassenden Stationslande ertrugen willig den Zorn und die Feindschaft des auf dem anstoßenden Lande seßhaften Capitains Maubane; bei Gelegenheit einer durch Dürre hervorgerufenen Hungersnoth, in welcher die Leute sich im buchstäblichen Sinne des Worts von Unkraut ernährten und eine Hand voll Korn wie Confect und Marzipan erachteten, zeigten sich gegenüber den Aeußerungen der Wuth, Lästerung, Verzweiflung bei den Heiden unsere Getauften besonnen, gefaßt und gesammelt zum Gebet; und an manchem unserer Stationsglieder konnte Br. Sachse deutlich das Arbeiten des heiligen Geistes in Haltung und Wandel verspüren.

Diesem Segen der inneren Entwickelung der Station gegenüber hatte Br. Sachse als Gegengewicht eine Last von Noth zu tragen, die fast über Menschenkraft hinausging. Der Capitain, der seine Häuptlingsschaft, und jetzt seinen Wohnsitz nur den Bemühungen des Missionars verdankte, vergalt diesem also, daß er auf alle Weise der Predigt des Evangelii entgegenarbeitete und es förmlich darauf anlegte, den Br. Sachse und die Gläubigen von der Station zu vertreiben, so daß die angewandte Vorsicht, den eigentlichen Stationsplatz für die Gesellschaft anzukaufen, jetzt die Rettung des ganzen Werkes wurde. Der Capitain erklärte öffentlich seinen Leuten, er habe lange genug den christlichen Gottesdiensten beigewohnt, um aus Ueberzeugung Alles, was sie lehrten, für grobe Lügen erklären zu können; für seine Kaffern sei nirgends Wahrheit zu finden, als bei ihm, in seiner Brust wohne die Wahrheit. Mit dem Missionare brach er allen Verkehr ab, den Getauften verbot er, auf seinen Kraal zu kommen, einen alten Mann, der dennoch dorthin gekommen war, um seine Verwandten zu besuchen, und der diesen von Gottes Wort erzählt hatte, mißhandelte er in einer solchen Weise, daß derselbe Tage lang an den Folgen krank lag. Das Alles aber machte die Gläubigen nur um so fester, denn um des Glaubens willen sich todtschlagen zu lassen oder alles Vermögen zu verlieren, dünkt einem Kaffer keine große Sache zu sein.

Da schlug Maubane andere Wege ein. Mit Gewalt, das sah er ein, richtete er gegen seine Leute nichts aus und machte sie nur um so gewisser, aber einen Punkt gab es, das sah er an den in Wallmannsthal und Botshabelo gemachten Erfahrungen, an dem selbst ernste Christen aus den Kaffern leicht zu fangen waren, das ist der nationale Zusammenhang mit ihrem angestammten Capitain.

Bei diesem schwachen Punkt war es dem Häuptling schon einmal (1871) auf Tshuaneng gelungen, die Gläubigen zu fassen und zu veranlassen, daß sie im bewußten Gegensatz zu den Landesgesetzen, sich an einem Kriegszuge betheiligten, also daß sie die ganze Angelegenheit vor dem Missionar verschwiegen, weil sie wußten, er billige sie nicht. Damals war dasjenige Gemeindeglied, welches auf Sachse's Aufforderung, vor dem Abzuge zu ihm zu kommen, nicht erschienen war, der einzige, der bei diesem Commando verwundet wurde. Alle sahen dies als eine besondere Gottesstrafe an und thaten hernach für ihre Uebertretung aufrichtig Buße. Jetzt wußte Maubane sie in dieselbe Falle zu locken. Er schickte Botschaft zu den Gläubigen, er sei des langen Streitens müde und wolle Frieden machen; deß zum Zeugniß sollten sie mit ihren Pflügen kommen und sein Land bearbeiten. Br. Sachse merkte sofort, worauf es abgesehen sei; das Ansehen des weißen Lehrers sollte gebrochen werden, und die Getauften sollten allmählich wieder daran sich gewöhnen, in dem Willen ihres Capitains die höchste Macht zu erblicken. Er erklärte daher, daß Niemand anders als mit seiner Erlaubniß dem Capitain die gedachten Dienste leisten dürfe. Sie antworteten nicht, aber Sachse bemerkte, daß sie bereits schwieriger darin wurden, für ihn selbst die nöthigen Arbeiten zu thun. Nach einiger Zeit besuchte ihn Maubane, sprach wenig über die Sache, erweckte aber durch sein pfiffiges Kafferlächeln die Aufmerksamkeit des Br. Sachse. Dieser berief daher sofort eine Versammlung seiner Getauften, um ihnen seine Befehle, daß wer auf dem Stationsland wohne, nur mit seiner ausdrücklichen Erlaubniß dem Maubane Dienste leisten dürfe, zu wiederholen. Seine Leute nahmen die Botschaft zum Theil ganz unbefangen auf, lachten sogar und scherzten, und nur von einigen ernsteren erfuhr Sachse bald darauf —, daß Alles längst eine zwischen ihnen und dem Capitain abgemachte Sache sei und daß sie die in Frage stehenden Dienste alle — in direktem Ungehorsam wider Br. Sachse — bereits geleistet hatten.

Und was war der Grund? Hatten sie ihren Häuptling besonders lieb? — Nein, vor wenigen Jahren erst hatten sie erklärt, sie würden lieber wer weiß wo wohnen, als auf seinem Lande, — und so denken sie zum Theil noch. Oder fürchteten sie ihn? Auch das nicht. Wenn ein Kaffer seinen Kopf aufgesetzt hat, daß er ein

Christ sein will, so achtet er den Zorn des Häuptlings für nichts. Oder gingen sie mit dem Gedanken um, zum Heidenthum zurück zu kehren? — Weitaus nicht! — Nun was war es denn?

Es war das den Kaffern, ich möchte fast sagen instinktmäßig angeborene Gefühl, daß sie in ihrem Häuptling den einzigen nationalen Halt haben, wie die Bienen an ihrer Königin. Mit ihrem Häuptling zusammen repräsentiren sie eine nationale Macht, ohne denselben sind sie nichts. Darum laufen sie ihrem Häuptling nach, trotzdem sie ihm persönlich auch nicht über den Weg trauen. Ja er mag sie schinden, plagen, aussaugen, zertreten — dennoch ist er ihr Capitain, dem sie folgen müssen und dem sie unbedingt unterthänig sind, soweit nicht etwa Gottes Wort direkt das Gegentheil fordert. Und ist einmal dies Nationalbewußtsein im Mossuto erwacht, dann ist in seinem Auge selbst der geliebte und verehrte Missionar doch nur ein Weißer; Wohlthaten, Liebe, Dank werden sofort vergessen, ja das Mißtrauen, ob nicht der Lehrer auch ein Freund der Bauern, ihrer Erbfeinde sei, ist unglaublich leicht geweckt.

Jetzt war die Sache zu der entscheidenden Krisis gekommen. Sachse erwog bereits den Gedanken, daß er einer Gemeinde, die so sich gegen ihren Hirten stellte, nicht ferner werde dienen können, und daß er die Früchte all seiner unsäglichen Arbeit, Mühe und Geduld vor seinen Augen untergehen sehen müsse; — aber der Herr gab Gnade, daß auch diesmal nicht Satan mit seiner List den Sieg behielt, sondern daß vielmehr aus seinem neuen Anlauf nur die Frucht erwachsen sollte, daß der Friede zwischen dem Missionar und dem Häuptling wieder hergestellt werde. Br. Sachse schreibt im September 1876:

„Eine eingehende Besprechung mit jedem Einzelnen der Leute gab mir zunächst die Ueberzeugung, daß die Meisten so gehandelt hatten, ohne sich selbst klar bewußt gewesen zu sein, was sie gethan. Nur zwei waren in richtiger Erkenntniß, daß sie etwas Verkehrtes begingen, den Andern gefolgt, um sich nicht auszuschließen. Einige hatten gemeint, daß die ganze Angelegenheit still und ohne Aufsehen zu erregen abgemacht werden könnte. Würde ichs später einmal erfahren, so würde ich weiter nichts zu sagen haben, sondern die Sache als abgemacht ansehen. Die Thatsache, daß sie mich hintergangen hatten, mit Unwahrheit umgegangen waren, wurde ihnen erst durch meine Besprechung mit ihnen deutlich. Ich sagte, daß das Unwetter wohlthätige Folgen hinterlassen hat. So ist es. Von jener Zeit an begegnen sie mir wieder mit derselben Anhänglichkeit, wie es früher war. Sie suchen die Gelegenheit auf, mir Liebe und Dankbarkeit mit der That zu beweisen.

Mit dem Häuptling Maubane habe ich ebenfalls mehrmals ernste Unterredungen gehabt. Er erklärte, daß es seines Herzens

Wunsch sei, wieder mit mir so zu stehen, wie zu Anfang, d. h. in Friede und Einigkeit zu leben. Er bekannte, daß er die ersten Jahre hier auf dem neuen Platze Unrecht gethan, daß er mich absichtlich geplagt und mich dadurch zu scharfen Maßregeln gereizt hatte. Da soweit thatsächlich das Hinderniß aus dem Wege geräumt war, welches seine Einmischung in die Angelegenheiten der Gemeinde möglich machte, so bin ich auf unser ursprüngliches gemeinsames Abkommen zurückgegangen. Er hat die Gemeinde wieder als seine Unterhörigen anzusehen, und kann ihnen gegenüber von seinem ihm als Häuptling zustehenden Rechte Gebrauch machen, wenn auch in beschränktem Maße. Doch ist er mit den von mir gemachten Beschränkungen zufrieden. Er wünscht sogar selbst, daß die Gemeinde auf unserm Grunde wohnen bleiben und nicht zu ihm ziehen soll. Er kommt auch wieder regelmäßig zur Kirche, mit ihm eine Anzahl von seinem Volke.

Somit hat Gott Alles wohlgemacht, und der Friede nach so langem Streite ist wohlthuend für uns Alle."

So können wir also auch unsern Bericht über die Schmerzensstation Tshuaneng mit fröhlichem Dank und der guten Hoffnung beschließen, daß der Herr das am Schluß des Jahres 1876 auf 117 Seelen herangewachsene Gemeindlein von Neu-Halle zur Ehre Gottes sich entfalten lassen und viel Frucht zeitigen werde.

---

79. Missionsarbeit auf Modimulle oder Waterberg.

Als der Herausgeber am 12. Juni 1867 auf seiner Rückreise von Makapanspoort nach Pretoria in die Nähe des einsam und steil aus der Ebene des Nilstroms aufsteigenden Berges Modimulle, des uralten Wohnsitzes der Bakopa, kam, stieß er auf ein ganz einsames Bauernhäuslein, dessen Besitzer, als er Fremde herankommen sah, freundlich herauskam und uns zu sich einlud. Es war Gert Lottering, derselbe fromme Bauer, der unsere Brüder bei ihrem ersten Zuge nach Zoutpansberg (s. p. 220) so freundlich begrüßt und ihnen den Segen des Herrn gewünscht hatte. Wir traten bei ihm ein, um, da wir zu Pferde von der Norddrift voraus geritten waren, bei ihm die Ankunft unsers nachfolgenden Wagens abzuwarten.

Bald gab ein Wort das andere, und der für das Werk der Heidenbekehrung durch den seligen Missionar Mackidd warm begeisterte Gert warf den Gedanken hin, sein Platz wäre ein vorzüglich geeigneter Ort, um eine Missionsstation anzulegen. Er liegt unmittelbar an dem Transportwege, der von Pretoria nach Makapanspoort, Zoutpansberg, Blauberg und zu den Häuptlingen Mo-

kopan, Mankopane, Mangoati und denen im hohen Norden führt, so daß alle Farbigen, die vom Norden in die Colonie hinein wollen, vorbeipassiren müssen. Dieser Transportweg von Süd nach Nord wird ferner durch eine Linie durchschnitten, welche von dem Häuptling Bapo (Zebetjele) nach dem Dorfe Nylstrom oder Waterberg von Osten nach Westen führt, und auf welchem, weil Bapo dem Feldkornet zu Nylstrom unterworfen ist, alle vierzehn Tage 70 Mann sogenannte Zoomaar-Kaffern*) zur Arbeit ziehen und auch zurückkehren. Außerdem wohnen im Umkreise von zwei Meilen theils bei Bauern, theils in zerstreuten Einzelkraalen circa 300 Kafferfamilien der verschiedensten Stämme — Knopneusen, Bassuto, Matebelen — die sich leicht von hier aus mit Gottes Wort versehen ließen, und deren Zahl, wenn erst ein Missionar dort wohnte,



Modimulle.
Häuschen von G. Lottering. Berg Modimulle.

sehr bald sich mehren würde. Gert war auch bereit, soviel als möglich behülflich zu sein. Ein Erbe von 100 Schritt lang und breit, sammt der darauf befindlichen Quelle wollte er, damit der Missionar auf demselben Wohnung und Garten anlege, zum Geschenk machen, und so viel wir außerdem Land gebrauchten, wolle er uns verkaufen zu einem Preise, den wir selbst bestimmen könnten — „und wäre es nur ein Sixpence."

Wir ritten also sofort zu der Quelle, fanden sie aber doch nur sehr schwach rinnend; — dann erbot sich Gert, uns einen kleinen Platz zu verkaufen, auf welchem sich auch Kaffern anbauen

*) Zoo maar heißt „So nur", d. h. Leute, die „so nur", d. h. unentgeltlich den Bauern Dienste leisten müssen, wozu Bapo sich seinen Herren, den Bauern in Nylstrom, verpflichtet hatte.

könnten. Wir fanden auch dort das Wasser schwach, die Gelegenheit nicht besonders günstig; aber nicht weit davon einen Bauer wohnend, der seinen Platz bereits mit Obstbäumen und Gartenanlagen zubereitet hatte, und dessen Wohnhaus nebst Nebengebäuden gleich die nöthigen Stationsgebäude dargeboten hätten, — aber 500 Pfund Sterling! Das war eine für unsere damaligen Finanzverhältnisse unerschwingliche Summe.

Besonders bestechlich war der Umstand, daß wir dem alten Heiden Bapo, der so scharf sich und sein Volk gegen Gottes Wort abschloß, auf diese Weise eine Falle legen konnten, um ihm seine Leute abzufangen, zumal Nachbar Gert versprach, ein treuer Helfer am Ziehen des Missionsnetzes werden zu wollen. Der Herausgeber notirte also in seinem Tagebuch (p. 467): „Wir werden, so unsicher auch die Sache noch ist, den Platz im Auge zu behalten haben."

In Botshabelo stand damals der Br. Koboldt ohne genügende Beschäftigung, und war, als wir weiter die Sache besprachen, sofort bereit, hinzugehen und die neue Station anzulegen. Er wurde zunächst auf das von Gert Lottering zu schenkende Erbe verwiesen.

Während der Director mit Superintendent Merensky die Rückreise nach Natal antrat, begab sich Koboldt sofort nach dem Platz, fand die Gelegenheit vortrefflich, aber das von Gert Lottering versprochene Erbe zu klein, und kurz entschlossen kauft er den oben erwähnten Bauernplatz für 450 Pfund Sterling auf eigene Rechnung, also daß er der Missionsgesellschaft denselben für den Fall, daß Geld in cassa wäre, zum Verkauf anbot.

Dieses schnelle Handeln setzte uns in Verlegenheit. Koboldt mußte bei der Größe des gekauften Platzes sofort sich in die Mühseligkeiten eines Bauern stürzen, die doch seiner eigentlichen Missionswirksamkeit die Zeit wesentlich verkürzten. Die ersten zwei Jahre wurden eine peinliche Uebergangszeit, die, falls das Unternehmen nicht gelungen wäre, die Stellung Koboldts zur Gesellschaft leicht gefährden konnte.

Indeß der Herr bekannte sich zu dem Glauben dieses Bruders und segnete seine Arbeit so sichtlich, daß er auf diesem Platze zu einem der tüchtigsten und verdientesten unserer Missionare sich entfaltete.

Um die Mitte August 1867 eingetroffen, bezog er sofort das gekaufte Bauerngrundstück und begann, die umwohnenden Kaffern zu Gottes Wort einzuladen. Daß die Gebäude bereits standen, überhob ihn der Mühe, sein eigenes Haus erst selbst zu bauen, und gestattete ihm, sich dem Dienst der Schwarzen mit aller Energie zu widmen. Der Bauernplatz selbst erwies sich mit seinen Saatfeldern und Obstpflanzungen so ergiebig, daß Koboldt in zwei Jahren bereits 100 Pfund Sterling von der Kaufsumme abgetragen

hatte und der Gesellschaft den schönen werthvollen Platz für 350 Pfund Sterling anbieten und überlassen konnte (1870). Die Ankunft des Missionars wurde von den umwohnenden Farbigen mit Freuden begrüßt, und von vornherein sammelten sich sonntäglich 50—60 Erwachsene zu dem in dem großen Wohnhaus abgehaltenen Gottesdienste.

Mitten in das aufblühende erste Leben der Station fielen die Kriegsunruhen der Jahre 1867 und 1868, und wir haben oben (p. 246 f.) ausführlich beschrieben, wie am 17. März 1868 die Mankopaneschen Matebelen einen Raubanfall auf die Station und auf Gert Lotterings Haus gemacht haben. Nach demselben blieb Koboldt einige Zeit bei den Bauern und trat nicht lange nachher, da die Stationsochsen von den Räubern weggeführt worden waren, mit dem gemietheten Wagen von Gert Lottering seine Brautreise an, von welcher er im Juli mit seiner neuvermählten Frau zurückkehrte.

Während seiner Abwesenheit hatte Keiner in der gefährdeten Station seinen Aufenthalt zu nehmen gewagt. Außerdem hatte Koboldt, um das werthvolle Holz des Gebälkes vor dem Verbrennen bei einem neuen Ueberfall zu schützen, von Wohnhaus und Kirche die Dachbalken abbrechen und in Sicherheit bringen lassen, so daß die Station drei Monate leer stand, nur daß einer der angeregten Dienstleute den übrigen in dieser Zeit eine Art Sonntagsgottesdienst hielt.

Auf seiner Rückkehr bei Br. Sachse auf Tshuaneng angelangt, vernahm Koboldt, daß der Krieg keineswegs beendigt, und ein erneuter Ueberfall der Feinde täglich zu befürchten sei. Er ritt also zunächst allein hinüber, um zu rekognosciren. Er fand, daß die Bauern allerdings noch im Lager standen, und auch Gert Lottering sein einsames Häuslein noch nicht wieder zu beziehen gewagt hatte. Trotzdem wies er den Rath, sich zuerst auf Tshuaneng ein Häuschen zu bauen, und von dort aus die Station mit Gottesdiensten zu versehen, von sich, und zog — obgleich bereit, wenn es sein müßte, noch einmal ohne Rock und Strumpf zu fliehen — zu seinen Leuten, einstweilen das leerstehende Häuslein Gert Lotterings zum Wohnplatz erwählend, wohin sich auch die heilsbegierigen Farbigen zu den Gottesdiensten und zur Schule versammelten. Er aber ließ von hier aus sein Wohnhaus höher machen und das Dach wieder aufsetzen, und zog in Gottes Namen hinein. Freilich eine Schanze ließ er um der Kriegsunsicherheit willen zunächst um sein Haus her aufwerfen. Kirche und Schule hielt er jetzt zunächst in einer schattigen Baumallee des Platzes; regnete es, so zwängte sich Alles in das Wohnzimmer des Missionars.

Nun begann Koboldt mit rastlosem Fleiße die unverzüglich in Angriff genommene Arbeit zu vollbringen. Es war, als ahnte er,

daß ihm für dieselbe nur kurze Zeit belassen war. Zu thun fand er reichlich, im Geistlichen wie im Aeußerlichen. Die Bewirthschaftung eines großen Bauernplatzes nimmt fast die ganze Kraft eines Mannes in Anspruch; dazu kam, daß zunächst für die sofort sich sammelnden Farbigen ein Schulhaus erbaut werden mußte, das einstweilen auch als Kirchlein dienen sollte. Nachdem das vollendet war, wandte Koboldt seine ganze Kraft auf die zu sammelnde Gemeinde, welche er theils unter den Dienstboten der Bauern, theils unter den rohen Kaffern suchte.

Die ersteren zeigten bald einen, unsern Bruder tief ergreifenden und zugleich innerlichst erquickenden Eifer, Gottes Wort zu erlangen. Zwei farbige Frauen, die bei einem Bauer in Dienst standen, verabredeten mit einander, daß sie mit Bewilligung ihres Baas Woche um Woche zum Taufunterricht gingen, also daß die Zurückbleibende jedesmal den Dienst der anderen mit verrichtete; zwei Erwachsene machten es möglich, täglich zum Unterricht zu kommen; ein Kaffer schloß mit seinem Baas ausdrücklich den Contract ab, daß er nach zweiwöchentlicher Arbeit die dritte Woche zum Besuchen der „Schule" und außerdem die Sonntage zum Besuchen der Gottesdienste frei haben müsse; etliche der Bauerndienstboten kamen zwei Stunden weit zum Unterricht; Einer kam mit einer schriftlichen Erlaubniß von seinem Herrn an, daß er ein ganzes Jahr bei dem Zendeling bleiben dürfe, um den Taufunterricht zu empfangen. So fand Koboldt geistliche Arbeit genug am Anfang vor, und konnte alle Abende eine Anzahl heilsbegieriger Kaffern um Gottes Wort versammeln.

Die nicht auf Bauernhöfen wohnenden Heiden blieben hinter den Ersten in ihrem Eifer keineswegs zurück. Etliche kamen fünf Stunden weit, ein Sohn eines kleinen Capitäns mit seinen Leuten auf sechs Meilen weit herbeigeritten, um mit den Kindern zusammen den Schulunterricht zu genießen. Und namentlich etliche von den Zoomaar-Kaffern des Bapo blieben richtig im Netze hängen; ja, es entspann sich ein Verkehr zwischen Koboldt und Bapo's Leuten, der nicht wenig dazu beitrug, jenes Volk in Gährung und die Auswanderung der Heilsbegierigen nach Wallmannsthal (p. 604 f.) in Fluß zu erhalten. Ein Versuch Koboldts, bei diesem feindlichen Häuptling auf eine Entfernung von acht bis neun Stunden Reitens eine regelmäßige Außenpredigtstation zu eröffnen, scheiterte freilich an dem hartnäckigen Widerspruch des Letzteren.

Nachdem auf diese Weise ein fester Kern von Heilssuchenden aus den umwohnenden Heiden sich gebildet hatte, eröffnete ihnen Koboldt, daß er bereit sei, von dem Lande des Bauerngrundstückes Erben auszugeben, d. h. Stücke Land von 150 Fuß lang und 75 Fuß breit, hinreichend zu Haus und Garten für eine farbige Familie, der außerdem zwei bis vier Acker Land, je nach der Kinder-

zahl, zum Feldbau überwiesen wurden, so daß nach mehrjähriger unentgeltlicher Benutzung sie den Zehnten des Ertrages als Pacht zu bezahlen hätten. Die Gelegenheit wurde mit Begierde ergriffen; gleich im ersten Jahr zogen vier Familien zu, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr mehrte, so daß im Laufe der Jahre ein Dörflein entstand mit gegen 200 farbigen Bewohnern. Der Umstand, daß die Station am Transportwege lag, bewirkte, daß zwar manche Belästigung durch Vagabonden vorkam; aber auch, daß es nie an Solchen fehlte, die entweder dauernd auf der Station blieben, oder durch kürzeren oder längeren Aufenthalt einen Segen von Gottes Wort mit hinwegnahmen.

Da die von der Weise der übrigen Stationen durchaus abweichende Missionsarbeit des Br. Koboldt diesen in beständigem Verkehr mit den umwohnenden Bauern erhielt, benutzten gründlich diese jede sich darbietende Gelegenheit dazu, um mit demselben in engeren persönlichen Verkehr zu treten, und dieser wiederum dazu, um auf ihren Bauernplätzen den umherwohnenden Farbigen besondere Predigten zu halten. Bei den Bauern fand er sehr verschiedene Aufnahme. Gemeinhin glaubte damals kein Bauer, daß ein Kaffer sich wirklich bekehren und zu einer neuen Creatur wiedergeboren werden könne. „Een Kaffer moet wêer een Kaffer worden“ (ein Kaffer muß wieder ein Kaffer werden), das war die gewöhnliche Missionsweisheit der Bauern. Etliche von ihnen widersetzten sich aber direkt; eine Wittwe sprach es geradezu aus: „Der Sendling reist nur zu dem Zweck auf den Plätzen umher, um die Schwarzen anzulocken, daß sie zu ihm ziehen, und es ihm nicht an Dienstleuten gebreche. Kommt er aber zu mir, so werde ich ihn mit dem Sambock heimleuchten!“ Ein Bauer belangte den Bruder Koboldt, weil er gesagt hatte, auch auf dem Cantoor kämen Dinge vor, die nicht sein müßten, wegen Majestätsbeleidigung, so daß er 25 Pfund Strafe zahlen mußte, die hernach durch den Präsidenten Bürgers ihm wiedererstattet wurden. Andere erlaubten ihren Dienstleuten willig, die Sonntagsgottesdienste zu besuchen, zumal auf den Plätzen Sonntags nicht gearbeitet wird, — und erkundigten sich dann angelegentlichst danach, was denn eigentlich der Sendling gepredigt habe; etliche besonders wohlwollende Baase liehen ihren Schepsels sogar ihre Eselkarre, oder Pferde, damit sie zur Kirche des Sendlings kommen könnten. Andere gaben bereitwilligst ihre Erlaubniß dazu, daß Koboldt auf ihren Plätzen predigte, und riefen dazu die Farbigen zusammen. Eines Bauern that Koboldt besonders Erwähnung, der vor anderen sich das Wort des Herrn angelegen sein ließ. Er schreibt unter dem 3. Mai 1871.

„Begab mich heute auf die Reise, um mehrere Kraale zu besuchen bei den Bauern. Nachdem ich drei Stunden geritten, kehrte ich bei einem Bauer ein. Mit seiner Frau saß er vor der Thür;

er hatte einen schwarzen Hut mit breiter Krempe auf, schwarze Weste und Hosen an, doch keinen Rock. Er war soeben von einer Begräbnißfeier zurückgekehrt, wobei er Küster gewesen war. Die Prediger wohnen hier auf den wenigen Dörfern, deswegen sind die Bauern in solchen Fällen auf sich angewiesen. Stirbt nun Jemand, so wird ein Bauer, dem mans zutraut, ersucht dazu. Er verliest dann erst das Alter des Verstorbenen, ordnet die Reihenfolge des Zuges oder der Begleitung, bestimmt die Lieder, die gesungen werden sollen, und spricht auch wohl ein Gebet. Dieses ist der Küster, obwohl er nicht auf dem Seminar gewesen. Dieser Bauer kann nun das Amt noch besser versehen, denn er ist obendrein noch Ouderling (Aeltester). Er ist ein anständiger, wohlhabender Mann, hat sogar Tapeten in seiner Stube, die ich nicht habe.

Nachdem ich ihm meinen Wunsch, seinen Kaffern Gottes Wort zu sagen, mitgetheilt, erlaubte ers mit Freuden. Ich ritt sogleich nach dem Kraale eine halbe Stunde weit und fand eine Anzahl Männer am Feuer sitzend. Ich ließ den Capitän rufen und ersuchte ihn, sein Volk zu rufen zum Hören. Er wollte erst nicht, denn er war bange vor Gottes Wort: doch andre sagten ihm, es würde wohl nicht ankleben bleiben, er solle nur rufen; wer hören wolle, könne es. Die Alten sagten, nun ja, die Jungen mögen hören. Die Jungen meinten aber, das Wort sei für die Alten auch da. Endlich ließ er rufen; danach kamen etwa 30, die auch aufmerksam zuhörten. Wie ich wieder zum Bauer kam, mußte ich ihm erst Jacobi 5, 10—20 auslegen, dann verzehrten wir Fleisch mit gekochten Kürbissen und zum Schluß frische Milch und Brod. — Am andern Morgen früh weckten mich verschiedene Stimmen. Es waren des Bauern Kinder, die beim Lichte in ihren Lesebüchern lernten, denn hier müssen meistentheils die Eltern ihre Kinder selbst unterrichten, die Schulmeister sind rar. Bald darauf stand der Hausvater mit seinem Weibe auch auf, es wurden mehrere Lieder gesungen, der Bauer las etliche Gebete und Psalmen, dann wurde Kaffee getrunken. Mit Sonnenaufgang ritt ich dann zu einem andern Bauernplatze. Die Leute im Kraale hatten nicht Lust zu hören, mehrere waren auch schon in ihre Gärten zum Arbeiten und der Capitain war zum Jagen gegangen; so ritt ich zum Bauer, verblieb den ganzen Tag bei ihm und ritt bei Mondenschein wieder zum Kraal, wo sich etwa 70—80 einfanden. Ich ritt denselben Abend noch zu einem dritten Platze (es war zugleich wieder auf meinem Heimritt), kam aber erst Mitternacht daselbst an. Am andern Morgen früh hielt ich auf seinem Kraale noch Gottesdienst und ritt dann nach Hause."

Vor allen Dingen aber hatte, besonders in den ersten Jahren, Br. Koboldt an Gert Lottering einen treuen Freund und Nachbar und Mitarbeiter, der ihm in allen äußeren und geistlichen

Dingen treulichst zur Hand war, und so eng mit ihm verknüpft wurde, daß er eines Tages äußerte, würde Koboldt fortziehen, so würde auch er seinen Bauernplatz verkaufen und außer Landes ziehen. Späterhin kam mancherlei Betrübendes vor, und die Freundschaft wurde etwas gelockert, bis endlich 1873 Lottering wirklich seinen Platz verkaufte und verzog.

Die unermüdliche treue Arbeit des Br. Koboldt war von dem sichtlichen Segen des Herrn begleitet. Aus den 15 Katechumenen, die sich gleich nach seiner Rückkehr von Natal zum Taufunterricht meldeten, konnte er seine eilf Erstlinge am Epiphaniensonntage 1870 taufen. Unter ihnen ragte besonders hervor eine Maria, die Frau eines heidnischen Matebelen, namens Zwartbooi, eines der ersten Zuzügler auf dem Stationslande, der damals zwar auch schon zum Taufunterricht sich angemeldet hatte, aber noch nicht zu demselben zugelassen werden konnte, weil er noch eine zweite Frau hatte, zu deren Entlassung er sich noch nicht sofort entschließen konnte. Wie sehr er den Herrn schon damals liebte, bewies er dadurch, daß er versprach, für den Fall, daß auf der Station eine Kirche gebaut werden würde, seine beste Kuh zu dem Bau beizusteuern. Freilich, von einer Kuh trennt sich ein Heide leichter, als von einer Frau, die nach seiner Sitte den Werth einer ganzen Anzahl von Kühen repräsentirt. Jedoch schon am 17. März war auch dieser Kampf durchgekämpft. Zwartboi kam und zeigte an, daß er seine zweite Frau entlassen und nur die getaufte Maria behalten habe. Die entlassene Frau kam aber ebenfalls am folgenden Tage mit der Bitte um Aufnahme in den Taufunterricht. Es sei ihr zwar schwer, entlassen zu sein; aber sie erkenne darin den Willen des Herrn, ebenfalls das Wort zu lernen. Zwartboi hielt sich untadelig im Taufunterricht und zeigte so viel Ernst und Begabung, daß er schon am 9. October desselben Jahres als ein Paulus getauft werden konnte. Br. Koboldt schreibt von ihm:

„9. October. Heute konnte ich wieder drei taufen. Es war ein Vater mit seinen zwei Kinder. Die Mutter hatte ich schon am 6. Januar d. J. getauft. Sein Name ist Paulus; er ist wirklich auch klein in seinen Augen. Er ist aus dem Matebelenvolke von Marabas=Volk, heirathete hierher vor meiner Zeit. Wie ich vor 3 Jahren herkam, und den ersten Sonntag Gottesdienst hielt, stand ich an meinem Tische in meiner Stube. Ein alter Heide hatte mir gesagt, ich sei kein rechter Lehrer, denn die rechten guckten bei der Predigt aus einem Kasten (Kanzel) und ich nicht. Diese Behauptung hatte er auf dem Heimwege weiter ausgesprochen; mein Paulus, der damals Zwartboi hieß, hatte das nicht zugeben wollen und so hatten sie sich blutend geschlagen und ich mußte

Tags darauf den Schiedsrichter spielen und dictirte jedem etwas Korn zu zahlen als Strafe zu. Sie brachten drei Eimer voll und ich war froh, denn ich hatte keine Kost für mich und meine Leute, denn es ging mir damals recht kümmerlich. Der Alte war ein böser Heide.

Mein Paulus hielt sich gut. Etwa ein Jahr nach meiner Ankunft entließ er seine zweite Frau, um getauft werden zu wollen. Er hat Energie, das Lesen hat er sehr schnell gelernt, Geschichten giebt er gut wieder. Er ist sehr fleißig, treu und ehrlich. Ich habe ihn deswegen in meinen Dienst genommen; er ist mein Haushofmeister. Er ist mir sehr viel werth bei der Bewirthschaftung der Gesellschaftsländereien. Seine Frau heißt Maria, auch eine ehrliche Haut; sie haben 2 Kinder, Magdalena und Anna, und eine Zipora, von der andern Frau, der entlassenen, die auch ein Mädchen davon trug. Ich habe etwas ausführlich geschrieben, denn er thut der Gesellschaft wirklich viele Dienste."

So hatte Br. Koboldt in dem Neugetauften nicht blos ein liebes Gemeindeglied gewonnen, sondern, was von großer Wichtigkeit war, einen treuen, zuverlässigen Mitverwalter der Aeußerlichkeiten des Platzes, dessen Bewohnerzahl in dem Jahre 1870 schon auf 70 Seelen, mit einem Gemeindlein von 16 Seelen, herangewachsen war, und dessen Kornerträge bereits im Jahre 1872 sich auf 400 Thaler Werth beliefen, so daß im Laufe der Jahre das Ankaufskapital des noch um einige Nachbarplätze bis zu einem Umfange von über 6000 holl. Morgen (etwa 20,000 Magd. M.) erweiterten Platzes zum größten Theil schon aus dessen Erträgen gedeckt werden konnte, und daß Br. Koboldt, nachdem er eine Mühle, einen Pferdestall und zwei Wirthschaftsgebäude errichtet hatte, im Jahre 1873 allen Ernstes den Bau einer großen Kirche in Angriff zu nehmen beschließen konnte; denn die Bewohner seines von ihm angelegten Dörfleins waren bereits auf 133 Seelen herangewachsen.

Sein am Ende dieses Jahres 53 Seelen zählendes Gemeindlein machte ihm viele Freude. Er konnte in Bibelstunden den Geförderten den Römerbrief auslegen, und fand gegenüber den unter den sogenannten Oorlamschen (unter den Bauern großgewordenen) Kaffern überall vorkommenden Sünden und Gebrechen, die auch hier nicht ganz ausblieben, doch eine große Liebe zu Gottes Wort. Rührend war, was Koboldt im Jahre 1873 von einer Missionsbettlerin schreibt:

„Auf einem Außenkraal fing ein Mann an, Geschmack an Gottes Wort zu gewinnen; er kam öfters zur Kirche, ebenso seine heranwachsende Tochter. Aber seine Frau, ein bitterböses Weib, legte sich in's Mittel, plagte den Mann und prügelte die Tochter, so daß sie Beide wirklich vielfach verhinderte, zum Worte Gottes

zu kommen. Was thut aber die Tochter? Sonntäglich geht sie betteln, — und zwar bei den Kirchgängern, die aus dem Gottesdienst zurückkommen, — und um was bettelt sie? Nicht um Brod oder Geld, sondern um etwas von dem gehörten Gotteswort. Das faßt sie denn auf und bewegt es daheim, fröhlich, auf diese Weise wenigstens doch etwas von der Lebensspeise zu bekommen."

Br. Koboldt tummelte sich in seiner Arbeit, wie ein Fisch im Wasser, und hatte von allen seinen Brüdern das Zeugniß, daß er einer unserer ausgezeichnetsten und verdientesten Missionare sei. Aber mitten aus seinem gesegneten Wirken heraus rief ihn der Herr durch einen frühen Tod. Br. Sachse, sein treuer Nachbar, durfte ihn in seinen letzten Tagen pflegen, und hat uns über seinen Heimgang einen eingehenden und tief ergreifenden Bericht übersandt, welchen wir zum Andenken dieses treuen Heimgegangenen hier wörtlich mittheilen.

---

80. Heimgang des Bruder Koboldt. Bruder Beyer auf Waterberg.

„Am Montag, den 16. Februar, brachte ein Bote von Modimulle die Nachricht, daß Br. Koboldt schwer krank sei, mit der beigefügten Bitte, daß ich (Br. Sachse) so schnell als möglich hinüberkommen möchte. Mit Sonnenuntergang an demselben Tage war ich dort.

Nachdem wir das Nöthigste über die Krankheit gesprochen, hin und her gerathen, was es wohl sein könnte, ob Klimafieber oder nicht, sagte er mir mit ruhiger Bestimmtheit, daß mit ihm nichts mehr zu machen sei, er würde nie wieder aufstehen, sondern sterben. Ich sagte ihm, daß wir Gottes Willen nicht widerstreben wollten, daß ein Jeder von uns zu jeder Stunde bereit sein müßte, vor dem Herrn Rechenschaft zu thun, doch sei es mit ihm scheinbar noch nicht so weit, um alle Hoffnung auf Genesung aufgeben zu müssen; wir würden unsere Pflicht thun, sein Leben so lange als möglich zu erhalten suchen, des Herrn Wille geschehe. Darauf meinte er: Gebt euch doch keine Mühe mehr, es ist vorbei mit mir. Wenn ich nur Ruhe im Gewissen hätte; aber ich habe keine Ruhe. Mir ist so bange, ich kann mir Gottes Verheißungen nicht aneignen, meine Schulden sind zu groß, meiner Sünden zu viel. Ich hielt ihm das Wort Gottes vor: „Und wenn deine Sünden blutroth wären ꝛc. Es ist je gewißlich war und ein theuer werthes Wort ꝛc." Ja, sagte er, das sind theure, herrliche Worte; aber wo steht, daß sie für mich geschrieben sind? „So gewiß und wahr Gott selbst ist, sind sie für dich, diese Worte; oder wie verstehst du das „Alle," auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht

verloren werden &c. Du hast so viele Jahre Andern diese Verheißungen vorgehalten, hast sie damit getröstet, warum willst du dich selbst ausschließen? Bist du weniger werth, als der Raubmörder am Kreuze, zu dem der Herr sagte: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Ich weiß nicht, was Alles du gegen den Herrn gesündigt hast, aber das weiß ich gewiß, alle deine Sünden sind in Christi Blut gewaschen, nur die eine nicht, wenn du Jesu Verdienst für zu gering hältst, um deine Schulden zu bezahlen; denn das ist es nicht, es ist vielmehr vollkommen groß genug, nicht nur deine, und wenn's noch so viele wären, sondern der ganzen Welt Schulden zu bezahlen. So hast du ja stets selbst mit Freudigkeit Anderen gelehrt, warum zweifelst du nun?" Ach, sagte er, Alles, was du sprichst, ist wahr; aber ich bin so schwach, es ist so schwer zu glauben. „Wohl, sagte ich, der Herr wird dich in deiner letzten Noth nicht verlassen; er wird dich schon erleuchten, daß du fest glauben und auf dich beziehen kannst, was er verheißen hat. Darum wollen wir ihn bitten." Er drückte mir die Hand und sagte: Ja, er wird ja so thun. Darauf dankte er mir, daß ich so schnell gekommen sei; ich müßte ihm das heilige Abendmahl reichen, er verlange so sehr danach. Ich fragte: Wann soll ich's dir geben, morgen? Ja, ich wünsche es, gab er zur Antwort. Dann wünschte ich ihm des Herrn Frieden und eine gute Nacht mit ruhigem Schlaf ohne leibliche Qual.

Am folgenden Morgen fand ich ihn schlechter, als den Abend zuvor; er hatte die ganze Nacht hindurch in Schmerzen zugebracht. Ließen die lokalen Schmerzen etwas nach, so verzehrte ihn die innere Gluth, wollten ihm die Congestionen das Herz abdrücken. O mein Gott, mein Gott, jammerte er, mach doch meinem Leiden ein Ende! Wie elend und ohnmächtig ich mir diesem Leiden gegenüber vorkam. Nachdem der Anfall vorüber war und er einigermaßen Ruhe hatte, verlangte er nach dem heiligen Abendmahl. Ein solches Verlangen habe ich noch nie, leider! nach dem Leib und Blut des Herrn gehabt, auch noch nie Jemand gesehen, der es so gehabt hätte. Gottes Wort ist doch gewaltig. Ich fragte ihn, ob er gewiß wisse, daß der Herr ihm seine Sünden vergeben und ihn annehmen wolle. Ja, sagte er, ich glaube es jetzt! Darauf las ich den 51. Psalm und sprach auch etwas darüber. Vorbereiten konnte ich mich nicht, dazu war keine Zeit. Aber als wir nun gebetet, den Vater um Vergebung unserer Schuld um Jesu willen, um ein reines Herz, einen neuen gewissen Geist gefleht, als ich ihn fragte, ob ihm seine Sünden auch recht leid seien, ob er sich auf weiter nichts, als auf Jesu Verdienst verlasse, und auf seine feste, bejahende Antwort ihm die Absolution ertheilt; als ich ihm dann den Leib und das Blut des Herrn gereicht, und darauf mit ihm und seiner geliebten Frau, die am Abendmahl Theil nahm,

dem Herrn gedankt hatte: da hatte sein Angesicht einen solchen Ausdruck von Frieden, den ich wohl nie vergessen werde, von dem zu sprechen aber ich mich scheue, wie man sich scheut, mit schmutzigen Händen ein kostbares, glänzend weißes Gewand anzufassen. Seine bangen Zweifel von gestern waren weg, wie die Spreu vom Winde. Ach, wie herrlich! sagte er; jetzt habe ich Frieden in mir, mir ist so wohl! Könnt' ich doch jetzt gehen! Ich habe so große Lust abzuscheiden und bei meinem Herrn zu sein. Viel sprechen war ihm von jeher nicht lieb; jetzt aber würde er wohl ohne Aufhören gesprochen haben, wenn er nicht schon zu schwach dazu gewesen wäre.

Gegen seine Krankheit hatte ich ihm Medizin zurecht gemacht, wollte auch noch ein Dampfbad versuchen. Davon wollte er erst nichts wissen. Laßt mich doch sterben, ich bitte euch, gönnt mir doch die Freude, sagte er. Ich machte ihn aufmerksam, daß es unsere Pflicht sei, Alles zur Rettung seines Lebens zu versuchen, so lange wir noch nicht von der gänzlichen Hoffnungslosigkeit überzeugt wären; seine Pflicht sei es, stille zu warten, bis der Herr ihn rufen würde; bis dahin aber müßte er sich schon unsern Anordnungen fügen.

Nun, wenn es so ist, dann macht mit mir, was ihr wollt; helfen wird's ja doch nichts; das weiß ich ganz bestimmt. Ach, ich bin ja so glücklich jetzt, daß ich Frieden und Ruhe in meinem Herzen habe!

Wir wandten das Dampfbad an und gaben ihm regelmäßig seine Medizin. Aber bald stellten sich die vorher beschriebenen Anfälle wieder ein, die nach kurzen Pausen immer heftiger wiederkehrten. In dieser Weise ging es bis Mitternacht; beim letzten Anfalle stockte der Puls und stand der Athem. Schon befahlen wir seine Seele dem Herrn, da fing der Puls wieder an, leise zu schlagen, auch der Athem stellte sich ein; nun noch ein Anfall, dachte ich, und du hast ausgelitten. Aber der Anfall blieb weg; statt dessen trat ein starker Schweiß ein, und in Intervallen für ein paar Stunden Schlaf. Da sich die Krankheit in all ihren Ausbrüchen bis Mitternacht gesteigert, nach dem letzten Anfalle jedoch entschieden eine Reaction eingetreten war, so glaubte ich, daß die Krisis überstanden sei, und war voller Hoffnung für seine Wiedergenesung. Gegen Morgen fühlte er sich bedeutend wohler, ja sogar der Appetit hatte sich wieder eingefunden, und er verlangte nach etwas Kost. Gegen Mittag jedoch änderte sich der Zustand wieder. Die lokalen Schmerzen stellten sich ein, anfangs leichter, dann immer stärker auftretend, mit verzehrender Hitze im Leibe, so steigerte es sich bis gegen Mitternacht; nur die gefährlichen Congestionen kamen nicht wieder.

Ich kann mich nun kurz fassen: denn was noch übrig ist, so

lang auch die Stunden der Qualen ihm selbst sowohl, als auch uns geworden sind: es waren eben Stunden, lange Stunden voller unsäglicher Leiden und Folterqualen, in denen der Mensch, der dabei steht und helfen will und doch nicht helfen kann, mehr erlebt, als sonst in Jahren. Aber was erlebt wird, ist wie ein verschlossenes Buch, und es läßt sich ebenso wenig davon reden, als man in Wirklichkeit die Schmerzen nachfühlen kann, die der Leidende hat. Lichte Augenblicke waren ja freilich dazwischen, wo wir ihm aus Gottes Wort Trost im Leiden und Kraft zum Leiden darreichen konnten, wo seine Geduld immer wieder erstarkte zu neuem Aushalten und Ertragen.

Was „geduldig sein im Leiden" heißt, hat er uns gezeigt. Immer still und gelassen trug er die Schmerzen, unter denen er sich wie ein Wurm wand und krümmte. Kein Murren kam über seine Lippen, nur: „O Gott, mein Gott, mach doch ein Ende!" An jedem Nachmittage traten die Anfälle immer heftiger ein. Donnerstag, den 19., zeigten sich Symptome eines nervösen Fiebers. Bis dahin hatte ich noch immer für seine Genesung gehofft, nun schwand die Hoffnung. Das Fieber verließ ihn nicht wieder und mußte nach der vorhergegangenen Vernichtung des letzten Restes von Kraft, nach der zerstörenden Einwirkung des anhaltenden wüthenden Schmerzes und der versengenden Gluth auf die Nerven bald zum Typhus werden. Von jetzt ab stellten sich auch leichte Delirien ein; sobald man ihn jedoch anredete, erwachte er wie aus einem Schlummer zu hellem, klarem Bewußtsein.

Das Sprechen wurde ihm immer schwerer; noch einmal quälten ihn Zweifel, ob er auch angenommen würde. Er hatte Anfechtungen und jammerte, daß er verloren sei. Unter andern machte er sich selbst bittere Vorwürfe darüber, daß er auf Augenblicke, nachdem seine Krankheit gebrochen zu sein schien, und hauptsächlich in Folge unserer, mit neuer Hoffnung für Erhaltung seines Lebens erregten Stimmung, wieder Gedanken an's Irdische gehabt hatte. Selbst über den Genuß einiger Tropfen Weines, den wir ihm zur Stärkung und Labung einflößten, machte er sich Gedanken. Es war deutlich zu sehen, wie es dem bösen Feinde darum zu thun war, ihn wenigstens noch zu quälen, weil er sonst nichts mehr mit ihm machen konnte.

Auf unser Zusprechen aus Gottes Wort wichen die Anfechtungen, und er hatte bald wieder Frieden. Auch das heilige Abendmahl mußte ich ihm noch einmal reichen, wodurch er sehr gestärkt wurde. Seine Glaubenszuversicht hat er dann nicht wieder verloren. Das fünfte Kapitel aus dem Römerbriefe mußte ich ihm wiederholt vorlesen, auch das achte, woraus ich die für seinen Zustand besonders passenden Stellen nachdrücklich betonte. Auf das heilige Abendmahl, das ich ihm das erste Mal gereicht, kam er

noch mehrere Male zu sprechen, er mußte etwas von dem empfunden haben, wovon sonst kein sterbliches Ohr etwas hört, kein Auge etwas sieht. Ach, was für herrliche Luft, sagte er ganz leise einmal, nachdem er eine Weile ganz stille gelegen hatte. Irdische Luft war es sicher nicht gewesen, die er da gespürt hatte. An die Brüder hier hat er auch gedacht und mir aufgetragen, alle von ihm zu grüßen, auch einen jeden zu bitten, ihm zu verzeihen, dem er irgendwie wehe gethan hätte. Den Br. Kühl noch einmal zu sehen, hatte er großes Verlangen, täglich erkundigte er sich, ob er noch nicht angekommen sei. Er wußte nicht, und wir ebenso wenig, daß Br. Kühl zur selben Zeit am Fieber krank lag. Der Abschied von seinem geliebten Weibe und Kinde war gefaßt; er wußte, daß der Vater im Himmel für Wittwen und Waisen besonders sorgt. Am Sonnabend, dem letzten Tag vor seinem Tode, fragte er mich: „Ist Mariechen (sein Kind) fromm?" Ja, sagte ich, Marie ist fromm und artig. Seine Gemeinde beauftragte er mich, zu grüßen.

Zu drei verschiedenen Malen umstanden wir sein Bett und warteten auf seine Auflösung; immer wieder erholte er sich noch einmal zu neuem Leiden und Schmerzertragen. Einmal bei diesen Gelegenheiten schlug er die Augen auf, sah uns der Reihe nach an und sagte: „Ihr denkt wohl, ich sterbe schon? Nein, so weit ist's noch nicht." Ein ander Mal, als wir ihn fragten: „Ist der Herr nahe?" sagte er: „Nein, es ist ja noch nicht Nacht."

Genossen hat er seit Dienstag nichts mehr. Dagegen peinigte ihn Durst und auch das letzte Labsal, Wasser für seine vor Hitze verschmachtende Zunge, seinen ausgedörrten Gaumen, wurde ihm in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag noch unmöglich gemacht. Er konnte nichts, auch nicht einen Tropfen Wasser mehr schlucken. Was er von da an ausgestanden hat, spottet jedes Versuchs der Beschreibung. Der Anblick konnte einem das Herz brechen; ich konnte nicht lange zusehen. Schwester Koboldt legte ihm zur Linderung der furchtbaren Glut ein nasses Tuch auf die Lippen, weil er keinen Tropfen mehr schlucken konnte. Es war eine vollständige Lähmung eingetreten. Dieser Zustand hielt an von der Nacht bis zum nächsten Tage, Nachmittags 3 Uhr. Es war der 22. und ein Sonntag.

Ungefähr eine Stunde vor seinem Ende erschien noch Br. Regler von Makapanspoort. Ich ging, um zu sehen, ob ich ihn erst auf die Nachricht, daß Br. Regler angekommen sei, vorbereiten müßte. Ich fand aber, daß dies nicht mehr nöthig, auch nicht mehr möglich war; denn er lag in den letzten Zügen. So umstanden wir nun also zum vierten Male sein Bett, um das Ende abzuwarten. Seine Hände waren marmorkalt, der Kopf und der übrige Körper heiß, die Füße mäßig warm. Auf der Stirn und

unter den Schläfen zeigte sich eine schwarzblaue Färbung, der Puls war nur noch schwer zu erkennen. Bewegen konnte er nichts mehr, nicht einmal die Augen. Er lag starr und steif, nur die Brust arbeitete furchtbar. An Stelle des Athmens war ein beängstigendes Röcheln getreten. Zog man die auf die Stirn gelegte Hand zurück, so blieb die Stelle, wo sie gelegen, weiß, welches eigenthümlich abstach gegen die bläuliche Färbung der Haut rundum. Ich sagte ihm Worte in's Ohr, die den Tod entwaffnen. Obgleich zu schwach, irgend ein Glied regen oder die Augen bewegen zu können, glaube ich doch eine Zustimmung zu dem Gesagten in seinen Augen bemerkt zu haben; auch schien mir, als ob die Brust einen Augenblick heftiger arbeitete, als ob er sich anstrenge, noch etwas zu sprechen. Dann knieten wir nieder und baten den Herrn um Erlösung. Noch einige Sekunden, da stand der Athem; nach einer Pause abermals ein langer, röchelnder Athemzug — und seine Seele war bei Gott, dem Herrn, nach dem er ein so großes Verlangen gehabt. Wir drückten ihm die Augen zu, knieten nieder und dankten mit vor Wehmuth halb gebrochenem Herzen dem Herrn, daß er nun allen Leiden des Bruders ein Ende gemacht und ihn zu seiner Ruhe gebracht hatte.

Am 24. Februar Vormittag haben wir den müden Leib der Erde wiedergegeben, von der er genommen war. Außer uns Deutschen war eine Anzahl Bauern zugegen, die gekommen waren, um ihrem heimgegangenen Nachbar die letzte Ehre zu erweisen. Ich versuchte, über 2 Cor. 5, 1—10 etwas zu sprechen, auch die Gemeinde auf Grund von Ebr. 13, 7 zu tröſten und zu ermahnen.

Nach Beendigung der liturgischen Feier wurde unter dem Gesange der Gemeinde das Grab zugeschüttet, und damit war das Stück Weltgeschichte, dessen Mittelpunkt der Selige war, zu seinem Abschluß gekommen.

Sein Leib ruht nun im Grabe, dicht neben der Baustelle, wo er schon das Fundament zu einer neuen Kirche hatte ausheben lassen. Dort wartet er auf die Stimme des Erzengels, auf den Schall der Posaune, worauf sich auch sein Grab aufthun und sein Leib auferstehen wird unverweslich.

Schmerzlich ist der Riß, den der Herr so plötzlich in unsere Gemeinschaft gemacht hat; tief schneidet die Predigt ein, die er uns hat halten lassen. Jes. 40, 6—8. Aber wir müssen uns beugen unter seine gewaltige Hand, die uns geschlagen hat; wir wissen, daß ohne diesen Riß Off. 14, 13 nicht möglich ist. Und was der Herr zu Martha sagt, sagt er auch uns: „Wenn ihr Glauben hättet, würdet ihr die Herrlichkeit Gottes sehen!"

Missionsstation Modimulle, den 26. Februar 1874.

Otto Sachse."

Bruder Beyer auf Waterberg.

Die durch den Heimgang des Br. Koboldt entstandene Lücke wurde durch Br. Beyer ausgefüllt, der am 14. März auf Waterberg eintraf. Ihm trat aus allem, was er sah, die große Gewissenhaftigkeit entgegen, mit welcher sein Vorgänger die Station verwaltet hatte, und er erbat vom Herrn die Kraft, in gleichem Geiste weiter arbeiten zu können. Wir haben gesehen, wie er in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Blauberg durch die Rotte des Matscheng fast innerlich aufgerieben worden war. Um so wohler that ihm die Ruhe in seiner Gemeinde von Oorlamschen, und mit wahrer Lust tummelte er sich unter den 51 Katechumenen und unter den 50 Kindern, die Koboldt zu einer geordneten Tagesschule versammelt hatte, und erfreute sich an der entgegenkommenden Freundlichkeit seiner Oorlamschen, der Getauften und der Heiden, von welchen letzteren er ein Häuflein nach dem andern taufen durfte, so daß die Seelenzahl der Gemeinde im Jahre 1876 auf 114 heranwuchs. Freilich mußte er dann auch lernen, daß er in Blauberg manches aufgegeben hatte, was er nicht wiederfand. Das freie Leben unter den das Jagdfeld durchschwärmenden Heiden Blaubergs hatte doch auch sein besonders Anziehendes. Dazu fand er bei den Oorlamschen, namentlich den Ungetauften, manche Sünde ausgeprägt, die man unter den rohen Heiden weniger findet, nämlich außer der auch bei jenen weitverbreiteten Lüge und Unzucht, auch Neid, Klatschhaftigkeit, Dieberei, Zanksucht und Trunksucht, so daß er öfters mit weltlichen (Geld) und geistlichen Strafen einschreiten mußte. Doch konnte er andererseits an den Getauften und namentlich den Katechumenen Manches sehen, das ihm sein innerstes Herz erfreute. Die Katechumenen z. B. kamen zu ihm mit der Bitte, die Stundenzahl des Unterrichtes doch zu verdoppeln, weil ihr Herz krank sei vor Mangel an Erkenntniß und an Glauben, und weil ihre Herzen vom Hunger nach dem Worte Gottes geplagt würden. Bei den Getauften konnte er sich an einem innigen Gebetsleben und ernsten Streben nach der Heiligung erfreuen.

Als ein besonderes Vermächtniß des heimgegangenen Bruders Koboldt betrachtete Beyer die Vollendung des von jenem eingeleiteten Kirchbaues. Da der von uns erbetene Zuschuß von 100 Pfund Sterling zu den Baukosten wegen Mangels an Mitteln auch nicht einmal vorschußweise geleistet werden konnte, so mußte er sich helfen, so gut er konnte. Er wandte sich zunächst, nach Sitte des Landes, an die umwohnenden Nachbarn, die Bauern, und fand verschiedene Aufnahme. Manche machten saure Gesichter, andere fluchten, andere gaben gern, so daß Bruder Beyer 800 Mark zusammen bekam, mit

denen er den Bau begann. Darnach half der Herr selbst in der Bauzeit durch besonders reiche Erträge der Station, welche sich im Jahre 1874 auf 700 Thaler und 1875 auf 950 Thaler beliefen. Bei den Stationsarbeiten konnte seit dem 20. April 1875 der junge Bruder Mars auf einige Monate mit eingreifen, der außer den regelmäßigen Schulstunden auch eine der beiden regelmäßigen Sonntagspredigten übernahm. So ist das Werk des Herrn auf Modimulle in stetigem Wachsthum geblieben bis in die neueste Zeit hinein.

---

81. Die Missionsarbeit in Potschefstrom.

Die Besetzung der Hauptstadt Pretoria durch unsere Missionsgesellschaft bot die Gelegenheit dar zur Anknüpfung von Beziehungen nach allen Seiten des Landes hin. So gelangte, nachdem schon früher eine Botschaft von Heiden, die eine Tagereise von Potschefstrom wohnten, in Pretoria die Bitte um einen Missionar vorgetragen hatte, am 28. August 1870 an den Br. Knothe auch eine spezielle Aufforderung von Seiten der Farbigen in der großen Stadt Potschefstrom (dem bevölkertsten Dorfe des ganzen Transvaal-Gebietes), wir möchten uns doch ihrer Noth annehmen und einen Missionar unserer Gesellschaft dort stationiren. Der bisherige dortige wesleyanische Missionar Ludorf sei Prediger einer weißen Gemeinde geworden und wünsche selbst die Missionsarbeit am liebsten in die Hände eines Missionars der Berliner Gesellschaft zu übergeben. Ein in Potschefstrom angesessener Deutscher, namens Klingenberg, überbrachte diese Bitte, und zugleich das Anerbieten, daß er selbst zu diesem Zwecke ein Grundstück im Dorfe unentgeltlich hergeben wolle, und daß die Farbigen sich bereit erklärt hätten, Kirche und Wohnhaus für den Missionar auf ihre Kosten herzustellen, wozu sie das Holz bereits angekauft hätten. Die Zahl derselben gab er auf 500 Seelen an.

Das Anerbieten war verlockend. Denn abgesehen davon, daß auch in Potschefstrom eine fluktuirende Anzahl von Dienstkaffern Gelegenheit darbietet, den Samen des Evangelii in fernere Heidengegenden auszustreuen, abgesehen auch von der so wunderbaren Thatsache, daß Heiden selbst, zu großen Opfern bereit, die Hände nach unserer Hülfe ausstreckten, so war gerade Potschefstrom seiner geographischen Lage zufolge ein wichtiges Bindeglied und Knotenpunkt zur Herstellung einer Verbindungslinie zwischen unserer Transvaal- und Freistaats-Mission. Der Superintendent Merensky wurde also vom Comité beauftragt, diese wichtige Angelegenheit im Auge zu behalten und die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Die

Gelegenheit hierzu bot sich bald dar. Br. Moschütz auf Makapanspoort bedurfte im Jahre 1871 zur Herstellung seiner untergrabenen Gesundheit (s. o. p. 456) einer Erholungsreise, als deren Zielpunkt er den Oranjefreistaat wählte, um dort ärztlichen Rath für sein Leiden einzuholen. Sein Weg führte ihn über Potschefstrom.

Er fand aber dort (August 1871) die Sachlage völlig verschieden von der rosigen Darstellung des Herrn Klingenberg. Zwar mit der Zahl der 500 Farbigen mochte es seine Richtigkeit haben, aber von denselben war erst ein ganz kleiner Bruchtheil getauft, und dieser durchaus nicht finanziell im Stande, die gegebenen Versprechungen zu erfüllen, auch der Bauplatz des Herrn Klingenberg im Dorfe selbst sollte uns jetzt nur geborgt, und dagegen ein anderer außerhalb des Dorfes, der für unsere Zwecke nicht brauchbar war, geschenkt werden, und auf einem Grund und Boden, der uns nicht selbst gehörte, konnten wir natürlich nicht die kostspieligen Gebäude aufrichten. Dazu war das kleine Häuflein der Getauften nicht einmal untereinander eins; die größere und ernstere Hälfte derselben und mit ihr der Missionar Ludorf wünschten zwar, daß einer unserer Missionare hinüberkäme; eine Abtheilung oberflächlicherer Leute aber, die sich vor der ernsten und strengen Zucht fürchteten, die die Berliner Missionare im Gegensatz zu der laxeren Zucht anderer Gesellschaften zu handhaben pflegen, widersetzten sich, geführt von einem früher sehr verdienten, aber jetzt in große Verwirrung der Geisteskräfte gefallenen farbigen Schulmeister, namens David, der nach dem Weggange von Missionar Ludorf nothdürftig selbst das kleine Gemeindlein versehen hatte und jetzt fürchtete, er würde seine hohe Stellung in der Gemeinde einem weißen, namentlich einem deutschen Missionar gegenüber aufgeben müssen.

Ein ungünstiger Umstand war es, daß fast gleichzeitig mit Br. Moschütz der wesleyanische Prediger Blankow eintraf, der das unter den Heiden begonnene und bisher durch Missionar Ludorf versehene Missionswerk, trotzdem daß letzterer bereits seit Jahren jede Verbindung mit den Wesleyanern gelöst hatte, für ein Werk der wesleyanischen Kirche erklärte und dadurch der Opposition des „Meister David" den Stützpunkt gewährte, daß dieser nun erklärte, er wolle „wesleyanisch" bleiben.

„Als nun aber der Prediger Blankow die Getauften der früheren Gemeinde zusammenberief, entgegneten ihm (so berichtet Moschütz) mehrere getaufte Männer und mit denselben die Hälfte der sämmtlichen Kirchenbesucher: „Wir haben um einen Berliner Missionar gebeten und wünschen keinen wesleyanischen Prediger, der bei der vielen Arbeit mit seiner weißen Gemeinde nur Sonntags ein Stündchen für uns übrig hat, der sich um Seelsorge und Schule wenig kümmert, ja nicht einmal in einer uns verständlichen Sprache reden kann."

Die andere Hälfte indessen, Meister David mit seinem Anhang, war mit Blankow's Vorschlag sehr einverstanden.

Meine Ermahnungen zum Frieden und zur Einigkeit zwischen beiden Parteien waren erfolglos. Die Aufregung wurde immer größer, zumal da sich auch die Weißen des Ortes in diese Angelegenheit mischten. Wenige Tage darauf kam es zum völligen Bruch.

Da ich nicht glaubte, daß unter solchen wenig einladenden Umständen unser verehrliches Comité einen Missionar hier stationiren würde, habe ich weder die Separation gut geheißen, noch den Leuten durch irgendwelche Versprechungen Aussicht auf einen eignen Lehrer gemacht, sondern habe nur an meine Vorgesetzten über den Stand der Dinge ausführlich berichtet und um nähere Verhaltungsmaßregeln gebeten.

Nach meiner Rückkehr aus dem Freistaat fand ich einen Bescheid des Bruder Superintendenten vor, dahinlautend: daß, falls die Wesleyaner in Verlauf von drei Monaten einen ordinirten Mann zum Dienst unter den Schwarzen nach Potschefstrom senden würden, wir von der Besetzung dieser Station absehen wollten. Da nun aber die Wesleyaner ihr Versprechen nicht gehalten haben, nicht allein, daß sie die festgesetzte Zeit verstreichen ließen, sondern da auch der von ihnen im Februar gesandte Geistliche den Kleurlingen erklärte, daß er nur für die Weißen gekommen sei und zur Uebernahme von zwei Gemeinden weder Lust noch Zeit habe, so bin ich durch unsern Superintendenten, Br. Merensky, aufgefordert worden, mich definitiv in Potschefstrom niederzulassen und die durch Ludorf begonnene und uns übergebene Missionsarbeit fortzusetzen.

Die Leute waren am ersten Osterfeiertage sehr erfreut, als ich ihnen einen Brief von dem nun schon heimgegangenen Missionar Ludorf vorlas, wodurch er mich als seinen Nachfolger bei der Gemeinde mit väterlich ernsten Worten einführte, und als ich ihnen den Beschluß meiner Vorgesetzten mittheilte, in Folge dessen sie ihren langgehegten Wunsch — einen Lehrer von unserer Gesellschaft zu bekommen — erfüllt sehen."

Freilich war nun die unseres Br. Moschütz, der am 28. März 1872 in Potschefstrom ankam, wartende Aufgabe eine andere, als die im August 1870 durch Herrn Klingenberg in Pretoria hingezeichnete. Anstatt einer einigen, nach der Predigt des Evangelii verlangenden Gemeinde, die bereit war, ihn nach Kräften auch im Aeußerlichen zu unterstützen, fand er einen zerklüfteten Haufen, von welchem nur 14 Getaufte, etwa die Hälfte der früheren farbigen Gemeinde, ihn als ihren Lehrer anerkannten, und welche namentlich in den äußeren Angelegenheiten ihn völlig auf seiner eigenen Hände Arbeit und auf den Seckel der Gesellschaft verwiesen.

Er mußte ein neues Wohnhaus sich selbst erbauen, und dabei tüchtig selbst die Hand anlegen, da die Preise der Löhne und

Materialien enorm hoch gestiegen sind. Ein Pferdeknecht oder ein Kutscher erhält gerade so viel Gehalt, als wir unseren unverheiratheten Missionaren bisher gezahlt haben; das Deckgras, das man sonst in Afrika schneidet, wo man es findet, mußte hier für Geld und gute Worte gekauft und mit Hülfe der beiden Botshabeloer Gemeindeglieder Joseph Moëti und Simeon mühsam herbeigebracht werden; die Balken mußten circa 30 Meilen weit per Ochsenwagen von Botshabelo herangeholt werden; der erste Maurer, der um hohes Lohn gemiethet war, lief schon nach zwei Tagen davon, weil ihm ein benachbarter Bauer noch höhere Bezahlung bot; die Hülfe des deutschen Maurers, welcher blos für das Mauern des Fundaments 18 Lstr. verlangte, schien dem Br. Moschütz zu theuer,



Ein Privathaus in Potschefstrom.

so daß er lieber mit seinen Schwarzen selbst diese Arbeit that. So klebte mancher Schweißtropfen an dem neuerbauten Hause, das unser Bruder endlich am 21. August 1873 beziehen konnte, und dessen Bau bei aller Sparsamkeit 300 Lstr. (2000 Thlr.) gekostet hatte.

Schwieriger als diese für die Kraft eines soeben aus todesgefährlicher Krankheit nur kümmerlich Genesenen kaum erschwinglichen äußeren Arbeiten waren die zu überwindenden inneren Verhältnisse, die Br. Moschütz vorfand. Dieselben waren so verwickelt, daß er längere Zeit meinte, das Werk nicht auf die Dauer halten zu können. Ein großes Hinderniß für eine gedeihliche Arbeit bot die Zusammensetzung der farbigen Gemeinde dar, welche zumeist

aus Dienstleuten bestand, die den Stämmen der Bassuto, der Matebelen, der Hottentotten, der Griqua und der Bastards angehörten, und von denen der Schwarze stolz war auf seine schwarze, der Braune auf seine braune, der Gelbe auf seine gelbe Hautfarbe, und zwischen denen ein innerliches nationales Band nicht bestand. Dazu kam der üble Einfluß, den manche aus der weißen Bevölkerung ausübten auf die Farbigen durch das böse Beispiel von Putzsucht, Trunksucht, Unzucht, Gewinnsucht, und durch den bewußten Widerwillen, den sie der Missionsarbeit als solcher entgegentrugen. Schlimmer als dies aber war die Eifersucht der wesleyanischen Christen, deren Nationalhelfer David, obschon er vor den Augen von Br. Moschütz überfloß von Versicherungen seiner Liebe und Kindlichkeit, hinter seinem Rücken ihn als einen falschen Lehrer, als roomsch, seine Gemeinde als Absaloms Anhang, der von ihm, dem rechten David, abgefallen sei, und unsern Gottesdienst als Verehrung des goldenen Kalbes, das auf dem Altar stehe (Crucifix) verdächtigte. Diese Eifersucht der Wesleyaner wurde mit der Zeit noch hinderlicher, da die Praxis der Wesleyaner in Bezug auf die Farbigen dortigen Orts in Lehre und Zucht sich als eine sehr laxe erwies, indem sowohl höchst unwissende, als auch sittlich anrüchige Personen, wenn sie nur gewisse Stichworte wußten und etwas von Gefühlen kundgeben konnten, in größerer Anzahl getauft wurden. Unser Br. Moschütz kam nicht selten in Verlegenheit dadurch, daß etliche seiner Katechumenen, die noch zu schwach in Lehre und Leben waren, es gar nicht verstehen konnten, daß der Missionar sie nicht gleich mit den Uebrigen taufte, da sie doch selbst sich für reif und willig zur Taufe erachteten, und daß er anderen, die bei einiger Gefühlserregung laut zu seufzen und mit Händen und Füßen zu zucken begannen, solches verbot, was doch nach ihrer Meinung das sicherste Zeugniß von dem in ihnen arbeitenden heiligen Geist war, und daß er Katechumenen, so lange sie noch nicht getauft waren, die kirchliche Trauung versagte. Solche Leute gingen dann ganz empört zu den Wesleyanern und wurden gern aufgenommen. Der Prediger dieser Gemeinde, der vornehmlich für den weißen Theil seiner wesleyanischen Pflegebefohlenen angestellt zu sein glaubte, ließ die Farbigen dann in zweiter Linie bleiben, oder stellte für sie einen jüdischen Proselyten als Prediger an, der nach kurzer Zeit wegen böser Dinge entlassen werden mußte.

Diese Concurrenz der wesleyanischen Gemeinde brachte in die ersten Anfänge unseres Werks manche Störungen. Da indeß Bruder Moschütz seinen Weg nüchtern und besonnen fortsetzte, so mußte all dieser Widerspruch schließlich nur zum Segen ausfallen. Denn jener wesleyanische native-teacher verlor dadurch, daß er bisweilen in wirkliche Tobsucht verfiel, den Credit bei den übrigen, und benutzte längere Zeiten, um in Lande umherzureisen,

und die Ernsteren unter den von uns Abgefallenen kehrten, da sie drüben die rechte Nahrung für ihr hungerndes Herz nicht fanden, bald wieder zu uns zurück, so daß wir nur der minder Ernsten entledigt wurden, und daß durch die Kraft der Zucht, die in unserer Gemeinde geübt wurde, das Ansehen wirklich christlicher Ordnung, welches zusammengelaufenen Dienstkaffern gegenüber nicht kräftig genug betont werden kann, um so fester gegründet wurde.

Es war von großer Wichtigkeit für die innere Gründung unserer neuen Station, daß der Gründer derselben, unser Br. Moschütz eine so sittlich lautere, wahre, milde und doch so energische Persönlichkeit war, dem bald das Vertrauen der Schwarzen in hohem Maße zufiel. Frauen von entfernteren Kafferkraalen kamen zum Sonnabend in die Stadt, um an dem Sonntagsgottesdienste theilzunehmen. Bauern aus der Nachbarschaft veranlaßten selbst ihre Dienstkaffern, daß sie doch die Gottesdienste des Missionars besuchen und ihre Kinder in dessen Schule schicken möchten, selbst die Abmahnung der Wesleyaner gegen die roomsche Lehre des lutherischen Sendlings konnte in diesen mächtigen Zug, den die edle Persönlichkeit unsers Moschütz ausübte, keinen Stillstand bringen. In der neugesammelten Gemeinde entwickelte sich ein solcher Ernst, daß die jungen Männer derselben unter sich ein Gesetz machten, daß Ehebruch außer der sonstigen Strafe mit Stockschlägen, und Trunkenheit mit einer zu Gunsten der Armenkasse einzuziehenden Geldbuße zu ahnden sei. Zum Bau des neuen Missionshauses in Berlin brachten diese wenigen Leute mit Freuden 20 Thlr. zusammen. Die Gottesdienste wurden fleißig besucht, besonders die Betstunde Sonntags früh, die die Leute untereinander halten, und der Sonntags-Abend-Gottesdienst; doch auch zu dem Kindergottesdienst des Sonntags Vormittags und zu dem eigentlichen Hauptgottesdienst der Gemeinde, der Nachmittags abgehalten wurde, fanden sich allzeit eine ziemliche, bis zu 100 Seelen wachsende Anzahl von Farbigen, Bewohner des Dorfs sowohl, als Leute aus der Umgegend, ein. Einmal (5. October) konnte Moschütz eine außerordentliche Betstunde halten mit den Dienstkaffern der Bauern, welche 100 Wagen voll aus der Umgegend herangekommen waren, um in dem Dorfe das heil. Abendmahl zu feiern. In der Schule sammelte Br. Moschütz sofort 20 Kinder, deren Zahl bald auf 30 heranwuchs, und zur Taufe meldeten sich 25 Erwachsene, von welchen er zu verschiedenen Terminen eine Anzahl taufen konnte, so daß zu den zehn Getauften, die er aus der Gemeinde des verstorbenen Missionar Ludolf überkam, während der kurzen Wirksamkeit unseres Bruders auf der Station noch 38 Seelen, Kinder und Erwachsene, hinzugefügt werden konnten, die er selbst taufte.

Nur etwa zwei und ein halbes Jahr konnte unser Bruder Moschütz seine gesegnete Arbeit auf Potschefstrom fortführen. Er hielt trotz der vielen und schweren äußerlichen Arbeiten, die er mit seinem geschwächten Körper bei gebrochener Gesundheit mit einer seltenen Selbsthingabe verrichtete, durch ein sorgfältig geführtes, vom Lobe und Preise des Herrn überfließendes Tagebuch das Comité in fortgehender Kenntniß von der gesegneten Entwicklung seiner Gemeinde.

Von diesen Tagebüchern können wir um des Raumes willen aus dem letzten von ihm selbst geschriebenen Stationsbericht nur eine Probe hier mittheilen, die uns einen kleinen Einblick in die Thätigkeit und Arbeitsweise des Br. Moschütz eröffnen soll:

„Lobe den Herrn, o meine Seele!“ So muß ich mit David sprechen, wenn ich auf die verflossenen neun Monate zurückblicke. Es war eine Freude mit anzusehen, wie nach unserer Rückkehr die Kirchenbesucher, Groß wie Klein, sich einstellten, um mit fröhlichen Gesichtern uns zu begrüßen; selbst Petrus, der vor meiner Reise für einige Zeit vom heil. Abendmahl zurückgestellt worden war, fand sich ein, um gleich über seine Sünde zu sprechen. An den nächsten Sonntagen konnte die Kirche die Zuhörer kaum fassen, auch neue Gesichter waren unter ihnen zu sehen. Mehrere Personen gaben ihre Namen auf, um in den Taufunterricht eintreten zu können. Somit kam das heil. Weihnachtsfest heran, dessen große Bedeutung die Leute nun schon mehr als früher zu schätzen wissen.

Lobe den Herrn, o meine Seele, klang es vornehmlich am Pfingstfeste, wo ich vier erwachsene Frauen in den Namen des dreieinigen Gottes taufen durfte, nebst drei ihrer Kinder. Ich hatte sie längere Zeit allein unterrichtet. Obgleich ihre Kenntnisse noch zu wünschen übrig ließen, so konnte ich bei dem aufrichtigen Wunsche, den sie nach dem heil. Sakrament aussprachen, ihnen nicht länger das Wasser der heil. Taufe wehren.

Bei dem Krankenbette, bei der Taufe und dem Heimgang der alten Saleya hatte ich auch viel Stoff, den Herrn zu loben. Sie war eine Bastardin und in ihrer Jugend Sclavin in Stellenbosch. Als ich sie kennen lernte, wußte sie auch nicht das Geringste von Gottes Wort. Trotz ihres Alters besuchte sie regelmäßig die Kirche. Sie war eine perfecte Arbeiterin, worauf sie sich nicht wenig zu Gute that; überhaupt waren Hochmuth und Selbstgerechtigkeit ihre großen Fehler, sodaß sie selbst die groben Sünden in ihrer Familie bei den erwachsenen Kindern zu beschönigen suchte. Ihre Lieblingssünde wurde noch durch die Achtung, welche sie allgemein bei Weißen genoß, genährt. — Auf meine seelsorgerischen Fragen bekam ich gewöhnlich nur ein „Ja, Mynheer“ als Antwort. Ich sah, daß das felsenharte Herz nur durch ein Wunder der göttlichen

Gnade erneuert werden konnte. Und dies kam früher, als ich erwartete. Die starke Frau fing an zu kränkeln, mußte sich bald auf's Krankenbett legen, und hier nahm sie der heil. Geist in seine Schule. Bei meinen Krankenbesuchen nahm ich bald eine Veränderung hinsichts ihres inwendigen Menschen wahr. „Ich bin eine große Sünderin, der Herr Jesus ist aber auch für mich gestorben. Ich weiß, ich muß sterben, darum mache ich mein Herz ganz los vom Irdischen. Nur möchte ich noch getauft werden," das waren mir ganz neue, nie von ihr gehörte Worte. Etliche Tage darauf habe ich ihren Wunsch erfüllt. Es war eine ernste gesegnete Feier in der Krankenstube. Nach der Taufe war die alte Anna (den Namen hatte sie bekommen), immer vergnügt in ihrem Gott. Trotz der vielen Schmerzen kam nie ein Wort der Klage und Ungeduld über ihre Lippen. Trat ich unerwartet zu ihr, hörte ich sie meist den Vers lallen: „Jesus nimmt die Sünder an" oder von Gnade sprechen. Rührend waren die Vermahnungen mit anzuhören, die sie ihren Kindern ertheilte. Einmal hatte sie vom Himmel und den Seligen geträumt, da war sie überglücklich und sehnte sich, bald abzuscheiden. Sie starb am 26. April und wurde zwei Tage später von mir christlich beerdigt. —

Mit dem Wandel der Gemeindeglieder kann ich im Allgemeinen zufrieden sein. Damit aber will ich nicht sagen, daß es bei solchen schwachen Christen nicht Mancherlei zu ermahnen und zu strafen gebe. Da sind viele Schwächen und Gebrechen vorhanden. Besonders müssen die Sünden des Hochmuths, der Lüge, der Lauheit und Trägheit, um Gottes Wort zu lernen und zu behalten, gerügt werden.

Dem schon öfter erwähnten wesleyanischen Sup. Blankow wurden fast alle seine Farbigen durch einen Schulmeister de Beer auf grobe betrügerische Weise abwendig gemacht. De Beer und sein Anhang hat alles Mögliche versucht, um auch unsre Leute auf seine Seite zu bekommen. Er konnte seine Probezeit weder bei der südafrikanischen Gesellschaft noch bei den Wesleyanern bestehen. Er will unabhängig dastehen und muß doch seinen Leuten ganz zu Willen sein. Ein Polygamist und Säufer führt, weil er eine große Familie hat und viel zum Unterhalt des Lehrers beisteuert, das große Wort in der Kirche. Vor zwei Wochen hat der junge Mann auch getauft, wie er vorgibt, auf Erlaubniß des Präsidenten Bürgers hin. Mehrere seiner Leute sind, wie ich höre, des Geldpunktes wegen zu dem kleinen Häuflein der Wesleyaner zurückgekehrt, die sich einstweilen allein erbauen müssen, da Rev. Blankow nach dem Goldfelde verzogen ist, und der alte David schon Monate lang in der Republik herumschwärmt.

Unsre Versammlungen und Gottesdienste halten wir noch immer im alten Gouvernementsgebäude. Eine Bittschrift, die ich

auf den Rath des Präsidenten an den Uitv. Raad einreichte, worin ich ersuchte, das Gebäude unsrer Gesellschaft zu schenken, ist bis heute noch unbeantwortet geblieben."

Da die dauernde Gewährung dieses alten Gouvernementsgebäudes zur Benutzung als Kirche sehr zweifelhaft war, so faßte unser unermüdlicher Bruder trotz seiner Leibesschwachheit selbst den schwierigen Bau einer neuen Kirche in's Auge. Seine Gemeindeglieder zeichneten mit Freuden 5 Sh. (1⅔ Thlr.) bis zu 2 Lstr. (13⅓ Thlr.) und begannen mit dem Formen der Backsteine und dem Ausbrechen der Felssteine; leider mußte der Bau unterbleiben, weil das Defizit in der Hauptkasse den Vorstand außer Stand setzte, die erbetene mäßige Unterstützungssumme von 200 Lstr. zu bewilligen. Als das Comité dieselbe auf die wiederholte dringende Vorstellung des treuen Bruders schließlich doch gewährte, da war es für ihn zu spät. Sein hinfälliger Leib ertrug die fernere Arbeit nicht mehr. Er, der vor mehr als zehn Jahren als fast hoffnungsloser Schwindsuchtscandidat nach Afrika gegangen war, hatte dort mit einer Treue und Hingebung gearbeitet, in welcher er von keinem überboten worden ist, und der Herr kräftigte die oft wankende Gesundheit desselben in dem Maße, daß er zeitweise wie der Allergesündeste arbeiten konnte, sowohl auf Ga Lekalekale, als auch jetzt auf Potschefstrom. Endlich sandte ihm unser Vicesuperintendent Grützner, erschreckt über sein Aussehen auf der letzten von ihm besuchten Synodalversammlung, den Br. Köhler aus Malokung zur Hülfe.

Bevor indeß dieser eintreffen konnte, hatte sich die Krankheit des leidenden Bruders bereits zu größter Heftigkeit gesteigert. Sehnsüchtig hatte er Tag um Tag gefragt, ob nicht Br. Köhler angekommen sei.

Endlich am Vormittag des 5. October 1874 trat Br. Köhler bei ihm ein. Wie sehr fand er ihn aber bereits verändert! Wie bleich, ja wie fahl war seine Farbe, wie matt und glanzlos waren seine Augen! „Wo bleibt ihr denn nur?" so lauteten seine ersten schmerzlichen Worte. Doch hatte er noch Lebensmuth und sprach sogar von einer neuen Erholungsreise nach dem Freistaat. Auch zeigte er, ohne Worte, auf einen Lebensbaum, der ganz verdorrt gewesen war, nun aber aufs Neue zu treiben und zu grünen begann. — Dabei aber litt er an beängstigenden Brustbeklemmungen und seine Füße begannen bereits zu schwellen.

Am Abend kam Missionar Köhler, der inzwischen etwas an der Einrichtung seiner Wohnung thätig gewesen war, wieder zu Br. Moschütz. Er fand ihn auf seinem Bett liegend, halb wachend, halb schlummernd. Sein Athem war beständig röchelnd; dazu triefte er von Schweiß. Er sagte: Es ist der Angstschweiß. Dann verfiel er in undeutliches und unzusammenhängendes Reden. Plötzlich aber

sprach er: „Der Herr wird kommen!“ Da fragte ihn Br. Köhler: „Bist du wirklich in deinem Herzen bereit, wenn der Herr jetzt käme?“ Missionar Moschütz antwortete: „Ja man sagt gewöhnlich: Christi Blut tilgt unsere Sünden; aber man müßte sich mehr vorbereiten; die Amtssünden, ach die Amtssünden!“ Darauf tröstete ihn Missionar Köhler aus Gottes Wort, und ermahnte ihn, doch ja am Herrn festzuhalten. Er ward auch ruhiger. Indeß aber fingen seine Gliedmaßen an, kalt zu werden; sein Puls ging sehr schwach, kaum spürbar. Dann hob er seine Hand noch einmal etwas in die Höhe, ließ sie aber gleich wieder fallen; im selbigen Augenblick hauchte er lautlos seine Seele aus. Wie ein freundlich und friedlich Schlafender lag nun der Bruder da; es war ein wahrhaft erquicklicher und wohlthuender Anblick.

Sein Scheiden rief eine große Bewegung in dem ganzen Orte hervor. So kurz sein Wohnen an demselben gewesen war, so hatte er sich doch die ungetheilte Achtung und Liebe der Weißen, wie der Schwarzen erworben. Die Weißen ehrten sein Andenken dadurch, daß nicht blos der reformirte Prediger Jooste an Stelle des erkrankten Br. Köhler ihm die Gedächtnißrede am Grabe hielt, sondern auch in den öffentlichen Blättern ihm Nachrufe gewidmet wurden, die bezeugten, wie allgemein die Liebe und Achtung war, deren er sich erfreuen durfte.

Als unser Vicesuperintendent Grützner zur Ordnung der Verhältnisse hinüberfuhr, fand er noch sämmtliche Frauen der Gemeinde in Schwarz gekleidet; sie sagten ihm auf sein Befragen, daß sie noch um „ihren Vater“ Leid trügen. Auch die Kanzel hatten sie aus eigenem Antriebe mit neuem schwarzen Tuch behangen.

Seinem Nachfolger, Br. Köhler, hinterließ der Heimgegangene mit einer Gemeinde von beinahe 50 Getauften, die er auf einem soliden Grunde erbaut hatte, die schwere Aufgabe, die Lücke, die ein solcher treuer Arbeiter gelassen hatte, auszufüllen. Br. Köhler erkannte die Schwere dieser Aufgabe, darum konnte er sie, wie mit Demuth, so auch mit Muth in Angriff nehmen, und der Segen des Herrn wurde auch ihm reichlich zu Theil.*)

Nachdem er von seiner Krankheit genesen war, benutzte er gleich die ersten Wochen dazu, um in Begleitung seines frommen Küsters Petrus einen Rundgang durch die Gemeinde zu machen, der er am 19. October durch Vice-Superintendent Br. Grützner als ihr neuer Seelsorger vorgestellt worden war. Die Farbigen nahmen ihn mit vollem Vertrauen auf, obgleich es für eine farbige Gemeinde viel schwerer hält, die Liebe, die sie dem früheren Hirten

*) Nach den während des Druckes eingegangenen Nachrichten betrug am Schluß des Jahres 1876 die Seelenzahl der Getauften 89.

geschenkt hatte, gleich auf dessen Nachfolger zu übertragen. So pietätvoll und gewissenhaft Bruder Köhler nun auch die von dem Heimgegangenen betretenen Pfade weiter zu verfolgen bemüht war, so konnte er, der ernster und schweigsamer veranlagt war, doch dessen natürliche Anlage zu herzgewinnender Freundlichkeit sich nicht geben, und so erfolgten Klatschereien, Lästerungen gegen Kirche und Schule und ärgerliche Auftritte, gegen welche Br. Köhler mit aller Autorität die Würde des Amts aufrecht zu erhalten sich genöthigt sah. Um den Verläumdungen die Wurzel abzuschneiden, berief Bruder Köhler die Gemeinde zu einer Versammlung; da wurden denn Stimmen laut, er sei eigentlich nur für die neuen Katechumenen ein Hirt, der Pastor der früher Getauften sei todt, dieser roomsch in seiner strengen Kirchenzucht (die beiden übrigen farbigen Gemeinden des Orts erfahren in ihrer langen Praxis kaum, was Kirchenzucht ist), die übrigen Missionare seien doch auch nicht so strenge gegen die (besonders an diesem Ort unter den Farbigen umgehenden) Laster der Lüge, der Hurerei und der Trunksucht. Br. Köhler hörte alles ruhig an, setzte ihnen aus Gottes Wort die Nothwendigkeit eines heiligen Ernstes gegen die Sünde auseinander und forderte diejenigen, die sich hiermit nicht einverstanden wüßten, auf, lieber sich einer der beiden anderen Gemeinden anzuschließen; denn es sei wichtiger, daß die Gemeinde von Flecken und Sünden rein erhalten, als daß sie sehr groß werde. Der Erfolg war, daß die Urheber der Unzufriedenheit entlarvt und vom heiligen Abendmahl zurückgewiesen wurden, und daß die Uebrigen neue Treue gelobten.

Aus den Einzelberichten der Station aus der Zeit der Amtsführung des Bruder Köhler ist eine Anna zu erwähnen, welche von ihrer Mutter Eva, einem teuflischen Weibe, das öffentlich über das Abendmahl gelästert hatte, durch Mißhandlungen von dem Taufunterricht zurückgehalten, trotzdem treulich kam, bis die heftig erzürnte Mutter sie aus dem Hause verstieß. Sie fand Aufnahme im Hause des Missionars, — aber nur, um dasselbe binnen Kurzem mit schwerem Undank wieder zu verlassen. Dergleichen sind schwere Erfahrungen im Missionarsleben.

Eine andere Frau, Johanna, verlangte auf dem Krankenbette nach der heiligen Taufe. Bruder Köhler fand sie aber so wenig bußfertig und heilsbegierig, daß er ihr erklären mußte, sie müsse erst um ein anderes Herz bitten. Er kam wieder und wieder, die Kranke aber fühlte sich durch des Lehrers Reden nur beleidigt und wandte sich der Wand zu in verhärtetem Sinne. Als Köhler am 18. Februar wieder kam, empfing sie ihn in anderer Stimmung, und erzählte, als er nach der Ursache dieser Sinnesänderung forschte, sie habe einen Traum gehabt, sie sei auf dem Himmelswege gewesen und endlich bei einer engen Pforte angekommen. Dort habe einer ihrer Verwandten gestanden und ihr zugerufen: Kehre zurück! Da-

vor sei sie zurückgeschreckt. Darnach aber habe sie einen so lieblichen Gesang gehört, wie nie zuvor, das Lied: Heilge Jezus! My ten leven, Ter heiligmaking my gegeven (Heiligster Jesu, Heilgungsquelle). Jetzt war sie bereit, in Buße und Glauben die heilige Taufe zu empfangen. Köhler betete mit ihr. Am Abend erhielt er die Nachricht, daß sie sanft eingeschlafen sei. Am 20. Februar wurde sie begraben.

So ist es denn, wenn auch in aller Schwachheit, doch langsam vorwärts gegangen in der Gemeinde, welche im ersten Semester durch die Taufe von sechs Kindern auf 51 Seelen wuchs. Diese Zahl war, wie die statistische Nachricht vom 1. Jan. 1876 nachwies, im zweiten Semester auf 71 und am ersten Januar 1877 auf 89 Seelen gewachsen. Die Schule wurde von 20—30 Kindern besucht.

Der Raum des Landdrost-Cantoor, der dem Bruder Moschütz für die Gottesdienste durch die Regierung bewilligt worden war, wurde zum 1. Januar 1875 uns gekündigt. Die Regierung hat in dem Gebäude eine öffentliche Schule eingerichtet. So wurde denn der bis dahin aus Mangel an Mitteln verzögerte Bau einer eigenen Kirche zur Nothwendigkeit. Br. Moschütz hatte dazu ein Stückchen Land geschenkt. Die Maße wurden 60′×30′ genommen. Leider wurde dieser Bau der Grund zu neuen Unruhen. Die Regierung verweigerte die Erlaubniß, auf diesem Stück Baugrund, weil es an den Markt grenzt, die Kirche zu bauen. Ein Unzufriedener in der Gemeinde, Jacob Stuurmann, der zweite Küster, erregte dieserhalb neue Unzufriedenheit; die Gemeinde meinte ein Recht zu haben, selbst zu bestimmen, wo die Kirche stehen solle. Hier galt es fest zu stehen, damit nicht von vornherein der Missionar in eine unerträgliche Abhängigkeit von der Gemeinde komme. Auch dieser Sturm legte sich bald, und am Himmelfahrtstage 1875 konnte das Fest der Grundsteinlegung feierlich begangen werden. Eine zahlreiche Menge Farbiger hatte sich eingefunden, so daß das interimistisch für die Gottesdienste eingerichtete Schulgebäude lange nicht Alle-fassen konnte. Die Schulkinder sangen: „Ik wil streven, naar het leven“ (ich will streben, Dir zu leben), und unter diesem Liede ging der Zug von dem Schulhause zum Bauplatz. Die zwei ältesten Knaben trugen jeder einen mit Rosen geschmückten Teller. Auf dem ersten lag die Flasche mit den Dokumenten, die eingemauert werden sollten, auf dem andern die Mauerkelle. Am Grundstein angekommen wurde gesungen: Holdgunstig Heer U tot ons wend“ (Herr Jesu Christ Dich zu uns wend); Bruder Köhler hielt seine Ansprache, verlas die einzumauernden Dokumente, zeigte dann den Anwesenden das Bild des neuen Missionshauses in Berlin, als des Mutterhauses der Mission, — um es auch noch in den Grundstein mit einzumauern. — Die Hammerschläge wurden gethan mit dem Segensspruch

Jes. 28, 16, während die Gemeinde sang: „Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herr Zebaoth!" Mit einem Gebet und dem Gesange: „Dankt, dankt den Heer! wy danken den Heer!" wurde die Feier geschlossen; die mit Rosen geschmückten Teller füllten sich mit den Gaben der Festgemeinde, die sich auf L. 12. 2. 6 (80 Thaler 25 Sgr.) beliefen. — Solcher Segenstag giebt dann abermals Licht und Trost in das Leben des Missionars für andere schwere Tage, die kommen.

So schreitet denn der Kirchbau nun fröhlich fort, trotzdem etliche weiße Dorfbewohner sehr erzürnt darüber sind, daß für die Braunen eine eigene Kirche gebaut wird, und gedroht haben, sie würden sie zuschließen, sobald sie fertig wäre.

Indeß ist dies Haus Gottes gebaut im Namen des Herrn, von dem der Prophet weissagt (Jes. 22, 22): „Ich will die Schlüssel zum Hause Davids auf seine Schulter legen, daß er aufthue und Niemand zuschließe." So werden die Feinde denn das Zuschließen wohl unterbleiben lassen, und das Haus Gottes auf Potschefstrom wird noch lange ein Asyl sein für heilssuchende Heidenherzen.

82. Die Missionsarbeit auf dem Dorfe Heydelberg.

Schon im Jahre 1869 kam eine Gesandtschaft von Farbigen aus dem neuangelegten Dorfe Heydelberg nach Pretoria, um einen Missionar unserer Gesellschaft zu erbitten. Da auch eine im folgenden Jahre wiederholte Gesandtschaft den von den Farbigen gewünschten Erfolg nicht hatte, wandten sich im Jahre 1871 dieselben an ihren Landdrost und an den reformirten Prediger mit der gleichen Bitte. Dort völlig abgewiesen, kamen sie mit noch dringenderen Bitten wieder zu Grünberger nach Pretoria; eben so in jedem der folgenden Jahre, so daß dieser, da auch von Seiten der Regierung die Besetzung des Dorfes durch einen unserer Missionare gewünscht wurde, den Bittstellern wenigstens so weit entgegenkam, daß er im Jahre 1874 einen gläubigen Getauften, den Knopneusen Elias, nach dem Dorfe entsandte, um einstweilen die Verbindung fest zu erhalten, bis die Entsendung eines Missionars möglich würde. Im Jahre 1875 ordnete er einen von der Gicht gelähmten, im Uebrigen aber in Gottes Wort festgegründeten Nationalhelfer, Joseph, ab, der die Kinder der Farbigen im Katechismus unterrichten, und die Erwachsenen zur Taufe so weit vorbereiten sollte, daß die Geförderteren nur noch einen abschließenden Katechumenencursus in Pretoria durchmachen und dann dort getauft werden sollten.

Am 1. November 1874 machte sich Br. Grünberger selbst auf den Weg und berichtete über das, was er gesehen:

„Endlich bin ich dem mir gewordenen Auftrage nachgekommen und habe Heydelberg besucht. Die Farbigen daselbst waren hocherfreut, als sie mich sahen. Es hatte sich in dem von etwa fünfzig weißen Einwohnern bewohnten Dorfe die Kunde von meiner Ankunft schnell verbreitet, und so dauerte es nicht lange, bis die Schwarzen aus allen Seiten, Männer und Frauen, Bekannte und Fremde, um mich herum waren, um mich zu begrüßen. Daß ich nur für so kurze Zeit kam und selbst den Sonntag über nicht da bleiben wollte, davon wollten sie gar nichts wissen; sie wollten mich wieder zurückbringen, und sollte ich doch länger bei ihnen bleiben. Noch inniger wurden sie, als ich ihnen am Nachmittage Gottesdienst hielt, an dem etwa fünfunddreißig Personen Theil nahmen. Ein ganz besonderes Heilsverlangen scheint ein kleiner Kraalcapitain, der in unmittelbarer Nähe von Heydelberg wohnt, und der sich auch einstellte, zu haben, sein Name ist Sambock (Seboko). Er hatte mich schon öfter in Pretoria besucht, und als er neulich hörte, daß ich sie besuchen wolle, aber augenblicklich kein Pferd hatte, kam er trotz seiner sehr mageren Ochsen, mich selber zu holen. Und nun, so lautete ihre Hauptfrage, wann bekommen wir unseren Lehrer? Ich machte ihnen natürlich, so viel ich konnte, Hoffnungen und versprach, so lange sie keinen Lehrer hätten, wollte ich selber sie öfter besuchen und mit Gottes Wort versorgen. Darauf hin, daß sie einen Lehrer bekommen sollen, haben die in der Nähe von Heydelberg wohnenden und unter Sambock stehenden Kaffern bereits über einen an Heydelberg grenzenden Platz verhandelt, den sie dann kaufen wollen, um sich auf demselben niederlassen zu können, wenn nach Heydelberg ein Lehrer käme, und auch der Eigenthümer desselben würde es gerne sehen, wenn er ihn zu diesem Zwecke verkaufen könnte, da sowohl er, als auch die übrigen Bewohner von Heydelberg in dem Falle die beste Garantie hätten, daß es ihnen dann an Dienstboten nicht fehlen würde. Aus letzterem Grunde wurde auch unter den weißen Bewohnern der Plan, dort eine Station anzulegen, mit Freuden begrüßt, und der Landdrost daselbst, ein alter Bekannter von mir, bot mir bereitwillig seine Hand dazu. In der That kann Heydelberg zu großen Hoffnungen berechtigen. Augenblicklich mögen in und um Heydelberg, die sich daselbst zum Gottesdienste einfinden könnten, nicht unter 250 Seelen sein. Den Farbigen im Dorfe ist von der Regierung bereits ein Stück Grund zur Lokation, etwa zwölf Erben, gegeben worden, worauf wohl bequem dreißig Familien wohnen könnten. Nun aber ist Heydelberg ein seit Kurzem sehr im Wachsen begriffenes Dorf, und könnte dann der von Sambock geplante Kauf für sie abgeschlossen werden, so daß auf demselben

sich außer den Dorfkaffern noch andere Kraalkaffern anbauen könnten (vom Vaalfluß würden gewiß Hunderte hinzuziehen), dann hätten wir wohl an Heydelberg eine unserer blühendsten Stationen."

Von einem Besuche aus dem Jahre 1875 berichtet Grünberger, er habe in dem Dorfe selbst neun von unserm frühern Bruder Illing getaufte Christen, und in der Nachbarschaft des Dorfes einen kleinen Capitain, namens Sambok (Seboko) getroffen, der sich bereits ein Kirchlein erbaut habe, in welchem er sonntäglich Gottesdienst hielte. Die Farbigen des Dorfes aber wären über sein Kommen so erfreut gewesen, daß sie in der Hoffnung, nun endlich einen Missionar zu erhalten, bereits die Mauersteine zu formen und das Deckgras zu schneiden begonnen hätten, zur Herrichtung der Wohnung für den neuen Lehrer.

Unter diesen Umständen, da auch die Transvaalsynode wiederholt dringend die Anlegung einer Station auf Heydelberg beantragte, und da andererseits eine Station auf Heydelberg ein wichtiges Verbindungsglied zwischen unsern Missionskreise in Natal und dem im Transvaal abgab, glaubte das Comité nicht länger zögern zu dürfen und beauftragte den Br. Bauling, der sich ohne bestimmtes Arbeitsfeld bei Br. Procesky in Natal aufhielt, mit der Eröffnung dieser Arbeit. Da indeß die Verhältnisse auf der Station Lydenburg es wünschbar machten, daß Br. Düring lieber mit Bauling tauschte, ging auf Anordnung des Superintendenten letzterer nach Lydenburg und Düring nach Heydelberg, woselbst er am 25. September 1875 einziehen konnte. Als Filialstation wurde ihm das Häuflein Bassuto unter Jan Morache überwiesen, welches, wie wir oben (p. 294) sahen, vom Vaalfluß aus auf eine Entfernung von 19 Stunden Reitens bisher Botshabelo zum Behuf der Taufunterweisung aufgesucht hatte, welches aber von Heydelberg aus in 12 Stunden erreichbar war.

Am Morgen des 25. September ritt Düring seinem Wagen vorauf, um eine Wohnung zu miethen. Der freundliche Landdrost, Herr Marais, streifte zu diesem Zweck mit ihm durch das ganze Dorf; aber nirgends war auch nur ein Stübchen zu haben. Düring machte sich also darauf gefaßt, da ihm nicht einmal ein Zelt zu Gebote stand, einstweilen mit seiner Familie sein Quartier im Ochsenwagen nehmen zu müssen; aber auch dieser war nur für Tage gemiethet, so daß Düring höchst glücklich war, daß der Landdrost, um ihm doch aus der peinlichen Lage zu helfen, eine kleine Hütte bei seinem Hause für die Familie zum nothdürftigen Obdach einstweilen herrichten ließ. Froh und dankbar ritt Düring am Nachmittage seiner Frau und Kindern entgegen, um sie heimzuholen in diese Hütte.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, kamen 15 Männer der Farbigen, ihn zu begrüßen. Am Nachmittag fand sich im

Hause eines Oorlamschen eine zahlreich besuchte Versammlung zum ersten Gottesdienst ein. Josef, der Schulmeister aus Pretoria, der seit sechs Wochen in der Gemeinde als Lehrer und Versammlungshalter thätig gewesen war, hatte ein Schulhaus zu bauen angefangen; dasselbe war leider viel zu klein, stand auch auf Gouvernementsgrund, so daß es nicht angebracht war, viel Kosten daran zu wagen. An erwachsenen Farbigen fand Düring etwa 40 Seelen, von denen zehn Familien auf der vom Gouvernement angewiesenen Lokation wohnten. 15 junge Männer und Mädchen lagen bei diesen auf Schlafstelle, und die übrigen wohnten als Dienstboten bei Herrschaften im Dorfe. Getaufte fand er sieben vor, die aber alle so wenig sich ihres Christenberufs würdig benahmen, daß sie als Excommunicirte angesehen werden mußten. Das heilige Abendmahl hatten sie selbst schon seit Jahren nicht gesucht. So mußte also Br. Düring die großen Hoffnungen, zu denen die früheren Berichte über die Station berechtigten, von vorn herein herabstimmen, und auch hier „im Elend" anfangen.

Besser als die Zustände auf dem Dorf, fand Düring das kleine Gemeindlein auf Seboko's Kraal. Dieselben sind von dem Volk des Saul, den wir auf Tshuaneng haben kennen lernen. Ihre Freude war groß, als endlich der seit Jahren ersehnte Lehrer eintraf. Die Worte seiner Predigt nahmen sie ihm von den Lippen weg, so daß diese sogenannten „naturellen Kaffern" ihn tröften mußten über die Entmuthigung, die der erste Eintritt in das Dorf mit sich gebracht hatte.

Nach zehntägigem Warten in dem kleinen Räumlein fand Düring endlich eine kleine Wohnung im Dorfe, welche er für den Preis von 300 Mark auf nicht ganz sechs Monate miethen konnte — ein für afrikanische Verhältnisse noch sehr billiger Miethzins. Da er diese Wohnung bereits am 1. April wieder abzugeben verpflichtet war, so fiel ihm ein Stein vom Herzen, als der Br. Grützner am 13. October ankam und für die Gesellschaft ein Grundstück käuflich erwarb, auf welchem die Stationsgebäude aufgerichtet werden konnten. Auf demselben stand bereits ein ganz kleines aus Lehmsteinen erbautes Häuschen, in dieses brach er ein Fenster, baute ein einfenstriges Stübchen daneben an, und war froh, als Alles so weit fertig war, daß er zum 1. April 1876 wenigstens dies eigene Häuschen, das freilich nur aus Stube und Kammer bestand, mit seiner Familie beziehen konnte. Nachdem auch das Schulhäuschen fertig gestellt war, erweiterte sich die Thätigkeit des Missionars, indem er mit 22 Oorlamschen den Taufunterricht beginnen konnte. Dieselben wurden wöchentlich zwei Mal unterrichtet, außerdem noch eine Stunde biblische Geschichte für alle Erwachsenen wöchentlich gehalten. Sonntags wurde am Vormittag in der Bassutosprache für die Sebokoschen und die übrigen in der

Nähe wohnenden Bassuto, und Nachmittags in holländischer Sprache für die Oorlamschen gepredigt. Die Farbigen kamen bald aus der ganzen Umgegend; Oorlamsche wie Bassuto kauften sich Bücher und verlangten Unterweisung in Gottes Wort. Viele waren bereit, dieserhalb in das Dorf zu ziehen; aber es mangelte leider für sie an Gelegenheit, sich Wohnplätze und Gärten zu verschaffen.

Bald konnte Br. Düring nun auch eine Kinderschule mit 20 Kindern eröffnen, die täglich zwei Stunden lang unterrichtet wurden, und er konnte auch auf Seboko's Kraal, namentlich für die Alten und Gebrechlichen, die nicht Sonntags in's Dorf zu kommen vermochten, eine Wochenpredigt einrichten.

Nachdem der Bau des provisorischen Häusleins vollendet war, konnte Br. Düring auch daran denken, seine 18 deutsche Meilen entfernte Außenstation am Vaalfluß, den Bassutokraal von Jan Morache zu besuchen. Das Völklein sitzt auf dem Platz eines Bauern, dem es zu Diensten verpflichtet ist. Aus diesem Grunde konnten immer auch nur fünf zur Zeit nach Botshabelo gehen, woselbst sie sich Jahre lang aufhielten, um unterrichtet und getauft zu werden. Die Daheimbleibenden unterweisen sich untereinander, so gut sie können. Kehrten die Getauften von Botshabelo zurück, so wurden sie von der andern Reihe abgelöst. Schon seit längerer Zeit bewegten sie den Gedanken, einen eigenen Platz anzukaufen und dort eine christlich-nationale Bassutogemeinde zu gründen; doch ist hierzu bei den enorm gestiegenen Preisen der Plätze für's Erste wenig Aussicht vorhanden. Jetzt waren sie der Pflege des Missionars von Heydelberg überwiesen. Hören wir Br. Dürings Bericht von dem, was er unter ihnen vorfand, mit seinen eigenen Worten:

Nach einem beinahe zwölfstündigen Ritte zu Pferde erreichte ich am zweiten Tage Abends den Kraal dieser Leute. Den Ersten, die meiner ansichtig wurden, schrie ich entgegen: „Kinna moruti va lena," d. i. ich bin euer Lehrer! Welch einen Jubel entlockte diese meine Verkündigung den Leuten! Nicht lange währte es, so umstanden mich Männer, Frauen und Kinder, denen die Freude und Glückseligkeit aus den Augen strahlte, welcher sie auch in Worten Ausdruck gaben. Ein Mann äußerte z. B.: „Ich war so hungrig, als ich soeben aus meinem Garten heimkehrte; nun ich aber dich sehe, verspüre ich keinen Hunger mehr."

Eine besondere Freude wurde mir am nächsten Morgen zu Theil. Alle Bewohner des Kraales hatten sich zusammen gruppirt, um ihrem Lehrer einen Morgengruß zu bringen. Der Choralgesang: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt'" weckte mich in der Frühe der Morgendämmerung aus dem Schlafe. Wie heimisch klang das an mein Ohr im ersten Erwachen. Dann folgten noch zwei Choräle, und still wie sie gekommen, zogen sie wieder von

dannen. Mich aber bewog diese kleine Scene zum Nachdenken, die so laut und eindrücklich von dem innern Wesen dieser Leute zeugte. Dergleichen steht denn doch wohl vereinzelt da unter den Vorkommnissen auf heidnischen Kafferkraalen, und war eine köstliche Sonntagsweihe für mich.

Am Vormittag predigte ich ihnen über Nikodemus: Die Nothwendigkeit der Wiedergeburt zum Eingange in das Reich Gottes! Ich hatte aufmerksame Zuhörer. Ich hielt dann am Nachmittage zuerst eine Prüfung mit ihnen in Form einer Katechese über die biblische Geschichte, um in etwas zu erfahren, wie weit ihre Schriftkenntniß und das Verständniß derselben reicht, auch ihren Herzenszustand hierbei zu sondiren. — In meiner Erwartung wurde ich nicht getäuscht. Die biblischen Geschichten sind den Meisten ziemlich bekannt. Besonders wunderte ich mich über Jan, der am besten Bescheid wußte und die meisten Fragen beantwortete. — Sie erzählten selbst hier und da Einzelheiten aus den Geschichten von Adam, Kain und Abel, Noah, Moses, Abraham, Joseph, Samuel, Elias und aus der neutestamentlichen Geschichte.

Anknüpfend an die Passionsgeschichte hielt ich ihnen dann noch eine kurze Ansprache über Petri Verläugnung. Damit war der Nachmittag ziemlich verstrichen. Ich beeilte mich, um dem Baas dieser Leute dann noch einen Besuch zu machen. Ob derselbe mich gerne oder nicht gern hier unter seinen Leuten sieht, war schwer zu ersehen. Im Allgemeinen betrachtet der Bauer den Missionar, der sich um seine Kaffern bemüht, wie eine Hyäne, die in seinen Schafkraal eindringt. Rühmliche Ausnahmen giebt es auch hierin. Doch hier in meinem Falle wurde ich beinahe versucht, die oben angeführte Meinung so Vieler vertreten zu sehen. — Früher glaubte er nicht anders, als die Leute würden alle nach Botshabelo ziehen. Jetzt durch meinen Besuch von Heydelberg aus wird er verwirrt und weiß noch nicht recht, wo es hinaus will. Denn daß die Leute nicht nach dem Dorfe ziehen werden, weiß er sehr wohl. Noch mehr beruhigte er sich, als ich ihm mittheilte, ich würde seinen Leuten alle vier bis sechs Wochen hier auf dem Platze predigen, und wir werden noch gute Bekannte mit einander werden. — Er entschuldigte sich, daß er heute Morgen nicht habe zur Predigt kommen können, da er bis jetzt so viel Besuch gehabt habe. — Zurückgekehrt, erzählte ich dann den Kindern noch eine biblische Geschichte im Mondenschein, und saß darnach mit Jan und einigen Männern in meiner Hütte zusammen, wo wir den eventuellen Platzkauf besprachen. Jan will, wie es scheint, die Betreibung dieser Sache forciren. Ich ermahnte zur Geduld. Gut Ding will Weile haben. Ich verwies ihn auf den Herrn, daß wir dessen Wege und Winke wohl zu beachten hätten, denn ohne ihn irrten wir.

Vorläufig fehlen ja auch die Mittel. Die Anzahl Vieh, welche er seinerseits in Zahlung geben will, decken noch lange nicht den Kaufpreis eines Platzes. Zusammen sind es jetzt: 5 Pferde, 23 Stück Rindvieh, 61 Schafe und Ziegen. Das sind etwa, nach dem niedrigsten Werth berechnet, 5000 Mark, und erst ein Viertel der Mittel, die wir bedürfen.

Indeß halte ich mich verpflichtet, diese Sache in die Hand zu nehmen. Es kann ja sein, daß die Stunde des Herrn für diese Leute geschlagen hat, wo er aus ihnen, oder aus Allen sich eine Gemeinde sammeln will, die ihm dient und seinen Ruhm verkündigen hilft in der Welt. — Dazu wäre es allerdings nach hiesigen Landesverhältnissen nöthig, daß die Leute auf einem Platze zusammen wohnen, und womöglich später einen eigenen Lehrer erhalten. Zu Jan's Leuten gehören nämlich noch Hunderte, die im Freistaat in der Nähe des Vaalflusses wohnen, und die gleichfalls darnach verlangen, sich auf einer Missionsstation um einen Lehrer zu schaaren, auch zu dem Platzkauf beitragen wollen.

So erwies sich denn nach allen Seiten hin das neu eröffnete Arbeitsfeld der Station Heydelberg als ein reiche Frucht verheißendes.

Freilich für das Erste sollte Br. Düring auf allen drei Theilen seines Gebiets, auf dem Dorfe, bei Seboko und bei Morache die Erfahrung machen, daß er es mit Heiden zu thun hatte, die bei aller Bereitwilligkeit, sich zur Taufe vorzubereiten, eben doch noch Heiden waren, zu Sünden und Undank geneigt.

Es besteht in Süd-Afrika unter Weißen und Farbigen die böse Sitte, daß das Neujahrsfest mit Saufen, Spiel und Tanz gefeiert wird. Als nun das Neujahr 1876 herankam, ergab es sich, daß die meisten der 22 Oorlamschen Katechumenen des Dorfes die alte Sitte in gewohnter Weise mitgemacht hatten, so daß Düring sich genöthigt sah, von seinen 22 Täuflingen 15 aus der Klasse der Katechumenen zurückzustellen.

Fester hielten sich die von Seboko's Kraal, auf welchem 16 Katechumenen ihres Christenberufs würdig wandelten. Doch sollte Br. Düring auch von ihrer Seite schwere Undankbarkeit erfahren. Er war genöthigt, sein Gartenland, um es gegen das Vieh des Dorfes zu schützen, mit einer Ringmauer von circa 700 Schritt zu umgeben, und forderte Sebokos Leute auf, diese Arbeit gegen ein Billiges zu übernehmen. Sie fanden sich auch zur Arbeit bereit, forderten aber einen höheren Lohn, als den auf dem Dorfe üblichen und zugleich baare Bezahlung nach Fertigstellung jeder einzelnen 100 Schritt. Als Düring ihnen ihren Undank vorhielt,

entpuppte sich der tiefere Grund als Hochmuth und Eigensinn. Sie hätten es lieber gesehen, daß der Lehrer auf ihrem Kraal gebaut hätte und nicht auf dem Dorfe. Von der Schule, meinten sie, hätten sie auch keinen Vortheil, die sei ja doch nur für die Oorlamschen. Und zwischen diesen und den „naturellen Kaffern“ besteht allezeit eine schwer zu hebende Eifersucht. Als alle vernünftigen Vorstellungen nichts halfen, eröffnete ihnen Br. Düring, daß, wenn sie so wenig bereit seien, zum Aufbau des Missionswerkes beizutragen, er sie auch nicht reif zur Taufe erachten und sich besinnen müßte, ob er sie ferner hierzu unterweisen könne. Erst dies letzte Argument schlug durch; sie baten demüthig um Verzeihung und um Fortsetzung des Taufunterrichts.

Auch an Jan Morache mußte Düring die Erfahrung machen, daß ein Mossuto, auch wenn er in seiner Weise ein Opfer bringt, doch sich damit auf das Allernöthigste beschränkt, und der Meinung ist, daß auch das Schlechteste noch gut genug ist für den Lehrer. Br. Düring berichtet in seinem Tagebuch vom 26. Mai: „Jan Morache trifft vom Vaalfluß hier ein und bringt mir ein Pferd zum Geschenk mit den Worten: „ki maoto a chacho,“ d. h. das sind deine Füße, — der Nachsatz heißt: auf diesen sollst du zu uns kommen! — Ich mußte sogleich beim Anblick des Pferdes an das Sprichwort denken: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul!“ Wahrscheinlich war kein schlechterer vorhanden, den er mir hätte schenken können. Ich war dennoch froh, wieder ein Pferd zu haben, denn ohne ein solches liegt meine Thätigkeit nach außen hin unter den vielen hier zerstreut wohnenden Bassuto völlig in Ruhe.

Das Stationspferd wurde mir vor mehreren Monaten hier von der Weide gestohlen. Nachdem es wieder zum Vorschein gekommen war, krepirte es. So war ich lange Zeit ohne ein Pferd, und ließ es Jan wissen, daß ich nicht zu ihnen kommen könne, wenn er nicht ein Pferd schickte, um mich zu holen.

Als ich nun Jan meine Bedenken heute auseinander gesetzt, von wegen der schwachen und gebrechlichen Füße, die er mir geschenkt, hob er alle guten Eigenschaften und Vortheile des Pferdes hervor, daß ich ihm beinahe Glauben geschenkt hätte, wenn mich der Augenschein nicht eines Besseren belehrt hätte.“

Nachdem Br. Düring sechs Wochen lang den Gaul nach Kräften gefüttert hatte, hielt er ihn für kräftig genug, die Reise zu machen. Allein die Freude dauerte nicht lange; nach wenigen Meilen mühsamen Reitens hatte Düring mehr Noth mit dem Pferde, als wenn er zu Fuß gewesen wäre, und mußte unverrichteter Sache wieder heimkehren.

Dankbarkeit ist eben eine Tugend, die man bei einem Heiden nicht voraussetzen darf, sondern zu der er erst erzogen werden muß.

Deshalb dürfen Erfahrungen, wie die von Br. Düring berichteten, nicht entmuthigen.

Im Uebrigen hat sich das Ackerfeld der heilsbegierigen Heiden in und um Heydelberg viel ergiebiger erwiesen, als wir zuerst hoffen durften. Br. Düring brachte bald in Erfahrung, daß in der Umgegend von vier bis zwölf Meilen Reitens um das Dorf her, eine ziemlich große Anzahl von Bassutokraalen — bis zur Größe von 30 Familien — vorhanden sei, aus deren Mitte wiederholt das Verlangen, mit Gottes Wort gespeist zu werden, an ihn erging. Er mußte sie auf die Zeit vertröstenn, wo er einem zuverlässigen Getauften die Sonntagsarbeit auf dem Dorfe werde überlassen können, um auch sie auf ihren Wohnplätzen aufsuchen zu können. Aber mit Recht konnte der Missionar in seinem ersten Halbjahrsbericht schreiben, daß wohl die ersten Anfänge dieser Station zu den Seltenheiten gezählt werden müssen. Denn wenn wir bei fast allen unsern bisherigen Stationen die Predigt des Evangeliums den Heiden nachtragen und fast aufdrängen mußten, so wurde hier von Anfang an der Missionar von Fragenden und Suchenden in einer Weise umgeben und angelaufen, daß er bei weitem nicht allen an ihn gestellten Anforderungen, namentlich denen der außerhalb wohnenden Bassuto entsprechen konnte. Am liebsten hätte er einen Bauernplatz angekauft, von dem er überzeugt ist, daß sich auf demselben binnen Kurzem Hunderte von farbigen Familien zu einer Gemeinde sammeln würden, die durch ihre Stationsabgaben binnen zehn Jahren den Kaufpreis decken würden. Aber der für den in Frage stehenden Platz geforderte Kaufpreis beträgt 1000 Pfund Sterling — eine Summe, die sowohl die Mittel der Farbigen, als die unserer Gesellschaft weitaus übersteigt. Da nun den Wünschen der Farbigen, die gern zum Taufunterricht auf das Dorf zögen, wegen Mangel an Platz zum Wohnen nicht genügt werden kann, so müssen wir auch hier wieder die tief schmerzliche Erfahrung machen, daß wir aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln überall unsere Hände gebunden und die Arbeit unserer Mission gehemmt sehen, und wir können uns einer schweren Anfechtung nur mit Mühe erwehren, wenn wir bedenken, wie nicht blos Weltkinder unserm Werke sich feindlich gegenüber stellen, sondern auch solche Christen, die den Namen Christi gepredigt wissen möchten unter aller Creatur, aus Mangel an Kenntniß von unserm reichgesegneten Werke und auch in unchristlich blindem Parteieifer demselben die finanziellen Mittel abgraben, um sie in andere Kanäle zu leiten. Der Herr wolle es ihnen nicht zurechnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Wir aber getrösten uns der Verheißung des Herrn: „Mein ist das Silber und das Gold!" — sowie der von uns reichlich gemachten Erfahrung, daß sich dasjenige Werk, welches sich durch Mangel, Entbehrungen, Feindschaft

und Schwierigkeiten aller Art durchkämpfen muß, desto festere Wurzeln treibt und desto süßere Früchte zeitigt.

Solche Früchte konnten wir auch schon auf Heydelberg pflücken, indem trotz des kurzen Bestehens dieser Station im Jahre 1876 bereits 18 Seelen (9 Erwachsene und 9 Kinder) auf derselben getauft werden konnten, während auf der Außenstation bei Morache die bisher sieben erwachsene Getaufte zählte, ziemlich sämmtliche Erwachsene den Taufunterricht gern empfangen würden, wenn die Entfernung von Heydelberg und das Contractverhältniß zu ihrem Baas dies gestattete.

So wird der Herr ja ferner mit seinem Segen das begonnene Werk auf Heydelberg begleiten, daß es seinem Reiche Frucht bringe.



Siebenter Abschnitt.

Vorwärts zum Zambesi.



83. Recognoscirungsreisen.

Der Bericht über die Anfänge unserer Arbeit unter den Batsoëtla*) gehört sachlich in denjenigen Abschnitt, der von der Arbeit im Distrikt Zoutpansberg handelt. Da die Batsoëtla indeß die Thür sind, durch welche wir, will's Gott, weiter zu den Banyai, und dann, will's Gott, weiter nach Zimbabye, dem altbiblischen Ophir, dem Quellgebiet der Bassutovölker vorzudringen gedenken, und da außerdem die Batsoëtla eine ganz neue, durch Sprache und Sitte von den Bassuto sowohl als den Zulu und Knopneusen sich unterscheidende, obschon ihnen verwandte Völkerschaft sind, so haben wir der Arbeit unter diesem Volk, obschon von derselben erst die allerersten Anfänge vorliegen, einen besonderen und zwar den Schluß-Abschnitt unseres Werkes widmen wollen. Eine andere Feder wird, will's Gott, später diese Geschichte unserer Mission fortsetzen und dann von den großen Thaten des Herrn unter den Batsoëtla und den nördlicher wohnenden Völkerschaften berichten.

Unter den südlicher wohnenden Bassuto sind die Batsoëtla, sowie ihre Nachbarn, die Baroka, als besonders in der Zauberei und in der Heilkunde bewanderte Leute bekannt. Der alte Thomas Komape auf Ga Matlale sprach, indem er seine Amulete von sich that: „So lange habe ich diese Dinger der Batsoëtla und sie helfen nichts, ich werfe sie nun weg." Br. Grützner sprach damals die Vermuthung aus, daß gerade von diesen Völkern aus die Zauberei und die Zauberheilkunde zu den Bassuto eingedrungen sein möchten. Wenigstens wurden in seiner Gegend die „Doctoren" oft schlechthin „Batsoëtla" oder „Baroka" genannt.

Bei den Batsoëtla war Merensky gerade angelangt, als er im Jahre 1862 seine große Entdeckungsreise von Khalatlolu aus nach Norden machte (s. o. p. 86 f.) Damals zwang ihn die unter jenem Volke herrschende Pockenkrankheit, umzukehren. Im Jahre 1868 machte Grützner in Begleitung des Br. Kühl eine

*) Batsoëtla werden sie von den Bassuto genannt; deshalb haben wir diesen Namen einstweilen beibehalten; sie selbst nennen sich Ba-Wenda.

Reise zu den Batsoëtla, um bei dem Häuptling Matshie anzuklopfen und fand günstige Aufnahme. Das Tagebuch über diese Reise scheint aber verloren gegangen zu sein. Im Jahre 1869 machte Merensky sich abermals — auf einem leichteren Wege, als das erste Mal — auf, um die Batsoëtla aufzusuchen. Er machte die Reise von Ga Matlale aus, woselbst die Synode abgehalten war, in Begleitung der Brüder Grützner, Trümpelmann und Köhler, und mit seinem alten treuen Jagdbegleiter Jacob Makoëtle. Am 8. September aufgebrochen, nahmen die Reisenden zum nächsten Ziel die Station Blauberg. Von da ab geben wir aus Merensky's Reisebericht dasjenige, was zum näheren Kennenlernen von Land und Leuten von Wichtigkeit erscheint:

„Den 10. September führte uns der Weg bei einem Bauer, Andries Duvenhage, vorbei, der aus seinen Volksgenossen heraus hierhergezogen ist, ein armes, elendes Jägerleben führend, bei dem Frau und Kinder natürlich am meisten verkommen. Er gab uns einen Wegweiser mit. Von Br. Beyer nahmen wir hier Abschied.

Am 11. fuhren wir in dem öden, wüsten Feld nach Osten ohne Weg und Wasser. Jakob Makoëtle, der wie immer mit mir war, jagte zwei Löwen auf; ein anderer stand hinter dem Wagen auf und trollte davon. Nachmittags erreichten wir endlich nach langem Dürsten eine Quelle („dinokaneng“), zwischen dem Blauberg und dem Zoutpansberg. Hart an der Tsetse waren wir entlang gefahren. Wir sahen, daß uns der Wegweiser sicher einen halben Tag weit um geführt hatte. Hier bei Dinokaneng war alles so voll Löwenspuren, wie selbst wir es noch nie gesehen hatten, trotzdem konnten einige von uns der Lust nicht widerstehen, hier bei dem Wässerchen im Mondschein ein Stück Wild zu erlegen. Es war kein bloßer Vorwitz, sondern wir mußten Fleisch haben, wenn wir mit den Leuten nicht hungern wollten, denn wir hatten keinen Proviant. Wir machten uns einen Schirm von Dornzweigen. Der Wagen stand etwa 150 Schritt entfernt. Als wir eine Stunde gelegen hatten und ich, etwas müde, entschlummern wollte, donnerte Jakobs Gewehr neben mir, und ein tief grollendes Gebrüll dicht vor uns sagte uns, wem der Schuß gegolten. Ich sprang auf und sah zwei große Löwen von uns fortfliehen, welche ein Busch in demselben Augenblick meinem Blick und Schuß entzog. Der eine hatte auf höchstens zehn Schritt Jakobs Schuß erhalten. Wir schossen hernach noch unter einige Truppe Wild, ohne ein Stück zu erlegen, und hatten noch das Vergnügen (für manchen Europäer möchte es etwas aufregend gewesen sein) einen Löwen etwa 50 Schritt vor uns Wasser trinken zu hören; etwa zehn Minuten lang trank er in Absätzen, manchmal sahen wir seine dunklen Umrisse, manchmal seine Augen, doch zu undeutlich im Licht des sinkenden Mondes, als daß wir hätten schießen können.

Am Sonntag, den 12., hielt Br. Grützner einen Gottesdienst, dem auch Bauern und Bassutojäger beiwohnten. Nachmittags aber zogen wir in der uns von Bauern angegebenen Richtung weiter. Gerade hier etwas nördlich liegt die Salzpfanne, von welcher das Gebirge „Zoutpansberg" genannt ist. Leider liegt dieselbe in den Tsetse. Nahe bei derselben wohnt ein Häuptling Mamodisha, auch in den Berichten schon genannt, der hat den Bauern die Jagd in seiner Nähe verboten, weil sie das Wild ausrotteten. Das ist ein Vorwurf, der den Bauern mit Recht gemacht wird; denn der professionirte Jäger schießt die Büffel, Giraffen und Wildebeeste nur, um die Felle zu erlangen, das Fleisch bleibt für Hyänen und Geier liegen. Aus den Fellen werden Peitschen, Riemen und Sohlen bereitet, und diese bilden den kümmerlichen Gewinnst monatelangen Buschlebens. Am Sonntag Nachmittag schoß ich endlich ein Quagga, das wir mit Dank gegen Gott aufluden; denn unter den Eingebornen war Hunger, und nirgends mehr Korn zuhaben.

Am 13. fuhren wir Mittags durch Houtrevier. Hier liegt sehr nah unter dem Berge die ehemalige Station des schottischen Missionars Mc Kidd, eines theuren Knechtes Gottes, der uns nach dieser Gegend zuvorgekommen war. Er hat nach menschlicher Meinung keinen andern Beruf gehabt, als mit seinem kapschen Weibe hier als Saat der Mohren am Zoutpansberg sein Grab zu suchen. Mc Kidd, von der kapschen reformirten Kirche unterstützt, kaufte hier für theures Geld, ich denke für 200—300 Pfund Sterling, einen Platz, der lag ungesund. Er starb mit seinem Weibe. Sein Nachfolger Hofmeyer war auch bald auf den Tod krank, mußte während des Krieges den Platz verlassen, und er wird nun wohl auch verlassen bleiben. Wohl sind es aber die Gebete jenes treuen Kindes Gottes gewesen, die auch uns nach diesen Distrikten gezogen haben. Am Abend schliefen wir am Sandrevier, an einer wegen Löwen verrufenen Stelle. Als wir ankamen, brummte einer dieser jetzt hier wieder ungestört herrschenden Herren seitwärts unter einem schönen Baumgebüsch, und als die Ochsen eben vom Wasser zurück waren und noch lustig fraßen, erhoben ihrer etliche unter dem Wall (Uferrand) des Flusses, vielleicht nur 100 Schritt von den Ochsen, ein solches Concert, daß wir eiligst Ochsen und Pferde festbinden mußten. Wir reisten bei Mondschein, da ist es selten, daß wilde Thiere in der Nacht den Reisenden belästigen. Doch erfordert es die Vorsicht, daß man rings um den Wagen an den gefährlichen Stellen Feuer unterhält.

Am 14. ritten wir, Bruder Grützner und ich, mit Manake, einem Getauften des Br. Beyer, voraus. Die Brüder Trümpelmann und Köhler blieben beim Wagen. Bald kamen die weißen Ruinen des Dorfes Schoemannsdal in Sicht. Die Mauern der

Kirche stehen als Anklage und Zeichen des Gerichtes hier über ein Geschlecht, welches die Güte des Herrn auf Muthwillen zog. Ueber 1000 Leute sollen in der Zeit des Bestehens dieses Dorfes (es hat 20 Jahre gestanden) hier am Fieber gestorben sein. Der Durst nach dem durch den Elfenbeinhandel zu erjagenden Gewinn zog immer neue Bewohner hier her. So viel Dienstgänger hat das Reich Gottes nicht, als die Welt. Stirbt ein Mann, wie Mc Kidd, so ist es lange schmerzlich sichtbar; „aber es soll nicht durch Heer und Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen," spricht der Herr. Nur wolle man uns daheim nicht der Furcht vor dem Fieber beschuldigen, wenn wir vorsichtige Tritte thun. Wir ritten an den von den Batsoëtla bewohnten Berg. Oben unter steilen Felsen lag die nicht große Stadt des Matsie, dem die Bauern hier hatten weichen müssen. Unten, wo wir absatteln wollten, stand ein Wagen. Die Herren desselben, Engländer, schienen nicht eben erfreut über unsere Ankunft; da sie aber kein Sessuto verstanden, mußten sie es dulden, daß ihre eigenen Leute uns über die Geschäfte, die sie mit ihrem Pulver, welches ja in der Republik verbotene Waare ist, hier und da gemacht hatten, Auskunft gaben. Da wir keine Lust in uns verspürten, den steilen, hohen Berg hinaufzuklettern, so hatten wir Manake hinaufgeschickt, den Häuptling zu rufen. Wir hörten, der Krieg Matsies mit seinem Nebenbuhler Makchato sei noch immer nicht beendet. Im Gegentheil, Makchato habe in letzter Zeit Vortheile errungen. Der dadurch in dieser Gegend herbeigeführte unsichere Zustand ist um so bedeutender, als die beiden sich befehdenden Häuptlinge nur etwa drei Stunden zu Fuß von einander an einem Gebirgszuge wohnen. Mir schien eine große Schwierigkeit für jetzt hieherziehende Missionare darin zu liegen, daß eben der Streit um die Herrschaft über das Volk noch nicht entschieden ist. Besetzten wir die Stadt Matsie's, so würde das Volk und auch Makchato darin eine Anerkennung von dessen Ansprüchen von unsrer Seite sehen und umgekehrt. Mir schienen die Verhältnisse fast zu schwierig, um gerade junge Leute mit der Anlegung solcher Station jetzt betrauen zu können. Br. Grützner hatte bessern Muth und mehr Freudigkeit, den Versuch zu machen, als ich. Indeß kamen wir überein, um dieser Umstände willen die Entscheidung des Häuptlings Matsie als maßgebend aus Gottes Hand hinzunehmen. Wir befahlen dem Herrn die Sache nochmals in erneutem Gebet, und Br. Trümpelmann kletterte schon den Berg hinauf, um sich nach einer Baustelle umzusehen, da wir es um des Fiebers willen für geboten erklärten, so hoch als möglich zu bauen. Matsie war gekommen; Elephantenzähne, Rhinoceroshörner, Straußfedern hatten seine Leute herbeigetragen, um den Handel mit der begehrten Waare des Engländers zu beginnen, der uns wahrscheinlich andere Gegen-

den zur Untersuchung angewiesen hätte, wenn es in seiner Macht gewesen wäre.

Matsie, ein freundlicher Greis, hörte Br. Grützners Rede ruhig an. Der sagte ihm: „Ich habe dir versprochen, Lehrer zu suchen, hier sind welche, wie ist es nun, bist du noch Willens, Lehrer zu haben?" Sehr bald kam die Entscheidung: „Als ich dir die Zusage gab, daß ich Lehrer haben wollte, da war der Krieg noch nicht so entbrannt als jetzt. Jetzt fechte ich noch mit meinem Feinde Makchato. Wohnte ein Lehrer hier, und Makchato's Leute überfielen sein Haus in der Nacht und tödteten ihn, so würde ich die Schuld des Mordes zu tragen haben." Der Alte blieb so bestimmt bei seiner Meinung, daß wir nicht anders konnten, als nach unserer Absprache Gottes Willen darin zu erkennen, so drangen wir nicht weiter in ihm. Bange schien er allerdings vor seinem Feinde zu sein; denn dem Engländer hatte er geboten, das weiße Wagentuch vom Wagenverdeck zu nehmen, damit sein Wagen den Feinden unbemerkt bliebe, und uns sagte er, wir sollten, wenn wir hier übernachten wollten, auch unsern Wagen dicht unter das Gebirge bringen. Da unsere Mission beendet war, entfernten wir uns bald, denn die Reise drohte lang zu werden, und begaben uns zum Wagen zurück.

Die Batsoëtla oder Batsoëta, wie sie sich selbst nennen, sind ein selbständiges Volk von vielleicht 40—50,000 Seelen, welches beisammen in dem die Limpoponiederung hier begrenzenden Gebirge wohnt. Es sind keine rechten Bassuto, noch weniger Betschuanen. Ihre Sprache weicht von der dieser Völker fast ebenso stark als z. B. das Zulu ab. Dieselbe scheint schon Verwandtschaft mit den Dialekten der nördlicher wohnenden Stämme zu haben. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil, neuerdings Gewehre. Die größten Häuptlinge sind Matsie und Makchato, dann östlich Sebase, weiter östlich Mpafudi. Der westliche Theil des Volkes heißt nach dem früheren Häuptling auch Baramapulana oder Bacharamapulana. Eine Zeit lang waren sie von den Heeren des Moselekatzi und Manekos arg mitgenommen worden; später wieder von den Bauern, denen sie bei ihren Elephantenjagden gute Dienste leisteten. In Folge des Streites um die Häuptlingswürde (Makchato machte darauf Anspruch neben Tabane, dessen Partei auch sein Onkel Matsie nahm) geriethen die Bauern in Krieg mit einem Theil des Stammes und — wie gewöhnlich in der neueren Zeit — in ihren Kämpfen mit den Eingebornen zogen sie den Kürzern und mußten, nachdem General Paul Krieger einige Zeit unter dem Felsenneft Matsie's gelegen hatte, ohne etwas ausrichten zu können, und wieder aufbrach, als im Lager ein Pferd von den Feinden getödtet wurde, das Dorf Zoutpansberg aufgeben und verlassen.

Als wir dem aufgegebenen Dorfe gegenüber waren, kamen

wir über eine Stelle, welche, weiß von Todtenbeinen, einem Schlachtfelde ähnlich war. Es war hier, wo Paul Krieger mit seinem Heer, nachdem sie von der Belagerung des Berges, in dem der Feind saß, Abstand genommen, eine Unzahl von Schlachtochsen vertilgt hatte.

Als wir in eine „Drift" hineinwollten, fiel einer der Ochsen in eine Fanggrube — ein übler Zufall, wir hatten keinen Ochsen übrig. Nach vielen Bemühungen gelang es durch das Vorspannen zweier seiner Gesellen den Verunglückten aus der Tiefe herauszuholen. Br. Trümpelmann war sehr zufrieden, daß das passirt sei; nun wisse er doch, wie man einen Ochsen aus dem Fangloche herausbekäme.

Da hier freies Feld war und wir deshalb die Löwen nicht so sehr zu fürchten brauchten, fuhren wir spät bis Cha Matsaba, einem kleinen Batlokoastamm. Neben der Stadt des Volkes sah man die ausgedehnten Ruinen der Häuser eines der Männer, die durch ihr Thun hier den Christennamen haben stinkend gemacht unter den Heiden. Seine Hoflage war mit einer hohen Schanze umgeben, deren Thorzarge noch stand und genau einem Galgen glich. Der Herr des Platzes war natürlich mit allen andern Bauern geflohen.

Am 15. führte uns unser Weg durch trocknes, sonnverbranntes Buschfeld, bis wir Abends den Dwarsrevier erreichten. Von hier sind die Batlokoa nicht mehr fern. Sie wohnten bei Sekukuni, zogen aber von dort wieder nach diesen ihren alten Sitzen zurück, als sie hörten, daß die Bauern am Zurückweichen seien. Es ritten Br. Grützner, Jakob und ich, die Brüder hatten keine Pferde und blieben beim Wagen. Jakob aber konnten wir nicht gut entbehren. Spät kamen wir auf dem gut und reinlich gebauten Kraale an. Die Batlokoa sollen den andern Bassuto an vielen guten Eigenschaften, an Reinlichkeit, Tapferkeit, Treue und männlichem Wesen überlegen sein. Die hier noch sitzenden Batlokoa sind der Rest des Stammes, der 1823 Moffats Station Lattaku in so große Gefahr brachte. Der Häuptling war freundlich; aber einen Missionar bei sich aufzunehmen, darein wollte er nicht willigen. Er hatte im Juli zu Martinus Sewushane und andern Leuten von Botshabelo gesagt, er werde keinen Missionar suchen; aber auch keinen fortjagen, wenn einer käme. Heut aber war sein immer wiederkehrendes Wort: „Das Wort ist früher unter uns nie gehört worden." Diese Batlokoa waren bei dem Heere Sekukuni's, welches versammelt war, um die Gemeinde von Thaba Mossegu zu tödten; ihr Häuptling soll es gewesen sein, der Sekukuni bewegte, die Leute nur schlagen zu lassen. Lange zeugten wir den Leuten von der Gerechtigkeit und dem Gericht; Jakob auch treulich in seiner geschickten Weise. Als Alles vergebens war, ritten wir, von

einem Jüngling geleitet, nach dem Flüßchen, an dessen Furth wir den Wagen erwarten wollten. Es war die letzte Nacht auf der Reise. Am andern Tage, den 16., erreichten Br. Grützner und ich Matlale, die Brüder einen Tag später.

A. Merensky."

Im Jahre 1871 versuchte Grützner die im Jahre 1869 angebahnten Beziehungen zu den Batsoëtla zu befestigen. Er berichtet über die vom 15. Mai 1871 ab ausgeführte Reise:

Vor etwa einem Monat war ein Bauer, namens Roos, hier, der auf Morabastadt wohnt, und erzählte, er sei von Makrato (Makchato) gesandt, um in seinem Namen einen Missionar zu erbitten. Die weitere Unterhaltung ergab freilich, daß es dem Häuptling zunächst noch mehr darum zu thun war, genannten Bauer, welcher die Gewehre für ihn reparirt, dahin zu bekommen, wenn auch andererseits erwähnt werden muß, daß vor 2½ Jahren, als Br. Kühl und ich bei Matschie waren, diese Reise eigentlich Makchato gegolten hatte, der schon damals durch Getaufte seines Volkes uns hatte wissen lassen, er wünsche einen Missionar. Bekanntlich kamen wir damals nicht bis zu ihm. Wir nahmen also diesmal die Sache als vom Herrn an uns gekommen auf, der wie vormals durch den Macedonischen Mann uns sein: Komm' herüber und hilf uns! zurief. So machten wir uns am 15. Mai von hier auf, um selber mit Makchato zu reden. Es waren die Brüder Beyer, Beuster und ich. Erstgenannter Bruder war mit seinem Wagen gerade hierher gekommen und wollte nun auf meinen Vorschlag über Zoutpansberg nach Hause zurückkehren. Theils zu Pferde, theils zu Wagen kamen wir Mittwoch vor Himmelfahrt auf dem verlassenen, ausgebrannten Dorfe Zoutpansberg an. Die Zerstörung der in Ruinen liegenden Häuser, in denen nun hohes Gras und Unkraut wucherte, das oft über unser Haupt hinwogte, so wie die ganze Verwilderung des einst reichen Ortes, machte erst solchen fast unheimlichen Eindruck auf uns, daß wir, wäre nicht eben der Abend hereingebrochen, wohl alsbald das Dorf wieder verlassen und außen im Freien uns gelagert hätten. So mußten wir bleiben; denn die hier recht zahlreichen Löwen erlaubten nicht, daß man — noch dazu ohne Mondenschein — nach Sonnenuntergang reise. Hatten doch in letztvergangener Nacht, wo wir an der Fuhrt von Sandrevier lagerten, ihrer zwei sehr ernstliche Versuche gemacht, zwischen unsere Pferde zu gerathen! Herangekommen bis auf eine Entfernung von kaum 30 Schritt, wurden sie durch Flintenschüsse noch glücklich verscheucht.

Damit unsere Reise nicht unnöthig verlängert werde, hatte ich schon am Morgen des Mittwoch zwei Getaufte, von denen einer der schon öfter erwähnte James ist, der in Makchato's

Hauptkraal wohnt, dem Wagen vorausgesandt, um uns bei dem Häuptling anzumelden, den Zweck unseres Besuches darzulegen und ihm anheim zu geben, ob er uns zu sich holen lassen wolle.

Am Morgen des 18., als am lieben Himmelfahrtstage, kamen die Boten zurück, begleitet von einem Gesandten des Häuptlings: Letzterer wolle uns selber bei sich sehen. So sattelten wir unsere Pferde, ritten erst ca. eine Stunde gen Osten hin und stiegen dann noch weiter 1½ Stunde in die Berge hinein und hinauf, wo wir dann bei dem Kraale des Häuptlings anlangten. Selbiger liegt unter den letzten und höchsten Felsenpartien des Gebirges und es gewährt wirklich einen großartig schönen Anblick, an diesen 200 bis 300 Fuß hohen nackten, nur in den einzelnen Rissen mit Grün bekleideten Felsen hinanschauen zu können. Ueberhaupt ist es, abgesehen von dem manchmal etwas sehr steilen Wege, recht angenehm, solche Bergpartie wie heute zu machen. Denn wenn schon in Blauberg, sobald man eine gewisse Höhe des Gebirges erstiegen hat, eine frische Vegetation den Wanderer anlacht, auch hie und da frische Bächlein sprudeln, so ist das hier noch viel mehr der Fall. Es ist deutlich zu sehen: Je weiter nach Osten man den Gebirgszug Blauberg-Zoutpansberg durchwandert, desto mehr nehmen die Quellen an Zahl wie Wasserreichthum zu — der ziemlich bedeutende „Dorffluß" entspringt in verschiedenen einzelnen Armen in dem heut von uns durchwanderten Berge; — desto reichlicher strömt auch der Regen vom Himmel herab, hier bei Makchato z. B. so reichlich, daß sein Volk kein Kafferkorn, sondern nur Mais pflanzt, der, obgleich die Gärten meist an steilen Bergabhängen angelegt sind, doch trefflich gedeiht, bis dann noch weitere vier bis fünf Stunden zu Pferde östlich, von den sogenannten spelonken ab, zu Sewaße hin das Wasser so zunimmt, daß es in der Regenzeit große Lachen resp. Seen bildet und dadurch die Kommunikation fast gänzlich hemmt. Bruder Beyer, der im October vorigen Jahres eine Untersuchungsreise zu Sewaße hin unternommen hatte, mußte des vielen und tiefen Wassers wegen sein Vorhaben aufgeben.

Es war etwas über Mittag, als wir bei Makchato ankamen. Vor dem eigentlichen Kraal liegen eine ganze Anzahl Felsblöcke, welche dann durch eine 6 bis 9 Fuß hohe Mauer unter einander verbunden sind und dadurch eine für hiesige Verhältnisse leidliche Festung bilden, die, weil von der andern Seite die vorerwähnte hohe Felswand den Kraal deckt, schwer einnehmbar ist. Im Hintergrunde der Häuser steht ein schöner dichter Laubwald, meist Gelbholzbäume, den Augen eine gar angenehme Weide.

Wir hatten es als ein besonderes Vertrauen hinzunehmen, daß man uns ins Innere des Kraales zum Hause des Häuptlings hinleitete, wo letzterer mit etwa 20 Männern am Boden saß, alle

außer dem Häuptlinge mit keiner Decke angethan. Es gehört nämlich hier zur Etikette, daß, ob es noch so kalt wäre, der, welcher in die Gegenwart des Häuptlings kommt, vorher seine Decke ablegt. Nur unsere Leute und James hatten ihre Bekleidung anbehalten, denn „die bestände ja nicht in den sonst gewöhnlichen Fellen oder Decken, sondern in Rock und Hose" — man sieht, selbst solche „Naturmenschen" verstehen sich schon recht wohl auf Advokatenkniffe und wissen dadurch, was in diesem Falle ziemlich harmlos ist, das „Recht zu beugen." Jedenfalls kam unsern Leuten diese Rechtsanschauung der hohen schwarzen Herren zu Nutze, denn nach solch frischem Laufe hätte ihnen der da oben ziemlich frische Luftzug unbequem werden können.

Makchato ist ein noch junger, vielleicht 27 bis 30 Jahre zählender Mann, nicht eben sehr gesprächig. Er kehrte uns erst ca. zehn Minuten lang in aller Gemüthsruhe den Rücken zu, obgleich wir dicht hinter ihm saßen. Nach nur ganz ungefährer Erkundigung und Schätzung mag sein Volk zwischen 3000 und 6000 Seelen zählen, die im Gebirge in einzelnen Kraalen wohnen. Unser Gespräch eröffnete sich damit, daß ich ihn auf die Botschaft hinwies, die er gestern durch unsere Boten erhalten, nun seien wir auf sein Einladen gekommen, um aus seinem eigenen Munde zu hören, was seines Herzens Meinung sei, damit was heute beschlossen werde, noch von unsern Kindern dereinst als fest und gültig anerkannt werden müsse. Er entgegnete: Ja, wir wüßten ja vom Bauern Roos, daß er einen Missionar wünsche, ein ander Wort habe er auch heute nicht, er werde dem Lehrer auch ein Stück Land geben; nur möchten wir selbiges hernach nicht noch von den Bauern kaufen, denn die ganze Gegend hier sei sein Land. So sprachen wir noch weiter mit einander, z. B. daß die schließliche Bestimmung, wo der Lehrer baue, besser bis dahin verschoben werde, bis er gekommen sei, daß man ihm beim Baue ꝛc. behilflich sein möge u. s. w. Schließlich nahm ich die sich darbietende Gelegenheit wahr, der Versammlung in kurzen Zügen den Inhalt des Evangeliums, dessen Boten die Lehrer seien, ans Herz zu legen. Als ich dies damit einleitete, daß ich sagte: „Seht Leute, ich sehe es euch an den Augen an, ihr seid kluge Leute, (sie sahen wirklich ganz intelligent aus), nur die himmlischen Dinge wisset ihr nicht" — so gab dies erst einen heitern Ausbruch ihres zustimmenden Lachens, so daß die zwei Christen in unserer Begleitung durch einige Pst! Pst! die Stille und weitere Aufmerksamkeit herstellen mußten. —

Es erweckt doch immer wieder, auch wenn man durch Gottes Gnadenfügung schon an verschiedenen Stellen, wo bisher der Gnadenruf: Lasset euch versöhnen mit Gott! noch nicht erschallt war, der Herold seines Gottes hat sein dürfen, ein inneres Freu-

dengefühl, so man diesen Ruf an wieder einem neuen Orte darf ertönen lassen! Denn in solch unscheinbarem Anfang sieht das sehnende und auf seines Gottes Verheißungen schauende Auge so gern schon das Ende dessen herbeikommen, was eben heut eingeleitet wird; in der fast unsichtbar feinen Spitze, die heut in das harte Erdreich eingesetzt wird, den dicken, starken Pfahl, der nachdringen muß. Haben Andere die Freude, den Bau rasch und gesegnet weiter zu führen, so müssen wir, die wir an den Enden der Erde sitzen, uns an dem anderen Worte be- und vergnügen, was ja auch ein Wort unseres Gottes ist: „Er soll aufführen den ersten Stein!" Möge nur auch hier der Herr selber sein: Glück auf! Glück auf! dazu erschallen lassen!

Die Tage sind hier ja jetzt kurz, und wir hatten noch einige Stunden zum Wagen hin zu laufen resp. zu reiten. So konnten wir auch das Gastgeschenk in Gestalt eines Ziegenbockes nicht erwarten, wir schenkten es, noch ohne es gesehen zu haben, James, der darüber nicht wenig erfreut war, und kamen eine Stunde vor Sonnenuntergang beim Wagen wieder an. Der Leib wurde mit Speise erquickt und hernach hielt Br. Beyer unsern Leuten eine Himmelfahrtsandacht.

Am folgenden Morgen sollte der Wagen nach Hause zurückkehren, auf demselben Wege, welchen wir gekommen waren. Wir beiden Brüder wollten aber unsererseits Br. Beyer nach Blauberg das Geleite geben. Es ging, wie schon so manchmal, ohne Weg und Steg zu Pferd ins Feld hinein, zunächst der Station des Missionar Hofmeyr, die ca. vier Stunden zu Pferd westlich vom alten Dorfe am Zoutpansberge liegt, zu. Fast hätten wir sie nicht gefunden und bereiteten uns schon darauf vor, die Nacht im Freien zubringen zu müssen. Hatten wir auch nicht Speise, so hatten wir doch Feuerzeug bei uns: und letzteres ist in dieser Löwenregion für die Nacht unentbehrlicher, wie erstere, da — tauchte kaum 300 Schritt von uns durch das dichte Gebüsch erst ein Strohhaus, hernach die ganze Station des Br. Hofmeyr vor uns auf. Wieder einmal hatte der Herr uns den rechten Weg geleitet, da wir meinten, längst eine Stunde Reitens die Station im Rücken zu haben. Wir übernachteten hier und kamen am anderen Abend nach scharfem, mehr als neunstündigem Ritte auf Br. Beyers Station an."

Wenngleich diese ersten Recognoscirungsreisen zu den Batsoëtla keine sofortigen Früchte zeitigten, so waren sie doch nicht ganz vergeblich gewesen.

Die Absicht unserer Mission, unter den Batsoëtla einzusetzen, war dem Volke bekannt geworden, und wenngleich die Häuptlinge Matshie (Katlachter) und Makchato späterhin für einen Missionsversuch unter ihrem Volke nicht wieder günstig sich zeigten, so war

das Verlangen nach einem Missionar bei dem tiefer in den Zoutpansberg hinein wohnenden Batsoëtla-Häuptling Sebase oder Shewasse erweckt worden. Zweimal im Jahre 1870 wurde Br. Grützner in Ga Matlale von Leuten aus dem Zoutpansberg aufgesucht, die die Bitte um Uebersendung von Lehrern mit der bestimmten Versicherung begleiteten, ihr Häuptling Shewasse werde sicherlich die Lehrer gern aufnehmen.

Indeß vergingen zwei Jahre, ehe wir, weil Geld und Missionare uns nicht zu Gebote standen, an die Erfüllung der so lebhaft kundgethanen Bitte denken konnten. Als endlich dazu Aussicht vorhanden schien, machten sich im März 1872 die Brüder Beyer und Baumbach auf den Weg, direkt zum Häuptling Shewasse hin, um zu ersehen, ob derselbe noch jetzt gesonnen sei, einen Missionar bei sich aufzunehmen. Das von Br. Beyer geführte Tagebuch giebt eine so eingehende Schilderung von diesem neuen für unsere Arbeit eröffneten Felde, daß wir dasselbe vollständig mittheilen:

„Schon im vorigen Jahre, wurde der Ansatz zu einer Recognoscirungsreise zu den Batschoëtla im Osten von Zoutpansberg gemacht, als ich nämlich im Oktober (1870) von hier aus allein mit Wagen und Pferd dorthin aufbrach; ich kam aber nur bis einen halben Tag weit hinter Albasinis Farm, denn das eingetretene Regenwetter machte die Weiterreise in den Bergen unmöglich. Diesmal nun ist die Reise mit Gottes Hülfe geglückt, zu deren Beschreibung ich mich hiermit anschicke. Noch bemerke ich voraus, daß der Zweck dieser Reise nicht nur Untersuchung von Land und Leuten sein sollte, sondern es sollten vornehmlich die dort in der Diaspora lebenden Getauften besucht und gestärkt werden. Diesmal reiste ich nicht allein, denn Bruder Baumbach hatte sich erboten, Leiden und Freuden dieser Reise mit mir zu theilen.

Am 11. März 1872 Mittags war alles fertig, der Wagen gepackt und eingespannt und kurz vor 12 Uhr hieß es „trek“ und im Trabe traten die wohlbeliebten Ochsen ihre Reise nach Osten hin an. Br. Baumbach und ich blieben noch ein Stündchen zurück, um uns erst durch einen Imbiß und einen filtrirten Kaffee deutscher Art zu der mehrwöchentlichen Reise in aller Ruhe zu stärken; dann umarmte ich Weib und Kind zum Lebewohl auf Wiedersehen in Matlale, so uns der Herr Leben und Gesundheit dazu schenkt, und schnell schwangen wir uns auf unsere auf uns wartenden Rößlein, um den vorausgeeilten Wagen einzuholen. (Br. Baumbach frug mich unterwegs und sagte: Nicht wahr, für einen Mann von Frau und Kindern muß solche Reise des Abschiedes wegen viel schwerer sein, als für Einen, wie ich bin, der noch allein dasteht, für solchen kann solche Reise der Sehnsucht halber nach seiner noch fern weilenden Liebe nur willkommen sein?

Allerdings, antwortete ich, ist das ein großer Unterschied, aber der Abschied von meinen Lieben ist mir diesmal leichter geworden als sonst, weil mir diese Reise so recht nach Gottes Willen erscheint, deshalb ich sie mit großer Lust antrete. Ueberhaupt bin ich von Natur mehr für Reisen oder andere praktische Arbeit in der Mission angelegt als z. B. zu vielem Schreiben und Lesen.)

Unser Stürmann wollte wahrscheinlich uns sein Fuhrmannstalent zeigen, denn wir mußten gar tapfer drauf zu reiten, um den Wagen noch vor der ersten Schlafstelle zu erreichen. Es konnte am ersten Tage des Wassermangels im Felde und der Unsicherheit der Löwen wegen nicht weit gefahren werden, zudem ging's quer Feld ein ohne Weg und Steg durch den Busch. Die Stelle war erreicht, ausgespannt und bald loderte ein lustig Feuer für den in Afrika unentbehrlichen Kaffee. Daß wir uns im Wildbereiche befanden, bezeugten uns die vielen Spuren, und kaum nach einer halben Stunde kamen ganz harmlos einige Quagga auf uns zu geweidet, denn sie bemerkten nicht gleich den hinter dem Gebüsch stehenden Wagen. Die zum Wasser getriebenen Ochsen blieben auffallend lange aus, was uns der Unthiere wegen besorgt machte, jedoch sie kamen unversehrt wieder zum Wagen.

Des andern Tages ritt ich mit Simon dem Wagen voraus, um leichter Wasserpfannen zu entdecken, aber leider war solches Suchen vergeblich; wir fanden kein Wasser und zu unserem Leidwesen auch den Wagen nicht gleich wieder, sondern erst nach langem Suchen. Uns und den Pferden blieb fast vor Durst die Zunge am Gaumen kleben; da mit einem Male kamen wir in das Bereich zahlreicher Morulabäume (eine Art wilder Nußbäume), deren Früchte einen angenehmen Weinsaft haben und wie gesäet am Boden lagen; über die fielen wir her und erquickten uns nicht wenig. Mittlerweile fanden wir auch die Wagenspur, die uns sicher zum Wagen bringen mußte. Etwa gegen 5 Uhr Abends gelangten wir zum Wasser, aber zu so wenig, daß die armen Pferde nur nothdürftig und die Ochsen kaum die Zunge letzen konnten. Die Nacht verlief ruhig, nur einige Hyänen heulten und umspürten den Wagen. Der am andern Morgen mit Wolken bezogene Himmel und einige von Ferne ankommende Regenschauer waren uns sehr willkommen, so konnte doch scharf zugefahren werden, um sobald als möglich am westlichen Ausläufer von Zoutpansberg schönes und genug Wasser für Mensch und Vieh zu finden. Nach gut drei Stunden Fahrens waren die Berge erreicht und auch Wasser. Nach kurzer Rast bestiegen Br. Baumbach und ich die Pferde, denn nur eine Stunde von uns entfernt lag die Station des Missionars Hofmeyer, die wir zu unserm heutigen Ziele gemacht hatten.

Dort angekommen, fanden wir den Br. Hofmeyer in der

Fieberhitze und Phantasie liegen; auch die Frau und zwei seiner Kinder waren noch nicht völlig vom Klimafieber genesen. Meine mitgenommene Medizin fand deshalb hier ihre Anwendung. Die Station, so schön und fruchtbar sie auch ist, so ungesund ist sie in den Monaten Februar bis April. Die Station liegt gut fünfviertel Stunde vom Fuße des Berges ab in der Ebene, und dazu bildet sie noch obenein eine Vertiefung in der Ebene. Ferner ist die Station recht eigentlich dem gefährlichen Ostwinde ausgesetzt; das alles trägt bei, das Fieber heranzuziehen.

Am andern Tage wurde es mit unserer Abfahrt etwas spät, deshalb konnten wir für diesen Tag nur bis zum alten Dorfe Schumannsthal unser Ziel setzen, drei gute Stunden zu Pferde von Hofmyers Station. Von hier aus hatten wir breiten gebahnten Weg, den alten Bauernfahrweg zum Dorfe. Auf den Gesichtern unserer Leute, und namentlich auf dem des Stürmann konnte man lesen, daß ihnen etwas fehlte, nämlich Fleisch; ich hatte zwar schon einige Mal nach Wild geschossen und auch angeschossen, aber nichts in die Hände bekommen. Der humorreiche Stürmann bedauerte oft, daß er uns Lehrern keine „karnatjes“ (Carbonode) braten könne, aber natürlich entsprang dies Bedauern aus seinem Egoismus. Nach dem Ausspannen bestiegen ich und Petrus die Pferde, um nach einem Wilde auszuschauen, und richtig, zwei wilde Schweine kamen uns in den Weg, von denen eins für Stürmanns karnatjes bestimmt war. Ich sprang vom Pferde, der Schuß fiel und mit ihm auch der Eber. Nun gab es aber einen Jubel beim Wagen und namentlich bei Stürmann, der wäre beinah vor Freude und Lachen über das „lekere“ Schweinefleisch vom Wagen gefallen.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir das alte, nur aus Ruinen bestehende Dorf Schumannsthal. Trotz der Verwüstung erfreuten uns die alten Gärten noch mit mancherlei Früchten, besonders Quitten und Aepfeln. Das Dorf liegt in einem herrlichen Thale auf der Südseite des Gebirges, fast von allen Seiten her weit sichtbar. Das Dorf selbst macht jetzt auf den Besucher einen finsteren Eindruck. Was Wunder auch, denn Gottlosigkeit hatte hier früher ihren Wohnsitz im höchsten Grade. Die Trunkenheit und Völlerei der Käufer und Verkäufer der vielen werthvollen afrikanischen Produkte, zu welchen man auch die Sclaven zählte, war hier an der Tagesordnung. Der Markt und Rathhausplatz sind gedüngt von den Tausenden von Thränen und dem Blute der armen Schwarzen, die unbarmherzig gehauen wurden und von denen wohl Mancher auch unter den Hieben seinen Geist aufgab. Diese Sünde hat der Herr gerochen; das bezeugen jetzt die Trümmer der früher blühenden Stätte. Am Ostende außerhalb des Dorfes befindet sich der gräberreiche Kirchhof, meist in Folge des Fiebers gefüllt.

Am andern Morgen fuhren wir bis in die Nähe des großen Volkes von Makchato; weiter konnten wir mit dem Wagen nicht fahren, denn die Berge versperrten uns den Weg. Von hier aus sollte die Reise über die Berge zu Fuße weiter fortgesetzt werden. Dicht am Fuße des Berges, wo der Weg direct hinauf nach dem Häuptlingskraal führt, ließen wir den Wagen unter Aufsicht des Stürmann und der Ochsenwächter stehen.

Um den Rest des Tages auszufüllen, stiegen wir den steilen Berg hinauf, um den Häuptling zu begrüßen. Makchato hat schon im vorigen Jahre Lehrer verlangt, und die Inangriffnahme der Mission in diesem Gebiete war öfter schon Gegenstand der Berathungen auf den Conferenzen; aber stets fehlten die Arbeiter. Oben angelangt (wozu übrigens keine schwindsüchtige Lunge gehört), empfingen uns eine Anzahl Leute, die schon von Weitem uns gesehen hatten und eifrig über unsere Erscheinung disputirten. Einer stand auf und reichte uns die Hand (es war der diensthabende Adjutant des Königs) und lief nach halblautem Murmeln mit den Andern zu dem Könige, unsere Ankunft zu melden. Die Sprache dieses Volkes ist sehr verschieden von der unseren, darum konnten wir die Leute nur verstehen, wenn sie in unserem Dialekte redeten, den übrigens fast Alle verstehen und sprechen. Bald darauf kam die Antwort des Königs, die uns zu ihm rief.

Die eigenthümlich auffallenden Sitten und Weisen dieses Volkes umgehe ich zu beschreiben, da schon früher dieselben genau und trefflich von Br. Grützner beschrieben worden sind. Wir wurden in ein Haus gewiesen, das sich allmählich so mit Menschen füllte, und zwar fast lauter Betrunkenen, daß wir kaum Platz zum Sitzen hatten. Darauf erschien Makchato, der noch junge Häuptling, und wie auf Kommandoruf neigten sämmtliche Anwesenden knieend sich zur Erde, daß sie fast mit der Stirn den Boden berührten, mit dem Ausruf: „Mächtiger Löwe!"

Makchato war mit Worten sehr freundlich zu uns, erkannte mich gleich wieder, als der ich im vorigen Jahre mit noch zwei Lehrern bei ihm gewesen sei, und erzählte seinen Umsitzenden genau, welche Kleider und Hüte wir damals getragen, und bezeichnete jeden von uns nach der Größe. Nach dem Gruße sagten wir dem Häuptling, daß wir gekommen seien, ihn, sein Volk und die Gläubigen in seinem Lande zu sehen, und daß wir gesonnen seien, zu seinem Schwiegervater Sebase zu reisen; baten ihn auch zugleich, uns einen Führer dorthin geben zu wollen. Daß wir zu seinem Schwiegervater gehen wollten, freute ihn sehr, und er war gleich bereit, uns einen Führer zu geben. Von den Gläubigen, meinte er, ist nur noch einer in seinem Lande, die andern sind wieder fortgezogen. Die Frage, ob er noch wie früher nach einem Lehrer verlange, schien ihm nicht so angenehm zu sein; er sagte nur halb-

laut: „Wie kann ich mich verändern?“ setzte aber gleich hinzu: „Es ist noch Krieg.“ Gottes Wort war hier unter den Angetrunkenen nicht am Orte; es ließ auch gar nicht lange ein großer Topf Bier (von Morulafrüchten bereitet) aus des Königs Burgkeller auf sich warten, welches edle Kaffergetränk wir natürlich schon der Etiquette wegen nicht verschmähen durften. Der arme Mann entschuldigte sich sehr, für uns keinen Schlachtbock bei der Hand zu haben, den er uns könne geben. Es ist nämlich bei den Königen Sitte, besuchenden Freunden ein Schlachtvieh zu geben. Umsomehr quälte er mich um meinen Sattel, ich möchte ihn ihm verkaufen, was ich natürlich nicht konnte, denn worauf sollte ich reiten? Wir brachen auf und kamen kurz nach Sonnenuntergang zu dem Wagen. Noch an diesem Abend kam ein Gesandter des Königs zum Wagen, der unser Führer sein sollte.

Am andern Morgen früh, noch ehe wir aus unserm wandelnden Hause herausgekommen waren, war schon ein zweiter Bote des Königs angekommen, der uns an Stelle des Ersteren Führer sein sollte; es war Samuel, der Getaufte, der sich aufrichtig freute, uns Lehrer zu sehen; uns war dieser Tausch willkommen, denn wir hatten doch nun einen Christen bei uns, dem es selbst ein Vergnügen war, uns begleiten zu können.

Etwa um acht Uhr war die kleine Karawane, bestehend aus sechs Mann und zwei Pferden, die unser nöthiges Gepäck und Proviant trugen, zur Reise fertig und setzte sich in Gottes Namen in Bewegung. Unsere Begleiter waren fröhlich gestimmt und für diese Reise begeistert, denn es ging in ein für Jeden, außer dem Führer, unbekanntes Land mit fremden Leuten und fremden Sitten. Unsere Herzen jedoch wurden erhoben durch die sich vor unseren Augen aufthuende Naturschönheit der Berge mit den theilweise dicht bewaldeten Klüften und dem immer grünen Ueberzuge des üppigen Grases, gemischt mit tausend Sorten verschiedener prächtiger Blumen. Die noch niedrig stehende Sonne warf ein herrliches Licht auf die runden, spitzigen und zackigen Berge, und die vielen Millionen Thautropfen glänzten uns in ihren Strahlen wie Diamanten entgegen. Das ließ uns an die Worte des Psalmisten denken: „Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel, und du hast sie Alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güte.“ Aber ach, in diesen schönen Bergen wird Gott nur von seiner unvernünftigen Kreatur und nicht von seinen Menschenkindern gepriesen; anstatt Gebet, Lob- und Danklieder mischt sich in den lieblichen Vogelgesang das wilde Toben der täglich betrunkenen Heiden; des Abends beim Mondschein erschallen die rohen Gesänge bei ihren Tänzen oder der Komane.

In Schweiß gebadet gelangten wir auf dem steilen Wege noch früh zum Häuptlingskraal, an welchem uns unser Weg vorbeiführte.

Samuel, unser Führer, hatte etwas aus dem Kraale zu holen; währenddessen ruhten wir aus und ergötzten uns an der schönen Aussicht in die Ferne. Südwestlich lagen die Tafelberge von Makchabeng, im Süden die aus der Ebene hervorragenden spitzen Berge von Moletsche, wo früher der Missionar Hofmeyer wohnte; dahinter etwas links erhoben sich die großen Granitblockberge von Matlale, und noch weiter hin die Berge von Makapanspoort. Im Südwesten Maune, Mutles und Sekukuni's Berge. Auch das alte Dorf bot eine prächtige Ansicht. In den Kraalen war man überall mit Mahlen und Kochen beschäftigt; die Hirten bliesen ihre Hörner, was das Vieh im Kraale gut verstand, denn Rinder, Schafe und Böcke blökten und schrieen durch einander; ja, hätte man nicht die bienenkorbartigen Häuser und die fast nackt gehenden Schwarzen vor sich gehabt, so hätte man sich in ein Gebirgsdorf im Riesengebirge oder im Harze versetzt geglaubt.

Unser Weg führte uns in einen schönen dunkeln Wald hinein, der sich an den schroffen Felswänden hinzog. Eine reizende Partie, die förmlich Herz und Augen berauschte. Die Waldstille und Kühle, der Duft der Waldblumen, die mächtig großen schlanken und verkrüppelten Bäume, deren Wurzeln den Weg uneben machten, die durch das Waldesdunkel hindurchbrechenden Sonnenstrahlen, der herrliche Gesang der rothen, blauen, grünen und goldgelben Vögel, von denen einige wie die deutsche Wachtel sangen, ja selbst das Gekreische der Affen in den Felswänden, alles das stimmte das Herz zum Lobe des Herrn.

Dann gelangten wir auf die Oberfläche der Berge mit der Aussicht auf die zur Rechten und Linken sich hinziehenden Schluchten und auf die schönen Wiesen und Gärten; denn so weit das Auge sah, reihten sich Kraal an Kraal und Garten an Garten an den Rändern der Schluchten entlang.

In Samuel hatten wir den besten Führer, denn kein Berg oder Kraal oder sonst auffallender Punkt von Bedeutung entging uns, den er uns nicht nannte oder zeigte. Besonders erquickte uns auch auf dieser Reise das viele und kostbare Wasser, das macht auch das Land so fruchtbar und belebt. Der ganze Zug des Gebirges erstreckt sich etwa fünf Tagereisen zu Fuße. Nach Norden hin sahen wir bis weit jenseits des Limpopo und jeder Berg oder Gebirgszug, den wir von Zoutpansberg aus erspähten, ist nach Aussage der Schwarzen bewohnt.

Alle diese Stämme im Norden gehören zu der großen Nation der Bakchalaka, keine Bassuto. Nach Beschreibung der Bassuto ist dieser Stamm unstreitig der größte von allen. O wie viel Arbeit giebt es noch in Afrika; denn alle diese Völker im Norden von Blauberg und Zoutpansberg haben noch nichts vom Evangelio gehört.

Je weiter wir kamen, desto gebirgiger und unebener wurde der Weg; dieser Umstand hinderte uns auch, die schönen kühlen Abende zum Reisen zu benutzen. Unser Nachtquartier schlugen wir heute hoch oben am Rande eines tiefen Bergkessels auf, fast mitten in den Milisgärten, deshalb mußten wir am andern Morgen (Sonntag) der Pferde wegen eine kleine Morgentour machen bis zu einem für die Pferde geeigneten Weideplatz. Wir fanden denselben in einem lieblichen Thale. Bald nach unserer Ankunft kamen einige Schwarze zu uns, die uns von den Bergen oder Gärten aus bemerkt hatten; sie glaubten wahrscheinlich, wir seien Händler, denn nur Händler kommen zuweilen in diese Berge. Da sie wieder gehen wollten, sagte ich ihnen: Wir sind Lehrer, lauft und holet noch mehr von den Euren, so werden wir euch Gottes Wort verkündigen. Während das Volk hinging, sangen und beteten wir mit unsern Leuten, und als jene wirklich mit Anderen wiederkamen, verkündigte ihnen Br. Baumbach den allein wahren Gott. Nachmittag brachen wir wieder auf und überschritten die Grenze zwischen Makchatos und Sebase's Lande, die ein schöner großer Fluß bildet. Diesmal übernachteten wir unter Morulabäumen, deren Früchte zu Tausenden am Boden lagen.

Je näher wir unserem Ziele kamen, desto üppiger entfaltete sich die Vegetation; wir sahen wilde Bananen, deren Blätter über 12 Fuß maßen; Riesenfarrenkräuter in Palmenform über 15 Fuß hoch. Stellenweise mußten wir uns durch reiterhohes Gras und Gestrüppe durchzwängen, welches aber auch ein lieber Aufenthalt der wilden Schweine und Tiger ist, wie die vielen Spuren bezeugten. Zur Abwechselung durchschritten wir wieder schöne Maisgärten, in denen der Mais in Folge der Feuchtigkeit des Bodens sehr gut gedeiht. Außer Mais bauen die Eingebornen hier noch Bataten, Kürbisse, Bohnen und Erdnüsse. Das gewöhnliche Kafferkorn wird nur wenig, und vornämlich des Bieres wegen gebaut.

Unser Weg führte uns wieder auf das Plateau; denn Sebase wohnt gleich wie Makchato hoch oben unter den Felswänden. Die großen Flächen und Hügel trugen hier mehr den Charakter des Hochfeldes in der Nähe der Drakenberge, kahl, aber wie mit grünen Teppichen überzogen; nur in den Flußvertiefungen und Bergeinschnitten, Klüften und unter den Felskränzen entlang wucherte dicker undurchdringlicher Wald, in dem viele Bergbüffel hausen. Diese Büffel sind kleiner, als die in der Ebene.

Jetzt eröffnete sich uns auch die eigentliche Aussicht in das große Batsoëtlaland. Samuel nannte uns elf große, unabhängige Häuptlinge, Makchato und Matsie mit eingerechnet, die alle des Wortes des Lebens entbehren, und wir fragten uns: Wann wird die Stunde der Gnadenheimsuchung dieser Völker schlagen? Ach Afrika ist groß und reich bevölkert, reicher als man glaubt, und

alle die Völker sind noch gefangen in den Banden der Finsterniß. Hier wo man nur ein oder zwei Grade überblicken kann, erschrickt man mehr, als wenn man die vielen Länge= und Breitegrade des Heidenthums auf der Karte überschaut, denn man hat hier das Elend vor Augen; ach, und das Heidenthum hier ist das stärkste aller Lande, denn diese Heiden=Götter sind nicht Holz, Stein oder sonst eine todte Kreatur, sondern ihre Könige.

Samuel wies auf einen Berg; er war das Ziel unserer Reise; binnen ein und einer halben Stunde hatten wir ihn erreicht; da wir aber von Westen her auf die Oberfläche der Berge kamen, konnten wir die Stadt des großen Königs nicht eher sehen, als bis wir vor ihr standen.

Wir blieben mit unsern Pferden oben, denn wir erfuhren, daß die Stadt mitten im Dickicht liegt, wo kein Viehfutter zu finden ist, und das hatten unsere Pferde nöthig; wir schlugen deshalb unser Lager dicht am Wege auf, wo er zur Stadt hinunter führt. Das Geräusch und Geschrei aus der Stadt tönte deutlich zu unsern Ohren herauf.

Während wir uns restaurirten, denn der Hunger machte sich nach solchem Marsche, wie der heutige, sehr bemerklich, schickten wir Botschaft zum Könige über unsere Ankunft. Sogleich erschien auch eine Gegenbotschaft vom Könige, die uns zu ihm rief. So stiegen wir in einem dunkeln Walde von langen Gelbholzbäumen hinab, zuerst auf steinigem, holprigem Wege, dann aber bildete der Weg eine schöne Allee, die an die heiligen Hallen zu Tharant in Sachsen erinnerte, weil die oben in einander gewachsenen Aeste ein Dach bildeten. Nach zwanzig Minuten war die Stadt des gefürchteten Häuptlings Sebase erreicht.

Der Anblick der Stadt war ein überraschender; man denke sich eine Stadt oben auf dem Berge unter den Felswänden mitten in einem Walde, dessen Bäume wie die höchsten deutschen Buchen und Eichen erscheinen, mit Schlingpflanzen, Ranken= und Windengewächsen bewachsen, die förmliche große natürliche Lauben bilden, schöner als man sie in den botanischen Gärten Deutschlands findet. Den Hintergrund der Stadt bilden schroffe Felsen, der Vordergrund (nach Süden) bietet einen Blick in vieler Herren Länder. Ja ich gestehe, dieser Punkt ist der romantischste, den ich in Afrika bisher gesehen habe. Die Stadt selbst war in nächster Nähe mit Bananen umzäunt.

Von Allen angestaunt, traten wir in den Kraal ein, dessen Häuser sich von denen in Blauberg nur durch Größe unterscheiden; auch sind die Thüren höher, daß man gebückt eingehen kann, wogegen man bei uns hineinkriechen muß. Vom Schloßhofe des Königs her tönte uns Musik entgegen; ob uns zu Ehren, weiß ich nicht, mir machte es jedoch den Eindruck, als würden wir mit

Cymbeln und mit Pauken eingeholt. Als wir in den Hof eintraten, war derselbe von Leuten gefüllt, die meist alle auf den Knieen lagen in der Richtung eines vergitterten Verandahauses, hinter dessen Gitter sich eine unförmlich dicke Gestalt bewegte. Diese Gestalt war Sebase, dem einmal um das andere zugerufen wurde: „Großer Löwe, gewaltiger Herrscher, Herr Himmels und der Erden." In der That nahm sich der dicke Herr in seinem Käfige wie ein Löwe aus in einer Menagerie.

Wir wurden genöthigt einzutreten, eine Ehre, die nur willkommenen Gästen oder besonderen Günstlingen zu Theil wird; der König selbst nöthigte uns, auf der Matte, auf der er saß, Platz zu nehmen und reichte jedem von uns die Hand zum Gruße. So dick und schwerfällig auch der etwa 38jährige Mann ist, so hat er doch ein intelligentes Aeußere, nicht finster, sondern freundlich und besonders gesprächig mit seinem Volke. In seinen Augen liest man Klugheit und Energie, und daß dieser gewaltige Löwe zuweilen auch die Zähne weisen kann, das bezeugt die in Wahrheit hündische Unterwerfung seines Volkes. Fast jedem Worte, ja jeder Bewegung des Königs folgt ein Loben und Preisen, daß es den Anhörer schon nach kurzer Zeit anekelt. Die Frauen oder Mädchen dürfen ohne seine Erlaubniß nicht vor ihm vorbeigehen; schon von ferne werfen sie sich vor ihm nieder, und hat er es ihnen erlaubt, so geschieht es nicht gehend, sondern kriechend. Als Stütze und Rückenlehne beim Sitzen bedient er sich eines erwachsenen Mädchens, das knieend hinter seinem Rücken liegt. Die Veranda seines Hauses, sein Lieblingsaufenthalt, ist zugleich Werkstelle, versehen mit Schraubstock, Hämmern, Feilen 2c. Der Meister ist er selbst; er bessert nämlich alle Gewehrschlösser, so weit seine Kunst es erlaubt, selbst aus. Ein Faullenzer ist er also nicht, wie die meisten andern Bassuto-Könige.

Sobald der König in seiner Muttersprache redete, verstanden wir nichts, aber auch er versteht und spricht unsere Sprache, wie die seinige. Das war uns lieb; so konnten wir doch ohne Dolmetscher, die nie solchen hohen gefürchteten Häuptlingen gegenüber wortgetreu das wiedergeben, was der Lehrer sagt, mit dem Könige reden.

Nach der Begrüßung theilten wir dem Könige den Zweck unserer Reise mit, daß wir gekommen seien, ihn und die Gläubigen (badumedi) zu sehen, und daß wir über Gottes Wort und Anderes mit ihm sprechen wollten. Zu Allem stimmte er zu und versicherte uns, daß er sich freue, uns zu sehen. Bald darauf brachte man uns auf des Königs Geheiß saure Milch, ein Stück kalten Rindsbraten und prächtige Bananen. Während wir uns mit dem Könige unterhielten, spielten einige Batsoëtla auf der „dipela“ (bela), eine Art Clavier, ähnlich den Glasclavieren für

Kinder, wie ich früher zu Hause sah, nur daß die Stimmblättchen hier nicht von Glas, sondern von Holz sind. Diese Holzblättchen sind richtig nach der Tonleiter der Reihe nach auf zwei Seiten befestigt; unter der Claviatur sind ausgehöhlte Kürbise angebracht, die den gehörigen Schall, Forte und Piano bewirken. Der Spieler schlägt mit drei Schlägeln (Stäbchen mit Lederbällchen) auf die Holzblättchen. Zuweilen spielen zwei zusammen in übereinstimmendem Takte und guter Harmonie. Die Weisen der Batsoëtla sind nicht so einförmig, wie die der unsern und der anderen Bassuto.

Die Sonne hatte sich unterdeß geneigt und wir mußten nach der Lagerstelle aufbrechen; der König selbst begleitete uns ein Stück Weges. Am andern Morgen machten wir uns frühzeitig auf den Weg zur Stadt, um wichtigere Dinge mit Sebase zu sprechen als gestern. Der König war sehr freundlich und präsentirte uns heute Morgen einen fetten Hammel, damit wir, wie er meinte, keinen Hunger leiden möchten. Sodann gingen wir mit ihm in sein Haus, um mit ihm zu sprechen. Wir sprachen zuerst unsere Freude und Dank aus über die gute Aufnahme, woraus wir sähen, daß er ein Freund der Lehrer sei. Ferner sagten wir ihm: Wir sehen mit unsern Augen, daß er ein mächtiger König sei, reich an Land, Leuten und Vieh und andern Gütern, aber Eins vermissen wir, das ist die Kenntniß dessen, der ihn zu solchem mächtigen und reichen König gemacht hat, und aus dessen Händen er täglich unbewußt die Wohlthaten genießt. Weder er noch sein Volk kenne den allein wahren Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und alle Könige und Königreiche regiert. Weil er nun und sein Volk diesen Gott weder kenne noch ihn liebe und ihm diene, sei er trotz seiner Herrlichkeit der ärmste Mann, denn diese irdische Herrlichkeit wird einstens vergehen, und alle die, welche Gott nicht ehren und dienen, haben nichts anderes als Tod und schreckliches Gericht Gottes zu erwarten. Damit der König solches begreife, bewiesen wir ihm, daß er wie alle Menschen, Gott durch seine Sünde erzürnt; daß es eine Auferstehung der Todten giebt, beides der Gottlosen und der Frommen; daß es aber auch eine ewige Erlösung in Christo giebt, wodurch auch er und alle, die an Christum gläubig werden und die Götzen und Werke der Finsterniß wegwerfen, errettet und selig werden können. Wir nun, Boten des großen Gottes, sind gekommen, ihm das große Heil zu verkündigen, ihn zu warnen, zu rufen und zu fragen: ob er das Wort, das heute zu seinen Ohren kommt, annehmen wolle, ob er den Wunsch hege, Lehrer in seinem Lande wohnen zu haben, die ihm und seinem Volke den Weg zum Leben zeigen und lehren.

Mit großer Aufmerksamkeit und Ernst hörte der König unsern Worten zu, und gab alsdann zur Antwort, daß es schon

längst sein Wunsch gewesen sei, Lehrer in seinem Lande zu sehen, die sein Volk und seine Kinder lesen und schreiben lehren, und heute mögen wir denselben Wunsch mit eignen Ohren aus seinem Munde vernehmen. Da er nur von Lesen und Schreiben redete, mußten wir ihm ausdrücklich wiederholen, daß der Lehrer als Bote Gottes hauptsächlich Gottes Wort zu verkündigen habe, wobei er Lesen und Schreiben zu lehren nicht unterlassen werde. Absichtlich wollten wir dem Könige frei ohne Rückhalt heraussagen, was der Lehrer Absicht und Werk sei. Aber ach, wird auch unser Wort in dem Herzen des Mannes Anklang gefunden haben? Ist der Mann, mit dem wir so redeten, und vor dem uns der Herr würdigte, ein Zeugniß von ihm abzulegen, nicht gerade die Spitze und das Haupt des Götzendienstes, ja man kann sagen, der lebendige Götze seines Volkes selbst? Der Herr weiß es allein, und durch seine Gnade ist es ja auch möglich, diesen Starken zum Raube zu bekommen.

Der König beharrte bei seinem Wunsche um Lehrer, deshalb sagten wir ihm, daß wir darüber mit den andern Lehrern berathen würden, und wir würden ihm alsdann den Beschluß und Willen unserer großen Lehrer mittheilen; wenn es ihm wirklich Herzenssache sei, werde ihm Gott sicherlich Lehrer zuführen.

Auch der Wohnort des Lehrers wurde bedacht und konnte gleich vom Kraale aus bezeichnet werden. Br. Baumbach und ich wählten sogleich die Höhe, die ohne Zweifel gesund ist, denn die Kaffern wissen auf den Bergen nichts von Fieber. Auch der Wagen findet Weg, auf die Höhe zu gelangen, wenn auch auf Umwegen. Ich wollte so gern vor einer großen Versammlung reden, aber nie fand ich Gelegenheit, bis kurz vor unserm Scheiden, wo ich in Gegenwart des Königs vor Mehreren über Gottes Wort sprechen konnte.

Der korpulente Herr scheute sich nicht, den steilen Berg nach unserm Quartier hinaufzusteigen, denn er wollte die Pferde sehen, und am liebsten hätte er's gesehen, wenn ich ihm meinen Stationshengst verkauft hätte, denn er besitzt eine Stute, aber keinen Hengst. Unsere Bedürfnisse an Kleidern, Decken und Kost besah er sich genau, und wäre es ihm gelungen, meine dicken Schuhe anzupassen, so wäre ich sicher derselben quitt geworden. Zuletzt stellte er den Antrag an mich, ich solle ihm seinen Rock und Weste ausflicken und auswaschen, weshalb ich ihn herzlich auslachte und fragte, ob er denn keinen Knecht zu solcher Arbeit in seinem Lande habe, daß er mich, der ich doch ebenfalls zu den dikchosi (Großen) gehöre, auffordere, wenn ich auch nicht ein so großer König bin, wie er ist. Auch er lachte und meinte: Ja du hast recht. Ueberhaupt gab es noch manche Erlebnisse, die ich unberührt gelassen, die wahrscheinlich Br. Baumbach's Bericht für's Hosianna ergänzen wird.

Es war Abend geworden und der König wollte nach Hause gehen; deshalb verabschiedeten wir uns von ihm, weil wir morgen unsere Rückreise antreten wollten. Sebase entließ uns sehr gnädig, zumal wir unsern Dank für seine Freundlichkeit in sechs blanken Taschenmessern und einem Bund großer Messingringe (Messingdraht) ihm zu erkennen gegeben hatten.

Wo blieben aber die Getauften in diesem Lande? Wir hatten sie rufen lassen; sie waren aber bisher noch nicht erschienen. Erst kurz vor Thorschluß, als schon die Pferde bepackt werden sollten, stellte sich Salomo ein; er hatte nicht eher von unserer Ankunft gehört, als bis Samuel zu ihm kam, um ihn zu uns zu holen. Wir gingen mit diesen zwei Getauften Samuel und Salomo in eine abgelegene Hütte, sprachen mit ihnen und ermahnten sie durch Gottes Wort zum Beständigbleiben im Glauben und in der Liebe zu Christo; wir riethen ihnen, zuweilen nach einer unserer Stationen zu kommen, um sich in Gemeinschaft Anderer und durch's heilige Abendmahl zu stärken; zuletzt beteten wir mit ihnen und für sie. Samuel und Salomo machten auf uns den Eindruck, daß sie noch Christen seien, wenn auch sehr schwache.

Nun war's Zeit umzukehren, wonach sich besonders unsre Leute sehnten; denn die Bassuto sind wie Kinder, die zu Anfang für eine Reise begeistert sind, bald aber stellt sich das Verlangen nach Hause ein. Wir verließen den Ort mit der Frage im Herzen: Wann wird dies Land wieder von Lehrern betreten werden?

Die Rückreise verlief schneller, als die Herreise. Denn unser Gepäck war jetzt weniger, und wir konnten auf guten Stellen des Weges die Pferde besteigen. Noch am ersten Tage unserer Rückkehr erreichten wir im hellen Mondschein das Thal, wo wir am Sonntage Gottesdienst gehalten. Des andern Tages, als die schweren Stellen hinter uns lagen, eilten wir zu Pferde unsern Begleitern voran; nur Salomo, ein wahrer Schnellläufer, blieb nur kurz hinter uns zurück. Wir begegneten vielem Volk, welche alle nach einer Richtung hin gingen; wie wir hörten, war auf einem der Kraale der Häuptling Makchato zum Besuch, darum zog Alles dorthin.

Als wir in die Nähe des Kraales kamen, rief man uns von dem Berge herab, wir sollten nicht vorbei reiten, denn Makchato wolle uns sprechen; deshalb sattelten wir unterhalb des Berges ab. Bruder Baumbach wollte unten warten; deshalb stieg ich mit Samuel allein hinauf, um zu hören, was der König wolle. Allem Anschein nach sollte heute auf diesem Kraale ein großes Vergnügen und Schmauserei stattfinden, denn das Volk schleppte die großen Pauken und Trommeln herbei, die sie bei ihren Tänzen gebrauchen, und ein Ochse sollte das Leben lassen. Schaaren von Frauen brachten Biertöpfe auf den Köpfen getragen. Auf dem Kraale

wimmelte es schon von Gästen, zum Glück noch nicht angetrunkenen, denn das Fressen und Saufen sollte erst losgehen.

Als ich zum König kam, lud er uns ein, heute hier zu bleiben, und an der Fröhlichkeit theilzunehmen, welches Anerbieten ich dankend ablehnte. Jetzt merkte ich, warum er uns rufen ließ, denn er begann sogleich wieder um meinen Sattel zu werben.

Ich hatte nicht Lust, die mir gegebene Gelegenheit zur Verkündigung des Wortes vor solcher Menge Heiden mit solchem leeren Geschwätz zuzubringen, ich bat deshalb Makchato und die Umstehenden, mir kurze Zeit Aufmerksamkeit zu schenken, denn ich habe ein wichtiges Wort zu ihnen zu reden. Der Herr schenkte mir zu der Stunde viel Freudigkeit und Eifer, für ihn vor dieser Heidenschaar zu reden, die zu meiner Verwunderung auf das merkte, was ich sprach. Es war mir auch doppelt lieb, den König selbst als Zuhörer zu haben, der, wenn er gewußt hätte, daß ich so frei sprechen und mit dem Worte Gottes seinem Aberglauben und Götzendienste zu Leibe gehen würde, sicherlich uns nicht zu sich gerufen hätte. Samuel sagte auf dem Rückwege zu mir: Lehrer, du hast scharf gesprochen, das Wort wird Makchato im Schlafe verfolgen. Samuel sagte mir, daß Makchato gern Lehrer habe, aber sein Volk rede ihm stets dagegen. Was mir besonders an dem Volke gefällt, ist, daß es nicht wie das hier in Blauberg und anderwärts sich gleichgültig zum Worte Gottes verhält, sondern widerspricht oder zustimmt. So wurde mir dort auf dem Berge einige Mal während der Predigt widersprochen vom Könige selbst und von Andern. Einmal sagte der König: Ja wenn wir sehen würden, daß einer von den Unsern, schwarz wie wir, vom Himmel herab käme und uns das Wort brächte, so wollten wir alle zufallen und glauben; warum sollen wir das Wort Gottes von den Weißen annehmen? Als ich zurückkam, war ein und eine halbe Stunde verflossen, und wir eilten nun noch vor Dunkelwerden zum Wagen zu kommen. Stürmann hatte schon längst sehnlich nach uns ausgeschaut, denn es war heute der sechste Tag, seit wir den Wagen verließen, darum freute er sich nicht wenig, als er uns von Ferne kommen sah, und als wir von den Pferden sprangen und ihm die Hand reichten, fanden wir schon alles auf's Beste zubereitet, was müde und hungrige Leiber erquickt. So lieb uns diese Reise war, so herzlich froh waren wir doch, sie bis hieher hinter uns zu haben und nun wieder den Lieben zueilen zu können. Unsere Leute kamen todtmüde heute noch im Mondschein an. Am andern Morgen bei Zeiten hörte man das Echo des Knallens der langen Ochsenpeitsche. Kurz vor Dunkelwerden kamen wir wieder bei Bruder Hofmeyer an, der während unserer Abwesenheit genesen war und nun wieder am Stocke umherging,

und mit dem wir an diesem Abend einige angenehme Stunden verlebten. Mittwoch trafen wir auf Matlale gesund und wohl ein."

84. Die Missionsarbeit auf Ha Shewasse. Erste Anfänge.

Es war am 24. October 1872, als die Brüder Beuster und Stech von Ga Matlale aufbrachen, mit der Bestimmung, bei dem im äußersten Nord-Ost-Winkel von Transvaal wohnenden mächtigen Batshoëtla-Häuptling Shewasse ein neues Missionsgebiet zu eröffnen. Vice-Superintendent Br. Grützner und Br. Beyer begleiteten die Reisenden zu Pferde. Nach viertägiger Reise durch Moletsi's Land wurde der mit großartigen Anlagen versehene Platz des Portugiesen Albasini erreicht, bei welchem die Reisenden die allerfreundlichste Aufnahme fanden. Aber gleich am folgenden Morgen begaben sich die vier Brüder zu Pferde dem Wagen voraufeilend auf die Weiterreise in das durch den üppigsten Pflanzenwuchs ausgezeichnete Land, in welchem hohe Berge mit schönen grünen Thälern wechselten, und große Flüsse mit reichlichem Wasser dahinrauschten; oben im Gebirge herrliche Wiesen mit weidendem Vieh, und Wäldern, so kühl und heimelig wie in Deutschland.

Mittwoch den 30. October war die Hauptstadt des Königs Sebase erreicht, welcher, da ein feiner Regen fiel, sofort ein Haus den willkommenen Gästen zur Verfügung stellte. Der überaus fette, etwa vierzig Jahr alte Herr war außer sich vor Freude bei der Nachricht, daß der Wagen der Brüder bereits bei Albasini stände, und es nun nur noch Boten und Beile zur Fertigmachung eines Wagenweges bis zum Königskraal bedurfte. Das hinderte ihn aber nicht, nach Kafferweise erst eine Weile hin und her zu drehen, er müßte erst die Großen fragen, ob sie auch zustimmten. Als aber die Brüder eine runde bestimmte Antwort verlangten, rief der König aus: „Wer ist Herr im Lande? Wenn ich Ja sage, wer kann Nein sagen?" Die Umstehenden stimmten zu, und die Sache war abgemacht. Am folgenden Tage (Dienstag den 31. Oct.) war der König wo möglich noch freundlicher als gestern. Die Brüder aber beschleunigten ihre Rückreise zu Albasini, den sie noch an demselben Abend erreichten. Die Brüder Grützner und Beyer traten gleich am Freitag ihre Rückreise an, und so fanden sich die beiden jungen Brüder allein gegenüber der ungeheuren Aufgabe, in einem Volke mit fremder Sprache neue Bahnen brechen zu sollen.

Am 3. November kamen zwei Wegweiser von Schewahsse an, aber erst am 6. November konnte von Albasini aus der Aufbruch mit dem Wagen beginnen; denn auf den Rath von Albasini mußte ein erfahrener Bauer als Wagentreiber gemiethet werden für den

ganzen unwirthlichen Wüstenweg. Ein alter englischer Schmaus (Händler) Mr. Wards gab unentgeltlich sechs frische Ochsen als Vorspann. Die Vorsicht des alten Portugiesen ergab sich bald als sehr richtig; denn nicht lange dauerte es, da wurden Picke, Brechstange, Spaten und Beil nöthig, um erträgliche Pässe zu bewirken. Leute mit Beilen rannten vorweg, um Bäume und Gesträuche zu entfernen. Endlich war der Grenzfluß von Shewasses Land erreicht, und mit tagelanger Mühe, wobei die Brüder bis an die Brust im Wasser stehend, die größten Klippen erst entfernen mußten, eine Fuhrt durch denselben zu Stande gebracht und glücklich passirt. Der Geschicklichkeit des Treibers war es zu danken, daß eine andere schwere Fuhrt am folgenden Tage ebenfalls überwunden, und der Ort, wo nach Shewasse's Wunsch die Brüder erst Halt machen sollten, schon am Freitag den 8. Nov. erreicht wurde. „Möchte doch dies Volk voll Furcht des Herrn werden, und ein Schmerzenslohn der Blutarbeit unseres Herrn Jesu!" Das war der Herzenswunsch unserer Brüder, dem sie hinzufügten: „Oder, wenn das nicht möglich, Herr, dann erwähle doch wenigstens eine große Schaar, oder ein Gemeindlein von 100, 60, 45 oder gar nur 10 von ihnen!" „Ach möchten Sie doch mit beten helfen und es der ganzen Missionsgemeinde ans Herz legen, damit unsere Arbeit doch nicht vergeblich sei."

Nebel und schwerer Regen verhinderte am Sonnabend und Sonntag sowohl das Reisen der Brüder, als das Kommen der Heiden. Aber es wurde in Gottes Namen schon an diesem Tage (Sonntag den 10. Nov.) der Anfang mit der Predigt des Evangelii gemacht. Da die Hälfte der herbeigekommenen Batshoëtla auch der Bassutosprache mächtig sind, so empfingen doch wenigstens ein Theil der aus der nächsten Nachbarschaft Herbeigeeilten die ersten Eindrücke von dem Worte des Lebens. Am Abend kam die Königin selbst, um einen großen Topf voll Bier und eine große Menge Bananen den Brüdern zu überbringen.

Krank und gebrechlich machte sich Br. Baster am Montag auf den Weg zum Könige — drei Stunden bergauf und bergab auf aufgeweichtem Lehmboden. Er konnte heute das Land schön übersehen. Dasselbe war besät mit Kraalen, also unsterbliche Seelen genug, für die der Herr Jesus sein Blut vergossen hat. Des Königs alte würdige Mutter erquickte den erschöpften Bruder mit Pappe und saurer Milch. Der König selbst, welcher erst Abends ermüdet von der Jagd zurückkehrte, wollte nicht gleich von Geschäften reden; die Unterhaltung bewegte sich daher um andere Gegenstände, namentlich um die Weiber. Die Heiden konnten absolut nicht begreifen, warum man nicht mehr Weiber halten sollte, da doch eine einzige ergiebige Elephantenjagd schon den Preis von mehreren zu Wege brächte, und sie lachten laut auf, als Jacob,

ein alter erfahrener Christ von Matlale, behauptete, er fühle sich weit wohler im Besitz nur Einer Frau. Derselbe Jacob sprach am Abend dem Bruder Beuster gut zu: „Mynheer muß doch nicht die Geduld verlieren! Es ist lange, lange, daß die Leute so vom Satan verführt sind."

Nun folgte ein Regentag dem andern; die von dem Könige verheißene Arbeitshülfe blieb aus; an dem einen Tage war es zu naß, am zweiten zu heiß, am dritten drohten die Wolken, am vierten gab es daheim Bier zu trinken, am fünften mußten sie ausruhen, und am sechsten war es wieder Sonntag, da konnte wieder das Wort verkündigt werden. Ein Mann aus dem Volke, der gut Sessuto verstand, dolmetschte den übrigen.

Als der Regen eben so regelmäßig sich einstellte, wie die Arbeitsleute des Königs wegblieben, mußten die Brüder schließlich, wenn sie nicht alle ihre Sachen vor ihren Augen verderben sehen wollten, selbst das Beil auf den Nacken nehmen, um Holz zu fällen. Da die vom Könige gesandten ersten Holzträger natürlich keine Bezahlung erhielten, hatte sich das Gerücht verbreitet, die Lehrer bezahlen die Arbeiter nicht, und so war bald keiner zu haben; schon sahen die Brüder die Aussicht vor sich, ihr Vieh selbst hüten zu müssen; ein Junge, den sie um Lohn dingen wollten, antwortete: „Ihr lügt, ihr bezahlt Niemanden!" Doch der Herr half wunderbar. Da die Brüder weder Koch noch Dolmetscher hatten, kam ein alter freundlicher Mann herbei, der sich anbot, beide Dienste unentgeltlich zu verrichten.

So fällten die Brüder allmählich an die 22 Bäume, die sie unten spitzten und brannten und dann 1½ Fuß tief in die Erde trieben, so daß sie noch 6½ Fuß aus der Erde hervorstanden. Diese Pfähle wurden oben mit Querlatten verbunden, an welche das Rohr nach unten und das Dach nach oben befestigt werden sollte. Der stolze Bau war in den Balken fertig, aber das vom König verheißene Rohr blieb aus. Wieder mußten die Brüder in den Wald, um Strauchwerk zu kappen, welches mit Lehm beworfen, die Wände bilden sollte. Allein das Regenwetter machte alle Arbeit doppelt schwer, und schließlich brach die Kraft der Brüder unter den unerhörten Anstrengungen zusammen.

Hören wir die Mittheilung unseres Bruder Stech mit dessen eigenen, einem Briefe an den Herausgeber entnommenn Worten:

„Es war gestern vor acht Tagen, als wir wieder den ganzen Tag an unserem Häuschen gearbeitet hatten. Wir freuten uns, daß wir so gut vorwärts gekommen waren, auch ohne fremde, heidnische Hülfe. Da saß ich noch einige Augenblicke, um auszuruhen und mich zu waschen, als mir plötzlich so übel ward, daß ich mich im Wagen zu Bett legen mußte. Schmerzen im Unterleibe stellten sich ein, die sich aber mehr und mehr steigerten, je

mehr die Nacht hereinbrach. Eine schreckliche, schmerzensreiche Nacht ging einem noch viel schmerzreicheren Sonntage vorauf. Die Kräfte, Gestalt und Farbe schwanden zusehends. Wie Messerschnitte und Stiche war es in meinen Eingeweiden. Athmen konnte ich fast gar nicht, kaum eine Secunde lang ohne Schmerzen. Solch einen Augenblick konnte ich benutzen, als gerade der Schmerz den Höhepunkt erreicht hatte, um den Ausruf: Bruder Beuster! auszustoßen. Er kam herbei und ich sank ohnmächtig um. Bruder Beuster fing mich auf. Ich kämpfte mit Tod und Leben. Jedem von uns ward bange. Der Schweiß lief in Strömen und Fieber stellten sich ein. So hatte der liebe Bruder Beuster seine Plage mit mir nahe an zwei Stunden, bis ich mich wieder wie ein Wurm zusammenkrümmen mußte und auf die Matratze zurücksank. Bruder Beuster wollte sich draußen unter dem großen Baume vorbereiten zum Gottesdienst, weil heute ausnahmsweise ein klarer heißer Tag war und sich deshalb eines Theils schon viele Kaffern draußen versammelt hatten und laut schwatzten und lachten, was sie sonst täglich thun, sobald es nur ein klein Wenig zu regnen aufhört. Andern Theils aber verbreitete sich die Nachricht, daß heute der König kommen wolle. Der käme nicht mit leeren Händen, sondern würde einen Ochsen zum Geschenk mitbringen. So meinten sie natürlich, daß auch sofort Schlachtfest gehalten und sie allerdings nicht die letzten dabei sein würden. (Keines Theils aber ist bis jetzt Jemand um des Sonntags willen oder um Gottes Wortes willen hiergewesen; wer vom Verlangen danach geschrieben hat, hat sich gründlich geirrt. Selbst der eine Gläubige, der hier sein soll, hat sich in den vier Wochen, wo wir nun schon hier sind, noch nicht sehen lassen.) Solches Tosen war mir im Wagen sehr lästig. Sobald es die Schmerzen nur irgend erlaubten, suchte ich vom Wagen ins Freie und Einsame unter einen Baum zu kommen. Oh, wie war es doch in einer Nacht so gar anders mit mir geworden! Gestern noch so frisch bei der Arbeit, und heute fühlte ich den leisesten Fußtritt bis in's Gehirn hinein. Bruder Beuster wagte auch nicht, mich allein gehen zu lassen, sondern folgte. Oft mußte ich mich plötzlich auf dem Boden vor Schmerz zusammenkrümmen, ehe ich weiter gehen konnte. Nach einer Weile kehrten wir zurück. Es war schon Nachmittag und noch immer war der König nicht da. Dennoch, weil des Volkes mehr und mehr wurde und immer bestimmter das Kommen des Königs ausgesprochen ward, wollte Bruder Beuster noch etwas warten, damit auch der König Gottes Wort heute hören sollte. Da mir es zu laut ward, schlich ich mich wieder allein weg und lag an drei Stunden unter einem Baume, ganz still und allein, mit Schmerzen, Gebet und Thränen kämpfend. Dann ging ich zurück, damit Br. Beuster sich nicht meinetwegen ängstigen solle. Aber wie war es jetzt während der drei Stunden

auf dem Stationsplatze so anders geworden. Das Volk war zu vielen Hunderten versammelt und war laut. Das ganze Zelt war voll Schwarzer, in deren Mitte Bruder Beuster auf der Kiste saß. Vorn am Eingange saß der dicke König und ihm gegenüber seine große Frau. Er kannte mich wieder und grüßte freundlich. Einen schönen Ochsen hatte er mitgebracht zum Geschenk, der sollte geschlachtet werden, und er natürlich wollte seine Keule davon haben. Bruder Beuster blieb fest: Heute ist Sonntag, da wird nicht geschlachtet, morgen werde ich dir dein Theil zuschicken. Für den Ochsen hat er aber den lieben Bruder fast bis auf's Blut geplagt mit allerlei Bedürfnissen. — Mir machte etwas anderes aber noch viel mehr Freude. Ich sahe nämlich unter all den Fremden auch einen mir bekannten Schwarzen, der bei Albasini wohnt. Wie konnte der jetzt zu uns kommen, wenn er nicht was Besonderes an uns zu bestellen oder für uns zu bringen hätte? Vielleicht gar Briefe? Auf die Nachfrage bestätigte solches Br. Beuster. O, was war das für eine Freude an solchem Schmerzenstage! Sobald es möglich war, schlich ich bis zum Abend wieder unter einen Baum und las alle die lieben Briefe meiner Lieben daheim. Nehmen Sie nebst dem geliebten Herrn Inspector Kratzenstein meinen schönsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen, und wenn Sie es ahnen können, wie lieb Einem, namentlich in solcher Einsamkeit wie unsere jetzige, freundliche Briefe sind, so erfreuen Sie mich gewiß bald wieder mit einem solchen. Vor dem Dunkelwerden war aber erst Gottesdienst vor all der versammelten Menge. Das war ihnen Allen was Neues; besonders als die Geige die Melodien spielte, erschallte namentlich vom Könige lautes Gelächter, was von allen Seiten begleitet ward. Auch heulten die Hunde dazwischen, so daß ein ziemliches Concert zu Stande kam. Während der Predigt herrschte eine widerliche Unruhe, ein Lachen, Reden, Schnupfen und Niesen. Am Abend entfernte sich die Menge, und auch der König, nachdem er Bruder Beuster noch lange geplagt hatte um allerlei, ging noch heute fort. Mein Zustand war noch immer derselbe, so daß die Nacht wieder eine traurige war. Auch am Montag waren noch immer dieselben Schmerzen da. Die ärztlichen Bücher wiesen nach diesen Anzeichen auf Unterleibsentzündung. Ach welch' elende Zeit mag mir nun noch bevorstehen! Zwar wie sollte es auch anders kommen nach solch elendem Junggesellenleben, nun schon seit der Reise von Natal her. Dann sechs Wochen im lieben Botshabelo kaum ein wenig erholt, wieder dasselbe Leben auf der Reise nach Matlale, dann in Mutle's Lande und nun hier erst in dieser „Regenspelunke." Dazu ohne irgend eine Erquickung und ohne ärztliche Hülfe. Botshabelo wenigstens vierzehn und Matlale an neun Tage entfernt, kein Bote ist jetzt zu haben, und selber zurück reisen geht nicht an,

da der Wagen das Wohnhaus ist und die Triften auch wieder verregnet und unpassirbar. So in der Furcht, daß auch noch Fieber sich einstellen würde, wozu auch bereits die Anzeichen vorhanden, befahl ich mich gegen Abend vorigen Montags (25. Nov.) in die Barmherzigkeit meines Heilandes. Das war ein furchtbarer Kampf. Immer und immer wieder sträubte sich das Herz in seinem ganzem Jugendmuthe vor dem Sterben. Immer und immer wieder brach fast ausschließlich mein Gebet in die Worte aus: „O Herr, nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage, siehe doch, ich habe ja noch kein Häuflein hinter mir stehen, das ich dir am jüngsten Tage bringen kann zum Lohne deiner Schmerzen für die Sünden der ganzen Welt." Lange währte es, bis ich von Herzen und willig sprechen konnte: Herr, aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Endlich aber kam auch die stille Ergebung in den Willen des Herrn. So schwer auch vorher die Strafe um all meiner Sünden willen vor meiner Seele stand, jetzt konnte ich alles in die Blutgerechtigkeit meines Heilands werfen. Er ist ja mein Heiland. Gegen Ende der Woche besserte sich mein Zustand sichtlich, daß ich schon wieder etwas arbeiten konnte. Die Thür mit Zarge war fertig, und ich fühlte mich fast kräftig, obgleich von Gesundheit noch lange keine Rede sein kann. Heute doch, als am 1. Advent und am Geburtstage meines lieben Hans (1. Dec.) bin ich ziemlich frisch, darum merken Sie auch gewiß am Schreiben dieses Briefes nichts, wie schlecht es vor acht Tagen mit mir bestellt war. Vorgestern und gestern hatten wir unser Haus mit Erde und Kuhmist beworfen. Doch weil es dabei und darnach immer heftiger regnete, so war heute früh wieder Alles abgeregnet. So stehen wir wieder vor derselben Arbeit. Ach, daß doch die versprochenen Leute kämen, die wenigstens das Dach auf unser Haus setzten, denn wir sehnen uns von ganzem Herzen nach einem Hause und Obdach. Heute können wir vor dem furchtbar starken Regen keinen Fuß aus dem Wagen setzen, daher ist ein Feueranzünden unmöglich, und müssen wir uns im Essen so gut wie möglich zu behelfen suchen. Auch nicht ein Kaffer war hier, so daß auch kein Gottesdienst stattfinden konnte. So traurig gehen wir in die heilige Adventszeit hinein; während daheim die herrlichen Adventslieder erklingen und das Wort vom Fleisch gewordenen Worte erschallt, sitzen wir hier eng zusammengekauert im Wagen und schreiben. Dennoch aber besteht ja der eigentliche Adventsegen nicht im Feiern, sondern im Empfinden der Nähe des Herrn. Und der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen, darum sind auch wir seiner Gnadennähe uns gewiß und sind selig und glücklich.

Sonntag den 8. December. Eine schwere Woche, voll Kreuz und Schmerzen, voller Noth und Krankheit, voller Mühe und Ar-

beit liegt wieder hinter uns. Mit meiner Gesundheit ist's schlechter bestellt denn vor acht Tagen. Zu der Unterleibsentzündung sind noch Stiche in der Brust und Schmerzen im Rückgrat hinzugekommen. Ich habe mich in die Hände des Herrn befohlen. Sollte mich der Herr früher abrufen, als ich wieder ein Brieflein von Ihnen habe, nun dann, mein lieber Herr Director, dann sage ich Ihnen mein herzliches Lebewohl. Nehmen Sie meinen innigen Dank für alle erfahrene väterliche Liebe und Pflege. Der Herr, der da reich ist an Segen und Vergeltung, lohne es ihnen. — Die versprochenen Baquapa sind noch nicht gekommen, um das Dach zu machen, so schleppte ich mich, während einiger Tage, wo mein Zustand erträglich war, fort, um Dachsparren zu kappen. So wollen wir uns selber dran machen. Bei diesem anhaltenden Regen werden wir aber gewiß wenigstens vierzehn Tage zu thun haben. So wird es denn im günstigsten Falle Weihnachten, ehe wir in unserem bescheidenen Obdache unsern Einzug halten können. Also volle acht Wochen hier im Regen. Mehr Angst als um mich, hatte ich um den lieben Br. Beuster, der in dieser Woche wieder drei Tage am Fieber darniederlag, das ihn schrecklich mitgenommen, so daß er schon, namentlich am Donnerstag, sprachlos wie eine Leiche im Wagen auf dem Lager lag. Auch er hat sich in die Hände des Herrn befohlen, und sind wir beide fertig zur Reise nach dem himmlischen Jerusalem."

Die nachfolgenden Mittheilungen der Brüder bis zur Mitte Februar 1873 sind sehr lückenhaft, vom 1. Januar 1873 ab fehlen sie ganz. Wir können deshalb hier noch so viel ergänzen, daß die Brüder zeitweise genesend, ihre Arbeit an den Gebäuden und ihre Sonntagspredigten fortsetzten. Das Volk zeigte sich im Ganzen zutraulich, der König freundlich. Beide haben keinen Begriff von dem, was die Lehrer eigentlich bei ihnen suchen. Doch kommen sie zu den Gottesdiensten, und da wird das Wort Gottes schon seine alte Fangkraft beweisen. Als die Brüder beim Gottesdienst anfingen mit Geigen und Singen, lachte der König laut auf vor Verwunderung, und viele seiner Leute desgleichen; bei der Predigt aber waren sie ziemlich aufmerksam.

Mit der Zeit fanden sich auch Arbeiter, die den Brüdern halfen. Namentlich fanden sich von Zeit zu Zeit Schaaren kleiner Kinder heran, die Gras und Rohr herbeitrugen gegen Belohnung durch einige Perlen. Br. Beuster schreibt: „Manchmal hat unser Herz fröhlich geschlagen, wenn wir die kleine Schaar kommen sahen, die wir betrachteten wie Engel von Gott gesandt!"

Am lieben Christtage war denn das erste Häuslein bis zum Austrockenen fertig, ein Weihnachtsbaum wurde auf den feuchten Fußboden gesetzt, und die Brüder freuten sich königlich, daß sie doch wenigstens unter Dach waren.

---

85. Stech's einsames Arbeiten auf der Station.

Am 16. Februar 1873 erschien ein Bote von Matlale, Br. Beuster möchte sich unverweilt auf den Weg machen zur Hochzeitsreise nach Natal; der Wagen von Ga Matlale, der seine Sachen brächte, sei auch schon unterwegs. So groß die Freude über diese Nachricht, so groß war doch auch die Verlegenheit der beiden Brüder. Woher in dieser Wildniß Leute nehmen, die den Ochsenwagen trieben? Das ist eine Kunst, der auch die beiden Brüder selbst sich nicht gewachsen wußten. Einer wäre wohl dagewesen, der es verstand, Johannes, jener Gläubige von Makchato, der bisher alle Sonnabende so treulich zum Gottesdienst gekommen war. Aber auch dieser war seit Wochen ausgeblieben. Jeder versäumte Tag brachte größere Verlegenheit.

Während die Brüder also in einer Morgenandacht mit einander sangen: „Ihn, Ihn laß thun und walten, Er ist ein weiser Fürst und wird sich so verhalten, daß du dich wundern wirst" . . . da erscheinen zwei Wanderkaffern und berichten, der Wagen von Matlale stehe schon am nächsten Fluß — und unmittelbar darauf erscheint auch der ersehnte Johannes, der eine Zeit lang durch Krankheit abgehalten war, zum Gottesdienst zu kommen. Er konnte also als Wagentreiber dienen. Zunächst aber galt es, den Matlale'schen Wagen mit den Sachen heranzubringen. Was für entsetzliche Noth dies gemacht, erzählt Br. Stech in seinem Bericht:

„Montag früh ritt Br. Beuster also fort, und ich fing an der Thür zum zweiten Rondabel zu arbeiten an. Dies zweite Rondabel wollte ich inzwischen fertig bauen, damit die jungen Leute doch ein bewohnbares Haus fänden, wenn sie zurückkehrten. Ich habe lange auf die Rückkehr des lieben Bruders gewartet. Es war sogar schon Mittag vorbei und noch immer kam er nicht. Mein gekochtes Linsengericht war kalt und wieder warm und wieder kalt geworden, und noch immer war er nicht zu sehen. Meine Thür war zusammengeschlagen und es war vier Uhr vorbei, als der liebe Bruder von der ganz entgegengesetzten Richtung ziemlich aufgeregt aussehend, angeritten kam.

Er hatte viel erlebt heute. Auf dem Hinwege hatte er erst nach langem Suchen jene Stelle am Flusse und somit auch den Wagen wiedergefunden; dann, als alles in Ordnung war, soll's durch die verhängnißvolle Drift gehen. Damit die Ochsen gut im Zuge blieben, reitet er dicht vor den Ochsen her, damit sie hinterdrein kommen sollten. Aber siehe da, mit seinen Augen muß er sehen, wie wohl noch keiner gesehen hat, daß der Wagen bei den steilen Ufern ins Fallen geräth, und die starke Strömung des Flusses (es war ja immer noch Regenzeit) denselben zur Niederlage bringt. Wie vom Blitz getroffen, ist er erschreckt, aber wie

vom Sturme gejagt, ist er in wenig Augenblicken vom Pferde und im Wasser. Die Vorkiste lag bereits drin und schwamm weg. Er schwimmt nach und hält sie mit aller Gewalt fest, aber nur einen Augenblick, da hat er den Deckel in der Hand und die Kiste schwimmt hinweg. Er wirft den Deckel an's Ufer und schwimmt abermals hinterher und bringt auch die Kiste an's Land. Freilich, Glas, Schrauben, und wenn ich nicht irre: Salz und sonstige Sachen, die darinnen waren, wurden hinweggerissen und nicht wieder gefunden.

So schnell als möglich wurden nun die großen Kisten hinten heraus und an's Land gezogen, die Ochsen auch wieder hinten vorgespannt und so der Wagen, nachdem er aufgerichtet, wieder an's jenseitige Ufer gebracht. Dann ließ Bruder Beuster von den Leuten verschiedene Sachen in der Sonne ausbreiten, während er sich aufmachte, um nach Haus zu reiten. Aber das ist in diesen schmalen vielen sich kreuzenden Kafferwegen nicht so leicht, immer den rechten Weg zu finden, und so verirrte er sich noch obendrein und deshalb kam er erst so spät und erzählte mit vielem Schmerz das Erlebte.

Aber was nun? Ich schlug vor, sofort nach einiger Stärkung wieder zum Fluß aufzubrechen und zum Wagen zurückzugehen und dort zu schlafen, falls es nicht möglich wäre, noch heute den Wagen durchzubringen. Ja, wenns möglich wäre! Und es wurde möglich. Wir beide waren bald wieder unterwegs. Ich hatte geglaubt, es sei ohngefähr drei Stunden entfernt. Freilich, das hatte ich nicht geglaubt, daß wir uns so gründlich in der Nacht verirren würden. Frisch liefen wir drauf los. Unsere Ochsen nahmen wir mit, damit der Wagen um so leichter durchkäme, wenn zwei Gespanne davor seien. Dieselben trieb Johannes und ein kleiner Junge an. Als wir aber bei der ersten Drift, die ich heute Morgen ausgebessert hatte, während Bruder Beuster weg war, unsere Stiefel und Strümpfe ausziehen mußten, um hindurch waten zu können, waren die beiden Treiber schon hinüber mit den Ochsen und als wir hernach die Spur verfolgten, fing es schon an zu dunkeln, und auf Bruder Beusters Rath schlugen wir einen andern Weg ein, den er von heute früh genau kannte. Aber die Ochsen fanden wir nicht wieder; das hohe Gras versteckte alles: Mensch und Vieh.

Wir liefen und liefen, bis wir vor all zu dichtem Heckenwerk und Schlinggewächs genöthigt waren, mehr zu kriechen und uns hindurch zu winden, als zu laufen. Die Nacht brach ein, und es war schon ganz stockfinster, als wir noch immer umherirrten und gewahr wurden, daß wir einen falschen Weg hatten, wenn wir überhaupt Weg hatten. Immer einen Schritt vor dem andern fühlten wir, ob wir festen Grund unter uns hatten, oder ob wir

vom Pfade abgewichen waren. Da hörten wir in einiger Entfernung das Rauschen des Flusses. Wir gingen näher und kamen an eine abschüssige Stelle, wo aber die Kaffern Steine hinein gelegt, um durch den Fluß laufen zu können. Gar gern wäre ich hier für die Nacht geblieben, denn zum ersten Male fühlte ich mich so recht matt vom Laufen. Aber keine Decke, auch kein Streichholz und Holz, um Feuer machen zu können, und dazu das hohe nasse Gras nöthigte uns, weiter zu pilgern. Wir waren viel zu weit oberhalb der eigentlichen Drift am Flusse angekommen und gingen nun in Entfernung vom Ufer abwärts.

Einige Male wäre ich vor Mattigkeit bald umgefallen und hatte es mehr als einmal auf der Zunge: „Ich kann nicht mehr.“ Plötzlich saß ich in einem tiefen Loche fest, und ein andermal schrie Br. Beuster laut auf: Ach, zurück! Er stand vor einem tiefen abschüssigen Sumpfloche, das er heute morgen gesehen. Gerade als er den Schritt thun wollte, der ihn hinunter führte, ward er's gewahr.

Nach der Länge des Laufens zu rechnen, mußte es sicher längst zehn Uhr durch sein, und noch immer waren wir nicht beim Wagen. Wir liefen und liefen, bis ich von allzu großem Durst geplagt, auf allen Vieren am Ufer umherfühlte, ob ich wohl das Wasser erreichen könne. Br. Beuster warnte sehr, denn er meinte, man kann hinunter stürzen. Aber der große Durst behielt das Uebergewicht; ich hielt mich mit einer Hand fest und mit der andern fühlte ich, den Hut in derselben haltend, nach Wasser. Und richtig, da brachte ich den Hut voll zum Munde. Und wie gut war das gewesen, daß wir auf dieser Stelle etwas gesprochen hatten, denn wir waren bereits an jener Stelle vorbei, wo der Wagen stand. Die Leute hatten uns vorbei gehen hören und geglaubt, wir würden kommen, allein da unser Sprechen immer entfernter klang, nämlich gerade da, wo ich trank, brachten sie schnell das Feuer in helle Flammen, pfiffen und klappten mit der Peitsche. Ach, das waren bekannte Töne. Ich sagte gleich: Das ist Simon von Matlale, ich kenne sein Pfeifen. Und richtig, er war es.

Wir gingen zurück und sahen durch das dichte Gebüsch das Feuer am jenseitigen Ufer! Noch ehe wir aber an der betreffenden Stelle waren, sprang etwas hinter mir her mit ziemlichem Geräusch. Ich sagte es dem Br. Beuster, der da vor mir ging. Wir drehten uns um, aber wurden nichts gewahr und gingen weiter. Und abermals ein Geräusch und ein Springen in einigen Sätzen. Wieder rufe ich; und als wir dann wieder nichts sahen, gingen wir abermals eine kurze Strecke und befanden uns am diesseitigen Ufer der Drift, wo das Feuer hell beim Wagen brannte. Matt, müde und in Schweiß gebadet, sanken wir nieder. Ich sahe nach der Uhr, es war zehn Uhr vorbei und ging stark

auf Mitternacht los. Also sieben Stunden in der Wüste umher geirrt.

Und doch kam das Schlimmste erst jetzt noch, denn es hieß nun: Nackt ausziehen und durch diesen starken Fluß waten. Ein Schauder überlief mich dabei, als mich Bruder Beuster daran erinnerte. Denn wer vermochte bei dieser allzu großen Mattigkeit den starken Wellen zu widerstehen? und dann noch das Zeug in den Händen? — Dennoch, es mußte geschehen, und darum, nachdem wir uns etwas abgekühlt, in Gottes Namen durch und frisch hinein, es wird so tief nicht sein. Aber gefroren habe ich tüchtig, als wir drüben ankamen und die Schweißkleider wieder anzogen. Etwas saßen wir noch am Feuer, dann suchten wir einige Decken hervor und lagen bald erschöpft in dem nassen leeren Wagen im Schlaf.

Aber wo war Johannes und der kleine Morabe mit den Ochsen? Sie waren ebenfalls von der Nacht übereilt worden und konnten durch solch dichtes Gebüsch nicht weiter, blieben deshalb über Nacht unterwegs und kamen am andern Morgen an, als wir bereits beim Aufladen der Sachen waren.

Bald waren nun beide Gespanne vor dem Wagen und kamen wir glücklich durch die gefährliche Stelle hindurch und zu Hause an. Nun galt es in aller Eile wieder abladen und reisefertig zu machen, denn am andern Morgen frühe wollte Br. Beuster mich auf vier oder fünf Monate verlassen, was auch geschah." Das war am 19. Februar.

Die nun folgende einsame Zeit des Br. Stech sollten die Thoren, die sich einbilden, die Missionare verleben bequeme Tage, mit durchgemacht haben, so würden sie ihre Anschauungen etwas ändern. Br. Stech schreibt:

„Traurig und mit Zagen und Bangigkeit kehrte ich allein zurück, nachdem ich dem lieben Bruder eine Strecke das Geleit gegeben. Was sollte ich hier nun beginnen? Von der Sprache verstand ich so gut wie nichts; denn bisher hatte ich es an den Abenden, nachdem jeder Tag seine liebe Plage und Noth, und besonders viel Nässe gehabt, nur dahin gebracht, das Lexicon deutsch und dahinter Sesutho abzuschreiben; in der Rubrik für Setzuetla waren nur erst einzelne Worte. Und waren auch diese theilweise angeeignet, so ist das noch keine Grammatik, und erst recht kein Verstehen der Sprache in ihrem Satzbau. Noch mehr Furcht aber als hievor hatte ich vor Krankheit. Was sollte ich hier in dieser fernen abgelegenen Welt, abgeschnitten von den nächsten Stationen Blauberg und Matlale auf fast 14 Tage beginnen, wenn ich krank würde? Doch weg mit allen trüben Gedanken! Und zu Grübeleien blieb mir ohnehin keine Zeit.

Zunächst galt es, die sämmtlichen ins Wasser gefallenen Sachen

auszupacken und zu trocknen. So gerieth ich zuerst über meine Klappkiste, die ich vor einem Jahre im Missionshause gesehen. Als ob mir alles von Neuem geschenkt würde, so lachte mich jedes bekannte Ding an, obgleich überall aus den festverpackten Sachen eine unglaublich nasse Hitze mir entgegendrang. —

Was den Schaden betrifft, so kommt der liebe Bruder Beuster schlimmer davon, denn auf dem Wagen befand sich seine Bücherkiste. Als ich endlich darüber gelangte, sah es schlimm genug aus; der ganze Inhalt der Kiste war ein Brei. Fünf Tage mußte ich allein darauf zubringen, um alles vorsichtig auseinander zu klauben, in Luft und Sonne auszubreiten zc., und dennoch glaube ich nicht, daß etwas Bedeutendes gerettet ist. Es thut mir leid, daß der liebe Bruder bei seiner endlichen Rückkehr gleich einen solchen Anblick haben muß. Wie es nun mit diesen, so sah es mit allen angekommenen Sachen aus. Ein ganzer Sack voll Reis, worauf wir schon lange sehnsüchtig gewartet, war so total verdorben, daß ihn, gekocht, selbst die Hunde nicht fressen wollten. Zum großen Glück war das Mehl noch gut."

Nun machte sich Br. Stech an die nöthigen äußerlichen Arbeiten; Holz mußte gekappt und herangebracht, die kleinen Rondabel und sonstigen Gebäude hergerichtet werden. Leute, die ihm dabei halfen, hatte er kaum; nachdem der erste treue Bursch seine zehn Wochen wirklich ausgehalten hatte, lief der zweite schon nach wenigen Tagen, der dritte am nächsten Sonntag davon. Wie sollte es werden, wenn, da die Fieberzeit herankam, das Fieber den Bruder in seiner völligen Einsamkeit überfiel! Und das Gefürchtete geschah. Nachdem soeben wieder ein Junge fortgelaufen war, schreibt Stech in seinem Tagebuch:

„So stand ich also wiederum allein da, und noch dazu bei zunehmender Schwäche und Mattigkeit, die das Gehen nur zu einem Schleppen und Schleichen machte.

Der 2. März war ein Sonntag. Als ich gegen Abend meinen einsamen Spaziergweg einschlug, fühlte ich im rechten Hacken die ersten Schmerzen, und Abends beim Ausziehen der Stiefel ward ich den ersten Gichtknoten gewahr, der in der Nacht und am folgenden Tag sehr schmerzte. Am 3. März stellte sich schon fast in allen Gliedern heftiger Gichtschmerz ein und am 4. März gesellte sich heftiges Fieber dazu. Da sich mein Zustand immer mehr verschlimmerte, gerieth ich in nicht geringe Angst und mußte fast immer an den seeligen Br. Leesch denken. War doch gerade jetzt die Fieberzeit, an dem selbst hier im Volke viele krank lagen. Draußen war es eine furchtbare Hitze, und ich konnte doch, in viele Decken gehüllt und in dicken Kleidern noch nicht warm werden. Und darauf folgte dann wieder entsetzlich brennende Hitze.

Als diese Schauer bei eineinhalb bis zwei Stunden anhielten,

begab ich mich meines Lebens und ging viel mit Todesgedanken um, wollte aber noch bis morgen warten und dann, wenn mein Zustand sich nicht gebessert, von den Brüdern hier Abschied nehmen und meinen Zustand zu Papiere bringen. Am 5. März stand es wohl am schlimmsten mit mir, denn in der Nacht waren meine Knie furchtbar dick angeschwollen und schmerzten bei der kleinsten Bewegung sehr. Doch war ich gezwungen, mich mühsam aufzumachen aus dem Bett, denn die vielen neugierigen Heiden versammelten sich noch immer täglich auf dem Platze. Fast nur drei Zoll große Schritte konnte ich mit Schmerzen thun, und da ich auch dabei zweimal hinfiel, mußte ich am Stocke gehen. Mein Zustand war also noch schlimmer geworden, namentlich durch die anhaltenden Fieberschauer, und die in Folge der ungaren Brode hinzugekommene Angst steigerte sich bis zur Todesangst. Dann legte ich mich und sehnte mich sehr nach Erlösung von Schmerzen und Sünden, um bei meinem lieben Heiland zu sein. Ich bat den Herrn, so es ihm gefiele, möchte er mir einen Boten schicken, der den Brief besorgte, aber es kam keiner. Ich mußte noch lange warten und unter noch mehr Schmerzen noch mehr geduldig werden. Am 7. März sagt mein Büchlein: Die ganze linke Seite gelähmt. Großer reißender Schmerz in der linken Schulter. Die Knie noch schlimmer und dicker. Nicht gehen. Schreckliche Nächte voll Schmerz im Kopf und allen Gliedern. Und — auch noch starker Regen dazu.

Ach, das waren schwere Nächte und Tage. Der Regen lief mir ins Bette und da ich mich nicht bewegen konnte, konnte ich auch die andern Gegenstände nicht wegpacken, sondern mußte eben alles dem Regen preisgeben. Den 8. März: Der linke Wirbel heftig schmerzhaft. Liegen, Sitzen und Gehen unmöglich. Den 9. März, Sonntag: Schmerzen in der Hüfte machen fast das Athmen unmöglich. Doch ich sah die vielen Leute sich zum Gottesdienst versammeln, und das ließ die Schmerzen vergessen. — So hat denn diese meine schmerzhafte Krankheit volle drei Wochen angehalten, ehe ich wieder etwas ordentliches vornehmen konnte, und auf einen Boten, der den Brief zu Albasini bringen sollte, mußte ich noch bis zum 16. März warten. Da, wieder am Sonntage, saß ich voller Schmerzen vor der Hausthür und siehe, da kam ein Mann und brachte mir einen Brief. Dies ist vom Herrn gelenkt, so dachte ich. Der Brief war vom lieben Br. Beyer. Dieser war auf Makchabeng zum Unterrichtgeben gewesen und hatte da erfahren, daß dieser Kaffer hier in dieses Land wollte, um Vieh zu verhandeln. Das benutzte er und sandte mir nun diese freundliche Zeilen am 16. März. Diesem Mann gab ich nun mein Abschiedsschreiben an die Brüder mit, da mein Zustand immer noch derselbe und an Besserung noch nicht zu denken war. Ich zählte schon die Tage, wann der liebe Bruder kommen würde."

Solche Tage sind die hohe Schule für den Missionar, sowohl die Stunden der Angst, als auch die Stunden der Rettung, denn gerade in der Zeit der stärksten Krankheitsanfälle lenkte der Herr das Herz eines jungen Mannes, daß er sich auf zehn Wochen bei Br. Stech vermiethete, während welcher Zeit er ihn in kranken Tagen treulich gepflegt und in gesunden treulich ihm geholfen hat.

Erst am 8. April hatte Br. Stech die Freude, den Br. Beyer zu sehen, der auf die Nachricht von seiner Erkrankung sofort herbeigeeilt war. Zwei Tage später kam Joseph von Matlale, durch Br. Grützner geschickt, um ihm in seiner Einsamkeit beizustehen. Beide fanden den Schwerkranken bereits genesen.

So konnte Stech noch eine ganze Anzahl äußerlicher Arbeiten verrichten, und die Station ziemlich herrichten zum Empfang des Br. Beuster und seiner neuvermählten Frau. Die Arbeitshülfe und Baumaterialien wußte er sich klüglich durch Medizin zu verschaffen; denn er galt mit seinen homöopatischen Kügelchen bald als ein sehr großer Doktor, der bei allen möglichen äußerlichen Schäden und innerlichen Krankheiten aufgesucht wurde und wunderbare Kuren machte. Freilich die Zange durfte er denen, die mit Zahnschmerzen kamen, nicht zeigen; dann hieß es: „Ich liebe nicht Eisen, ich liebe Perlen, kleine weiße Perlen," und die dargereichten Streukügelchen verfehlten dann auch nicht leicht ihre Wirkung: Dieser Verkehr machte das Volk mit der Zeit zutraulich, so daß sie, die Erwachsenen wie die Kinder, ganz artig und höflich zu werden anfingen, auch bisweilen schon im Voraus arbeiteten, ohne die Bezahlung gleich zu bekommen.

In der geistlichen Arbeit mußte der der Sprache noch völlig unkundige Bruder sich helfen, so gut es ging. Durch den bereits erwähnten Salomo, einen in der Colonie getauften, der in der ersten Zeit sich noch zu den Gottesdiensten einfand, hatte er sich das Vater Unser aus der Bassutosprache in die der Batsoëtla übersetzen lassen, so wie ein kurzes Gebet, das er noch in Ga Lekalekale sich aufgeschrieben hatte. Dann kam Salomo des Sonntags etwas früher; Stech las ihm aus dem Sessuto einen Bibelabschnitt vor, der diesen in das Sessuetla übersetzt, so daß er vorgelesen werden konnte. Darnach wurde aus dem Bassutokatechismus ein Abschnitt vorgelesen, den Salomo wieder Satz für Satz übersetzte, wobei er das, was er über den Gegenstand wußte, selbst hinzufügte. Dazwischen wurde gesungen, und der Gesang mit der Geige begleitet. Als Joseph kam, setzte dieser das Dolmetschen fort, zu ihm konnte Stech holländisch sprechen, so daß jetzt schon kleine Predigten gehalten werden konnten. In solcher Weise vergingen die 122 Tage einsamer Arbeit des einsamen Bruders. Er verlangte sehnlichst nach Beuster's Rückkehr. Da,

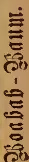
am 27. Juni, erschien ein Kaffer mit der Botschaft, unten an der Spruit säße der Wagen mit dem Lehrer im Schlamm fest, er möchte Hülfe schicken. Schnell wurden die Leute entsandt. Und ehe der Abend herankam, ertönte in weiter Ferne der liebliche Peitschenknall, und bald darauf erschien eine große Kinderschaar mit allerlei Bettzeug und Gepäck aus dem Wagen, und ihnen folgten zu Fuß die beiden lieben Geschwister Beuster, begrüßt von den Gewehrschüssen des Br. Stech und der Leute. Nach halsbrechender gefährlicher Fahrt, bei welcher zweimal der Wagen mitten im Fluß umstürzte, einmal Br. Beuster unter der Kiste fast vergraben war und mehrmals im Schlamm die ganze Ladung hatte ausgepackt werden müssen, hatten die Reisenden glücklich ihr Ziel erreicht. Stech blieb noch einige Monate auf der Station und verließ sie sodann, um den Br. Beyer in Blauberg abzulösen.

---

86. Bruder Beusters Arbeit auf Ha Shewasse.

Der Ansiedler in Amerika, der es unternimmt, einen mit tausendjährigen Bäumen dichtbestandenen Ort in ein Acker- und Weideland umzuwandeln, hat eine kinderleichte Arbeit im Vergleich zu dem Missionar, der mitten in das Urheidenthum hineingesetzt, dort eine Station gründen und eine Gemeinde Gottes sammeln soll. Wenn irgend wo „Geduld und Glaube der Heiligen" nöthig ist, so ist das hier der Fall. Dem Br. Beuster war diese Aufgabe dem Botsoëtla Volk gegenüber gestellt; er hat Schwierigkeiten zu überwinden und Geduldsproben zu leisten gehabt, die für menschliche Kraft fast zu groß erscheinen, und die in der That nur durch den Beistand des heiligen Geistes geleistet werden können, die aber, wenn bestanden, auch ein Beweis dafür sind, das dennoch Gott bei uns auf dem Plan und unsre Arbeit in Ihm nicht vergeblich ist.

Man denke sich einen ganz einsamen Mann inmitten einer stumpfen, in Sünden und Lastern aller Art verthierten Umgebung, von der Gemeinschaft und Hülfe andrer Christenleute durch Entfernungen, die nach Tagereisen sich bemessen, abgeschnitten, zeitweise auf 6, 8, 10 Wochen durch den Regen und die vollen Flüsse und Grundlosigkeit der Wege selbst der Möglichkeit beraubt, einen Brief abzusenden oder zu erhalten, dem in manchen Jahreszeiten fast regelmäßig wiederkehrenden Fieber ausgesetzt, ohne irgend welche zuverlässige Hülfe von Dienstboten, von den Heiden bei allen Liebesbeweisen mit Mißtrauen angesehn, mit Undank gelohnt, ja geplagt und gehaßt von denen, denen er nur Wohlthaten erweist, Jahre lang ohne sichtliche Frucht arbeitend, des einzigen irdischen



Boabab-Baum.

Trostes, eines treuen Weibes, und der einzig gebliebenen Freude, eines lieben Kindleins in kurzer Frist beraubt, in seiner Einöde Anfechtungen aller Art ausgesetzt, und bei alledem nichts unter den Füßen habend als: Der Herr hat dich hierhergesetzt, hier harre aus, arbeite, bete, glaube; schließlich siegt dennoch der Herr!" — Man vergegenwärtige sich solch ein Leben, so wird man jenen Ansiedler beneidenswerth finden, der doch mit jedem Hiebe der Axt wenigstens einen Span fallen sieht, und mit Sicherheit die Erreichung seines Ziels vor Augen hat — und wird gestehen müssen: Wenn hier nicht Gott der Herr selbst in wunderbarer Weise Kraft und Segen giebt — vor Menschen ist das Werk unmöglich.

Etwas hatte ja Br. Stech in äußerlichen Dingen vorgearbeitet, aber die große Hauptsache hattte doch Br. Beuster noch vor sich. Wege und Fuhrten durch die Flüsse mußten geebnet, eine große 1500′ lange Wasserschlot mußte gezogen und festere Wohnungen erbaut werden. Der König verhieß bereitwilligst dazu Arbeiter, aber dieselben kamen auch jetzt wieder nicht; so daß schließlich Br. Beuster einsah, daß er viel besser thäte, den König mit Bitten um Arbeiter völlig unbehelligt zu lassen. Denn wenn solche befohlenen Arbeiter wirklich einmal kamen, so leisteten sie so gut wie nichts, und wenn Beuster sie als eben vom König befohlene Arbeiter nicht bezahlte, so verbreitete sich das Gerücht, „der Lehrer bezahlt keine Arbeiter" und dann waren auch um Bezahlung keine Arbeiter zu haben.

Als z. B. die Wasserschlot ausgehoben werden sollte, wollte sich zunächst Niemand zu dem Riesenwerke finden, dann war der von Beuster gestellte Preis viel zu gering; dann wollte man heute noch nicht anfangen, sondern morgen und wieder morgen, bis endlich dem Br. Beuster die Geduld abriß, und er mit seinem treuen Knecht Johannes, einem von des benachtbarten Königs Matzebandela Volke und einigen Jungen, sich selbst an das Werk machte. Da staunten denn die großen Tagediebe und prophezeiten, das Werk werde mindestens zwei Jahre dauern, und hielten große Reden; der Missionar sei toll, denn wie wolle er wohl das Wasser durch das Thal hindurch auf der anderen Seite bergauf leiten. Als sie sahen, daß der Missionar durch einen Umweg zu dem gewünschten Ziel gelangte, da hieß es wieder: Die Arbeit ist nicht schwer, und als bereits nach zehn Tagen das Wässerlein beim Hause vorbeifloß, da hieß es: Mynheer hat seine Leute mit Medizin bestrichen, daß sie nicht müde werden, und das Wasser hat er auch bezaubert, denn sie gehen bergan und das Wasser folgt ihnen." Etliche wollten wirklich den Versuch machen, das Wasser über den Berg zu leiten und waren, als das Wasser nicht bergauf folgen wollte, fest überzeugt, daß die Arbeit des Lehrers nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Shewasse aber hatte eine riesige

Verwunderung, als er das Riesenwerk vollendet sah. „Als wir noch nicht die Häuser sahen, da sahen wir schon deinen Fluß," hieß es: „Das ist ein gutes Ding; die Lehrer werden uns Klugheit lehren, sie machen das Land zurecht." So hatte Br. Beuster denn wenigstens den Trost, daß auch solche äußerliche Arbeiten, bei welchen nicht bloß die Kleider, sondern auch die Hände und auch wohl das Gesicht zerrissen wurden, doch wenigstens indirekt dem Evangelio die Bahn brechen hülfen.

Der König war auch angesichts der Wasserschlot sofort bereit, als es galt, eine Fuhrt durch den Fluß zu machen, hierzu die nöthigen Arbeiter zu stellen. Aber wie es hierbei herging, möge uns Br. Beuster selbst erzählen:

„Am Nachmittage sammelten sich Haufen von Männern und Frauen, die mit Picken und Beilen bewaffnet waren. Das waren die Leute, die die Fuhrt durch den Fluß machen sollten. Sie wußten durchaus nicht, was geschehen sollte. Da der Fluß ungefähr zwei Stunden von hier entfernt, war an ein Anfangen an diesem Tage nicht zu denken. Als ich ihnen die Vergeblichkeit der Arbeit am heutigen Tage kund that, fanden sie das sehr spaßhaft, lachten schrecklich und freuten sich sehr. Shewasse hatte ihnen kund gethan, daß er mit ihnen hier zusammentreffen, und daß sie sich von hier aus an den Schauplatz ihrer Thaten begeben sollten. Shewasse ließ entsetzlich auf sich warten. Da die Sonne sich zum Untergange neigte, gingen die meisten Leute davon, denn nun glaubten sie den König nicht mehr erwarten zu dürfen. Das machte viel Spaß. Ein alter Häuptling, der von dem verrätherischen Judas in der Kirche gehört, verkündigte in einem fort: „Shewasse ist Juda!" Wollte ich ihn zurecht weisen, dann erzählte er die Thaten des heutigen Tages und dann immer wieder am Schluß: „Ist er denn nicht Juda?" Doch der König hielt Wort. Als eben die Sonne untergehen wollte, kam er mit mehreren Reitern angesprengt; ein Schwarm Volks hinter ihm her. Se. Majestät war verhindert gewesen, weil er zu viel Bier getrunken und den ersten Rausch erst hatte verschlafen müssen. Ganz war der Rausch noch nicht vorüber, und bald waren auch wieder die großen Biertöpfe zur Stelle. Im grünen Grase wurde noch in später Abendstunde dem Kruge tapfer zugesprochen. Aber sonst war der Herrscher ganz gemüthlich, man konnte mit ihm reden."

Darnach wollte der König die Leute noch einmal zur Arbeit aufbieten; da er aber inzwischen nach seiner Hauptstadt zurückkehrte, verlief sich auch diese versprochene Hülfe im Sande, und Br. Beuster war wieder auf seine und seines Johannes Arme angewiesen. So netzte mancher Schweißtropfen das Land, bevor auch nur für die unentbehrlichsten Lebensbedingungen gesorgt werden konnte.

Und wenn hernach der Missionar wenigstens den Genuß gehabt

hätte von seiner sauren Arbeit. Aber ist dieselbe vollendet, so beginnt nun erst die Plagerei der Heiden, die ihr Vieh tränken in der Wasserschlot, sich auch wohl waschen und baden an der Stelle, wo der Missionar sein Trinkwasser schöpft, die mühsam hergestellte Arbeit zertrampeln lassen von ihrem Vieh, die Dornenumzäunungen, die zum Schutz angebracht worden, muthwillig auseinanderreißen, und darnach mit Hohn, Spott und offenbarem Trotz dem Missionar, der sie zurecht weisen will, die freche Stirn bieten, so daß demselben schließlich nichts übrig bleibt, als seine Klagen beim Häuptling anzubringen.

Und das konnte unter diesen Umständen Br. Beuster als eine besondere Gnade von Gott ansehen, daß er das Herz des Fürsten allzeit freundlich erhielt für den Lehrer, den als „seinen" Lehrer zu besitzen, sein besonderer Stolz war, und den verlieren zu können, dadurch daß seine Leute ihn zu sehr plagten, seine beständige Angst war. Shewasse und seine Mutter und seine Frauen machten sich zwar ab und zu lästig durch ihre Betteleien, aber im Ganzen gaben sie auch von Vieh, Fleisch, Milch und anderen Nahrungsmitteln so viel, wie das, was sie erhielten, werth war. Daneben aber war und blieb der König unausgesetzt freundlich; seine Mutter nannte den Missionar ihren Bräutigam, er sie seine Großmutter. Wurde Beuster durch kleine Capitäne oder durch Diebe zu sehr belästigt, so brachte er seine Klagen beim Könige vor, zumeist im Pferdestall, denn dieser ist des Königs Stolz; dann erzürnte derselbe gewöhnlich sehr heftig und strafte die Schuldigen in der Weise, daß zur „Bedeckung seiner Schmerzen" auch der Missionar wohl hier und da ein Zicklein abbekam. Als eines Tages Schwester Beuster ihm schmutziges Wasser zum Händewaschen vorsetzte und er nach dem Grunde fragend, die Antwort erhielt, daß die Heiden beständig die Wasserleitung so verunreinigten, da wurde er ganz empört, rief seine Häuptlinge zusammen und herrschte sie an: „Ei, ist Mynheere kein Mensch? Nun, warum soll er denn Schmutz trinken? Wie handelt ihr mit ihm? Ihr laßt ihn bezahlen, wenn sein Vieh euer Korn frißt, nun so sollt ihr auch bezahlen, wenn ihr ihm sein Wasser verderbt." Als sich Br. Beuster gegen ihn wegen der wiederholten nächtlichen Diebstähle beschwerte, gab er ihm ein sehr einfaches Mittel an, wie er den Dieb entdecken könnte. Er sollte ihn doch einfach todtschießen, dann könne man am anderen Morgen doch sehen, wer es gewesen sei; er, der König werde bekannt machen, daß der Lehrer auf Jeden schießen werde, der des Nachts sein Land beträte.

Das Leben und Eigenthum seiner Untergebenen ist in des Königs Augen eine sehr geringe Sache; um jeder Kleinigkeit willen läßt er nach Belieben morden, oder das Eigenthum einziehen. Dabei ist er selbst voller Furcht, daß die Unterhäuptlinge sich em=

pören und ihn erschlagen könnten, und läßt daher den größten Theil seiner Kraale durch seine Schwestern und Frauen, die er zu Unterkapitänen eingesetzt hat, regieren. Auch zum Gottesdienst ist der König öfters gekommen, hat sich auch über das Gehörte beifällig geäußert; aber ans Gewissen heran ist ihm das Wort Gottes noch nicht gekommen, und wollte einmal ein Wörtlein haften bleiben, so sorgten seine Geheimräthe und Zauberer schon dafür, daß das Fünklein alsbald ausgelöscht wurde. Unter anderem sagten sie ihm, sie hätten die Götter im Flusse Moshiedote gesehen, und mit ihnen geredet. Die Götter hätten weiße Leute durch den Fluß gehen sehen und sie gefragt: Was sind das für Leute? „Das sind Lehrer," hätten sie geantwortet. Darauf hätten die Götter zu ihnen gesagt: Lehrer? Was machen die? Die verderben das Land! Es ist nicht gut, daß ihr die herein lasset! So hätten die Götter gerufen. Dergleichen Rathschläge, wenngleich sie nicht bestimmt auf den König einwirken, bleiben doch nicht ohne Eindruck, auf den König sowohl, als auf das Volk.

87. Religiöse Vorstellungen und Gebräuche der Batsoëtla.

Von dem Aberglauben und den Zaubergebräuchen der Batsoëtla wird in den Berichten des Br. Beuster noch wenig berichtet. In dem einen Stück unterscheiden sie sich von den Bassuto und Kaffern, daß sie die Beschneidung nicht haben. Die gegenseitigen Selbstpeinigungen und Martern aber, die sonst mit diesem Akte verbunden zu sein pflegen, haben sie drum nicht fahren lassen. Br. Beuster wohnte einmal einer ihrer Festlichkeiten bei und berichtet darüber:

„In der Nacht hatte ich Schießen und Geheul gehört. Man sagte mir, was ich wohl dachte, daß man dem Gotte eines Häuptlings ein Fest gemacht. Man hatte Bier gekocht, dem Gotte auch sein Theil gegeben u. s. w. Ich durfte erwarten, daß ich da viel Leute zusammen treffen würde, und darum machte ich mich mit Johannes dahin auf. Der Klang der Trommel rief mich an den Fluß; ich wußte auch schon, was es dort zu sehen gab. Man hat hier nicht die Beschneidung wie bei den Bassuto, aber man will auch hier die Menschen ohne mancherlei selbstgemachte Marter nicht groß werden lassen. Man steckt die Mädchen des Morgens in aller Frühe in das eiskalte Wasser (heut Morgen hat es gereift), darin müssen sie stundenlang bleiben. Welche Folgen das hat, kann man sich denken. Es sind nicht wenige, die dabei umkommen. Als ich einmal durch einen Fluß fahren wollte, konnten die Mädchen, die eben im Wasser waren, nicht laufen, die dienenden Mädchen mußten sie geradezu wegschleppen. Die Mädchen hier waren mir

fast alle wohlbekannt, ich hatte ihnen schon oft ihre Sünden vor Augen gestellt. Als ich den Mädchen sagte, daß sie Mörder an ihren Gefreundeten, daß sie ärger als die Raubthiere seien; daß ich, ein weißer Mann, mehr Mitleiden mit ihrem Geschlecht habe als sie selbst; daß ich sie beweine; da meinten die armen Wesen: „Wir können nicht anders, die Alten plagen uns, wenn wir es nicht thun.“ Ich nahm Gelegenheit, auch den Alten ihre Grausamkeit vorzuhalten. Einstweilen habe ich mir bei dem Häuptlinge diesen Unfug in meinem Flusse verbeten. Der Häuptling, dem zu Ehren das heutige Fest gefeiert wird, ist ein junger Mann, der in Maritzburg schon angefangen hatte zu lesen. Heut aber ist er geschmückt mit den Göttern seines Hauses, und alle rühmen ihn. Gelegenheit war hier genug gegeben, um es ihnen süß und sauer zu sagen. Es wird mir immer mehr klar, daß nach solchen Acten, wo ich ihnen so oft in die Quere komme und im Wege bin, in vielen sich ein Haß wider mich ausbilden wird; aber darf ich das fürchten? Muß ich nicht an Hes. 33 denken! Und endlich, wenn man mit dieser Welt abgeschlossen, was giebt man um der Welt Feindschaft.“

Von Ralowimba, dem Hauptgott der Batsoëtla, vernahm Br. Beuster bei Gelegenheit eines Besuchs, den er dem Nachbarfürsten Matzebandela abstattete. Er schreibt: „Wir kamen bald auf Gottes Wort zu sprechen; da hörte er mit großer Aufmerksamkeit zu. Er rief auch die jungen Männer, die sich draußen in angemessener Entfernung hielten, herein, damit sie auch hören könnten. Er hatte von Leuten, die im Auslande waren, erzählen hören vom Teufel. Sie hatten aber gesagt: „Der Teufel hat die Bäume und Alles gemacht.“ So hatten sie aus Misverständniß dem Teufel den Namen ihres Gottes Ralowimba, der alles geschaffen haben soll, gegeben. So wurde dem Teufel hier besondere Ehre zu Theil. Diesem Irrthum bin ich auch hier schon begegnet. Nun wundern sie sich, daß der Teufel Gottes und der Menschen Feind sein soll. Nach jeder Unterbrechung forderte mich der König wieder auf, doch fortzufahren vom Ralowimba.“

Einer besonderen Weise des Götzendienstes durch sogenannte „Götzenmenschen,“ tanzende Weiber, konnte Beuster einmal beiwohnen. Er berichtet davon:

„Schon mehrere Tage hindurch hatte ich Tag und Nacht von einem Kraale her das Getöse der Trommeln, Pfeifen und Schellen und das Jodeln der Menschen gehört. Ich erfuhr, daß dort ein Götzenfest gefeiert würde. Heute begab ich mich dorthin. Viele Menschen fand ich versammelt, sie bildeten einen Kreis um mehrere tanzende Weiber. Vier von diesen Weibern waren besonders ausgeschmückt mit Straußenfedern und bunten Tüchern. Sie waren die Anstifter des Festes. Ihre verstorbenen Väter, die nun Götter



Tanzende Heiden.

sind, waren zu ihnen gekommen, hatten mit ihnen geredet und ihnen allerlei Wunderdinge gelehrt, als: Krankheiten heilen, Zaubern u. s. w. Sie, so sagte man mir, finden den Sitz der Krankheit durch Riechen, und auf dieselbe Weise suchen sie das rechte Heilmittel. Es war ein entsetzliches Getöse auf dem Platze. Von fern hatte das Trommeln täuschende Aehnlichkeit mit dem Klappern einer Mühle, in der Nähe hörte man auch die Töne der andern Instrumente. Man bearbeitet nämlich nicht nur das Trommelfell, sondern auch das Holz der Trommeln. Die Tambours rasten auf den Trommeln herum mit einer entsetzlichen Wuth, dabei verzerrten sie die Angesichter ganz abscheulich, der Schweiß floß herab und vermischte sich mit dem aufwirbelnden Staube. So gewannen diese Menschen ein wahrhaft teuflisches Ansehen; nur noch zu dumm zum Teufelsgesicht würde sie der Maler gefunden haben. Die eigentlichen Götzen suchten eine Grazie zu bewahren; aber der Tanz anderer, besonders eines alten Weibes, war kaum mit anzusehen. Nur schreiend konnte ich mich mit den Leuten unterhalten. Nachdem ich eine Zeit lang mit Einzelnen gesprochen und merkte, daß man mir nicht so feindlich entgegen trat, wie ich im Anfang erwartete, benutzte ich einen Augenblick der Ruhe, um in den Kreis zu treten und die Menge anzureden, etwa also: „Ich bin gekommen, um eure Sitten zu sehen, was sehe ich?! Ich sehe Menschen, die irren, die den rechten Weg verlassen haben.“ Ich wies auf die Götzenmenschen und sagte ihnen, daß sie Betrüger sind und daß das Volk von ihnen betrogen wird u. s. w. Die Götzenmenschen hatten sich etwas zurückgezogen, eine Frau lag darnieder, sie hatte sich krank getanzt. Ich redete mit ihnen besonders, aber sie hatten keine Lust daran.

Später hörte ich noch, daß diese tanzenden Menschen vorgäben, sie äßen nichts während der Tage des Tanzens, sie würden von den Göttern versorgt; nur Wasser nähmen sie an. Als ich unterwegs einen schlauen Jungen fragte: „Was essen denn diese Menschen als Zukost, wie viel Böcke haben sie schon geschlachtet?“ da meinte er: „Böcke haben sie noch nicht geschlachtet, aber sie haben andere Zukost und Pappe, die essen sie nur des Nachts.“ Ebenso hatte ich auch den Leuten dies Geheimniß erklärt. Diese Götzenmenschen sind nicht ursprünglich Leute dieses Volks, sie sind von Ferne her eingewandert. Früher hat man sie nicht geliebt, aber sie haben sich eingedrängt, jetzt fürchtet man sie, und man läßt sie um deswillen zu bei ihren Festen, und wenn man ihre Hülfe bei Krankheiten sucht.“

Wenn die Arbeit unserer Missionare unter den Batsoëtla erst eine Reihe von Jahren gedauert haben wird, werden wir auch wohl Eingehenderes über die Sitten und die Cultur dieses armen Volkes erfahren.

88. Traurige Versumpftheit der Batsoëtla.

Im Ganzen und Großen scheint bei den Batsoëtla nicht so sehr der Aberglaube (in dessen System in jenen Gegenden ja das ganze Gebiet der Regenzauberei wegen des Ueberreichthums an Regen nicht Platz findet) als vielmehr Heuchelei, Verlogenheit, Frechheit, Mißtrauen gegen die Weißen, Hang zum Betteln und Stehlen, Faulheit und gänzliche sittliche Versumpftheit, in der auch nicht der geringste Anknüpfungspunkt mehr für das Wort Gottes übrig geblieben ist, und namentlich die Völlerei, Unzucht und Vielweiberei dasjenige zu sein, was sich der Predigt des Evangelii wie ein unübersteigbarer Berg entgegenstellt.

Wie der Missionar mit wirklicher Bosheit durch die Heiden geplagt wird, davon nur ein Beispiel. Beuster schreibt:

„Schon einige Male hatten die Hirten von mir gehört, was sie auch sonst schon wissen, daß sie nicht in meinen Garten gehen, noch weniger aber das Vieh hinein lassen sollten. Mochte es bei den Jungen nun der Reiz sein, wider das Gebot zu sündigen, um vielleicht zu sehen, was der Mynheer machen würde, oder was es sonst war, sie gingen immer wieder in meinen Garten, und das Vieh richtete großen Schaden an. Als mir gemeldet wurde, daß das Vieh wieder in meinem Garten sei, wollte ich die Hirten abfassen, aber sie hatten das Rufen gehört und waren davon. Bald waren sie wieder da. Ich ging absichtlich ohne etwas in die Hand zu nehmen, in den Garten. Die Hirten rannten mit Gewehr und Waffen davon. Da stand ich beim Vieh und mußte es selbst hüten, daß es meinen Garten nicht verwüstete. Ich hatte auch nicht einen Jungen beim Hause. Zu lange hütete ich allerdings nicht; ich entschloß mich kurz, das Vieh in meinen Kraal zu treiben. Darin wurde es gut eingeschlossen, und ich war des Hüteramts enthoben. Zugleich konnte ich mir die Hoffnung machen, daß ich die Hirten, die in der Ferne das Lachen schlecht verbergen konnten, wohl demüthigen würde. Als ich wieder eine Zeit lang bei meiner Arbeit saß, kam der Häuptling von dem Kraale der Hirten mit einigen Burschen sehr aufgeregt hier an und sagte: „Mynheer, was hast du mit dem Vieh gemacht! Die Jungen sind gekommen und haben gesagt: „Mynheer hat das Vieh genommen, aber wir wissen nicht, was wir verbrochen haben!" „Es ist gut, Alter, sagte ich, daß du kommst, laß die Hirten rufen, dann wollen wir reden." Als sie eben gerufen wurden, kamen einige große Bengel mit Gewehren bewaffnet herbei gerannt. Sie stürmten zum Viehkraale und rissen denselben auf. Ich sagte dem Häuptling: „Höre, du bist Häuptling, verbiete den Menschen das, sonst wird die Schuld dein sein." Er meinte: „Ich kann nicht, ich kann nicht." Ich erwiderte: „Dann kann, dann werde ich können."

Ich nahm einen Stock und eilte zum Kraal. Der Alte wollte mich hindern, aber das gelang ihm nicht. Ein Kerl rannte fort, zwei andere mit Gewehren bewaffnet blieben und waren eifrig beschäftigt das Vieh aus dem Kraale zu holen. Ich stellte mich vor die Thür und sagte: „Leute, erst reden und dann das Vieh nehmen!" Ich fand kein Gehör. Zuerst kamen sie nicht zum Ziele. Den einen Bengel jagte ich aus dem Kraale, er rannte nicht schlecht. Aber draußen angekommen, sprang er wie ein Wahnsinniger umher, mehrmals legte er sein Gewehr zum Schuß auf mich an. Ein anderer Mensch stieß ihm das Gewehr einige Male weg. Der Häuptling bat mich, daß ich nicht auf ihn losgehen möchte. Ich war ganz ruhig, und als ich sah, daß sie an einer Stelle die Dornen hinweg rissen, um das Vieh hindurch zu treiben, ließ ich es geschehen und sagte ihnen nur, daß sie wohl sehen sollten, was darauf geschehen würde. Sie zogen davon. Der Häuptling kam mit mir und betheuerte, daß er daran keine Schuld habe. Gleich darauf kamen die Leute aus dem benachbarten Kraal, meist Greise, herbeigestürzt. Sie hatten ein Geschrei gehört: „Sie thun ihm weh! sie thun ihm weh!" Wem? hatten sie gefragt. „Mynheer! Mynheer!" Da waren sie herbeigestürzt. Sie fuhren gehörig auf den Häuptling der bösen Buben los. Dieser wurde wüthend, sprang auf und lief davon. Als er weg war, frug ich die Leute: „Sagt mir, thue ich euch etwas? plage ich euch?" Sie: Nein, nein, du plagst uns nicht! „Warum handelt ihr denn so? Ihr, nehmt die Gewehre, wollt ihr mit mir kämpfen? Habe ich nicht auch ein Doppelgewehr, nehme ich mein Gewehr? Nein, ich sage euch, daß ist nicht Weise der Lehrer, alle schwarzen Leute wissen, daß die Lehrer ihre Freunde sind, aber ihr, ihr wißt nichts! Ich sage euch, wenn ich bei euch soll mit dem Gewehre gehen, dann bleibe ich nicht hier; ein Land, wo der Lehrer muß mit dem Gewehr gehen, das ist kein Land für Lehrer." Die Leute versicherten mir hoch und theuer, daß sie sehr wüthend auf die Sünder wären. „Sie sollen nicht wieder kommen, wir werden mit ihnen kämpfen," meinten sie."

Diesmal bestrafte der König energisch die Schuldigen und Br. Beuster hatte einige Zeit Ruhe.

Von der Verlogenheit der Heiden schreibt Br. Beuster:

„Von oben an bis unten herab alles voller Lüge, alles Schwindeleien. Zuerst war es anerkannte Wahrheit, daß wir elende Flüchtlinge, Leute ohne Heimath wären. Als man damit nicht mehr durchkam, wurden andere Lügen aufgetischt. Und mit der Lüge geht gemeinschaftlich die Heuchelei. „Wir lieben dich," heißt es überall. Sage ich: „Wie könnt ihr mich lieben, ihr liebt ja Gottes Wort nicht!" dann antworten sie: „O wir lieben es, wir lieben es, wir kennen es nur nicht!" Aber hinter dem Rücken

fließt der Spott, da sagen sie: „Was macht der Bauer dort? Das Häuptlingchen da sagt: „Liebe Freunde, ihr irrt, ihr sollt nicht sündigen!“ Dann folgt ein brausendes Gelächter aus allen Kehlen.“

Solche Verlogenheit hat dann in Krankheits- und Todesfällen keinerlei Trost; nur die todte Verzweiflung steht den Armen zu Gebote. Auf einem Kraalbesuch, so schreibt Bruder Beuster, „fand ich ein krankes Mädchen, eine Nichte von Shewase, in einem jammervollen Zustande. Schon jahrelang leidend, hat in den letzten Jahren der Knochenfraß sein vernichtendes Werk an dem Leibe gethan; man sieht jetzt einen zum Gerippe zusammengeschrumpften Körper, in dem nicht mehr Kraft zum Gehen, ja, nicht einmal sich zu erheben, ist. Doch wie es bei solchen Krankheiten zu sein pflegt, der Verstand war noch klar, die Stimme noch ziemlich frisch. Als ich eine Zeit lang zur Kranken und deren Mutter gesprochen vom Schmerz der Erde, von Auferstehung und Vergessen des Schmerzes in der seligen Ewigkeit, fragte ich die Kranke, was sie zu solchen Worten sage. „Die Todten stehen nicht auf,“ antwortete das Jammerbild. Aehnlich hatten mir eben ein paar steinalte Greise geantwortet. O, du hoffnungsloses Elend! Das war aber gut gesagt, wußte ich doch nun, wie es stand. Dann fragte ich erst: „Wer hat euch das gesagt?“ Dann redete ich von dem trostlosen Zustande, daß das Herz nicht fröhlich werden könne. Da erzählte mir auch die Mutter, daß die Kranke oftmals ausrufe! „Ach, wenn doch Jemand käme und mich todtschlüge, dann wäre ich doch frei von allem Schmerz.“ Weil sie, die Mutter, das nicht mit anhören könne, ginge sie dann davon. Als ich der Kranken sagte, daß sie die vielen Amulette abreißen und in's Feuer werfen solle, denn dadurch würde ihr Gebet zu Gott gehindert, meinte sie; „Ihr sagt: Gott ruft die Menschen, vielleicht, wenn ich bete, kann er mich heute rufen, dann möchte ich wohl beten.“

Die Gesunden freilich denken nicht an den Tod, ja suchen alles, was an ihn erinnern könnte, geflissentlich zu vermeiden. Er kommt ihnen schon früh genug von selbst. Sie suchen inzwischen das Leben zu genießen in ihrer Weise, in Völlerei und Unzucht nach dem Wort: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!“ „Bier und Weiber“ sind die Stichworte, die sie wie ein Schild den auf sie eindringenden Mahnungen des Evangelii entgegenhalten. „Die Worte der Lehrer, sprach der König, als Johannes in seiner Gegenwart, das Wort Gottes pries, sind Jungenworte! Nur ein Weib zu nehmen, das sind nicht Worte der Männer, das wollen wir nicht!“ Und alle Männer, die im Kreise standen, fielen im Chor ein: „Ja, Herr, so ist es!“ „Viele Weiber haben,“ so schreibt Beuster, das ist ein Ideal, zu dessen Er-

reichung man alles daran setzen kann, selbst den Glauben: „Wenn ein Mann viele Weiber hat," sagen sie, „steht er des Morgens auf, Pappe ist da, steht er wieder auf, Pappe ist wieder da." Und Pappe und Bier, das ist das Höchste, was es zu erstreben giebt. Und wie sieht's mit diesen Idealen aus, beim Lichte besehen? Johannes Vater hat drei Weiber. Da kommt es nicht selten vor, daß ihm zwei Weiber böse werden, weil er der dritten zu viel Freundlichkeit bewies, vielleicht der einen etwas mehr beim Picken half als der Anderen. Da geben ihm die beiden Frauen keine Pappe, die dritte auch nicht, weiß nicht, was die noch an dem Alten auszusetzen hat. So bekommt der Alte heute nicht den Hochgenuß



Pickende Batsoëtla-Weiber.

der Pappe zu schmecken. So geht's öfters. Johannes, wenn er das sieht, hat Mitleiden mit dem Alten und sagt zu seiner Frau, gieb dem Vater zu essen; sie thut's ohne Widerrede. Und andererseits, sind es denn wirklich die Weiber allein, die dafür sorgen, daß es dem Manne nie an Pappe fehlt? Da ist mein Nachbar, der Kraalhäuptling, ein alter Mann mit wackelndem Haupte, er hat wenigstens fünf Weiber, aber wie geht es ihm? Ich sehe den Alten fast zu jeder Tageszeit im Garten stehend, wo er im Schweiße seines Angesichts die Picke schwingt. Ich habe ihm gesagt, daß er alt genug sei, um ausruhen zu können, er solle seine Kinder arbeiten lassen. Weiber wollte ich nicht sagen, aber der Alte meinte,

das geht nicht an, die Arbeit wird nicht fertig. Wie freut sich dieser Alte, der ein angesehener Mann ist, wenn ich ihm ein Stückchen Fleisch, etwa zwei Finger lang, gebe. Wie eilt er damit zum Feuer, um es zu braten. Wenn er es nach Hause brächte, ob er es wohl in Frieden allein verzehren dürfte? Ich zweifle! Denn hier berühren sich die Gegensätze recht deutlich. Einerseits werden die Frauen dem Vieh gleich gestellt, gekauft und verkauft, und andererseits führen sie im Hause des Mannes ein strenges Regiment, und es sind wohl nicht viele Männer, die in dem Kampfe um die Herrschaft siegreich hervorgehen; Pantoffelhelden sind sie fast alle. Von Shewase möchte ich das nicht sagen, er fackelt nicht, bei ihm geht's gleich an's Leben. Drei Weiber, die einen Anschlag auf sein Leben sollen gemacht haben, mußten ohne Weiteres den Tod schmecken." So weit Br. Beuster.

Als nun unser Bruder an die Arbeit ging, in diesen bodenlosen sittlichen Sumpf des Batsoëtlavolks die ersten Pfähle einzurammen, richteten sich seine Gedanken natürlich zunächst auf diejenigen Männer dieses Volks, welche bereits in Berührung mit den weißen Männern gewesen, auf den Diamantenfeldern oder in den Hafenstädten oder in Natal gearbeitet hatten, vielleicht auch dort getauft waren. Die Erfahrungen, aber, die er hier machen mußte, waren eben so niederschlagender Art, wie die unsrer Brüder auf den Stationen Ga Matlale, Makapanspoort, Malokung rc. Von denen, die auf den Diamantenfeldern gearbeitet hatten, erschien kein einziger zu den Gottesdiensten. Im Gegentheil, angesichts der verachteten Knechtsstellung, die sie dort unter den Weißen eingenommen hatten, warfen sie sich jetzt in die Brust und sprachen: Hier sind wir die Herrn, dies Land ist unser Land, und redeten die andern auf, für geleistete Dienste die hohen Löhne zu fordern, die der Diamantengräber wohl angesichts seines reichen Erwerbs aus Mangel an brauchbaren Knechten gern zahlt, die aber in einem entfernten Heidenlande unerhört sind. Einem Menschen, der im Freistaat gearbeitet hatte, begegnete Beuster und redete ihn an: Hast du Gottes Wort gehört, und liebst du die Lehrer?" — „Die liebe ich nicht!" — „Dann liebst du auch mich nicht, denn ich bin ein Lehrer!" — Hier erschrak er einen Augenblick, dann aber erwiederte er: „Mein Gott ist das Bier, das Bier liebe ich!"

---

89. Salomo.

Einer der in der Colonie oder Natal Getauften, namens Salomo, erbot sich dem Br. Stech zu Dolmetscherdiensten und besuchte deshalb die Gottesdienste; aber wie erschrak dieser, als er

hörte, auch Salomo habe bereits wieder sein zweites Weib und begleite seinen Vater, einen alten Zauberer, auf dessen Zaubergängen. Von den Gottesdiensten zog er sich fast ganz zurück; dem Br. Beuster, der ihn auf seinem Kraale wiederholt aufsuchte, suchte er nach Möglichkeit auszuweichen. Es hat mit ibm ein trauriges Ende genommen. Br. Beuster schreibt von ihm in seinen Tagebüchern unterm 8. November 1873:

„Die Leute hier hatten mir mitgetheilt in ihrer Weise, d. h. gelogen, daß Salomo nach Natal wäre arbeiten gegangen. Ich war verwundert darüber, daß er nichts davon gesagt und sich nicht irgend welchen Geleitsschein ausgebeten hatte. Den geplanten Besuch bei Salomo gab ich auf. Da kam mir neulich ein Gruß von ihm zu durch einen Mann von hier und die Nachricht, daß Salomo krank sei. Da er sich lange Zeit hier nicht hatte sehen und die Gelegenheit, ihn zu sprechen, wohl noch lange konnte auf sich warten lassen, wollte ich ihm heute einen Besuch abstatten. Johannes begleitete mich. Salomo schien etwas erschreckt, mit seiner Krankheit scheint es nicht so schlimm zu sein, wenigstens nicht so schlimm, daß er dadurch am Kirchenbesuch könnte verhindert sein. Sein Kind war sehr krank. Salomos Vater ist ein großer Doctor, der durch seine edle Kunst schon eine Menge Weiber erworben hat. Sein Sohn hat auch den Anfang gemacht, zwei Frauen hat er schon, und viele Böcke stehen ihm weiter zur Verfügung. Salomo leugnete nicht, daß er sehr gesündigt habe. Ich fühle mich nicht glücklich, mein Herz ist krank, sagte er. Ich habe keine Ruhe. Ich sagte ihm, was ich auch schon Totane gesagt, daß ich zu Gott beten würde, daß er sie nie solle zur Ruhe kommen lassen. Ich hielt ihm die Verantwortung vor, die er für seine Frau und Kinder haben würde. Ich sagte: „Kannst du dich deiner Kinder freuen, wenn du weißt, daß sie in der Hölle brennen werden?" Salomo meinte, es ist nicht gut, es ist nicht gut; aber es ist keine Kraft da. Wir sprachen von dem, der in den Schwachen mächtig ist. Er versprach, am nächsten Sonntag zum Gottesdienst zu kommen. Mit Salomos Frau verhält es sich ähnlich, wie mit Totanes Frau. Sie war dem Worte geneigt; jetzt, da der Leiter blind geworden, wird auch sie in die Grube fallen, wessen Schuld wird aber die größere sein? Diese Frau hat während einer siebenjährigen Abwesenheit ihres Mannes, trotz aller Zureden Anderer, doch einen anderen Mann zu nehmen, weil Salomo nicht wiederkehren würde, dennoch ihrem Manne Treue gehalten. Salomo belohnt diese Treue damit, daß er eine zweite Frau nimmt.

Den 8. December. Wir besuchten Salomo. Viele Entschuldigungen kamen zum Vorschein, als: Krankheit des Kindes, der Mutter. Ich redete ernst mit ihm und sagte auf diese Entschuldigungen, daß Satan schon dafür sorgen würde, daß er an

jedem Sonntage eine andere Entschuldigung finden könne; wenn er sich nicht bald ernstlich entschiede, zu Gottes Wort käme und die zweite Frau wegwürfe, dann glaubte ich nicht, daß er Lust habe umzukehren, ich nähme an, daß er verloren gehen wolle. Wir verhandelten längere Zeit mit Salomo. Versprochen hat er wieder, zu kommen. Ob er kommen wird? Salomos alter Vater, der Doctor, kam mir auch in den Wurf. Solch ein Zusammentreffen hatte ich mir schon lange gewünscht. Ich frug nach seinen Weibern und er sagte mir, daß er acht habe. Ich sagte: „Wie kommt es denn, daß du bei solch einem Haufen Weiber so mager bist, die müßten dich doch fett machen.“ Da hob der Alte sein Klagelied an von: Widerspenstigkeit und Neid, von Herrschaft und Bosheit der Weiber. Wenn ich ihm dann noch einhalf, sagte er immer wieder: „Ja, du redest recht, ei, du redest Worte.“ Ich sagte: „Ja, mit dem Munde stimmst du zu, aber dein Herz redet anders, bin ich fort, dann redest du anders, du willst deine Weiber nicht wegwerfen.“ Ich schalt den alten Sünder auch besonders, daß er Salomo zur zweiten Frau verholfen. Ich sagte: „Dir gehts also so übel mit den vielen Weibern; nun willst du, daß es deinem Sohne eben so gehe, du hast kein Mitleid mit ihm.

Den 27. Jan. 1874. Wirklich unerwartet und erschreckend kam mir die Nachricht, daß Salomo gestorben sei. Obgleich ich zuerst dem Gerücht nicht Glauben schenken wollte, merkte ich doch bald, daß diesmal an der Sache etwas sein könne, denn es wurde überall davon gesprochen. Da Salomo in der ersten Zeit hier den Dolmetscher gemacht, ist er als „Mensch des Buches“ allgemein bekannt geworden. So wurde auch die Nachricht von seinem Tode überall herum getragen. „Was hilft es,“ hieß es, „wenn wir lernen, wenn wir lesen, da sehen wir ja, daß die Leute des Buches auch sterben wie alle Menschen, ja, wenn wir leben könnten!“ Heute, da wir, Br. Schwelnus und ich, bei Shewase einen Besuch machen wollten, sollte es auf einem Umwege in die Hauptstadt gehen, damit wir erführen, was an der Sache Wahres sei, und um, wenn Salomos Gnadenfrist auf dieser Erde vorüber war, doch mit seiner Frau, seiner Mutter und seinem schändlichen Vater reden zu können. Zuerst suchten wir einen Mann auf, der bei der letzten Reise in dieser Gegend versprochen hatte, alle Sonntage zum Gottesdienst zu erscheinen. Der Mann war verlegen über den Besuch. Als ich fragte, warum er nicht Wort gehalten, ob er vielleicht durch Krankheit am Kommen verhindert wäre, entschlüpfte er durch die sich ihm darbietende Thür und erklärte, daß er krank gewesen sei, er wolle aber kommen. Ob er kommen wird? Bei Salomos Kraal angekommen, merkten wir bald, daß Salomo wirklich gestorben war. Zum Ueberfluß frug ich noch: „Wo ist Salomo?“ „Er ist nicht da“ — hieß es. Da war natürlich der Text zur

Predigt gegeben. Da hätte ich gern länger geredet, als ich an diesem Tage konnte, zur Frau, die angeregt war, zur Mutter, die todtkrank war, zum Vater, dem großen Doctor, zu den Kindern, die von Salomo schon Unterricht empfangen hatten. O wie traurig sah es aus, auf allen Gesichtern konnte man den hoffnungslosen Jammer lesen. Ich forschte, ob Salomo vielleicht in den letzten Stunden Zeichen der Reue und Buße gezeigt, ob er vielleicht noch den Herrn gesucht. Aber nein, da war nichts zu entdecken. Er hatte es geduldet, daß zweimal über ihn die Zauberwürfel geworfen wurden. Er hatte darauf Medicin der Doctoren genommen, dann hatte er Blut gespieen. „Laßt mich," hatte er gesagt, „die Frauen machen mich todt." Als sie ein wenig hinweg gegangen waren, fanden sie ihn todt. O, wie hatte es doch der Herr so gut gemeint mit diesem Manne. Er hatte ihm noch eine Gnadenzeit geschenkt dadurch, daß er den Lehrer schickte, der ihn zur Umkehr mahnte, daß er ihn durch die Krankheit seines Kindes, dann seiner Mutter, dann am eigenen Leibe geschlagen, er hätte wohl hören und fühlen können; aber er ist dahin gefahren und wohl an den Ort, da man um einen Tropfen Wasser bittet. Wenn man darüber nachdenkt — so nah' der Hülfe — noch voller Hoffnung, daß das verirrte Schaf bald in den Schafstall des guten Hirten zurückkehren werde und dann verloren — ewig verloren, ach, das ist schwer! Salomo war lange Zeit in Natal und hat bei Mr. Allison manches gelernt, denn derselbe hat ihm mit anderen Nationallehrern noch besonderen Unterricht ertheilt. Er war zum Lehrer für diese Gegend bestimmt. Salomo hat auch einen guten Anfang gemacht, er hat seinen ältesten Sohn ernstlich unterrichtet und sonst gezeugt; aber bald ist der Mund verstummt, als er die eigenen Sünden nicht strafen mochte. Der Vater hat ihm besonders zugesetzt und ihm die zweite Frau gekauft. Diesem alten Doktor hätte ich wirklich können an den Leib fahren. Als ich ihn schalt über seines Herzens Härtigkeit, und daß er seinen Sohn verführt, gab er dies zu. „Ich habe Schuld," sagte er, „ich selbst habe ihm die zweite Frau gekauft." Ich redete wohl noch von der Schuld und von dem Erretter von aller Schuld, aber den Erfolg weiß man! Hinter dem: „Ja, ja, du hast Recht!" ist nicht viel zu suchen."

Salomos Mutter gab auf Beusters ernste Ermahnungen die Antwort: Wenn mein Sohn am Ort der Qual ist, kann ich auch dahin kommen!"

Totane.

Noch schrecklicher als in Salomo zeigten sich die Folgen des Abfalls von der bereits erkannten Wahrheit an einem angesehenen Kraalhäuptling, Piet Totane, der auch in der Colonie getauft worden war. Auch er hatte, nachdem er kurze Zeit seinen Glau=

ben bekannt hatte, die zweite Frau genommen, und war in das wüste wilde Heidenthum zurückgefallen. Den Ruf des Br. Beuster, zum Wort Gottes zu kommen, verachtete er beharrlich. Da beschloß der Missionar, ihn, der etwas weiter ab wohnte, aufzusuchen. Johannes war sein Begleiter. Er schreibt in seinem Tagebuch:

„Im September 1873. Der König sagte zum Abschiede spottend zu Johannes: „Sage Totane (das ist ein abgefallener Gläubiger), er soll tüchtig beten.“ Von der Hauptstadt ging es auf einem alten Fußpfade noch einmal bergauf. Die Mühe des Aufsteigens findet sich belohnt, wenn man oben ankommt. Auf dem Plateau strecken sich langhin schöne Bergwiesen und laben das Auge mit dem angenehmen Grün. Wohl giebt es daheim auch solche Gegenden, aber in Afrika findet man nicht viel dergleichen. Das meiste Land ist hier mit dichtem Gestrüpp bewachsen und macht eher einen wilden, als einen angenehmen Eindruck. Oben sprudeln auch hier und da Quellen und die Palme, die auf ein Mal an allen Bächen steht, zeigt, daß man in die Tropenländer gekommen. Die Vegetation macht mit diesem Gebirgszug einen auffallenden Abschnitt. Es ging nach einigen Stunden frisch vorwärts. Am Abend ging es noch einmal bergauf, bergab, und zur Nacht waren wir an unserem Ziel; wir waren beim Kraale des Häuptlings Totane.

Mein Erscheinen dort machte kein geringes Aufsehen. Ein weißer Mann und ein Pferd, das war hier noch nicht gesehen worden. Mit Totane kam ich im Hause bald in ein Gespräch. Ich sagte etwa: „Als ich hierher kam, sagten mir Gläubige von Matlale und sonst, es ist gut, daß du dorthin gehst, du wirst dort Gläubige finden, die werden sich freuen.“ Ich bin nun jetzt zehn Monate hier und noch hat sich kein Gläubiger sehen lassen außer Johannes und Salomo, aber letzteren habe ich auch noch rufen lassen. Ich denke, die Gläubigen und der Lehrer gehören zusammen, die Schafe müssen beim Hirten sein, sonst werden sie zerrissen.“ Er antwortete: „Mynheer, du bist gekommen, mich zu suchen, da will ich nicht fliehen, ich will dir sagen, daß ich gesündigt habe, ich habe den Glauben verlassen.“ Ich sagte: „Ich höre, daß du zwei Frauen genommen, ist es so?“ Er: „Ja, ich habe zwei Frauen, ich habe gesündigt.“ Noch längere Zeit redete ich mit Totane. Als ich ihn ermahnte, jetzt Gottes Wort zu suchen, meinte er: „Es ist so weit; wenn ich fortgehe, dann kommt der Feind und nimmt das Vieh.“ Ich erwiederte: „Er wird nicht sogleich kommen, wenn du einmal fort bist.“ — Er: „Ja die Spione laufen immerfort und benutzen jede Gelegenheit.“ Ich: „Da mußt du auf Gott vertrauen, der kann euch beschützen.“ Dann erzählte ich auch, daß ich ihren Lehrer Mr. Allison gesprochen, daß er wohl wisse, wie wenig sie gelernt, daß Viele wegge-

worfen und daß er mich gebeten, sie weiter zu unterrichten. Ich sagte: „Was würde Mr. Allison sagen, wenn er Dich mit Deinen zwei Weibern sähe?" (Ich bemerke, daß ich Mr. Allison in Maritzburg gesprochen, und daß ich diesen Leuten gegenüber gern seine Autorität mit in die Wage lege).

Auf meinen Wunsch hatten sich Leute versammelt, denen konnte ich längere Zeit Gottes Wort erzählen. Besonders suchte ich ihnen begreiflich zu machen, daß sie Sünder wären und daß Gott sie um der Sünde willen strafen müsse. Ich schlief in der Veranda des Hauses. Am nächsten Morgen waren wir früh auf den Beinen, eine lange Tagereise lag vor uns. Mancherlei Gespräche aber mit den Leuten hinderten den frühen Aufbruch, und es that mir nachher nicht leid noch gezögert zu haben. Ich sah die Bela. Das ist ein Instrument, das Aehnlichkeit mit unserer Orgel hat und wie die erste Orgel mit Stöcken geschlagen wird. Die Orgelpfeifen sind Holzstäbe; als Resonanzboden dienen Kürbißschalen, die genau nach der Größe und dem Tone, an einander gereiht sind. Die erste Pfeife hat sogar zwei Kürbisse, die letzte Pfeife einen ganz kleinen Kürbiß. Ich fragte: „Wer hat euch gelehrt dieses Ding zu machen?" Niemand wußte zu antworten, doch eine Frau, die etwas entfernt saß, nahm das Wort und sagte: „Ist es nicht der Schöpfer der Leute? Giebt Er nicht den Leuten Verstand? Sagt Er ihnen nicht, was sie thun sollen?" Ich erstaunte und sagte: „Du redest recht." Sie fuhr fort: „Ja, ich habe Ihn auch einmal gekannt, aber heute, heute ist es finster bei mir. Meine Augen sind verschlossen, meine Ohren zugestopft, mein Herz ist hart wie Stein, ich weiß nichts!" — Ich erkundigte mich bei Johannes nach der Frau und erfuhr, daß es Totanes erste Frau sei. Johannes sagte: „Sie hat früher schon gebetet, sie hat uns Männer aufgemuntert. Ja, das war früher schön, wir haben unsere Freude an ihr gehabt." Nun erfuhr ich, daß die Gläubigen hier früher eine Art Conventikel gehabt haben; diese Frau, die nicht getauft ist, hat ein besonderes Glied desselben gebildet. Ach, wie hat aber der Satan dieses Häuflein aus einander gesprengt und verwüstet! Sie hofften, die Morgenröthe solle anbrechen, besonders dadurch, daß ein Lehrer käme. Statt dessen ist es Abend geworden, die Sonne ist untergegangen. Totane hat zwei Frauen, die dritte ist in Aussicht; Salomo der Zweite hat zwei Frauen und begleitet seinen Vater, einen Zauberer, auf seinen Geschäftswegen. Jesaias der Dritte ist auch verschollen. Ein Anderer, der in Natal angeregt war, arbeitet des Sonntags; dann Totanes arme Frau. Nur Johannes ist geblieben, er ist treu. Totanes Frau fuhr fort: „Ja, früher sagte mein Mann: Du mußt nicht so allein gehen, es muß dich Jemand begleiten, dann sagte ich, nein, ich fürchte mich nicht, allein zu gehen, der Schöpfer der Leute



Bela.

geht mit mir. Wenn ich dann allein war und mir Muth und Kraft fehlte, dann kniete ich nieder und betete, im Felde und unter Bäumen. Dann bekam ich wieder Kraft. Aber nun — ich habe meinem Mann immer gesagt: Ist es recht, wenn du noch eine Frau nimmst? aber er hat nicht gehört; nun ist alles hin, wir sind nicht mehr fröhlich, es ist nicht schön." Ich sagte: „Es steht traurig mit euch, früher habt ihr geglaubt und nach einem Lehrer verlangt, jetzt, da ein Lehrer da ist, habt ihr weggeworfen." — Ehe ich mich verabschiedete, ging ich noch einmal mit Totane und dem schon erwähnten, in Natal angeregten Manne, ins Haus. Ich sagte: „Totane, wenn Jemand von diesem Volke verloren geht, der wird für seine Sünde gestraft, du aber häuffst größere Schuld auf dich, die Leute von deinem Lande werden dich verklagen. Siehe deine Frau! was machst du? sie hat angefangen zu glauben, du hast sie gehindert, auch sie wird dich einst vor Gott verklagen." Zuletzt meinte Totane: „Lehrer, was soll ich thun?" Ich sagte: „So lange du zwei Frauen hast, kann ich Dich nicht als einen Gläubigen ansehen, so lange kannst du das heilige Abendmahl nicht erhalten, das bekommen nur die Gläubigen. Sie bekommen darin Vergebung der Sünden. Also so lange du nicht zum heiligen Abendmahl kommen kannst, hast du keine Vergebung der Sünden, du kannst nicht selig werden. Also, du mußt deine zweite Frau lassen." Er: „Das ist schwer, sie werden mich verachten." Ich erwiderte: „Ja, es mag für euch schwer sein, aber ich kann es euch nicht leichter machen, Gottes Wort sagt so, und ich weiß keinen anderen Weg. Und wenn es auch schwer ist, es ist gewiß nicht zu schwer, Gott ist stark, er kann euch Kraft geben; betet ernstlich, dann werdet ihr alles überwinden." Totane versprach, sich bald mal bei mir sehen zu lassen. — Jesaias, ein Getaufter, ist auch der Sohn eines Häuptlings, ihn hatte ich rufen lassen, er war aber nicht gekommen. Ich werde ihn seiner Zeit auch noch zu finden wissen.

Montag, den 3. November. Früh machte ich mich mit Johannes auf den Weg, um noch einmal Totane aufzusuchen und zwei andere Gläubige, die in der Gegend wohnen. Da ich sehe, daß die abgefallenen Gläubigen ein großes Hinderniß für das Gedeihen des Werkes sind, läßt es mir daheim keine Ruhe. Da Totane sein Versprechen, zu mir zu kommen, nicht gehalten, wollte ich ihm und den Andern etwas stärkere Ladung geben, als das vorige Mal.

Auf dem Wege trafen wir mit Totane zusammen. Ich sagte: „Was machst du, daß du soweit von Hause gehst? wird nicht Ramputo (der Nachbarkönig) kommen und das Vieh nehmen?" Mit einiger Verlegenheit sagte Totane: „Gott ist da, er kann uns beschützen." „So ist's recht, Totane, sagte ich, du sagtest damals,

du könntest nicht zu mir kommen, der Feinde wegen, wirst du nun kommen können, da du doch so weit gehst?" Er: „Ja, ich werde noch einmal kommen." Totane versprach, noch am Abend nach Hause zurückzukehren, obgleich er sich vorgenommen hatte, unterwegs zu übernachten. Er hielt Wort, am Abend war er zur Stelle. Ich hatte ein längeres Gespräch mit ihm, worin ich besonders die Nichtigkeit und Thorheit der Hindernisse zur Umkehr (Menschenfurcht und Erdengut) darzustellen suchte. Er stimmte mir in Allem zu; er leugnete nicht, daß seine Frau durch ihn vom rechten Wege abgebracht sei, und erkannte es als seine Schuld, wenn sie beide verloren gehen.

Dienstag, den 4. November. Den Leuten, die sich versammelt hatten, sagte ich Gottes Wort. Die Mädchen, die mit mir gekommen waren, haben es doch so weit gebracht, daß sie das Lied „Laßt mich gehen" auswendig singen können. Sie sangen vor und nach der Ansprache, die ich hielt. Ich begleitete den Gesang mit der Bela. Totanes Frau schien vom Gesange bewegt zu sein, denn als ich sie fragte, was sie dazu sage, ob es nicht schön wäre, da meinte sie: „Ja es ist schön, aber hier ist jetzt nichts." Ich sagte: „Da seht ihr nun, die früher nichts gewußt haben, werden euch noch vorkommen, sie werden es besser wissen, als ihr, die ihr schon lange Gottes Wort gehört habt." Sie stimmte zu und meinte: „Es ist traurig, sehr traurig."

Als wir eben aufbrechen wollten, kam auch noch Jesaias an. Totane hatte auf meinen Wunsch zu ihm einen Boten gesandt. Ein anderer Bote, der zu Andreas gesandt war, kam mit der Nachricht zurück, daß er nicht zu finden sei. Noch einmal gingen wir allesammt in's Haus, und ich redete ernstlich. Ich sagte den Beiden, daß sie damals, als sie getauft wurden, gelogen hätten. Ihr habt, sagte ich ihnen, als ihr bei der Taufe gefragt wurdet, ob ihr dem Herrn wollet Treue halten bis an's Ende, mit „Ja" geantwortet. Es ist euch nicht unbekannt gewesen, was euer daheim wartet, dennoch habt ihr gesagt, wir wollen aushalten. Jetzt werft ihr weg; habt ihr gelogen? Denkt ihr, daß euch die Taufe etwas helfen wird? Jesaias antwortete: Kann ein Mensch nicht durch seine Eltern am Glauben verhindert werden? Jesaias, erwiderte ich, du sprichst jetzt mit mir, dem Lehrer, da sagst du: Kann nicht ein Mensch verhindert werden; wenn Gott dich also gefragt hätte, wie ich, würdest du dann also antworten? Jesaias gestand zu: „Nein, ich würde nicht so thun." „Nun," sagte ich, „da hast du schon das Urtheil, ob du vor Gott mit solcher Rede bestehen kannst." — Wir sprachen weiter davon, daß sie die Andern hindern, den Weg des Lebens zu finden, daß die Leute sagen: „Wo ist Totane, wo ist Jesaias? Sie haben weggeworfen, also ist es nichts mit dem Glauben." Wenn sie so reden, dann schweigen wir traurig, wir

wollen euch auch nicht beschämen, aber ist das recht? Da meinte Totane: „Ihr sollt auch den Leuten nicht sagen, wir haben weggeworfen, wir sind Abfällige, ihr sollt ihnen sagen, Gottes Wort ist noch bei ihnen, sie beten noch, sie können noch wieder umkehren. Totane versprach die Tage zu zählen, und über zwei Wochen zum Gottesdienst zu kommen.

Die Sonne war hoch gekommen, der Rückweg mußte beschleunigt werden. Das Pferd hatte ich auf halbem Wege stehen lassen; zu Fuß kommt man schneller fort, als zu Pferde, der Berge, Flüsse und Sümpfe wegen. Ein ganz eigenthümliches Land, so ganz anders als das übrige Afrika. Es gehört nicht viel Kunst dazu, daß Roß und Reiter bis über die Ohren im Morast liegen. Vorsicht ist nöthig. Der volle Mond beleuchtete unsern Weg. Die Mädchen scherzten, die Sonne ist aufgegangen, heut haben wir zwei Sonnen.

Sonntag, den 17. November. Weder Salomo noch sonst ein Gläubiger hatte sich heut sehen lassen. Das macht traurig. Als ich durch Johannes anfragen ließ, entschuldigte sich Salomo damit, daß er mit auf die Löwenjagd gewesen. Es treiben sich seit einiger Zeit Löwen hier herum; drei wurden getödtet, einer entkam. Ich nahm diese Entschuldigung einstweilen an; aber am nächsten Sonntag, 23. November, war wieder weder Salomo noch sonst ein Gläubiger erschienen. Totane ließ sich im Lauf der Woche entschuldigen, daß er durch Krankheit am Kommen verhindert worden sei.

Sonntag, den 3. Mai 1874. Jesaias, ein Getaufter, kam am Abend hier an. Johannes hatte einem Manne von Jesaias Kraal gesagt, daß ich nächstens kommen würde, um es mit allen abgefallenen Gläubigen zu Ende zu bringen. Darauf hin hat er vielleicht einen kleinen Schreck bekommen, der ihn hierher trieb. Ich sprach viel und ernst mit ihm; aber ob's was helfen wird? Sie sind träge zu allem Guten. Sein Vater, ein böser Greis, der kaum noch kriechen kann, ist die Ursache zu seinem Abfallen und das Hinderniß zur Umkehr. Ueber Totane hörte ich, daß er jetzt die vierte Frau suche und auch noch dazu mit einer Frau aus Jesaias Familie Unzucht getrieben habe. Als Shewase ihn zur Bezahlung von zwei Stück Vieh verurtheilte, lehnte er das ab und wollte Kampf mit den Waffen. Ja, es steht jämmerlich mit den einstigen Gläubigen; auf diese zeigen alle mit Fingern. „Sie haben die Medicin, die man ihnen in Natal eingeschüttet, wieder ausgespieen, nun machen sie es schlimmer als die Anderen, darum ist es nicht gut, gläubig zu werden."

Unter dem 6. August 1874 schreibt Beuster: „Von den üblen Werken des Häuptlings Totane hatte ich immer wieder Nachricht erhalten. Denn da Totane keine unbedeutende Stellung einnimmt (er hat etwa zwölf Kraale unter seiner Aufsicht), so sind auch seine Thaten im Lande nicht unbekannt. Er ist ein öffentliches Aergerniß geworden. Da ich ihn schon zweimal besucht und ernstlich er-

mahnt, er auch stets versprochen hatte, hierher zu kommen, aber sich nie hier blicken ließ, so hielt ich es nun an der Zeit, daß ich ihm den letzten Liebesdienst thäte, den ich ihm noch thun kann, indem ich ihn feierlich aus der Gemeinde ausschließe. Ein Gleiches sollte mit Jesaias geschehen. Ueber Andreas erhielt ich Kunde, daß er noch bete; daß er aber während der langen Zeit von bald zwei Jahren noch nicht den Weg zum Lehrer gefunden hat, ist wenigstens nicht sehr empfehlend für ihn. So oft ich Andreas aufsuchen wollte, war er nicht daheim anzutreffen. Solch eine Missionsreise unter Leuten, die noch gar nichts vom Lehrer gehört, wo man überall mit Mißtrauen und Entsetzen empfangen, mit Morro Baas begrüßt wird, wo man die spöttischen Mienen der stolzen jungen Burschen sehen, die spitzigen Fragen von Einem Weibe, vom Bier der weißen Leute (Branntwein) hören muß, hat manches Demüthigende. Aber die Arbeit muß gethan werden, und was nicht sauert, süßt auch nicht, und wenn ein alter Mann und Frau im Felde auf die wunderbare Mähr von Auferstehung und seligem Leben erstaunt alle Worte wiederholen, dann geht man ein wenig beruhigt weiter. Als ich gegen Abend bei Totanes Stadt ankam, wurde ich in meinem Vorhaben noch fester, denn ich sah am Wege einen Paviankopf als Schutzmittel gegen den Feind, den Bruder des Häuptlings, dann einen Knochen, dann einen alten Korb. So vielerlei Zaubermittel hatte ich nirgends bei Heiden gesehen. Auch an Totanes Leibe bemerkte ich der Amulette nicht wenig.

Die ganze Geschichte von Totanes Vergehen und seine Furcht vor Shewase und vor seinem Bruder u. s. w. zu erzählen, würde hier zu weit führen. Ich that, was ich bei mir beschlossen, nämlich, daß ich seinen Hauptleuten, seiner Frau und Anderen in Totanes Gegenwart gerade heraus sagte: „Euer Häuptling ist von Gottes Wegen abgeirrt, er macht euch auch irren, folgt ihm nicht! Ein Jeder muß für seine eigne Seele stehen: Will er verderben, laßt ihn, ein Jeder muß für seine Seele sorgen, rettet euch!“ Ich bat Totane, einen Gesandten zu Andreas und Jesaias zu senden, ich wollte dann morgen meine Sachen mit ihnen zu Ende bringen. Totane versprach zu senden, er sagte, daß er in der Frühe einen Gang habe, aber zeitig zurückkehren würde. Ich benutzte die frühen Morgenstunden, um einen Besuch bei dem feindlichen Bruder Totanes zu machen. Darüber war nicht geringes Erstaunen. Dort kamen auch eine ziemliche Anzahl Leute zusammen, denen ich Gottes Wort sagen konnte. Totanes Bruder selbst schien wenig Ohren zu haben, aber es war doch eine Bekanntschaft angeknüpft und die Leute meinten doch auf meine Anfrage von wegen des Wiederkommens, daß ich getrost zu jeder Zeit kommen könne. Nachdem ich dann zu Totanes Kraal zurückgekehrt war, wartete ich lange lange auf den Häuptling, er erschien nicht. Endlich kam ein Gesandter, der uns meldete, daß Totane Abhaltung habe, wir möchten zu ihm kommen.

Zugleich erfuhr ich, daß er keinen Gesandten zu Jesaias habe finden können, daß wir diesen also nicht zu erwarten hätten. Andreas war nicht daheim. Dies war für den, der die Verhältnisse kennt, doch zu offenbare Schwindelei. Darum machte ich es kurz. Ich sagte: „Heut verachtet mich Totane, er kennt die Lehrer, er weiß, daß sie Fürsten sind, er behandelt mich aber wie einen Jungen, ich werde heute meine Botschaft an ihn beschließen, ich kehre nicht mehr zu ihm zurück." Um Totanes erste Frau thut es mir so herzlich leid. Sie hat ein so klares Verständniß für göttliche Dinge — aber der Mann, der schreckliche Mann! Ich fand Totane außerhalb eines Kraals unter einem Baume sitzend. Ich wußte die Ursache, warum er mich nicht im Kraale empfing. Eines seiner Weiber hatte ein Kind geboren und die Zauberei, die damit zusammenhing, wollte er vor mir verbergen, dies hielt ihn auch ab am Kommen. Bis daß Johannes, der zurückgeblieben war, herankam, sprach ich nur wenig mit Totane, z. B., daß er mich heut verachtet habe, daß mir sein gottloses Wesen wohl bekannt sei; daß ich nicht wieder zu ihm käme. Als Johannes ankam, sagte ich zu diesem: Johannes, du bist jetzt Zeuge der Worte, die ich mit Totane verhandele. Du sollst mir ein Zeuge sein vor Gottes Angesicht, daß ich Totane ermahnt habe zur Umkehr, daß er nicht gewollt, und daß ich ihn heute im Namen Jesu, der mir Macht gegeben zu lösen und zu binden, von der Gemeinde Gottes, von der er sich selbst losgesagt hat, ausschließe und ihn dem Satan, zu dem er sich bis jetzt bekennt, öffentlich übergebe." Noch ein paar Worte sagte ich zur Erklärung, dann stand ich auf und im Namen Gottes schloß ich ihn aus der Gemeinde. Ich war bewegt, meine Stimme zitterte. Noch eine Minute saßen wir stillschweigend, dann sagte ich zu Johannes: „Wir sind fertig, laß uns gehen." Wir gingen vorwärts und ich sah auch nicht zurück. Mein Herz schwoll in meinem Busen und ich fühlte mich nach der Demüthigung so froh als Diener meines lieben Herrn Jesu, er redete mit seinem Knechte tröstlich. Als wir ein Stückchen vorwärts geschritten, hörte ich Totanes Stimme, der nach Johannes rief. Johannes blieb zurück, ich schritt vorwärts. Im Schatten eines Baumes erwartete ich Johannes. Beide hatten noch eine längere Unterredung. „Warum verwerft ihr mich heute? Warum übergebt ihr mich dem Satan?" fragte Totane. Johannes erklärte: „Weil du des Teufels Werke thust, weil du dem ganzen Lande zum Aergerniß geworden bist. Bedenke, zu Salomo ging der Lehrer dreimal, dann starb Salomo; heut kommt der Lehrer zum dritten Male zu dir. Der Lehrer sagt: Gott kann mich oder Totane bald von der Erde abrufen, dann liegt mir noch eins auf dem Herzen, daß ich meine Sendung an Totane noch nicht zu Ende gebracht, darum will ich sie heut zu Ende bringen. Der Lehrer sagt, er will rein sein von deinem

Blute." Totane wollte noch sagen, daß wir doch nicht auf die Heiden hören sollten, die von Gott nichts wissen, aber das klang auch Johannes wie der klare Spott. —

Von dem unglücklichen Totane wird aus dem Jahre 1875 berichtet, daß er es ärger machte, als die Heiden, und selbst vor diesen seinen Namen so stinkend machte, daß ihm schließlich nichts anderes übrig blieb, als aus dem Lande zu flüchten.

Der gegen Totane angewandte Ernst der kirchlichen Zucht hatte das Gute, daß die übrigen Getauften im Lande erschraken, und daß es wenigstens in Bezug auf einen derselben den rastlosen Bemühungen des Br. Beuster gelang, ihn den Banden des Heidenthums, in denen auch er wiederum gefesselt worden war, zu entreißen. Derselbe hatte drei Monate sich nicht beim Gottesdienst sehen lassen; da suchte ihn Br. Beuster in seiner Wohnung auf. Als er zu ihm von seiner Schuld und vom Tode sprach, erschrak seine alte Mutter heftig; sie meinte nichts anderes, als daß der Missionar ihn wegen einer großen Schuld zu tödten beabsichtige; sie rief daher den Johannes hervor und forschte, um welcher Schuld willen denn der Missionar ihren Sohn zu tödten beabsichtige und bat flehentlich, daß man ihm doch das Leben lassen möchte. Es bedurfte noch fortgesetzter Besuche und Ermahnungen des Missionars, ehe David sich zurecht fand, dann aber brach er wirklich durch alle Rücksichten gegen die heidnischen Verwandten hindurch und kehrte um zum Herrn Jesu, den er, wie wir hernach spezieller berichten werden, treulich bekannt hat, bis an sein seliges Ende.

---

90. Johannes.

Außer David hat auch Johannes, der, obschon nicht aus Shewasse's Volk, doch auch dem Stamme der Batsoëtla angehörte, — er war vom Volk des Nachbar Matzebandela — sich bald aus den Stricken des Heidenthums zurückrufen lassen und ist unserm Br. Beuster schon von Anfang an ein treuer Diener und Mithelfer gewesen. Er wohnte damals noch bei Makchato, eine gute Tagereise weit von Ha Shewasse, aber er fehlte nie beim Sonntagsgottesdienst, am Sonnabend kam er und am Sonntag Abend oder Montag kehrte er zurück. Er erbot sich auch, den Br. Beuster auf dessen Brautreise nach Natal zu begleiten. Wenige Wochen vorher hörte er plötzlich auf, zu den Gottesdiensten sich einzustellen. Als Br. Beuster seinerhalb schon besorgt wurde, stellte er sich gerade zur rechten Zeit ein. Er war zuerst krank gewesen, darnach hatte man ihm gesagt, der Lehrer sei bereits fortgereist. Endlich hielt es ihn nicht länger, er mußte sich selbst überzeugen und kam, wie wir oben berichtet haben, gerade noch zu rechter Zeit an.

Nach Beuster's Rückkehr von Natal leistete Johannes ihm treue Dienste, zunächst in den äußerlichen Arbeiten, die er bei der Unzuverlässigkeit der Batsoëtla kaum ohne ihn bewältigt haben würde. Eines Tages sprach er den Wunsch nach einer Glocke aus. „Ja, die kostet aber viel Geld, wirst du auch etwas dazu geben?" — „O sehr gern, wenn ich nur Geld hätte!" — „Nun, du hast zwei Arme, willst du zwei Tage arbeiten?" — „Ja, sehr gern!" — „Nun, dann werde ich für die Arbeit einen Shilling (1 Mark) geben, das kann dein Beitrag sein." Fröhlich arbeitete er seine zwei Tage; darnach aber brachte er noch einen sixpence (½ Mk.) „der soll für meinen kleinen Jungen sein; ich möchte, daß der sich auch mit daran betheilige!"

Darnach half Johannes aber auch beim Uebersetzen, und besonders, als Beuster Lieder, wie „Laßt mich gehn," „Großer Gott, wir loben dich," „Schönster Herr Jesu" 2c. in die Batsoëtlasprache übertrug und er mit einigen Schülern sie singen konnte. Ganz erfreut brach er einmal in die Worte aus: „Jetzt sehe ich, daß Gott arbeitet; sonst konnten wir nur in Sessuto singen, und die Leute wußten nicht, was sie sangen; ich war bange, wie es werden sollte. Aber das ist die Sprache unseres Landes, die Lieder sind recht!" Und groß war Beuster's Freude, als er eines Tages aus der Ferne den Gesang von Batsoëtla-Mädchen herüber erschallen hörte: „Laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn!"

Der große Segen, den der Herr mit diesem lieben Getauften dem Br. Beuster schenkte, konnte ihn trösten über die anderen Getauften, die sich fern hielten; ja eines Tages öffnete er durch die Mittheilung, daß auch sein König Matzebandela Missionare zu haben wünsche, selbst unserer Missionsarbeit neue Bahnen. Er begleitete den Br. Beuster am 1. Sept. 1873 dorthin, und der Herr segnete den Gang so, daß, wie wir später sehen werden, die Frucht desselben die Anlegung der neuen Station Tshakoma durch unsern Bruder Schwellnuß war.

Freilich hiermit hatte er den König Shewasse schwer gekränkt, der eifersüchtig darauf war, daß er allein ein so großer Häuptling sei, bei dem ein Lehrer wohne. Die Königin Pipite namentlich redete ihn, als er Br. Beuster wiederum zu einem benachbarten Häuptling begleitete, scharf an: „Du stiehlst uns den Lehrer. Ueberall führst du ihn hin und zeigst ihm das Land! Wer hat dem Lehrer von dem Lande gesagt, dahin ihr jetzt geht? Was will der Lehrer dort?" — Beuster antwortete: „Ich bin nicht ein Mensch Eines Landes, ich liebe alle schwarzen Leute, darum werde ich Allen Gottes Wort sagen! Ich werde auch zu euren Feinden gehen!" — „Du irrst," antwortete die Königin; „ich schelte nicht dich! Ich schelte Johannes; er sündigt. Will er Gottes Wort hören, mag er hier wohnen; aber von einem Lande in das andere

gehen, das ist nichts. Ich werde das nächste Mal meine Leute schicken, und die werden ihn schlagen!" — „Königin, dann werden sie erst mich schlagen; ich sage dir, du wirst sehen, ich rede Worte," antwortete Br. Beuster. Johannes aber sprach: „Das ist nichts; wollt ihr mich tödten, so könnt ihr es thun; ich fürchte den Tod nicht; ich weiß, daß ich hernach doch lebe. Ihr könnnt nur den Leib tödten, ich werde auch nicht umkehren, wenn ich sie werde ankommen sehen!"

Mit dem Todtschlagen war das nicht so leicht zu nehmen; dazu gehört bei heidnischen Häuptlingen und Zauberern nur ein ganz geringer Antrieb oder Entschluß. Oft genug wurde von den verstockten Heiden, die sich ärgerten, daß Johannes des Lehrers rechte Hand sei, gedroht, er möge sich nur in Acht nehmen, daß er nicht eines Tages nicht mehr sei. (Sie meinten, daß er vergiftet werden würde.)

Johannes aber zog, dazu aufgemuntert durch den König, völlig auf die Missionsstation, und nun half er bei den Gottesdiensten, bei den Kraalbesuchen, auf Reisen; und namentlich auch, wenn der Missionar eine Sache beim Könige hatte, begleitete er denselben, legte ihm die Sitten der Batsoëtla und die Bedeutung ihrer oft so sehr verblümt gehaltenen Worte aus, so daß auch der König ihn öfters sehr freundlich behandelte.

Welche wesentlichen Dienste er als Evangelist geleistet hat, werden wir bei einer späteren Gelegenheit sehen. Aber er tröstete auch direkt den geliebten Lehrer, wenn er ihn von den Heiden schlecht behandelt, oder am Fieber erkrankt sah. Einmal sprach er bei solcher Gelegenheit die bedeutsamen und wohl zu beachtenden Worte: „Wenn ich deine Leiden bedenke, so frage ich: Warum? Da dachte ich: Ihr als Lehrer müßt die Schuld des Landes tragen. Der Gläubigen waren hier viele; sie sind alle abgefallen; das ist Schuld. Sie halfen nicht, Gott versöhnen, so müßt ihr Lehrer die Schuld tragen" (vgl. Col. 4, 24). Bruder Beuster fügt, indem er dies in seinem Tagebuch erwähnt, hinzu: „Die Liebe und Aufmerksamkeit, die mir dieser alte Junge beweist, ist wirklich rührend!"

91. Schwere Sonntage und andere Tage schwerer Heimsuchung.

So hatte Br. Beuster in seiner Einsamkeit zweierlei Trost, so stark, wie, abgesehen von dem Trost des heiligen Geistes, kein anderer auf Erden gefunden wird; er hatte ein liebes frommes Weib — Ida, die Tochter unseres alten treuen Missionssecretärs, Herrn Haak, und daneben hatte er einen treuen Freund und Mit-

helfer. So ausgerüstet konnte er mit frischer Kraft und fröhlichem Muth den heiligen Missionsangriff auf das gänzlich versumpfte und verstockte Batsoëtlavolk wagen. Und das that er denn auch unverdrossen.

Auf keinem der von uns in Angriff genommenen Arbeitsgebiete war „Geduld und Glaube der Heiligen" so nöthig, wie auf Ha Shewasse. Da sitzt der arme Missionar und harrt und harrt; aber kein Lebenszeichen regt sich. Hören wir seine eigenen Worte aus dem Tagebuch.

„Sonntag, den 29. Septbr. 1873. Der Besuch der Gottesdienste nimmt ab. Die Neugierde ist bei vielen befriedigt, nun kommen sie nicht mehr. Manches Angesicht, das ich im Anfang fast regelmäßig gesehen und wo ich meinte, Aufmerksamkeit und noch mehr als das zu bemerken, ist weggeblieben. Ich forsche nach der Ursache, kann sie aber nicht ganz ergründen. Meistens wird es doch wohl sein, weil mit jeder Predigt zur Entscheidung gedrängt wird und die ist schwer.

Dies Alles ist niederdrückend. Oftmals frägt das Herz: Wann wird der Erste kommen? Wer wird der Erste sein? Sollte das Wort hierher gekommen sein nur, daß das Gericht vollzogen werde? Es ist wohl ein Trost darin, aber doch kein großer; man möchte viel lieber, daß es ihnen zum Leben gereiche.

Sonntag, den 19. Juli 1874. Johannes theilte mir mit, daß ein Greis auf dem Wege von der Kirche gescholten habe und gesagt: „Mynheer, was macht er?" Er sagt: „Kommt zum Gottesdienst!" „Wir kommen und helfen ihm beten, was giebt er uns? Nichts! Kann er nicht mir und N. N. und N. N. eine Decke geben? Dann würden wir auch nicht ermangeln, stets zu helfen!" Andere sagten: „Die Sache des Buches ist nicht schön. Mynheer sieht aus dem Buche vorher, wann Leute sterben; es ist doch nicht schön, wenn man das vorher weiß." Ich hatte nämlich gesagt: Vielleicht stirbt Masinti (der Häuptling) oder ein anderer von euch bald, und was soll ich denn sagen? ich muß sagen, er ist zum Satan gegangen u. s. w. Als gleich darauf ein Mann starb, hieß es: „Mynheer hat's aus dem Buche gelesen, er hat's uns zuvor gesagt." Das Buch wird von den Heiden allgemein mit den Zauberwürfeln gleich gehalten. Jenes redet und diese reden, so ist es Eins. Man hat Johannes schon gebeten, daß er aus dem Buche sagen möchte, wo der Sohn sich befinde.

Sonntag, den 20. Decbr. 1874. Die Königin erschien zum Gottesdienst; sie erzählte, daß sie unterwegs den Leuten die Arbeit verboten. Sie schickte nach dem Kraale, um Leute zu rufen, und wirklich erschienen einige betrunkene Kerle, mit denen ich während des Gottesdienstes meine Noth hatte. Nach dem Gottesdienst beschaute die Königin die Schweine und den Garten, auch

führte ich sie zum Grabe meiner seligen Frau. Nachdem sie sich verabschiedet, hörte Johannes, wie ein Mensch die Königin frug: „Du bist von Mynheer überall herum geführt worden, was hat er dir dafür bezahlt?" Die Ansicht, daß man für das Erscheinen zum Gottesdienst bezahlt bekommen müsse, ist allgemein; daß es nicht geschieht, halten sie für Unrecht und Uebervortheilung. So forderten einige Frauen selbst von Johannes Frau Tabak und Perlen, weil sie ihnen geholfen hätten, den Sonntag zu feiern.

Sonntag, den 20. December 1874. Sind die Wochentage nicht leicht, der schweren Arbeiten wegen, so sind die Sonntage noch viel schwerer. Wenn man wartet und wartet und keine Leute erscheinen, das ist unaussprechlich schmerzlich. Immer heißt es: Sie picken daba, d. h. für Bier. In solchen Tagen kommt der Gedanke, ob es bei solcher Sättigung nicht besser ist, aufzubrechen und wo anders zu beginnen. Wie niederdrückend es ist, eine Rede ausgearbeitet zu haben, gern etwas sagen zu wollen und dann keine Leute da — das kann nur nachgefühlt werden von einem, der in gleicher Lage sich befindet. Schon bei der Ausarbeitung will sich dieser Gedanke wie ein Mehlthau auf die Sinne legen, und es kostet Gebet bei der Ausarbeitung und bei der Predigt, um nicht das Wort matt und kraftlos zu verkündigen. Und wenn man in der Kirche neben einigen Kindern noch einige betrunkene Männer sieht, die zum Scherz in die Kirche kommen, und wenn dann dem Missionar der Tag des Gerichts und das schreckliche Erwachen so klar vor die Seele tritt, dann ist's ein Schmerz, der schier das Herz zerreißen möchte."

Im Jahre 1875 schreibt Beuster: „Die vom Kinder-Missions-Verein geschenkte Glocke kam an, und durch ihren Schall wurde eine Zeit lang mancher Heide herbeigelockt, die kleine Kirche konnte oft die Zuhörer nicht fassen. Ich möchte um deswillen auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aussprechen für dies schöne Geschenk. Doch bald gewöhnte man sich an den Klang, der Kirchenbesuch wurde immer geringer; von einer Wirkung des Wortes konnte ich nichts gewahren. Wagte es auch einmal Jemand auszusprechen, daß der Lehrer Wahrheit geredet habe, dann wurde er von den Andern dergestalt verlacht und zurechtgesetzt, daß er es vorzog, lieber dem wahren Worte aus dem Wege zu gehen. Oftmals, besonders wenn das Wort trifft, begegnen meine Augen den hohnlachenden Blicken der Zuhörer. Man spottet des Bauern, dessen Geschlecht, wie sie meinen, früher von ihnen vertrieben, sich nun wieder eindrängt und, aus Furcht vor abermaliger Vertreibung, die Gemüther dadurch zu beruhigen sucht, daß er von Einem Gott und Vater aller redet. Den Unterschied zwischen Lehrer und Bauer wissen jetzt Viele, aber boshaft suchen auch diese die Unwissenden zu verführen. Unter solchen Umständen ist es mir noch

nicht gelungen, einen Katechumenen-Unterricht anzufangen. Getauft habe ich nur Johannes beide Söhne.

Während also das Leben und Wirken des Missionars unter diesem völlig stumpfen Volke mit Seufzern und Thränen gewürzt blieb, schnitt der Herr noch auf ganz besondere Weise mitten durch das innerste Herz. Die nachfolgenden Aufzeichnungen in Beuster's Tagebuch besagen Alles.

„Mittwoch, den 15. April 1874. Meine liebe Frau erkrankte. Dem Anschein nach hatten wir es mit einem Fieberanfall zu thun. An den folgenden Tagen wurde es abwechselnd besser und schlechter.

Sonntag, den 19. April. Der gnädige Herr erfreute uns heut durch die Geburt eines gesunden Töchterleins. Mutter und Kind schienen sich wohl zu befinden.

Donnerstag, den 23. April. Es gefiel dem Herrn über Leben und Tod, mein geliebtes, treues Weib von meiner Seite in seinen schönen Himmel zu nehmen. Auf der Höhe irdischen Glückes angekommen, bin ich nun darnieder gelegt in den Staub. Ich bin wieder allein, muß allein tragen. Und ich bin so schwach; darum bebt mein Herz. Nicht viel über ein Jahr durfte ich so glücklich sein. Die Thränen fließen; und gut, daß sie fließen. O du nichtige Welt! O du Land des Wesens und der Wahrheit unvergänglich für und für, mich verlangt nach dir und deiner Klarheit, mich verlangt nach dir! Da es hier zu weit führen würde, um den ganzen Hergang der Krankheit zu beschreiben, will ich nur die letzten Worte meiner seligen Frau hierher setzen. Als ich sie flüstern hörte: „Für alle meine Sünden dahin gegeben," merkte ich, daß der Todesengel nahe war, und ich rief entsetzt aus: „Meine Ida, willst du denn von mir gehen, willst du mich denn allein lassen?!" Da sagte sie, zwar mit Unterbrechungen, wo die Stimme nicht kommen wollte, aber doch laut und deutlich zweimal hinter einander: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet." Noch einige Minuten, da hatte sie ausgelitten, ausgerungen. Herr, erbarme dich mein!

Freitag, den 24. April. Br. Schwellnuß und ich machten den schmucklosen Sarg. Wie gut, daß einige Bretter zur Hand waren.

Sonnabend, den 25. April. Wir bestatteten die irdische Hülle meiner seligen Frau in die Gruft. Br. Schwellnuß, der mir in diesen Tagen eine große Hülfe war, ging dem Sarge voran, Heiden und ein Gläubiger trugen denselben, ich allein folgte. Der Herr gab mir Kraft, ob auch mit bebendem Munde, doch getrost bekennen zu können: „Jesus Christus wird dich auferwecken

am jüngsten Tage.“ In solchen Tagen erfährt man die Kraft des Glaubens.

Sonntag, den 26. April. Ich taufte mein Kindlein. Ein wehmüthiges Tauffest!“

Völlig außer Stande, inmitten der Heidenumgebung und bei Besorgung seiner amtlichen Arbeiten sein neugebornes Töchterlein selbst pflegen zu können, mußte Beuster das Vaterherz von demselben losreißen und es nach Matlale hin den Geschwistern Kühl zur Pflege übergeben. Nach zwei Monaten lesen wir in seinem Tagebuch:

„Den 7. Juli. Mein Geburtstag. Ich begab mich auf den Weg zu Br. Schwellnuß. Gegen Abend hoffte ich dorthin zu gelangen und wollte mich dann noch ein Stündchen in brüderlicher Gemeinschaft erfreuen. Doch bei einer schwierigen Stelle, nicht weit von der Station versagten die Ochsen den Dienst; die Nacht brach herein; wir mußten stehen bleiben. Doch ich wollte den Tag nicht so trübe beschließen und ging zu Fuß weiter. Bruder Schwellnuß traf ich nicht zu Hause, er war seinem Wagen entgegen gegangen, der eine Achse gebrochen hatte. Aber Briefe für mich lagen auf dem Tische, und wenn ich auch mit Beben dieselben lese und mancher Stich mir dabei durchs Herz geht, so hat es doch auch noch etwas Angenehmes und bietet eine kleine Abwechselung. Zuerst den Brief von Matlale. Mein Herz verlangte darnach, eine Nachricht von meinem Töchterlein zu bekommen. Aber — o mein Gott! der Brief meldete mir den Tod meines Töchterleins! Das war ein neuer Stich in's wunde Herz. Zwar hatte ich stets gebetet: „Dein Wille geschehe,“ aber auch: „Herr, wenn du willst deinen Knecht wieder erfreuen, wenn du willst Gnade für Recht ergehen lassen, dann schenke ihm das Leben des Kindes.“ Ich hatte schon wieder angefangen zu hoffen und glaubte, daß der Leidenskelch geleert sei. Nun galt es wieder einen Kampf. Ja, das Herz muß ganz los von allem, was in der Welt ist, muß ruhen in Gott allein: ehe ist nicht Ruhe, nicht Frieden. Gerade zwei Monate hat mein Töchterlein die Mutter überlebt. Ich glaubte in meinem Kinde das Bild der Mutter bewahren zu dürfen und nun! — die Nachricht von seinem Heimgang war mein Geburtstags-Geschenk.“

---

92. Verlegung und Aufblühen der Station.

Am 2. October 1874 erhielt Beuster den Besuch eines Deutschen, der nach Ophir reisen wollte. Da er bereits längere Zeit in diesem Lande wohnte, fiel ihm die Lage der Station auf,

und er machte den Br. Beuster darauf aufmerksam, daß die Station an der Seite einer ausgedehnten, sumpfigen Fläche den von dem Meere kommenden Winden also ausgesetzt sei, daß die Fieberluft allzeit über dieselbe hinwegstreiche, und daß eine Verlegung der Station auf die andere Seite des Wassers unumgänglich nöthig sei, wenn die Bewohner nicht beständig der Gefahr des Fiebers ausgesetzt bleiben wollten. Beuster überzeugte sich davon, daß er Recht habe und, nachdem er sich auch von dem geliebten Grabe losgerungen hatte, beschloß er die Verlegung der Station. Mit derselben kehrten freilich alle jene ersten Anlegungsmühen und Beschwerden noch einmal wieder. Noch einmal mußte die Wasserschlot ausgehoben, noch einmal die ersten Wohnhäuser aufgeführt werden. Hierzu kam als neue Plage, daß diesmal das Volk nicht so willig als das erste Mal war, um das nöthige Bau- und Gartenland abzutreten. Br. Beuster berichtet:

Den 31. October. Die Arbeiten an der Wasserfuhrt erreichten ihr Ende. Dem Herrn sei Dank! Viel Schweiß hat mir diese Arbeit gekostet. Denn als die wenigen Arbeiter, über die ich zu verfügen hatte, in ihrer Weise einen Begriff von der bevorstehenden Arbeit bekamen, nämlich, daß es nicht ohne etwas Anstrengung gehen würde, hielten sie es doch alle für besser, davon zu laufen und aus der Ferne den Fortgang zu beobachten. So stand ich mit meinem Johannes allein. Stehen lassen wollte ich die Arbeit nicht, ich sah es an als das mir zugefallene Theil, und so wurde zum Spaten gegriffen. Wir haben meist allein gearbeitet, und doch unter Gottes Beistand eine Wasserfuhrt von etwa 1500 Schritt zu Stande gebracht. Während der Arbeit muß man noch den Spott der Heiden tragen: „Er hat keine Leute, er arbeitet allein!“ Kaum aber mit der Arbeit fertig, beginnt von Neuem die Plage. Das Vieh läuft ohne Hirten, die Fuhrt wird zertreten. Nachdem ich geschwiegen, als man Wasser in der Fuhrt schöpfte, steckt man nun auch die Kinder hinein und badet sie. Auch äußern Erwachsene den Wunsch, hineinsteigen zu können. So muß man sich nun erst wieder von Neuem die Fuhrt erkämpfen. Mit einem Weibe des Königs, durch deren Gebiet die Fuhrt etwa vierzig Schritte geht, hatte ich einen harten Kampf, ich konnte nicht anders zu Ende kommen als zu drohen: „Morgen gehe ich zu Shewase und sag ihm, daß ich aus dem Lande gehe, weil ihr mich zu sehr plagt!“ Da zeigte sich auf dem vor Aerger gelben Gesicht die Farbe des Schreckens, und die Sache bekam eine andere Wendung. O, die Güte begreifen diese Menschen nicht! Alle halten den weißen Eindringling für einen Feind und Tyrannen, dem sie, weil sie nicht Gewalt anwenden können, wenigstens beständige Passivität und List und erbärmliche Niederträchtigkeit in allen seinen Bestrebungen entgegen setzen müssen. Von Anbeginn sind alle ihre

Befürchtungen zu Schanden geworden, alles Geschrei ist vergebens gewesen, sie haben im Gegentheil auch äußerlich manchen Vortheil erlangt; aber immer wieder erhebt sich der Sturm von Neuem bei jedem Werk, das ich beginne. Ueber den Platz, den ich zur Station wählen werde, ist man an betreffender Stelle in großer Aufregung. Als man nur sah, daß ich mit dem Pferde da stand, um das Land zu besehen, kam man herbei, und ich mußte Reden hören, als: „Wenn ihr hier baut, gehen wir alle aus dem Lande, ihr nehmt unsere Gärten, was sollen wir essen? Erde vielleicht?!" Nachdem ich lange versucht, sie zu beschwichtigen und zum Herrn um Geduld seufzte, mußte ich doch endlich wieder Shewases Person in die Wage legen; ich sagte: Wenn ihr behärrt zu reden wie Kinder, und nicht hört, wenn ich mit euch als Männern, die Verstand haben, reden will, so will ich mit euch bald fertig werden, ich werde Shewase rufen, daß er mir das Land anweise." Auf die Phrase hin, die ich fortwährend hören muß: „Dein Vieh wird unser Korn fressen!" habe ich keine andere Antwort mehr als: Nein, euer Vieh wird m e i n Korn fressen! Darauf antworteten sie regelmäßig: „Unser Vieh frißt kein Korn!" Ich darf mich durch dieses Geplärr nicht abhalten lassen, den gesundesten Ort für die Station zu wählen; selbst wenn sie auch einige Gärten dann geben müßten. Die Sache ist zu wichtig für das Werk in diesem Lande. Da man m i r nicht beikommen kann, soll J o h a n n e s der Sündenbock für mich werden. Alle meine Unternehmungen sucht man auf ihn, als den Urheber, zurückzuführen. Man sagt allgemein, daß er nicht lange dem Gift der Zauberer widerstehen würde. Sogenannte Freunde rathen ihm beständig zur Vorsicht und zum Schweigen. Selbst d i e Schuld muß der arme Mensch tragen, daß ich die Sprache sprechen kann; man schilt ihn, daß er mich die Sprache gelehrt hat. „Sind wir bei Bauern," sagen sie, „dann können wir in unserer Sprache nach Vergnügen schelten und fluchen, hier können wir es nicht, Mynheer versteht alles, das ist deine Schuld!" Ach, es ist ein verkommenes Geschlecht, Geduld der Heiligen ist nöthig.

Viel Noth und Verdruß ist mir dadurch entstanden, daß Shewase bei Gelegenheit der Stations-Verlegung mir zwar das ganze Land offen stellte, aber dann versäumte, die Grenzen des Stationsgrundes anzuzeigen. Er wollte es nicht glauben, daß die Unterthanen den Muth haben sollten, mich zu belästigen. Als die Erfahrung ein Anderes lehrte, versprach er sein Dazwischenkommen monatelang, aber immer wieder wurde seine Ankunft verzögert, und die Plagerei nahm ihren Fortgang. Besonders hatte ich diese Verzögerung den Händlern zu verdanken, die von Mapela verzogen, sich nun hier eingenistet haben. Shewase hat viele Geschenke empfangen, er schnupft aus silberner Dose und seinen Hals

ziert eine goldne Kette. Viele Waaren, etwa für 9000 Mark, entnahm Shewase auf Rechnung. Der zur Bezahlung gesetzte Termin war abgelaufen, doch Shewase machte keine Anstalt, seine Schulden abzuzahlen. Gerade in der Zeit, als ich auf Shewases Erscheinen rechnete, empfingen die Händler neue Waarensendungen; diese Sachen in Augenschein zu nehmen, war wichtiger, als dem Lehrer das Land anzuweisen, und so wurde mir der Rang abgelaufen. Da man Shewase verspricht, nach Abzahlung der alten Schuld neue Sachen, ja sogar Kanonen, einzuführen, ists möglich, daß er bezahlt, sonst aber versteht er es meisterhaft, überall zu borgen und nicht zu bezahlen. So kam der Tag der Abreise zur Synode nach Pretoria heran, ich mußte leider abreisen, ohne diese wichtige Angelegenheit vorher erledigt zu haben.

Auch die Wasserleitung brachte neue Sorgen und Aufregung. Sobald ich den Rücken wandte, wurde darin gebadet; zum Vögelfangen leiteten die Jungen das Wasser aus, und so mußte fast regelmäßig, wenn Wasser gebraucht wurde, die Fuhrt zuvor in Ordnung gebracht werden. Ein alter Häuptling vom Nachbarkraal, der freundlich war, und mich nie geplagt hat, ist dahin gefahren, ein Anderer ist zu schwach, um durchgreifen zu können, und so wächst die Plagerei, anstatt abzunehmen. Wenn ich alle Leiden der Letztzeit, die mir entstanden sind durch boshafte Heiden, durch Arbeiter, durch die Elemente, durch König und Obere, durch Krankheit ohne Pflege und so manches Leiden, das der Herr allein kennt, an meinem Geiste vorübergehen lasse, und mich dann betrachte, daß ich zur Synode abreisen will, gesund und mit noch ungebrochenem Muthe — dann bin ich mir selbst ein Wunder. Und ich habe dies geschrieben, um Seelen, denen die Wasser der Trübsal bis an die Seele gehen und die dieses etwa lesen sollten, aus eigner Erfahrung zurufen zu können. „Größer als der Helfer ist die Noth ja nicht." Und nun hat mein Gott abermals zu mir gesprochen: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und er hat mir die Wege geebnet und will mir wieder eine Gehülfin zuführen. Daß es zum Segen Seines Werkes und endlich dazu diene, daß wir „nur selig" werden, ist unser Herzenswunsch."

Nachdem Br. Beuster am 22. August 1875 mit der Wittwe des Br. Koboldt sein zweites Ehebündniß abgeschlossen hatte, war es, als ob ein neuer Lebensstrom auch über das Gedeihen seiner Station sich ergießen wollte. Dadurch, daß mit der jungen Missionarsfrau auch der oben in der Geschichte von Waterberg erwähnte Paulus mit seiner Frau übersiedelte, hatte die Station mit einem Mal ein kleines Gemeindlein erhalten, und Johannes schloß mit Paulus den innigsten Liebesbund zu gemeinsamer Arbeit im Herrn. Einige heidnische Bewohner von Waterberg, die ebenfalls mithergezogen waren, nahmen dem Br. Beuster die Sorge

um Handarbeiten und Dienstboten ab. Ja selbst eine kleine Schule konnte eröffnet werden mit vier Kindern, die vier Sprachen sprachen. Das eine Kindlein war das Stieftöchterlein des Missionars, deren Muttersprache die deutsche ist, ihre Gespielin, die Tochter von Paulus, redete holländisch, der Sohn von Johannes redete tsiwênda, und ein Dienstkaffer sessuto.

An den Abendandachten nahm auch der oben erwähnte, verlorene und wiedergefundene David aus dem Batsoëtlavolk Theil, wobei zu Br. Beusters Freude in drei Sprachen gebetet wurde. Voll Dankes gegen den Herrn war er, als er am Reformationsfesttage 1875 zum ersten Male auf seiner Station mit vier Getauften das heilige Abendmahl feiern konnte. Ein Mädchen; das im Hause des Br. Koboldt aufgewachsen war, wurde zur Taufe vorbereitet. Unter dem Wildfeigenbaum, der im Jahre 1875 als Christbaum diente, empfing David mit den Uebrigen das heilige Abendmahl, und hat seitdem Treue gehalten bis ans Ende. — Aber — es war, als könne es unter den Batsoëtla nicht anders als durch bitterstes Elend gehen. Alle diese Freude des Br. Beuster wurde wiederum jäh und plötzlich geknickt.

Br. Beuster kehrte im October 1876 fröhlich von der Synode in Botshabelo zurück und wurde von den Seinigen mit Jubel empfangen. Das Haus war während seiner Abwesenheit fertig gedeckt, und es fehlte nur noch die Tischlerarbeit und das Abputzen, ein schönes Haus mit schattiger Veranda, die in der Hitze solch schönes, kühles Plätzchen darzubieten versprach. Aber — nach kurzer Freude an all diesen Herrlichkeiten wurde dem Br. Beuster mitgetheilt, daß wiederum eine Pocken-Epidemie im Lande herrsche, und daß der treue liebe David schwer krank daran niederliege. Er eilte zu ihm. O wie entstellt sah er aus! Gar nicht mehr zu erkennen. Br. Beuster war Doctor und Krankenpfleger zu gleicher Zeit. Nach kurzer Zeit mußte er ihm den Sarg zimmern und ihn neben seiner heißgeliebten Frau zur ewigen Ruhe bestatten. Johannes grub ihm sein Grab. Er fühlte sich schwach und beklommen, die Trauer übermannte ihn; einen Tag nach der Beerdigung legte auch er sich. Die Krankheit schien einen guten Verlauf zu nehmen. Die Batsoëtla aber pflegen, wenn die Pocken die Reife erlangt haben, ihre Kranken abzuwaschen und abzureiben, eine schreckliche Qual. Bei David war dies unterlassen, und man hatte dem seinen Tod zugeschrieben. So gestattete Beuster es bei Johannes. Gleich darauf verschlimmerte sich der Zustand, er selbst sagte: Sie haben mich gemordet! Nicht lange darauf mußte Beuster ihm die Augen zudrücken.

So lagen denn die beiden einzigen Christen aus dem Batsoëtla-Volk, die so treue Dienste geleistet hatten, die Hoffnung, der Trost des Missionars, auf deren Hülfe er so schöne Pläne

gebaut hatte, unter dem Rasen, und das übrige Volk hatte bereits als Johannes noch lebte mit dem Evangelio abgeschlossen. Sie sagten, es sei thöricht, noch ferner zu dem Gottesdienste zu gehen, denn sie hätten dafür ihr Lebelang noch nichts empfangen; man müsse daher künftig nicht mehr auf die Stimme des Eisens (die Glocke) hören, so würde dann der Lehrer bald müde werden, sie zu rufen oder zu predigen, und seine Worte würden „sterben.“ Der Lehrer sei überhaupt nichts werth. Zum Beten rufe er die Leute, aber wenn ihm Shewase einen Ochsen schenke, so schlachte er ihn nicht für sie; wenn es etwas zu essen gebe, sei er immer ganz still! Den „Kindern des Lehrers“ (den Evangelisten Johannes und Paulus) gegenüber müsse man nur die Taktik beobachten, daß man nie widerspreche und immer Ja sage, so würden sie bald müde werden. Das Wort Gottes ist nicht angenehm, sondern bitter, fügten andere hinzu. Wäre das Wort angenehm, so würdet ihr Gläubigen es wohl für euch selbst behalten; aber weil ihr es durchaus an andere mittheilen wollt, so sehen wir daraus, daß es bitter ist. Das war die Frucht, die Br. Beuster in dreijährigem Lehren und Zeugen, Kämpfen und Beten im Batsoëtlavolk geschaffen hatte.

So steht der einsame Missionar auf Ha Shewase seinen Riesen-Aufgaben wiederum mit gebrochenen Waffen gegenüber. Indeß er verzagt nicht, sondern weiß, daß das des Herrn Art ist, erst da mit seiner herrlichen Hülfe zu kommen, wo Alles zerknickt zu sein scheint, und daß, wenn Satan auch noch so sehr sich sträubt, er dennoch schließlich unter den Füßen des Herrn Jesu liegen muß, und so arbeitet Br. Beuster weiter „in Geduld und Glauben der Heiligen.“

---

93. Die Missionsarbeit auf Tshakoma (bei dem Häuptling Matzebandela).

Wir haben bereits oben gehört, daß Johannes, der treue Gehülfe des Br. Beuster, aus dem Volke des Häuptlings Matzebandela war. Dieser letztere ist ein ziemlich selbstständiger Unterhäuptling des mächtigsten unter den Batsoëtlahäuptlingen, des von uns bereits mehrfach erwähnten Makchato, und wohnt etwa vier Stunden Reitens südwestlich von Ha Shewasse, nach dem Platz des (seit 1875 aus jener Gegend verzogenen) Albasini zu, dessen Wohngebäude von dem Wohnsitz Matzebandela's aus gesehen werden können; eine dort angelegte Station bildete also ein Glied in der Verbindungskette von Ha Shewasse aus sowohl nach Blauberg als nach Matlale zu. Die Wohnsitze des Volkes von Mapope und

Lamondo können von dort aus erreicht werden, so daß die Anlegung einer Station bei diesem Häuptling für unser Werk sehr wünschenswerth erschien.

Br. Beuster machte sich also, aufgemuntert von seinem Johannes, der ihn auch begleitete, am 1. September 1873 auf den Weg, um dieserhalb den Häuptling Matzebandela zu begrüßen. Er fand in ihm einen gutmüthigen ältlichen Herrn von angenehmem Aeußern, nicht ganz so corpulent, wie die Häuptlinge jener Gegend zu sein pflegen. Er war außerordentlich freundlich und entgegenkommend, erklärte sich sofort bereit, dem Lehrer Land und Wasser zu geben, damit er bauen könne, am liebsten aber wolle er gleich Br. Beuster behalten, den kenne er, und er wolle doch einen rechten Lehrer haben und keinen schlechten. Beuster bedeutete ihm, daß er doch unmöglich von Shewasse fortgehen könne, der ihm nichts zu Leide gethan habe und Johannes fügte hinzu, die Lehrer seien alle von Einem Geschlecht. Ausdrücklich aber erklärte Beuster, der Lehrer käme nicht, um mit ihnen Handel zu treiben, sondern um sie das Wort Gottes zu lehren. Der Häuptling war es zufrieden und damit die Sache in Ordnung.

Am Dienstag, den 12. Mai, fuhren Bruder Beuster und Schwellnuß und die bei ersterem zum Besuch sich aufhaltenden Geschwister Kühl von Ha Shewasse ab nach dem neuen Platze, den sie, da der Weg noch nicht geebnet war, erst nach 2½tägiger Fahrt am 14. Mai 1874, als am Himmelfahrtstage, erreichten. Der Häuptling, der seinen ältesten Sohn dem Wagen zu Hülfe gesandt hatte, erschien noch an demselben Abend, um zu grüßen. Am andern Morgen kam er wieder mit seiner Umgebung, die Grenze der Gärten und des Landes wurde festgestellt und das Land so ausgesucht, daß es aus dem Flusse gut bewässert werden konnte. Dem Könige schenkte Br. Schwellnuß eine wollene, seinem Sohne eine baumwollene Decke, für welche letzterer als Gegengabe einen fetten Bock brachte mit der Versicherung, daß er ihn liebe und sein Freund sei.

Am Sonntag, den 17. Mai, kamen viele Leute, um den fremden Ankömmling zu sehen und wo möglich für Perlen und Schürzenzeug ihre Erdbohnen, Milis 2c. umzutauschen. Ihrer 70 blieben zum Gottesdienst.

Die Mühen und Arbeiten zur Anlegung der ersten Stationsgebäude, Wasserschlot 2c. haben wir oben genugsam beschrieben. Sie wiederholten sich auch in Tshakoma — so nannte Bruder Schwellnuß seine Station — nur daß der König williger und freundlicher zu Dienstleistungen war, und nach einigen Bedenken sogar zugab, daß Schwellnuß aus einem heiligen Hain sein nöthiges Holz entnahm. Br. Schwellnuß baute, so lange die Regenzeit dies gestattete. Diese machte sich indeß bald spürbar mit ihren

Hindernissen und Unbequemlichkeiten. Die Tage, in denen soeben die unerträgliche Hitze alles Grüne welk gemacht hatte, werden trübe, windig und wolkig. Zunächst entsteht ein dichter Nebel, der sich zu Wolken gestaltet, diese legen sich auf die Berge nieder, bis sie sie völlig eingehüllt und unsichtbar gemacht haben. Nach einigen Tagen strömt der Regen in Güssen und füllt alle Bäche und Flüsse. Selten wird die Eintönigkeit des Regens durch einen sonnenklaren Nachmittag unterbrochen; zeigt sich an solchem auch nur eine einzige kleine Wolke, so strömt es nach einer Viertelstunde vom Himmel herab, und glücklich ist, wer in seinem Hause trocken sitzen kann. Die Eingeborenen sitzen in ihren Häusern am Feuer; wird der fast reife Mais vom Regen übereilt, ehe er abgeerntet werden konnte, so ist die Wehklage groß. — Vom Regen bekommt das Kleinvieh, Schafe, Ziegen, kranke Füße, das Vieh in den Kraalen beginnt einzusinken, weil der Boden aufweicht wie ein Moorgrund. Hat einer für die Regenzeit nicht vorher mit Lebensmitteln sich versehen, dann wehe ihm, verkauft wird nichts. Ueberhaupt ist der Verkehr auf das Nothwendigste beschränkt, weil der Boden durchnäßt ist. Erreicht die Regenzeit im April ihr Ende, dann beginnt die Fieberzeit.

Das Fieber ist, da unsere bisher angelegten Stationen, außer Blauberg und Makchabeng, der gemäßigten Zone angehören, ein neuer, früher in seiner Tücke ungekannter Feind, dem gegenüber wir uns nach Kräften wehren müssen. Eine Vorsicht, die vor allem zu beobachten ist, ist die, daß man nicht in der Nähe eines Sumpfes und nicht auf der Seite desselben, von wo aus die Winde gewöhnlich kommen, die Häuser baut. So wie nun aus diesem Grunde die Stationsgebäude bei Shewasse an einen anderen Ort verlegt werden mußten, so ergab sich ein ähnlicher Uebelstand auch auf Tshakoma. Die Station mußte 350 Schritt von ihrem ersten Standort auf einen etwa 40 Fuß höheren Bauplatz verlegt werden. Die erstangelegte 1100 Schritt lange Wasserschlot konnte ihrem größten Theil nach wieder benutzt werden, so daß nur ein Zweig von 500 Ellen abgezweigt wurde; das Wasser wurde rund um die neue Baustelle geleitet, weil auf diese Weise Br. Schwellnuß gleichsam auf einer Insel wohnend, einen Schutz gegen die lästigen Ameisen zu finden hoffte. Um dem Fieber nicht neue Opfer zu bringen, arbeitete Br. Schwellnuß auch während der Regenzeit, und so konnte noch glücklich vor deren Beendigung am 12. April 1875 der neue Platz bezogen werden. Für ein kleines Gärtchen, in welchem die Pfirsichbäume bereits lustig wachsen, bot die neu angelegte Wasserschlot auch die nöthige Hülfe der Bewässerung.

Br. Schwellnuß war glücklich, am 23. December 1874 noch kurz vor dem Beginn der eigentlichen stärksten Regenzeit mit seiner von der Natalbai abgeholten neuvermählten Frau die Station zu

erreichen. Das junge Ehepaar hatte freilich schon sehr bald schwere Tage zu bestehen, indem Schwester Schwellnuß im Februar bis auf den Tod erkrankte; allein der Herr erhörte ihr Gebet und sie ist völlig genesen.

Außer dem Hausbau hatten unsere nördlich wohnenden Brüder Schwellnuß und sein Nachbar Beuster (bei Shewasse) noch mancherlei andere äußerliche Arbeiten. Ein großes Werk ist ihnen mit vieler Mühe gelungen, nämlich zwischen beiden Stationen einen ordentlichen Fahrweg herzustellen. Dazu mußten Sümpfe ausgefüllt werden mit Baumstämmen, Steinen und Erde, Abzugsgräben wurden gegraben, Brücken gebaut, steile Ufer abgestochen, Dickichte wurden ausgeholzt — ein schwer Stück Arbeit, wenn man bedenkt, wie völlig ungeschickt, unlustig und unzuverlässig die farbigen Arbeiter sind, die man als Hülfe miethet. Nun aber haben die beiden Brüder den Vortheil, daß sie sich einander im Ochsenwagen in sieben Stunden, zu Pferde in drei Stunden erreichen können, während sie früher an drei Tage gebraucht haben und nicht selten im Fluß stecken bleiben oder umwerfen mußten. Diese Möglichkeit, einander bald zu erreichen, ist dort oben in der Wildniß von unschätzbarem Werth.

Das Volk hat sich sammt seinem Häuptling Matzebandela dem Worte Gottes gegenüber ziemlich stumpf und unzugänglich bewiesen. Im Aeußerlichen war der Häuptling freundlich und entgegenkommend, sofort bereit, die neue Baustelle zur Veränderung der Station herzugeben, auch sonst gefällig, und sichtlich gehoben durch das Bewußtsein, daß er ein so mächtiger Häuptling sei, daß ein eigener Missionar bei ihm wohnt. Im Uebrigen aber ist er conservativ, d. h. er ist ein Mowenda und will auch einer bleiben. Wer aus seinem Volk die Sitten der Väter verlassen wollte, den hält er für dumm, sehr dumm, ja verrückt.

Sein Volk, die Bawenda, hat das mit anderen Völkern gemein, daß wie die Hottentotten sich koin-koin (d. h. die Menschen, die rechten eigentlichen Menschen) nennen, wie die Rothhäute sagen, die Weißen wären zu weiß, die Schwarzen zu schwarz, aber sie, die Rothen, gerade recht, und wie die Grönländer sich auch die eigentlichen Menschen nennen, — so auch die Bawenda sich für die eigentlichen richtigen Menschen halten und sich als solche vatho-vatho nennen. Dabei haben sie auch das mit anderen Leuten gemein, daß ihr Dichten fast nur auf das, was irdisch ist, sich beschränkt, Essen, Trinken, Spielen, und daß sie das Wort Gottes darnach bemessen, was es ihnen für irdische Vortheile bringt. Einmal kamen etliche zum Br. Schwellnuß ganz entsetzt: „Wir hören doch nun schon so lange Gottes Wort, aber dennoch hat unser Häuptling uns um Vieh gestraft;“ andere kamen mit der Frage, ob, wenn sie Gottes Wort lernten, der Löwe ihnen auf der

Reise keinen Schaden thun werde, oder ob sie nicht sterben werden. Ihre Sitten und Gesetze sind dabei über die Maßen roh. Als einer aus dem Volke die Schwestertochter des Häuptlings durch Unvorsichtigkeit erschoß, da ließ dieser sofort den Unvorsichtigen wieder erschießen, dann wurde sein Vater erschossen, sein Bruder konnte mit einer Stichwunde noch entfliehen; das Vieh des Vaters sammt all seinem Eigenthum wurde confiscirt und die ganze Familie Landes verwiesen. Da der Vater ein kleiner Häuptling war, so hatte der König ein gutes Geschäft aus der Sache gemacht „zur Milderung seiner Traurigkeit." Das ist Recht der Heiden.

Der benachbarte Häuptling Makchato, der eine Art Oberhäuptlingsschaft über Matzebandela ausübt, hörte von einem berühmten Zauberdoctor, der eine Medizin bereitete, die gegen jede Kugel schußfest mache. Die Gesandtschaft kam zurück mit dem Bericht, der Zauberer habe auf sich eine Kugel abschießen lassen, und diese dann in der Hand zurückgegeben. Makchato prüfte die Salbe sofort; der Führer der Gesandtschaft wollte selbst das erste Ziel sein, so fest war er von der Kraft der Salbe überzeugt. Makchato aber wählte drei andere Personen, darunter eine seiner Frauen; sie wurden erst mit der Medizin bezaubert, dann auf sie geschossen. Zwei blieben auf der Stelle todt, die dritte wurde schwer verwundet — Makchato aber ließ — eine neue Gesandtschaft an den berühmten Zauberer schicken. So fest sind die Leute im Aberglauben.

Am 10. November machte Schwellnuß bei einem Nachbarhäuptling Mapope einen Besuch. Derselbe wünschte auch einen Lehrer zu haben. Nach einigen Tagen kam er und bot den Brüdern ein Pferd zum Verkauf an; dasselbe habe ihm viel gekostet, nämlich drei Menschen und einen Elfenbeinzahn. Den Menschen berechnete er zu 40 Pfd. Sterl. (800 Mark), den Elfenbeinzahn zu 10 Pfd. Sterl.; also Summa 130 Pfd. Sterl. verlangte er wieder. Das war aber den Brüdern zu theuer.

Obgleich nun aus diesem Handel nichts wurde, so ergab sich aus den gegenseitigen Besuchen doch ein anderer Vortheil, nämlich ein Sohn des Häuptlings stellte sich beim Missionar ein, um lesen zu lernen. Zu diesem gesellte sich ein zweiter, und dann noch ein dritter Jüngling aus der Häuptlingsfamilie. Bald stellten sich vom nächsten Kraal noch vier Jünglinge ein, und so hatte Br. Schwellnuß in kurzer Zeit das, worauf ein junger Anfänger in der Missionsthätigkeit bisweilen Jahre lang warten muß, eine kleine Schule von acht Jünglingen, die er in Gottes Wort, im Lesen und Schreiben unterrichten konnte. Das gab eine große Freude. Und da nun seit dem Anfang des Jahres bereits zwei Jünglinge im eigentlichen Taufunterricht sich befanden, so bildeten diese zehn den Hoffnungsacker für unser neuaufgebrochenes Missionsgebiet unter den Bawenda.

So konnte unser Br. Schwellnuß denn das liebe Weihnachts-

fest 1875 mit anderen Gefühlen feiern, als das vorjährige; ein Wildfeigenbaum diente ihm als Christbaum, unter dessen Lichtern die kleinen Geschenke ausgebreitet lagen, welche er für die Jünglinge bestimmt hatte.

Im Jahre 1876 erfuhr die Schülerzahl des Br. Schwellnuß eine Verringerung dadurch, daß die vier Söhne von Mapope auf die Diamantfelder zur Arbeit zogen. Dagegen kam ein getaufter Mowenda, namens David Funzane, mit Frau und Kind von Natal, um sich auf der Station anzubauen. Die Frau nebst ihrem Bruder traten in den Taufunterricht. Von den älteren Katechumenen konnte Br. Schwellnuß die beiden Gefördertsten am Epiphanientage 1877 taufen, so daß also auch über das Batsoëtlavolk die Epiphanien angebrochen sind.

---

94. Vorwärts.

Vom Zoutpansberg aus gegen Norden erschließt sich für die Missionsarbeit eine neue Welt. Die Berge, die man über die Limpopoebene hinaus von den nördlichen Abhängen des Zoutpansgebirges erblickt, sind von sehr zahlreichen Völkerschaften bewohnt. Dort hinüber schweift oft sehnsüchtig das Auge unserer Brüder, und ihr Herz ermißt die Zeit, wann auch dorthin die Füße der Friedensboten das Wort von dem Licht der Heiden tragen werden. Zunächst aber bietet der Zoutpansberg selbst mit seinen Batsoëtla noch Arbeit genug dar. Dies Feld zu recognosciren unternahm Br. Beuster von Ha Shewasse aus mit seinen eingeborenen Helfern, die aus dem Volke selbst waren.

Am 26. November traten die beiden Evangelisten Paulus und Johannes eine größere (achttägige) Reise an zu den umwohnenden Königen, die zum Theil mit Shewase in Feindschaft leben, David begleitete sie als Wegweiser. In nordöstlicher Richtung reisend, kamen sie etwa nach einer Tagereise bei dem Häuptling Makoarela an, dem Sohn und Unterhäuptling des Königs Mpafudi (oder Mpafuri, s. die Karte). Sie fanden ein geneigtes Ohr; er hatte schon früher den Wunsch gehabt, einen eigenen Lehrer zu haben, und war nun fröhlich erstaunt, daß sich die Aussicht auf Erfüllung dieses Wunsches ihm eröffnete. Dann kamen sie zum Häuptling Gondo. Der war aber entsetzt über solche Gesandtschaft und wunderliche Reden. „Was wollt ihr bei mir? Woher kennt ihr mich? Ich bin ein kleiner Häuptling! Was sucht ihr bei mir? Ihr redet von einem Gesetz, das man auf der Hauptstadt nicht kennt! Der König zeigte uns dieser Tage einen neuen Gott, und dafür mußten wir ihm Böcke und Picken bezahlen, nun kommt ihr wieder und wollt uns aussaugen. Lauft

doch weiter und laßt uns in Ruhe!“ — Der „neue Gott,“ den König Mpafudi seinen Leuten gezeigt hatte, war eine Photographie, die er irgendwo von einem Händler erstanden hatte. Dies Bild, sagte er, sei der Urgroßvater (der Umkulukulu der Zulu). Wer dies Bild ansehe, habe eine Schuld an sich, und müsse bezahlen. Sieht es der Kraalhäuptling, so hat der ganze Kraal die Schuld.

Darnach kamen unsere Boten zu der Königin Neshaolo, und sagten, sie seien Boten des Gottes, der im Himmel wohnt. „Ihr lügt! Ihr lügt!“ lautete die Antwort. Die Boten betheuerten, sie reden wahrhaftige Worte, Gott der Schöpfer regiere das Große und Kleine. „O wenn das wahr ist, rief die Königin aus, dann bin ich fröhlich! dann bin ich zufrieden! Dann sieht er auch mich, und kennt meine Wunde und meinen Schmerz!“ — Und nun erzählte sie von dem großen Schmerz, der ihr vom König Mpafudi zugefügt werde, der fortwährend Gelegenheit suche, sie des Landes ihrer Väter zu berauben. Sie wolle keinen Krieg, gebe auch nichts um die Herrschaft, wenn sie nur einen Ort habe, wo sie ihr Leben in Ruhe beschließen könne. Als ihr Paulus nun von den großen Thaten Gottes, an Israel gethan, berichtete, da wurde sie fröhlich: „Heute werde ich ruhig schlafen! Heute fürchte ich nichts! O meine Kinder, wenn ihr werdet weit weg sein, dann werde ich wieder in Unruhe leben!“ — Dann befahl sie, daß für die Evangelisten ein Bock geschlachtet werde. Am folgenden Tage mußten diese vor allen versammelten Räthen predigen, und die Königin sprach ihren lebhaften Herzenswunsch aus, daß doch bald ein Lehrer da sein möchte, ihre Kinder zu unterrichten. „Mein Land steht offen; der Lehrer kann wohnen, wo er will!“ sagte sie. „Verzieht der Lehrer zu kommen, werde ich mich selbst aufmachen, ihn zu suchen!“

Darnach kamen unsere Evangelisten zum König Lambane. Dieser hörte mit Interesse der Botschaft zu. Er wird schwer heimgesucht von dem mächtigen König Makchato. Dieser scheint demgemäß eine Art Oberhoheit über das ganze Zoutpansgebirge zu haben; denn von Matzebandela, der von ihm in Abhängigkeit ist, bis zu Lambane ist eine Entfernung von drei Tagereisen im Ochsenwagen. Makchato hat den Lambane überfallen und mehrere seiner Verwandten getödtet. Ramagnete, Lambane's Bruder, hat im Auslande gearbeitet und die Lehrer kennen gelernt, deshalb hat er auch in Lambane den Wunsch erweckt, einen Lehrer zu haben. „Wenn ein Lehrer hierher kommt,“ so sprach der König, „werden wir Ruhe bekommen; die Lehrer machen das Land schlafen!“ Ramagnete versicherte, daß, wenn nach zwei Jahren kein Lehrer da sein werde, er selbst sich auf die Reise begeben werde, um einen Lehrer zu suchen für dieses Land. Von Lambane aus kann man — freilich der Tsetse-Fliege wegen meist zu Fuß wandernd — in sechs

bis acht Tagen Ophir erreichen. Die Entfernungen sind von Westen mit einer kleinen Biegung nach Norden zu östlich fahrend von Matzebandela bis Ha Shewasse, und von dort bis Makoarele, und von dort bis Lanibane je eine Tagereise, und Br. Beuster sieht bereits fröhlich im Geiste die Angriffscolonne dieser vier Stationen nach Norden zu formirt. Er hat denn auch schon die Recognoscirung gehalten auf der ganzen Linie in einer am 13. Decbr. angetretenen Reise, die da einsetzte, wo die Vorläufer zuerst eingetreten waren.

Zunächst nahm er in Begleitung von Paulus, Johannes und David seinen Weg zur Hauptstadt des Königs Mpafudi, der ja darüber zu entscheiden hatte, ob sein Sohn Makoarele einen Lehrer annehmen dürfe oder nicht.

Das war aber ein wunderlicher Mensch. Kaum hatte sich Beuster mit seinen Begleitern gesetzt, so fing er an, auf Johannes zu schelten. Br. Beuster achtete zuerst nicht sonderlich darauf und dachte, das sei so die Art des alten Heiden. Aber dessen Schelt-worte überboten sich immer heftiger bis zu den gemeinsten Schimpf-reden, die rothen Augen des alten Mannes funkelten unheimlich, der Speichel spritzte aus dem Munde; er sah aus, wie ein Satan. Endlich sprang er auf, nahm einen Stock und holte aus zum Schlage, den Johannes abkehrte. Nun aber sprang er noch wüthender auf: „Wie kannst du es wagen, meinen Stock zu fassen!" Damit holte er abermals aus, und der Schlag wurde nur durch einige Höflinge abgewehrt, die dazwischen sprangen und um Gnade flehten. Das Alles war das Werk weniger Augenblicke; Johannes zog sich zurück, und auch Beuster erhob sich und sprach: „Was machst du? Du schlägst mein Kind! Damit hast du mich weg-getrieben!" und schickte sich an zu gehen.

Als er fortgegangen war, lief der König mit seinen Knechten um das Haus herum, um sein Fortgehen zu verhindern. Der König stellte sich vor den Missionar und rief: „Nicht gehen Mynheer, Mynheer nicht gehen! Ist alles Scherz! Ihr kennt nicht Mpafudi!" Die Trabanten bemüheten sich, den König zu entschuldigen, somit kehrte Beuster zurück. Der König brachte Speise. Dann spielte er auf der Mbela, stand auf und stieß sie um, daß sie zerbrach; darnach setzte er sich, und fing wieder an, in gewohnter Weise zu schelten. Als Beuster sagte: „König, meine Ohren thun mir weh ob solcher Worte," antwortete er ärgerlich: „Mögen sie dir immerhin weh thun, das ist nichts!" Betrunken wollte er nicht sein, das sollte nicht wahr sein, aber seine Dacha-pfeife ließ er sich bringen, und begann beim Rauchen wieder zu toben: „Shewasse! Shewasse! Ich komme! Ich haue dich in Stücke! Heute, diese Nacht stecke ich alle deine Kraale in Brand!" Dann beauftragte er Beuster, allerlei solche Complimente an She-wasse zu überbringen, was dieser höflichst ablehnte.

Er begleitete den Missionar aus der Hauptstadt: „Shewasse tödtet meine Kinder! Du wohnst bei ihm! Warum sagst du ihm nicht, daß er das nicht thun soll?" — „Ihr sagt, wir Schwarzen werden brennen im Feuer! — Unsinn. Siehst du nicht diese schwarze Haut? Die wird nicht brennen, die ist schwarz; aber ihr seid weiß, ihr werdet brennen!" Dazu machte der König allerlei gymnastische Sprünge und Kämpferstellungen, verachtete die Pferde der Weißen, rühmte dagegen gewaltig sein Beil. Dies würde er in die Hand nehmen und mit seinen schnellen Füßen den fliehenden Reiter erreichen und ihm mit seinem starken Arme das Pferd unter dem Leibe zerhauen. Dabei suchte er zum Ergötzen der Knechte die Bewegungen eines von ihm zerhauenen und niederstürzenden Pferdes nachzuahmen. Die Hauptstadt lag schon hinter den Reisenden, ein langer dichter Dornenwald war durchschritten, der König war immer noch bei ihnen, denn — er wollte ihnen seine Schweine zeigen und nach seinen Arbeitern sehen. Als letztere erreicht waren, sprach er zu diesen: „Nun werde ich regnen lassen, und alles Korn wird herrlich wachsen!" „Du lügst," antwortete der Missionar, „du kannst nicht Regen machen." Der König sprach: „Du, sag das nicht noch einmal, sonst lasse ich regnen, bis daß der Fluß, den du überschreiten mußt, voll wird und du bis zum Winter (vier Monate) nicht wieder herkommen kannst." — „Mach doch den Fluß voll! Laß deine Kraft sehen." Da sah der König seine Umstehenden an und lachte. Auf die Frage, ob der Missionar kommen dürfe, das Wort zu verkündigen, antwortete er: „Zwischen uns besteht kein Streit, du kannst lehren, wo und wann du willst, du kannst auch meinem Sohn sagen, daß ich nichts dawider habe, wenn er an Jesum glauben will!"

Als die Reisenden allein waren, deutete Johannes das Benehmen des Königs, das nichts anderes hatte sein sollen, als ein Beweis davon, daß Mpafudi sich als ein sehr großer König hatte zu erkennen geben wollen, dem man alle Ehrerbietung zu erzeigen wohl Ursache hätte. Der Zorn gegen Johannes hatte den Grund, daß dieser versäumt habe, bei der Audienz seinen Rock auszuziehen; dem Paulus hätte man diesen Mangel an Höflichkeit wohl mit seiner Unwissenheit entschuldigt, aber Johannes kenne doch die Hofetiquette. Shewasse verlange dergleichen nicht, von dem weiß doch Jeder, daß er ein großer legitimer König sei, der sich seine Ehre nicht zu erfluchen brauche. Die für Shewasse bestimmten Scheltworte seien auch Verstellung gewesen; würde Beuster sie bestellt haben, so wäre der Erfolg doch nur gewesen, daß sich die beiden Könige ihrer alten Freundschaft versichert hätten, und der Missionar wäre der Sünder gewesen, der, wie alle Weißen, Feindschaft zwischen Häuptlingen anzuzetteln bedacht wäre. Uebrigens würden von Mpafudi Gräuelthaten genug erzählt, daß er seinen

noch lebenden Feinden die Eingeweide herausgerissen habe und dergleichen.

Das Nachtquartier nahmen die Reisenden bei dem Häuptling Neuwkula. Dort hörte man sie willig und mit Interesse an. — Ja, wenn die Weiber nicht wären. Der Gedanke, die Vielweiberei aufgeben zu sollen, lastet wie ein Alp auf diesen Völkern; er beschäftigt sie, wenn sie ihn auch nicht aussprechen, bis ein Tapferer damit hervorkommt. Dann fängt der Wettkampf an, das Spotten und Hohnlachen — bis die Spötter allmählich vom Kampfplatz verschwinden.

Am folgenden Tage (14. Dezember) kamen die Reisenden bei Makoarele, Mpafudi's Sohn, an. Beuster war erstaunt, mitten in der Wildniß einen ziemlich anständig bekleideten Mann zu treffen. Es war der Häuptling. Er war sehr entgegenkommend und freundlich, und sprach lebhaft das Verlangen aus, einen Lehrer zu haben. — „Aber was sagt dein Vater?" — „Ich werde mit ihm sprechen, und dir sein Wort mittheilen!"

Während des Gesprächs verlautete, es wäre ein Knopneuse in der Nähe, der das Buch lese und die Kinder zusammenriefe, um sie zu lehren. Die Boten gingen, ihn aufzusuchen. Makoarele war erstaunt: „Diese Menschen, rief er aus, nehmen einen (verachteten) Knopneusen in ihre Gemeinschaft auf!" Letzterer aber suchte sich zu verbergen; dann kam er mit einer schönen englischen Bibel zum Vorschein, aus welcher er in unartikulirten Tönen, die einigermaßen den Klang der englischen Sprache nachahmten, vorlas. Dies Buch, erklärte er feierlichst, werde er um keinen Preis lassen. Diese Bibel besitzen, hielt er für gleichbedeutend mit „Glauben".

Am Abend wurde die Reise noch bis zur Königin Neshaolo fortgesetzt, bei welcher Nachtquartier gemacht wurde. Aber da gab es eine arge Täuschung. Die Königin empfing zwar den Missionar auch ganz freundlich, aber von dem Verlangen nach Gottes Wort, welches sie gegen die beiden Evangelisten bekundet hatte, war diesmal keine Spur. Die Geheimräthe waren dazwischen gekommen, hatten ihr vorgestellt, daß Shewasse ja auch nicht das Wort angenommen habe, und daß es doch bedenklich sei, damit anzufangen. Beuster erklärte den Geheimräthen, daß er ihre Furcht, an ihrem Einfluß zu verlieren, wohl kenne, daß er aber ihnen das Wort nicht aufdrängen wolle. Der eine alte Geheimrath erzählte, er sei in Natal gewesen und habe dort gehört, wie Missionar Allison mit Thränen ausgerufen habe: „O ihr Bassuto, liegt hier nicht fest, sondern geht und verkündigt euren Eltern, was ihr gesehen und gehört habt!" Dies Wort hatten sie aber nicht verstanden. Als sich die Leute allmählich verliefen, war es Br. Beuster klar geworden, daß der nächste Lehrer nicht hier, sondern bei Makoarele zu stationiren sei.

Von der Reise aus erblickte Br. Beuster den Fluß Lesufu (Limvubo); er konnte sich nicht enthalten, einen kleinen Abstecher dorthin zu machen. Der Fluß ist hier nur noch 1½ Tage vom Limpopo entfernt.

Gegen Abend (15. December) wurde die Stadt des Königs Lambane erreicht, der sofort alle seine Häuptlinge zusammenrief, und dann den Wunsch aussprach, einen Lehrer in seinem Lande zu haben. Nach einer Stunde war alles in Ordnung, und Br. Beuster versprach, so bald als irgend möglich einen Lehrer zu schicken. Der König war bereit, sofort einen Wohnplatz für ihn auszumessen. Von Lambane aus kann man schon die Grenzen der Tsetse=Fliege sehen. Sind wir erst bis an diese mit dem Evangelio heran, so wird sie auch weichen müssen.

Am Weihnachtsheiligabend kam der Häuptling Makoarele in Begleitung seines Bruders, um dem Br. Beuster seinen Gegenbesuch zu machen. Sie kamen zu Pferde und baten um einen Lehrer für ihr Volk, Mpafudi habe eingestimmt. Das war ein schönes Weinachtsgeschenk!

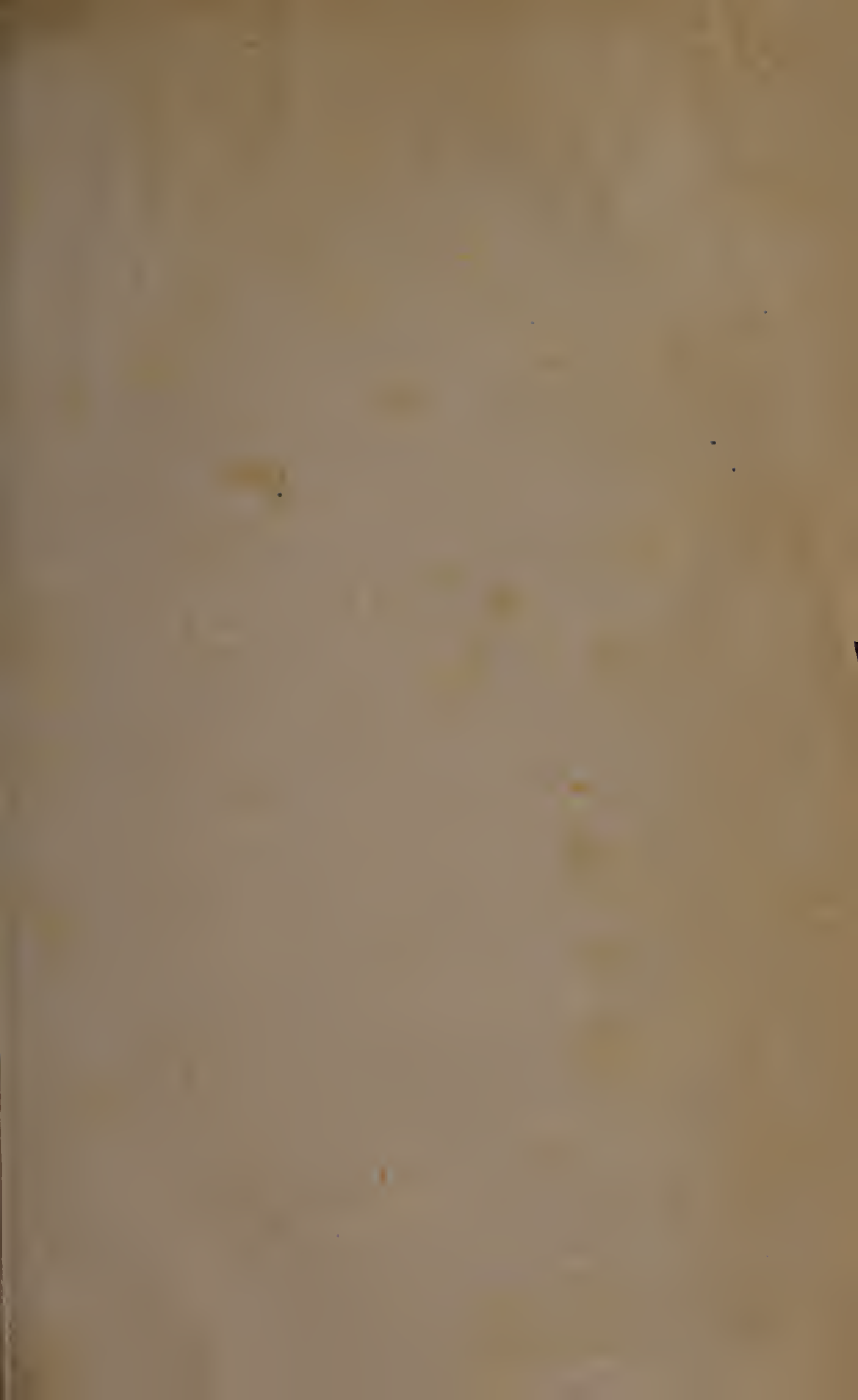
Inzwischen sind die beiden jungen Brüder Kahl und Koen im Jahre 1876 bereits im Zoutpansberg angelangt, um, der eine bei Br. Schwellnuß, der andere bei Br. Beuster zunächst die Sprache zu erlernen und dann zu sehen, wohin der Herr ihnen den Weg zeigen wird. Br. Kahl soll, wills Gott, beim Häuptling Makoarele zunächst bauen.

Es ist ein unbegrenztes Arbeitsfeld, welches sich vom Zoutpansberg aus nach Norden erstreckt. Zunächst die Stämme der Banyai, über welche wir seit längerer Zeit schon die vorläufigen Erkundigungen eingezogen haben, dann wieder volkreiche Bassuto= und andere Kaffer=Stämme bis zu den durch Mauch entdeckten Ruinen von Ophir hin, und von dort aus scheint ein ununterbrochenes Völkermeer, dem heute nur noch erst die Sclaven für den Handel durch die Portugiesen entnommen sind, sich bis zum Zambesi und über diesen hinaus bis in das Innere von Central=Afrika mit seinen herrlichen Landschaften, seinen Palmen und Bananen, seinen Flüssen und Seen zu erstrecken, Arbeit auf Jahrhunderte für die den Namen des Herrn weitertragende Gemeinde. Für diese Alle hat der Herr Jesus geblutet, sie alle mit seinem Leiden und Sterben erstritten, sie alle der Missionsgemeinde auf's Gewissen gebunden. Das bisher gethane Werk hat uns gezeigt, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist, darum in Gottes Jesu Namen: Vorwärts!!

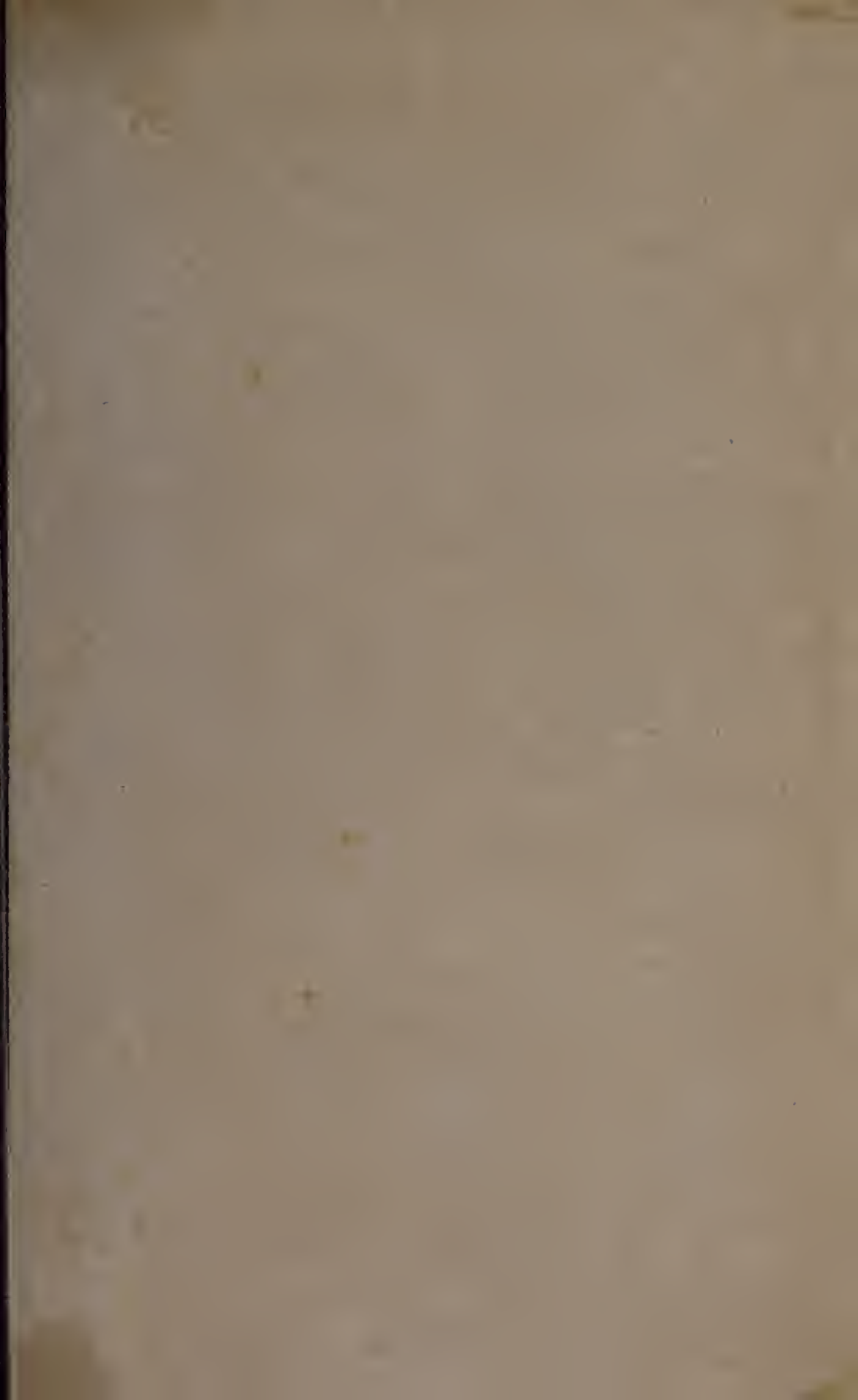
Register

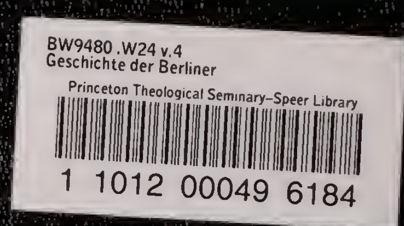
der Orts-, Länder-, Völker- und Personen-Namen des 4. Bandes der Geschichte der Berl. Missionsgesellschaft von Dr. Wangemann.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.








BW9480 .W24 v.4
Geschichte der Berliner
Princeton Theological Seminary–Speer Library
1 1012 00049 6184